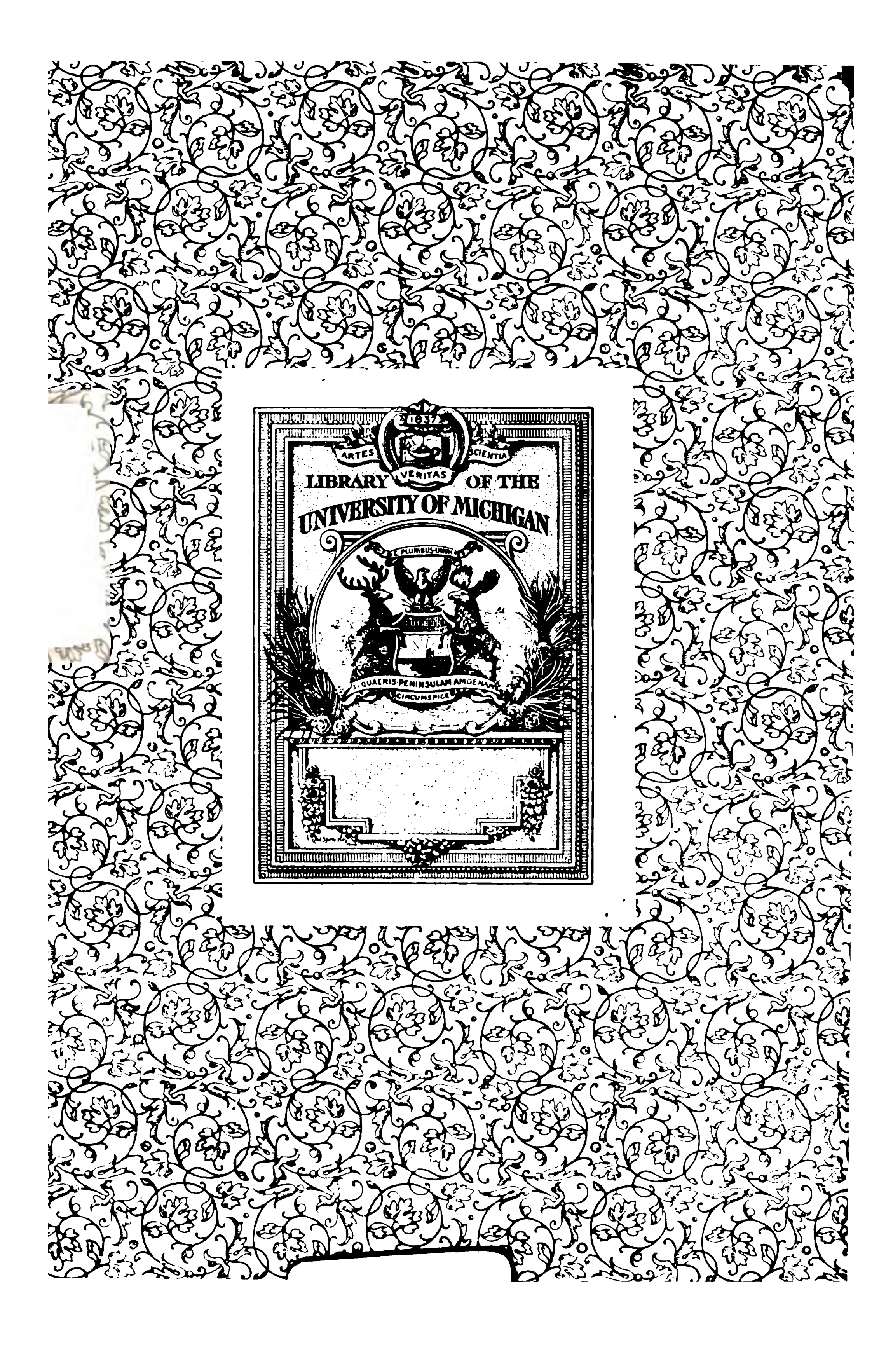
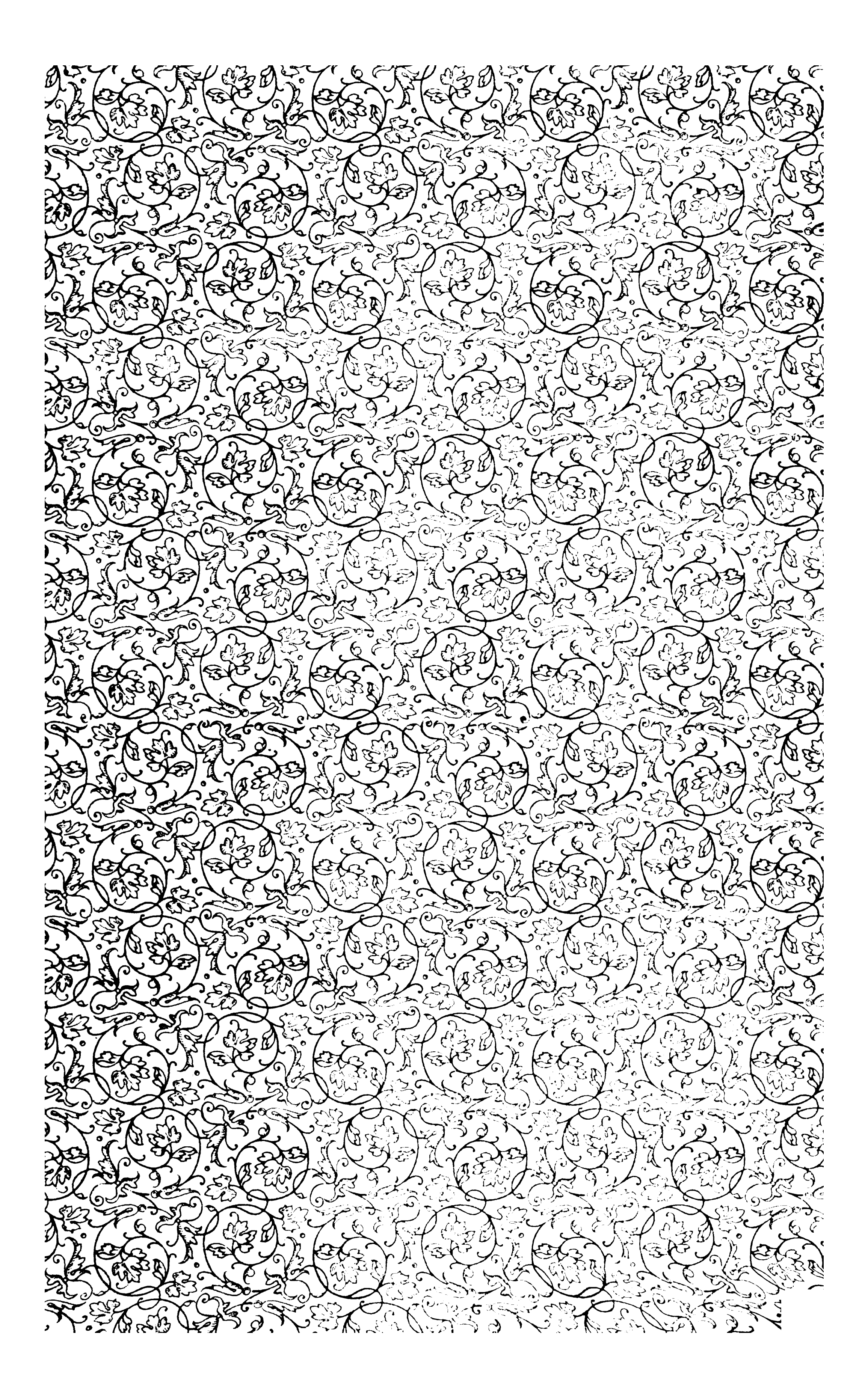
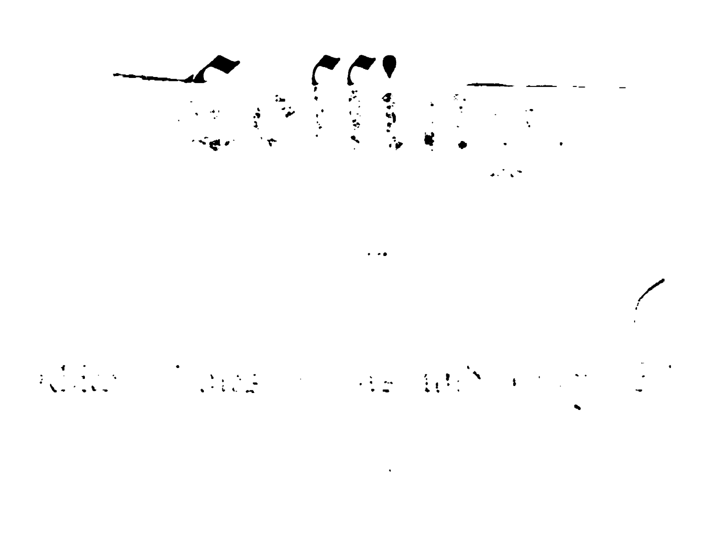

B 1,388,841


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





1780. Aus F. H. Jacobis Nachlaß.



Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.

1899.

Lessing.

Geschichte seines Lebens und seiner Schriften

von

Erich Schmidt.

Zweiter Band.

Zweite veränderte Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1899.

Meinen lieben Freunden

Clara

Gustav Marie v. Brüning.

Inhalt.

Drittes Buch. Wolfenbüttel.

Drittes Buch.

Wolfenbüttel.

I. Capitel. Emilia Galotti.

„Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weißischen u. s. w. Wasserflut, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig." Goethe an Zelter, 27. März 1830.

„Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln."
Schiller.

Was Lessings Schaffen für die deutsche Bühne bedeutet, lehrt überzeugender als alles die Thatsache, daß unsre ältesten, noch jetzt im Theater lebendig gebliebenen Stücke der heiteren wie der tragischen Gattung von ihm hervorgebracht sind. Neben „Minna von Barnhelm" steht ebenso unverlierbar „Emilia Galotti" auf den Brettern, denen auch „Nathan der Weise" als echtes Fest- und Weihespiel nimmer entschwinden kann.

Vier Phasen, je zwei nahe bei einander, sind in der langen Entwicklungsgeschichte der „Emilia Galotti" zu unterscheiden. Der alte Vorwurf hat sich im Laufe der wachsenden Psychologie Lessings und seines aufsteigenden dramatischen Könnens ruckweis oder allmählich verjüngt, verfeinert und vertieft, so daß wir an dem einzelnen Dichter beobachten mögen, was oft ein weiter Marsch durch die Weltlitteratur lehrt, die Seelenwanderung eines Stoffes. Urgestalten der Historie, Legende, Novelle werden einem vorgeschrittenen Zeitalter fremd, ja, so wie sie sind, unerträglich, deshalb biegt man ihr Haupt nach einer anderen Richtung um. Ein neuer Geist kann die ehmals gezogenen geraden Linien, die schlichte Begründung und die naive Lösung nicht mehr gut heißen, sondern will die Haupt- und Nebenmotive mit seiner abweichenden Welt- und Kunstansicht in Einklang bringen, einen innerlichen, individuellen Causalverband

herstellen, das Problem von allen Zufälligkeiten lösen, den Bedürfnissen seiner Seelenkunde und der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft da genügen, wo früher bloße Begebenheiten standen und das einfachste sociale, politische oder religiöse Gebot ausreichte. Der Moderne faßt die Überlieferungen nun interessanter und geistreicher, nicht bloß die Hülle umbildend, sondern auch den Kern. Seiner Anschauung vom Weibe widerstrebt eine Judith des Alten Testamentes, die noch das sechzehnte Jahrhundert sich gern gefallen ließ; eine Griseldis, die nach allen brutalen Prüfungen, als sei nichts geschehn, ruhig an den ehelichen Herd zurückkehrt, heißt ihm nicht mehr ein edles Vorbild. Die antiken Heroinen und Helden mußten sich bis zu Racine, Goethe und Grillparzer hin immer menschlicher nach dem Sinne der Neuzeit gebärden, und auch Corneille, auch Alfieri, dessen eigenwilligste Feuerseele doch in den Banden des Classicismus beharrte, gaben ihren Geschöpfen neue Ideen und Empfindungen und neue Töne mit.

Immer wieder hat sich Jahrtausende hindurch die Dichtung gewisser scharf ausgeprägter Stoffe der römischen Geschichte und des römischen Stoicismus bemächtigt. Als Typus der ehrbaren Matrone, die ihre Schändung nur mit ihrem Blut abwaschen kann und dergestalt das ganze Volk empört, nimmt Lucretia, nur von christlichen Zweifeln gegen den Selbstmord leis angefochten oder bei profanen Dichtern mit heißeren Glutworten des Lüstlings bestürmt, ihren Weg zu den Italienern hin, zu Shakespeare, zu Ponsard. Als Lessings freiheitliche Dramatik diesen Livianischen Bericht ergriff, dachte er nirgend an eine Verwischung der ersten Grundzüge und ahnte von der raffinirten Auffassung, die in der Renaissance Lucretias Gefühlswirren betroffen hat, noch so wenig wie von Heinrichs v. Kleist späterem Wagnis, den ungeheuersten Schimpf für ein Weib um der gebrechlichen Einrichtungen dieser Welt willen zu überwinden. Aber eine andre, für das internationale Drama noch fruchtbarere Erzählung des Livius zog er schon früh aus ihrer äußern und innern Lebenssphäre in ganz neue Bahnen hinüber, die Geschichte der Virginia.

Virginia, des braven plebejischen Kriegsmannes Virginius Tochter, die Braut des jungen, gleichfalls der Aristokratie feindlichen Tribunen Icilius, wird in dieser gährenden Zeit, die sie mit

ihrer Amme bei einem Oheim in Rom verbringt, vom Decemvir Appius Claudius wollüstig begehrt und, da seine schnöden Zumuthungen an der keuschen Tugend des Mädchens abprallen, durch Ränke seines ruchlosen Helfershelfers Marcus Claudius diesem in Servitut zugesprochen, da sie von einer Sclavin der Claudier herstamme. So hofft denn der Tyrann freie Hand zu bekommen. Im Gerichtshandel führen der Oheim und mit hitziger Beredsamkeit der Bräutigam ihre Sache, das Volk regt sich. Appius muß einer Berufung des Vaters aus dem Lager scheinbar zustimmen; Virginius, trotz Geheimbefehlen rechtzeitig von den Vorgängen unterrichtet, kommt zur neuen Verhandlung, die gegen all seine guten Gründe gewaltthätig abgebrochen wird. Es soll bei jenem Entscheid bleiben, das Volk ist zerstreut, der lüsterne Machthaber auf die Lictoren gestützt des Erfolges sicher; da erbittet Virginius ein Abschiedsgespräch mit seiner Tochter, packt auf dem Forum ein Fleischermesser und sticht sie nieder, um ihre so bedrohte Ehre zu retten. Dann flüchtet er ins Lager. Appius weicht vor der wachsenden Empörung in seinen Palast zurück und tödtet sich später im Kerker. Claudius wird verbannt. Die republikanische Sache triumphirt.

Als der Fanatiker der Freiheit Alfieri in demselben Jahre 1777, wo er sein Buch in tyrannos schrieb, den Livianischen Bericht las, fühlte er sich durch diese Worte und Thaten so entflammt, daß er unmittelbar darauf sein Trauerspiel „Virginia“ begann und im Überschwang betheuerte, es gebe keinen edleren, fruchtbareren, großartigeren, schrecklicheren, jammervolleren, von jeder Seite zur tragischen Behandlung geeigneteren Stoff. Dieser hat denn auch, erst mittelbar durch gebundene und ungebundene epische Vorlagen, dann unmittelbar aus der Hand des alten Geschichtschreibers gar viele romanische und germanische Dramatiker angezogen. Schon die trübe Morgendämmerung der elisabethinischen Bühnendichtung brachte um 1563 ein durchaus unreifes Geschling hervor, das die menschliche Handlung von Allegorien, den Ernst von Possen umwuchern läßt, Virginius mit dem abgeschlagenen Haupt seiner Tochter vor Appius zeigt, aber, statt der Amme schon eine Mutter einführend, nicht ohne Zartheit das Familienglück darstellt und dem argen Decemvir einen Conflictsmonolog in den Mund legt. Die folgenden Jahrhunderte brachten unter dem bezeichnenden Doppeltitel „Appius

und Virginia", oder auch dem einfachen „Appius", manches Stück; nach den Webster, Dennis und Genossen hat sich sogar eine Frauenhand einmal zimpferlich an der Katastrophe Virginias versucht, bis die tugendsame englische Kritik den Stoff der „Emilia Galotti" für übel gewählt erklärte. Von Mairets Tagen zu Triumphen der Rachel hin, die eine neue Keuschheitsheldin Virginia auch auf deutsche Gastspiele führte, beschritt dies jungfräuliche Opferlamm die Bretter Frankreichs. Spanien, Italien betheiligten sich mehr als einmal. In Deutschland hatte längst der unersättliche Hans Sachs auch diesen Gegenstand seiner dramatischen Häckselmaschine überantwortet, bevor ihn Dichterlinge des achtzehnten Jahrhunderts ergriffen, ein gewisser Patzke neben Lessings geheimen Anfängen, als lahme Nachzügler die Ayrenhoff und Soden. Diese ganze Masse zeigt in Bausch und Bogen, bei mannigfachem Streben nach Concentration und rednerischer Aufschwellung, bei allem Bemühen, die dünne Handlung zu bereichern, den Virginius menschlicher, den Appius glänzender oder ihn besserer Regungen fähig zu halten, eine passive Tugendmärtyrerin, einen republikanischen Vater, einen gierigen Tyrannen, im Hintergrunde den Umsturz Roms. Als der Gottschedianer Patzke 1755 vor seinem leeren Alexandrinergeklapper den Livianischen Bericht mittheilte, sagte er nicht untriftig: „Man sieht gleich, daß in dieser Erzählung zwo Handlungen liegen: Der Tod der Virginia oder die durch das Laster unterdrückte Unschuld, und der Tod des Appius oder das von der Tyranney befreite Rom". Mache man dies zur Hauptsache, jenes zum Nebenrade, dann könne wohl ein einheitliches Stück entstehen, das aber „Appius" heißen müßte; „so hat der spanische Verfasser des Trauerspiels Virginia, den uns der Herr Magister Lessing in seiner theatralischen Bibliothek hat kennen lehren, beyde Handlungen verbunden. Sein Hauptwerk ist die Befreyung Roms".

1754 bot Lessings Theatralische Bibliothek die lange, aus Hermillys Französisch übersetzte Analyse der „Virginia", des 1750 nebst einer streng classicistischen „Abhandlung über die spanischen Tragödien" erschienenen Trauerspieles von Montiano. Lessing war schon früher durch die Pariser Kritik auf diesen stolzen Spanier aufmerksam geworden, der seine den Franzosen abgelernte Regelmäßigkeit für ein altes einheimisches, nur durch Lopes und Cal-

derons Ungeschmack zurückgeworfenes Renaissanceerbgut ausgab. Diese großen Worte historisch zu prüfen vermochte Lessing noch nicht, als er den weitläufigen Auszug wiedergab und auch den in unverkürzter Übersetzung vorliegenden „Discurs“ mittheilen wollte. Montiano galt ihm für den „größten tragischen Dichter, den jetzt Spanien aufweisen und ihn seinen Nachbarn entgegenstellen kann“; aber er lernte allmählich, was das spanische Nationaldrama sei, und widerrief in Hamburg mit allem Nachdruck diesen windigen Lobspruch: „Die Virginia des Augustino da Montiano y Luyando ist zwar spanisch geschrieben, aber kein spanisches Stück: ein bloßer Versuch in der correcten Manier der Franzosen, regelmäßig, aber frostig. Ich bekenne sehr gern, daß ich bei weitem so vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben“. Ihm war jeder Zeit die Beschäftigung mit einem fremden Stück Anlaß zu eigenen Versuchen, und so mögen Gedankenkeime zu einer „Virginia“ Lessings schon ins Jahr 1754 fallen. Damals und länger galt es einem Römerstück mit politischem Nerv, wie um 1756 „Das befreite Rom“ sogar Lucretias Katastrophe nur in den ersten Act episodisch verwebt und den Dolch, mit dem das entehrte Weib sich vor allem Volk ersticht, dann in Brutus' Hand als Mordwaffe auf den Tyrannen zückt. Frei von Montianos Rednerei und der classicistischen Würde, die im Gegensatze zu Virginia-Dichtern Englands keinen sichtbaren Mord duldet, das Drama auch hier wie im „Befreiten Rom“ dem Volk erschließend, von dem Spanier, der einzelne Züge hinterließ, zu Livius nachdenklich zurückkehrend, hätte Lessing nun ein echtes Römerstück geliefert, um den Appius wesentlich als Unterdrücker und Lüstling im Kreise feiler Schergen hinzustellen, obenan seinen infamen Claudius, um dem Icilius die herkömmlichen Vorzüge des beredten jungen Heldenliebhabers zu leihen, um Virginia, die im Livianischen Proceß nur ein „willenloses Rechtsobject“ und bei Montiano bloß eine ängstliche, treue Braut ist, heroinenhafter zu zeichnen, ihre Ermordung wie einen Opfertod zum Signal der siegreichen Volkserhebung zu machen, ihren Leichnam sühnend mit Tyrannenblut zu besprengen und den Vaterschmerz des Virginius, der mit der âpre vertu eines Corneillischen Horaz weichere Gefühle verbunden hätte, durch patriotische Errungenschaften zu trösten. Dies Stück sollte gleich dem „Befreiten Rom“

drei Acte umfassen und ebenfalls mit einem volltönenden Finale auf dem Forum schließen. Freilich sind das bloße Vermuthungen, und der Gedankenleser irrt sich leicht. Mußte Lessing von vornherein gewisse Motive des Montiano als abgeschmackt unter den Tisch werfen, wie die Lösung, daß zwar Virginius den Claudius tödtet, Appius aber beinahe komisch durch des Icilius Dolch und seinen eigenen zugleich fällt, so sind doch andre noch in der letzten Phase stärker oder schwächer aufzuspüren, die denn bereits der ersten gehört haben werden: die Annäherung des Appius bei einem religiösen Feste, den Palilien; die hartnäckigen letzten Ränke des Claudius und früher seine Vorstellung, daß weiblicher Eigensinn leicht dem Andrang der Schmeichelei auf die Eitelkeit erliege; eine dumpfe Ahnung des Icilius, dieser Tag werde Unheil bringen; der Rath der Amme, das wahrhaftige Mädchen solle ihre Furcht vor Gewaltthaten des Machthabers ja nicht dem geliebten Bräutigam aussprechen.

Wie es seine Art war, sah sich Lessing auch die andern ihm zugänglichen Bearbeitungen dieses Stoffes an. Da fand er in Campistrons noch für den „Alcibiades" wieder aufgeschlagenen Werken ein schwaches Jugendstück von 1683, das es fertig brachte, den bei Montiano wie bei Livius erst gegen Ende herbeikommenden Virginius ganz aus dem Spiele zu lassen, das aber gleich jenem ältesten englischen Drama die Amme durch eine Mutter Plautia ersetzte und eine dankbare Neuerung bot: Claudius und Icilius sind persönliche Feinde, also wirkt die Privatrache des Intriganten mit, wenn er, eben da alles zur Hochzeit gerüstet ist, Virginia in den Palast ihres Verfolgers entführen läßt. So empfing eine Person ihr Dasein, eine andre neue Triebkräfte und die führendere Rolle; so wurden nicht bloß die Hauptereignisse, Hochzeit und Katastrophe, auf einen und denselben Tag zusammengedrängt, sondern auch der vornehme Hauptort aufgethan.

1754 fand im Drurylane-Theater eine neue „Virginia", von Henry Samuel Crisp in Blankversen gedichtet, dank dem Spiele Garricks und einer jungen schönen Novize lauten Beifall, den zwar die englischen Leser nachher versagten, Lessing aber diesem von ihm, wir wissen nicht: wann, wo und wie, aufgegriffenen Stück so reichlich spendete, daß er eine Übersetzung begann. Bis in die jüngste

Zeit ist seine wortgetreue prosaische Wiedergabe des Anfangs für das markige, charakteristische Bruchstück der eigenen Urexposition angesehn worden; den dieser Scene mit Recht gezollten Preis gab erst Roethe dem lang vergessenen Engländer zurück, der hier sein Bestes geboten hat. Ein klares, sparsames, inhaltschweres Gespräch zwischen dem dreisten Claudius und einem zageren Gesellen Rufus thut dar, daß Virginia für den Decemvir erobert werden soll und seine hitzige Leidenschaft jedes Bedenken in den Wind schlägt. Der Vater Virginius muß heut ins Lager zurückkehren und so den Anschlägen auf sein schönes Kind freieres Feld lassen. Mit wenigen starken Strichen wird der alte Römer gezeichnet, und zwar viel individueller, nicht kurzweg als vir recti exempli domi militiaeque; ein ungestümer Mann, der diesen Anhang des Tyrannen eben erst mit unverhohlener finsterer Verachtung gemessen hat. Alter und wahnwitzige Träume von Rom und Ehre haben ihm das schwärmerische Gehirn verrückt, sagt Rufus, aber er zittert bei dem Gedanken, Appius könne Gewalt brauchen, denn „Virginius ist durchgängig verehrt; sein silbernes Haar, sein Ruhm, seine rauhe Beredsamkeit würde ganz Rom empören". Und als Claudius keine solchen Einreden hören will, weist Rufus auch auf Virginias stolze Liebe zu ihrem Bräutigam hin, des Volkes Schoßkinde (the people's darling), dem jungen tapfern Tribunen Icilius. Crisps Dilettantismus vermag sich nicht auf dieser Höhe des Eingangs zu halten, die hier so kernige Sprache ermattet und schweift rhetorisch aus, die Fünfzahl der Acte kann nur durch die leeren Zettelungen einer auch in Icilius verliebten schwankenden Marcia, Schwester des Claudius und Freundin der Virginia, voll werden, Icilius bleibt farblos, Virginia trotz aller Neigung zu ihm eine gefaßte „Römerin" und ihres Vaters tugendstrenge Tochter. Der aber hat nicht bloß schon im ersten Acte, nachdem er so lebhaft geschildert worden war, einen heftigen Zusammenstoß mit Appius, der glühende Freiheitsfreund mit dem grimmen Tyrannen, sondern gegen das Ende hin belebt sein gleich anfangs verkündetes jähes Wesen unsre Theilnahme neu. Der graue Hitzkopf, den sein Vertrauter umsonst vor jener Begegnung zur Ruhe gemahnt hat, mahnt sich nun selbst im Monolog vergeblicher zur Beschwichtigung seiner inneren Stürme und möchte der Tochter gern ausweichen. Aber sie tritt vor ihn,

die vom Schicksal geforderte That muß rasch geschehn, wir sind ihre Zeugen, wir hören, wie ihr naturwidriger Zwang das hilflose Vaterherz belastet und wie jammervoll der Greis, seinen blutigen Dolch in der Hand, als die Andern mit fragenden und scheltenden Zurufen herbeieilen, Abschied nimmt von der gebrochenen Blume Virginia. So hatte Crisp nun dem stoischen Römer eingeheizt, eine Charakterfigur war gewonnen und menschliche Accente.

In der zweiten Phase jedoch fand Lessing eine solche Erfrischung nicht mehr genügend. Er suchte die völlige „bürgerliche" Modernisirung, die ihn überhaupt so stark beschäftigte, auch diesem Stoffe zu leihen, und ließ das altrömische Gewand ganz fallen, um mit aller Macht die rein menschlichen Motive herauszulesen. Vollzog sich diese Wandlung von Grund aus erst zwischen dem October 1757 und dem ersten Monat 1758? Oder ist die Tragödie, zu der „ein junger Mensch" nach Lessings Versteckspiel am 22. October noch ein paar Monate, am 29. nur noch drei Wochen braucht, schon dieselbe, die im nächsten Frühjahr um Nicolais neuen Dramenpreis kämpfen soll? Schwerlich. Lessing meldet aus Leipzig (21. Jan.): „Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Süjet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Namen Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem Dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Süjets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben."

Den Entwurf dieses wiederum nur dreiactigen Trauerspiels,

das den Schauplatz dreifach wechselte, hat Nicolai noch 1775 zu sehn bekommen. In den Umrissen der Handlung mehr als in den Feinheiten der Charakteristik entsprach dieser Plan gewiß schon ganz ungefähr der letzten Fassung, aber nur wie die Vorübung eines Lehrlings dem Meisterstück, und es ist, von ein paar sicheren Angriffspunkten abgesehn, ein bloßes Spiel des Scharfsinns, ihn Scene für Scene skizziren zu wollen. „Nach demselben war die Rolle der Orsina nicht vorhanden, wenigstens nicht auf die jetzige Art“, erzählt Nicolai kurz und unklar; also vorhanden war sie doch, wenn die Gräfin auch wohl schwächer, vielleicht mehr hinter den Coulissen, in das Getriebe eingriff. Gerade damals mußte sich ja diese bei keinem Livius, keinem Montiano oder Campistron erscheinende und auch durch Crisps unnütze Marcia höchstens für den bloßen Platz angekündigte Figur den Berechnungen Lessings aufdrängen. Auf Mellefont und Sara folgen der Prinz und Emilia, auf „Mellefonts alte Liebste“ Marwood, diese modernisirte rachgierige Medea, folgt viel tiefer erfaßt die verlassene Orsina, der Züge einer modernisirten hellseherischen Kassandra, Töne von Euripides und Seneca her nicht fehlen. Sehr übertreibend wollten schon Zeitgenossen des Dichters ihre Gestalt in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zur leidenschaftlichen Italienerin Olivia setzen, die sich in unerwiderter Liebe für den ehrenwerthen Sir Charles Grandison und in heller Eifersucht auf die sanfte Clementina verzehrt. Richardsons vielgepriesene, von Lessing selbst bewunderte Episode gab wenig; mehr trug, auch wohl zur Vertauschung des altrömischen Schauplatzes mit einem neuitalienischen, der schon für Shakespeares Dramatik so wichtige Novellist Matteo Bandello bei. Die entsetzliche Rache (1, 42) der Violante an einem Ungetreuen konnte, zusammen mit Motiven der Antike, Orsinas schaudervolle Vision von der Zerfleischung des Verräthers schüren. Denn diese Novellen halfen Lessings Stück ummodeln; da ergiebt das erste Wort einer Geschichte (2, 37) den Vornamen Odoardo, der natürlich nicht vom komischen Alten der Wiener Posse geborgt sein kann, und so verschieden dieser Liebeshandel zwischen König Odoardo von England und der schönen keuschen Gräfin-Wittwe Alix besonders in der Lösung sich darstellt, die Beobachtung des ersehnten Weibes, die Verfolgung bis in die Kirche, die Schritte des eingeweihten Kammerdieners, die Haltung der mit Alix allein in der

Stadt gebliebenen Mutter, der es doch nicht ganz gleichgiltig wäre, durch ein Favoritenthum zur ersten Dame im Reich aufzurücken, die von Alix im königlichen Lustschloß mit dem Dolch gestellte Alternative: Schonung oder Selbstmord — all das konnte den Dichter anregen, zumal da eine ungleich wichtigere Überlegung mit Bandello zu verknüpfen sein wird.

Der alte Rohstoff des Livius und nebenher des Dionys von Halikarnaß, der früher Hand in Hand mit dichtenden Vorgängern darauf gegründete Entwurf machte einem modernen Trauerspiel Platz. Palimpsestartig schimmerten unter der italienischen Tragödie die römischen Urlinien mehr oder weniger verblichen durch. Ein Vater, immer noch der Mann, der nach der alten Formel lieber der Mörder einer schamhaften als der Vater einer entehrten Tochter sein will, tödtet seine Tochter, die durch Helfershelfer eines mächtigen Wollüstlings gewaltsam oder verführerisch ihrem Bräutigam entrissen werden soll. Das Mädchen muß isolirt, der Verlobte irgendwie beseitigt werden. Oberst Odoardo Galotti ersetzt den Kriegsmann Virginius, Emilia die Virginia, Mutter Claudia (wie Campistrons Plautia) die Pflegerin, Appiani den Icilius, der gebietende Prinz den mächtigen Decemvir, Marinelli den frechen Hörigen Marcus Claudius, der abgefeimte Gesellen anwarb wie Marinelli einen tollkühnen Bravo; selbst der feige, von Gewissensbissen angefochtene Diener Pirro mag dem ängstlichen Rufus, nicht der Geschichte zwar, sein flüchtiges Dasein verdanken. Der geplante Gewahrsam im anrüchigen Hause des Kanzlers Grimaldi tritt dafür ein, daß Virginia als eine Unfreie dem Marcus Claudius zugesprochen ward, wie denn die historische Überlieferung auch Kupplerinnen kennt, die das Mädchen kirren sollten.

Mit sicherer Hand wählte Lessing Ort und Zeit: an Stelle Roms ein Duodezfürstenthum Italiens, statt der frühen republikanischen Antike das Zeitalter des wollüstigen Selbstherrschers Louis XIV., dem die Kleinen nachäfften. Am Hofe von Guastalla, denn in Deutschland wollte und durfte Lessing sein trotz aller Umbiegung revolutionäres Werk nicht ansiedeln, zeigte er die Willkür eines begehrlichen, gewissenlosen Fürsten und dienstfertiger Creaturen, feile Banditen und abgethane Maitressen in der Nachbarschaft, in der Ferne grollende Edle. Ein Prinz Ettore Gonzaga hat nie ge-

lebt; das regierende Haus Guastalla-Gonzaga ist 1746, die Linie von Sabionetta schon 1703 ausgestorben, aber noch gegen Ende des Jahrhunderts verfocht ein emigrirter Abkömmling in Deutschland seine Rechte. Kleine Züge, wie die Ansprüche auf Sabionetta, den Landaufenthalt in Dosolo (nicht Dosalo!) jenseits des Po, den Vornamen Orsina, entnahm Lessing, dem Affós weitläufiges Werk über Guastalla noch nicht vorlag, der Geschichte, die von der Bildung, Kunstliebe und Sinnlichkeit der Familien Gonzaga Kunde giebt. Aber er bemühte sich nicht, mit reicherer Localfarbe italienische Figuren und Zustände zu malen, und Sachsens Herrscher, frivol, gewandt, üppig, Mäcene der bildenden Kunst, kannte er besser als einen Duca hinter den Alpen. Sein Marinelli mit dem aus Bayle entlehnten und an Machiavelli anklingenden Namen ist kein italienisch-jesuitischer Hofmann; der heißblütige Galotti hat eine Beimischung langsamer deutscher Dumpfheit, die Wälsche Orsina eine starke Ader nördlicher Verzweiflungsphilosophie, und der nur an Jahren junge Appiani, obwohl er heftig auffahren kann, einen müden Spleen.

Von allen Gestalten dieser zweiten Phase muß Odoardo, dem Crisps Virginius bis zum Schluß über die Schulter sieht, am frühesten fertig gewesen sein; allmählich nur reiften die andern, ein Marinelli rascher als eine Orsina, ein Appiani. Freilich konnte sich Icilius nach Aussonderung der staatlichen Interessen nicht bloß in einen modernen jungen Pathetiker der Freiheit umwandeln, wie etwa der knabenhafte Borgognino als zweiter Heldentenor schreit: „Ich hab' einen Tyrannen!“ Und gegen alles hergebrachte redensartliche Typenwesen erstand schon früh Lessings Streben nach Charakteristik. Mag Heinrichs v. Kleist „Hermannsschlacht“, eine Scheußlichkeit des Alten Testamentes brutal übernehmend, den zerstückten Leichnam einer cheruskischen Virginia zur Aufstachelung benutzen, seine Thusnelda darf sich nicht nur mit den dichterisch wohlfeilen Ansprüchen des schlechterdings unbeirrbaren Heldenweibes abfinden. Auf weiterer Bahn hat der Charakteristiker Lessing nach und nach seit 1758 das alte einfache Motiv der Virginia gründlich verändert: keine passive, allenfalls mit etwelchem Tugendpathos vollgeblasene „Römerin“, sondern der „leicht Verführbaren“ eine; nicht mehr wie bei Montiano (3, 1) und Crisp (I. II) nur auf der feindlichen Seite

Marinellische Reflexionen über Eitelkeit, Schmeichelei, lockende Vornehmheit, sondern die Gefahr im Mädchen selbst. Diese Richtung wenigstens mußte er schon 1758 sofort einschlagen, da ihm zwei sehr verschiedene litterarische Führer den von der Heerstraße aller Virginia-Dichtung abbiegenden Seitenpfad wiesen, Bandello und Richardson. Schon ein italienischer Humanist des vierzehnten Jahrhunderts, Coluccio Salutati, hatte mit erneuerter Künstlichkeit der spätrömischen Rhetorenschulen und ihrer Declamationes seinem Lucretia-Dialog eine ganz andre, raffinirte Wendung gegeben und mit allen Wallungen des Blutes im Weib, auch im vergewaltigten, gerechnet. Ihm folgte mit großer wörtlicher Anleihe Bandello (2, 21): Lucretia hat in den Armen ihres Schänders etwas von der geheimen Lust empfunden, die auch ein widerwilligst bezwungener Leib fühlen kann, und so flehend wie raisonnirend begründet sie vor ihren nächsten Angehörigen aus dem Hader der begehrlichen Sinne und der gewissensstrengen Vernunft, der Ehrbarkeit und der Verführbarkeit des Weibes ihren nothwendigen Selbstmord. Grillparzer, selbst im „Treuen Diener seines Herrn“ aufs discreteste diese Bahn beschreitend, nennt Bandellos Lucretia-Rede „ein Meisterstück, wie man es bei Schriftstellern von erstem Rang kaum findet“ und möchte vermuthen, „als ob Tarquin schon früher in ihr ein, wenn auch nur flüchtiges Wohlgefallen erregt habe. Hierauf fordert sie die Ihren zur Rache auf und tödtet sich. Die letztern Gedanken dürften Lessing bei dem fünften Acte seiner Emilia Galotti vorgeschwebt haben“. Gewiß; aber Emilias ganzes neues Wesen ist aus dieser italienischen Renaissance tingirt worden, Virginia durch Lucretia. Anders Richardson: nur dem Leib einer bewußtlosen Clarissa kann Gewalt geschehen, nicht ihrem jungfräulichen Geist; doch diese vielgeprüfte und so wortreiche englische Märtyrerin der Schönheit und der Tugend, dies vom Jäger Lovelace mit allen Mitteln der Bestrickung feiner und roher Art unentrinnbar eingeengte Wild, Miß Harlowe, der auch die Verführung in die Kirche nachschleicht und verkappte Spione bis über die Schwelle der Familie zuschickt, die durch Vorspiegelungen in den Park und das Landhaus des Verfolgers gezerrt und dann, den Verwandten und Freunden entrissen, einem höchst bedenklichen Londoner Herd überantwortet wird, selbst sie bei aller so bewußten Tugend- und Lehrhaftigkeit ist gegen die glänzenden

Vorzüge Lovelaces nicht blind. Sie grübelt wenigstens über die Ohnmacht des Herzens nach und thut, gegen jede willige Hingebung der Schwäche gefeit, zwar durchaus keinen sittlichen Fehltritt, aber doch einen falschen Schritt, der verhängnisvolle Folgen hat. Einzelne Motive der Anschläge fügten sich leicht in Lessings Gewebe, und der ganze endlos ausgesponnene sittliche Gegenstand beschäftigte seine Gedanken, als er den Prinzen und Emilien zeichnete, um, neuen Wein in alte Schläuche gießend, darzuthun, daß Verführung die wahre Gewalt sei. Kettner hat mit erlaubter Einseitigkeit den großen englischen Roman vergleichsweis untersucht, aber er hat auch von Lessings soviel nervöseren, willensschwachen, unklar und unsicher empfindenden modernen Menschen, die endlich den Römerstoff auffaugen, feinsinnig hinübergeblickt auf einen philosophischen Führer, Leibnizens nachgelassene **Nouveaux essais sur l'entendement humain** (1765). Was Lessing in dem eifrig studirten und z. Th. excerpirten Werke las über Charakter und Naturanlage, die Macht unbewußter Vorstellungen und dunkler Triebe über unsre Entschlüsse, die unwillkürlichen „fliegenden" Gedanken, die dadurch erzeugte mitten in scheinbarer Stille geschäftige Unruhe mit ihren zudringenden Erinnerungen, ihren Phantasiespielen, ihren jähen Entschlüssen, das kam seiner dramatischen Psychologie entgegen, verfeinerte sie noch und half auch die „Emilia Galotti" innerlich fortbilden.

Ein Jahrzehend verstrich, bis Lessing in einer dritten Phase sein Scenar wieder aus dem Staube zog und zu fünf Acten erweiterte. Was ihn antrieb, liegt auf der Hand. Einmal die Nähe trefflicher Künstler, die für einzelne Rollen der „Emilia" vorzüglich geeignet schienen und sich unter den Augen des Dichters zur vollkommenen Verkörperung so hoher Aufgaben erheben konnten. Denn war Ekhof nicht ein geborener Odoardo, die leidenschaftliche, kluge, beredte Hensel nicht wie geschaffen zur Orsina? Brachte Borchers für den Prinzen nicht Erscheinung und Bildung mit, und konnte Frau Löwen als Emilia versagen? Im Hinblick auf solche Kräfte schrieb Lessing eine neue „Emilia" bloß für das Spiel, nicht für den Druck. Man erkennt die Spuren einer Fassung, der das lebendige Wort des Dichter-Regisseurs erklärend zu Hilfe kommen wollte, noch in der endgiltigen, manches nur andeutenden Gestalt.

Jetzt wurde die Exposition viel feiner ausgearbeitet und die Scene des Malers Conti wenn nicht erfunden, so doch um das allgemeinere ästhetische Gespräch bereichert. Emilias Conflict ging in die Tiefe. Orsina wuchs zur Beherrscherin eines ganzen Actes. Jede Person, jeder ältere oder frische Auftritt durfte von der gereiften Theaterkunst des Dramaturgen zehren.

Stärker jedoch als der Ansporn eines wohlgeschulten Personals mußte die Lust sein, nicht bloß theoretisch zu kritisiren, sondern auch neben die Lehre das Beispiel zu pflanzen. Der Irrweg war erkannt, ein neuer Pfad gewiesen, exemplificirend geht der Bahnbrecher voraus. Der sentenziösen Alexandrinerdeclamation, auf deren Wellen man bisher so bequem schwamm, setzte Lessing eine bis auf Punkt und Komma ausgesparte, höchst anspruchsvolle Prosa entgegen, die anderseits den Unarten eines „Ugolino" widerstand. Jedes Blatt seines Bühnenmanuscriptes war eine gegenständliche Verurtheilung oder Anerkennung vorhandener Leistungen und Strömungen des europäischen Dramas. Durch eine feste Handhabung der Einheiten bewies er dem Dichter der „Merope", daß ihm der Tadel leicht und das Bessermachen nicht schwer falle. Jeder falsche Anstand blieb der Katastrophe fern, die aber natürlich nicht nach dem „Erstochen und geklascht!" der verkürzten deutschen „Zaïre" eingerichtet werden sollte. Keine unechte Spannung verdunkelte die Exposition, denn Schritt für Schritt führte Lessing den Zuschauer in die den Hauptpersonen selbst unklare Anlage ein. So erfüllte er ohne das armselige Vergnügen einer Überraschung ein Gebot, das die Hamburgische Dramaturgie seinem lieben Diderot beifällig nachgesprochen hatte: „Weit gefehlt, daß ich mit den meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben wollte, man müsse die Entwicklung dem Zuschauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es sollte meine Kräfte nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsetzte, wo die Entwicklung gleich in den ersten Scenen verrathen würde und aus diesem Umstande selbst das allerstärkste Interesse entspränge".

Der Ruin des Hamburger Theaters kreuzte Lessings ehrgeiziges Bemühen. Archäologische Arbeiten drängten das Bühnenstück nochmals in den Hintergrund. Und ein inneres, wohl nur halbgestandenes Hemmnis trat wieder der Vollendung entgegen, die große

Schwierigkeit nämlich, den von jeder politischen Umwälzung abgelösten Untergang einer Virginia-Emilia überzeugend zu gestalten. Erst die Wolfenbüttler Einsamkeit im Winter 1771 auf 72 schenkte bequeme Mußestunden für „Emilia Galotti“. In dieser vierten Entstehungsphase wurde die Tragödie endlich im Februar abgeschlossen. Als Diener eines Herzogshauses, dem die geheime Chronik mancherlei Liebeshändel nachsagte, in einem verödeten Fürstenschlosse schrieb Lessing, jedes Sätzchen langsam abwägend, sein revolutionäres Trauerspiel vollständig um. Er habe weder die dreiactige Skizze, noch die fünfactige hamburgische Ausarbeitung brauchen können, versichert er mit leichter Übertreibung. Am ersten März ging das letzte Manuscript nach Berlin ab, wo Voß die „Emilia Galotti“ sowohl mit „Sara“ und „Philotas“ zu einem Bande „Trauerspiele“ vereinigte, als auch besonders herausgab. Er fand seine Rechnung.

Der erste Act gehört dem Prinzen, in dessen Cabinet er sich am frühen Morgen abspielt. Hettores Anfangsworte über die traurigen Geschäfte sind der vollste charakteristische Gegensatz zur Berufsauffassung Friedrichs des Großen, der sich den ersten Diener des Staates nannte. Oberflächlich in den Einläufen blätternd, sagt er achselzuckend und mehr leichtsinnig als gutmüthig: „Wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden.“ Aber der Name Emilia unter einem Gesuch frappirt ihn, und sofort ist das Thema des Stückes mit eben diesem Namen angekündigt. Die Quelle dieses glücklichen Motivs war der zweite Aufzug des spanischen „Essex“ von Antonio Coëllo: Elisabeth setzt sich vor dem Schlafengehn zu den Briefschaften und Papieren, die ihr Kanzler überbracht hat. „Sie will“, so analysirte der Dramaturg, „sie will sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigeren Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! 'Muß es denn eben' sagt sie 'von einem Grafen sein, was mir zuerst vorkömmt!' Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte.“ So fällt das Auge des Prinzen auf die Bittschrift einer „Emilia Bruneschi — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti.“ Sie fordert viel, diese Emilia, aber ihr Vorname verschafft ihr bei dem Mann der souveränen Laune ein rasches Gewährt. Die Lust

zur Arbeit ist dem Stimmungsmenschen, der Entschlüsse nur faßt um sie zu widerrufen und einen einzigen Gedanken, den an Emilia Galotti, fest hält, verflogen, weil eine arme Bruneschi Emilia heißt. Noch weiß der Zuschauer nur den Namen des Weibes, das den Fürsten so erregt; noch hört der Zuschauer, als ein Billet der Gräfin Orsina gebracht und von Hettore ungelesen bei Seite geworfen wird, nur, daß die Liebe zu dieser Dame der Vergangenheit angehört, wie uns frivole Worte versichern. Alle epischen Behelfe des Classicismus sind hier und überhaupt trotz der äußeren französischen Technik verschmäht, und mit einer meisterhaft aussparenden Kunst, die erst Ibsen wieder gesucht hat, werden die Lichter da und dort im Dialog aufgesteckt, die Fußangeln für das Interesse allenthalben gelegt. Die nächsten Scenen lüften den Schleier mehr, indem sie zugleich den Charakter des Prinzen immer klarer enthüllen. Ein Maler Conti wird vorgelassen. Der Künstler hat freien Eintritt bei dem feingebildeten Gönner, in dessen Gebiete die Kunst nicht nach Brot gehen soll, wie das alte Sprichwort sagt. In gewinnendster Form entfalten die Gespräche mit dem Hofmaler ein vertrauliches Verhältnis zu dem Künstler und der Kunst. Conti hat zwei Porträts mitgebracht, ein bestelltes und ein um so sehenswertheres nicht bestelltes. Das erste ist das Bildnis der Gräfin. Während er die beiden Stücke aus dem Vorzimmer holt, bleibt dem Prinzen Zeit zu einem kleinen, für die Zuschauer, nicht für Conti bestimmten Erguß. Dieser weithin lichtverbreitende Expositionsact hat einen streng symmetrischen Bau von acht Auftritten; der erste setzt mit ein paar monologischen Zeilen ein und alle folgenden ungeraden Scenen werden ausschließlich von dem Prinzen ausgefüllt. Dazwischen Dialoge im strengsten Sinne des Zwiegesprächs, bis ein fürstlicher Rath, an Elisabeths Kanzler erinnernd, den Aufzug mit ein paar monologischen Zeilen abschließt. Bei dieser Alleinherrschaft des Prinzen kann sich eine solche Fülle von Charakteristik durch Thaten und eigene Worte über ihn ergießen, daß es für Hettore allein jener directen Charakteristik fast gar nicht bedarf, die in unserm Stücke die meisten Personen oft so scharf beleuchtet. Gleich der Eingang hatte die Namen Emilia und Orsina schroff gegen einander gestellt. Jetzt hören wir in Form eines kleinen Selbstgesprächs, daß in Hettores Brust statt des verstoßenen Bildes der

Orsina ein ander Bild wohnt, und daß ihn diese Verehrung nicht so ausgelassen, aber besser stimmt. In die Ausmalung desselben Gegensatzes vertieft sich die zweitheilige Scene nach Contis Rückkehr. Statt einer Bittschrift und eines Billets sieht der Prinz zwei Gemälde. Was in seinem Herzen lebte und lebt, steht jetzt vor seinen Augen. Und wie sorgsam auch im Theater die Leinwand dem Publicum entzogen wird, wir schauen die Bilder mit dem Prinzen: denn er zergliedert voll carikirender Grausamkeit das Gemälde seiner abgethanen Favoritin, und er versenkt sich in die stumme Bewunderung des andern, das uns Conti beredt anpreist. Vergangenheit und Zukunft stoßen hart zusammen. Noch vor einem Monat lag der sinnliche Hettore gern in Orsinas Fesseln. Nun wird ihr Bild unbeachtet in einer Galerie des Schlosses hangen, und es geht diesem Wankelmüthigen wie dem Helden der alten Anekdote, der ein vom Bräutigam bestelltes Bild als Ehemann kühl bekrittelte. Indem er die unredlich redliche Bemühung Contis, welche die „großen, hervorragenden, stieren, starren Medusenaugen der Gräfin" so trügerisch idealisirt habe, perfid ablehnt, liefert er einen unmittelbaren Beitrag zur Charakteristik Orsinas: „Sagen Sie selbst, Conti, läßt sich aus diesem Bilde wohl der Charakter der Person schließen? Und das sollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermuth verwandelt." Stolz, Hohn, Schwärmerei, Trübsinn sollen wirklich den späteren Scenen der Gräfin ein Medusenantlitz leihen. Aber noch andre Personen werden in diesem Gespräch exponirt. Conti wendet das zweite Porträt um; Hettore, seiner nicht mächtig, ruft: Emilia Galotti! Der Mittheilung, er habe sie seit einer Vegghia nur noch an heiliger Stätte gesehen, folgt die wichtige prägnante Auskunft: „Auch kenn' ich ihren Vater. Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte. — Ein alter Degen; stolz und rauh, sonst bieder und gut!"

Die Scene streift mit ihrem enggepackten Reichthum von Sinnsprüchen manchmal zu sehr an die geistreiche Vorlesung. Conti scheint ein ästhetisches Colleg bei dem Verfasser des „Laokoon" gehört zu haben: er spricht von den Schranken seiner Kunst; er weiß von Aristoteles her, daß der Porträtmaler „schmeicheln", d. h. den

Menschen dem schönen Urbilde, dem von der Natur geformten Modell nähern und ein Ideal des Individuums suchen soll; er bedauert, nicht unmittelbar mit den Augen zu malen, und spielt das vielberufene Paradoxon aus, „daß Raphael das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden." Auch der Prinz behält mitten im Sturm entzückter Aufregung hinreichende Klarheit, um diesem seltenen Maler ein paar Sprüche voll Esprit heimzuzahlen. So prägt er C. L. Hagedorns Satz: „Lebhafte Empfindungen sind selten beredt: die Verzögerung des Lobes ist vielleicht das schmeichelhafteste Lob für den Künstler" in das artige Epigramm um, „daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt"; ein Wort, das wiederum Schillers Luise mit frommer Färbung nachspricht. Weit mehr noch als in der „Minna", ja wohl zu geflissentlich hob Lessing so den Dialog auf die höchsten Höhen der Bildung. „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth", dies Wort des Prinzen ist eine Losung des ganzen Dramas, und gerade die Nebenrolle des Conti heischt einen Vertreter von Geist. Diese Malerscene hat ferner eine große technische Bedeutung, da die Episode, wie sie für Riccaut in der „Minna" gewagt worden war, nun durchgebildeter und mit festerer Vernietung in die deutsche Tragödie eingeführt wurde, um ihr zu verbleiben. Die episodischen Auftritte sind mit Maß erlaubt, wenn sie die einheitliche Haupthandlung oder die Charakteristik der Hauptpersonen fördern. Die ausgemalte Contiscene thut beides, die lakonische Rotascene dient der letzteren Aufgabe.

Allein geblieben mit dem schönen Werke der Kunst, und voll gesteigerter Sehnsucht nach dem schöneren Meisterstück der Natur (**This sweetest, loveliest workmanship of Heaven**, sagt John Dennis' Claudius von der Virginia), bedauert Hettore, den Kammerherrn Marinelli gerufen zu haben. Der Intrigant des Trauerspiels erscheint. Er steht neben dem Prinzen wie Racines freilich gewaltigerer Narciß neben Nero, und mehrere, leider ganz abgerissene Notizen melden, daß Lessing noch 1779 dem Prinzen von Guastalla einen kunstsinnigen, wollüstigen, grausamen, im Cäsarenwahnsinn endenden „Nero" nachschicken wollte, der ihn schon in Hamburg beschäftigte. Wäre dieser Lessingsche Nero selbstverständlich nicht wie Weißes Richard als eingefleischter Teufel vor ein schauderndes oder

auch gähnendes Parterre getreten, so ist es anderseits ein gar thörichtes Bemühen, mißverstandenen Sätzen der Dramaturgie zu Liebe dem Marchese Marinelli einige noch dazu sehr verdächtige Tugenden anzudichten. Ein Held, moralisch schlecht ohne einen heroischen und dämonischen Anstrich, ist gewiß auch ästhetisch schlecht. Aber wollen wir einen Marinelli mit seinem Diensteifer für den Prinzen, einen frechen Jago mit der Berechtigung seines Grolls, einen Wurm mit seiner sogenannten gutbürgerlichen Liebe zu Luise — eine schöne Liebe in der Dictirscene! — vertheidigen? Sie haben es wahrlich nicht nöthig. Zudem folgen die Personen zweiten und dritten Ranges andern, laxeren Gesetzen als die leitenden Figuren. Und macht sein verbrecherischer Diensteifer diesen höfischen **minister libidinis**, wie sein römischer Vorfahr von Livius genannt wird, etwa besser, ist seine Intrigue etwa frei von gemeiner Selbstsucht? Nein, Marinelli steht moralisch tief unter dem Freunde des schwachen Clavigo. Der Prinz ist ein frivoler Empfindungsmensch, Marinelli ein gewissenloser Verstandesmensch, doch nur mit dem Verstande der kleinen Ränke begabt, wo Impertinenzen, Lügen, Banditen ausreichen. Er ist dem Prinzen bequem und unentbehrlich, aber nicht befreundet, und die Klage Hettores, daß ein Fürst keinen Freund hat, keinen Freund haben kann, dies herbe, in der „Henriade" vorgesprochene, dann von dem jungen Schiller emphatisch widerrufene Wort, stößt kein Marinelli um. Ein scharfes „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er" ruft ihn von oben herab zur Ordnung. Durchaus Geschöpf und Sclave eines faulen Schranzenthums, weiß er Menschen außerhalb des unfreien Hofbezirks gar nicht zu messen. Nach seinem cynischen Katechismus blüht jedes Lärvchen nur für den Landesherrn, und jede Mutter freut sich insgeheim, so etwas wie die Schwiegermama eines Fürsten zu werden. Er ist frech und hämisch wie ein Affe, schadenfroh und feig, nie um eine spitze Wendung, eine Unwahrheit, eine Unverschämtheit verlegen. Ton und Manieren glatt und kalt. Ehedem war er offenbar ein Liebediener der Favoritin und wird, obwohl sie ihn verachtet, immer noch von ihr benutzt, aber er rümpft jetzt selber verächtlich die Nase über die machtlose Närrin. „Bin ich nicht, leider, ihr Vertrauter?", sagt er seinem Gebieter, dem er auf die Frage nach Neuigkeiten die schon bekannte Ankunft Orsinas meldet.

Die Unterredung Beider baut sich im strengen Parallelismus zur Contiscene auf. Dort zwei Bilder, ein gleichgiltiges der Orsina und ein unschätzbares der Emilia; hier zwei Neuigkeiten, eine uninteressante von Orsina und eine wie der Blitz einschlagende von Emilia. An die erste knüpft sich ein kurzer Wortwechsel über die Ehe, die Hettore aus bloßer Politik mit der Prinzessin von Massa schließen soll, und über Orsinas eifersüchtige Angst, nicht einer solchen Gemahlin, sondern einer neuen Geliebten geopfert zu werden. Die Schilderung ihrer Herzenspein und geistigen Zerrüttung macht nicht den geringsten Eindruck auf den Prinzen. Er bricht gelangweilt ab: „Von etwas anderm! — Geht denn gar nichts vor in der Stadt?“ Und mit ungemeinem Raffinement wird das erregende Moment dieser Tragödie langsam in die Exposition getragen. Es gehe so gut wie gar nichts vor, beginnt Marinelli mit unbewußter Ironie; Graf Appiani vollziehe heut seine Vermählung. Er kann nicht kühl genug über das große Geheimnis des Empfindsamen spötteln, den ein Mädchen ohne Rang und Vermögen mit ein wenig Larve und Tugend ins Garn gelockt habe. Aber der Prinz, der davon schon etwas wissen sollte, charakterisirt nicht nur, wie er vorhin den alten Galotti zeichnete, jetzt den Grafen gerechter als einen schönen, ehrenvollen, sehr würdigen jungen Mann, sondern er beneidet ihn auch um seine Liebesheirat und fragt nach dem Namen der glücklichen Braut. Die Spannung zu erhöhen, muß Marinelli seine Antwort hinziehn und erst höhnisch von den Folgen der Mißehe und von Appianis Absicht, fortan mit seiner Gebieterin unter den Gemsen und Murmelthieren Piemonts zu hausen, sprechen, bevor er auf eine zweite Frage höchst gleichgiltig erwidert: „Es ist eine gewisse Emilia Galotti.“ Die Wirkung dieser trockenen Auskunft hat Lessing mit einer wohlberechneten Steigerung ausgedrückt. Die athemlosen Fragen des Prinzen, die Marinelli noch uneingeweiht mit seinem eintönigen „Eben die“ beantwortet, sind gleichviele zwanglose Nachrichten für den Zuschauer: „Die Tochter des Obersten Galotti bei Sabionetta?“, „Die hier in Guastalla mit ihrer Mutter wohnet?“, „Unfern der Kirche Aller-Heiligen?“ Es ist sehr wirksam, wenn der Prinz zuletzt das Bild hervorreißt und ein letztes „Eben die“ als Verdammungsurtheil hört. Marinelli, erst mit Vorwürfen, dann mit Bitten überschüttet, entfaltet seine

ganze Kaltblütigkeit. Nach einem cynischen Versuch, Hoffnungen auf die Gräfin Appiani zu erwecken, setzt er dem „schon heute" des verzweifelnden Prinzen ein überlegenes „erst heute" entgegen und empfängt Vollmacht für alles, was den unerträglichen Schlag dieser Vermählung pariren könnte. Es ist wirklich keine Zeit zu verlieren. Tritt Appiani heute von Sabionetta aus die Hochzeitsreise nach Piemont an, so hat der Prinz auf ewig das Nachsehn. Marinelli muß bereits auffallend genau von allen Vorkehrungen Galottis und Appianis unterrichtet sein, und er muß für den Fall, daß eine erste, leichtere Intrigue fehlschlägt, eine zweite nicht nur bereit halten, sondern schon ins Rollen gebracht haben. Der Prinz gedenkt einen Gesandten nach Massa zu schicken: so reise denn Appiani noch heut in dieser Mission ab! Den Hilfsanschlag deutet Marinelli nur an: „Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie sogleich nach Ihrem Lustschlosse, nach Dosalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen, so denk' ich — —". Wer von der Feindschaft zwischen Appiani und Marinelli gehört hat, wird die Gedankenstriche auszufüllen wissen. Marinelli eilt an die Arbeit, der Prinz will sogleich nach Dosalo aufbrechen. Sein Expositionsact wäre zu Ende, läge es nicht in dem launischen Eigenwillen Hettores, einen Vorsatz im Nu zu ändern. Warum sich allein auf Marinelli verlassen? Er befiehlt also seinen Wagen, um Emilias gewohnte Andacht in der Dominicanerkirche ein letztes Mal zu überraschen; was freilich für den Fürsten in der Hauptstadt, wo ihn alle Welt kennt, schwierig sein sollte. Die andre Unwahrscheinlichkeit, daß er in solcher Situation noch nach seinen Räthen fragt, nimmt man wegen der Wucht des so ermöglichten Anhangs gern in den Kauf. Camillo Rota kommt, ein pflichttreuer, wortkarger Beamter. Ein Todesurtheil ist zu unterschreiben. „Recht gern", erwidert der zerstreute, eilige Fürst, bei dem die Entscheidung über Wohl und Wehe, Leben und Tod seiner Unterthanen steht. Und der brave Alte unterschlägt rasch das furchtbare Blatt, nachdem er jene gedankenlose Antwort eines himmelschreienden Leichtsinns aus Fürstenmunde vernommen hat. Wie ferne Donner grollen die schwierigen, so abgezirkelten Schlußzeilen des Actes: „Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in diesem Augenblicke nicht mögen unterschreiben lassen, und

wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele, dieses gräßliche Recht gern!" — Der Prinz hat sich selbst das Urtheil gesprochen, wie sehr ihn eben noch seine Worte über die freie Hingebung an Unschuld und Schönheit und über die öde vornehme Welt gegen einen Marinelli auszeichneten.

Nicht nur der Prinz, auch der Dichter hat Eile. Die straffe Tageseinheit, ein eiserner Reif für die Einheit des Interesses, bietet gewiß unschätzbare Vorzüge der Composition, aber sie nöthigt leicht zu mühsamen und verwickelten Voraussetzungen, während die freiere Technik englischer Art ihr Getriebe zwangloser entfalten kann. Mit unbeirrter Sicherheit handhabt Lessing im Anschluß an das bürgerliche Drama Frankreichs die Herrschaft über den Schauplatz: der erste Act im Cabinet des Prinzen, der zweite im Vorzimmer der Galotti, die drei letzten, ohne daß der Vorhang zu fallen hat, fortlaufend in demselben Schloßsaale zu Dosalo. Dieser Brauch, innerhalb des Actes die Ortseinheit möglichst streng zu wahren, wurde maßgebend für das moderne Drama. Schon in manchen Motiven und scheinbar nebenhin, thatsächlich sehr zu unserem Unterricht gesprochenen Sätzchen des ersten Aufzugs der „Emilia", noch empfindlicher im zweiten stößt man auf Schwierigkeiten, die der Rahmen einer karg bemessenen Frist dem Dichter bereitete. Alles muß klappen, wie es eben nöthig ist, und Otto Ludwig ist weder der erste noch der letzte Prüfer dieses Schachbrettes, wenn er, respectvoll zwischen Technik und Begabung scheidend, auf die Hände des „Taschenspielers" blickt: gerad an diesem Tage muß der Prinz wieder an Emilia erinnert werden, muß unmittelbar darauf Conti ihr Bild und wieder unmittelbar darauf Marinelli die Nachricht ihrer gerad auf diesen Tag anberaumten Vermählung bringen, gerad an diesem Tag Orsina ihren Brief schreiben; und so fort, nichts früher, nichts später, damit jeder Zufall planmäßig in dem aufgezogenen Räderwerk arbeite. Im Vollbesitze des sicher calculirenden Verstandes, wie ihn ein Theaterdichter braucht, hat der kluge Rechenmeister diese Verlegenheiten überwunden. Den Schweiß der Arbeit hat er nicht völlig abwischen, die Spuren des Zwanges einer kritischen Nachprüfung nicht entziehen können. Man bewundert den immer wachen, rückwärts und vorwärts blickenden Scharfsinn und

klatscht der so regelrecht arbeitenden Maschinerie Beifall, aber der Gedanke an die Mühe, durch welche diese Anlage endlich fertig wurde, mengt sich manchmal abkühlend dazwischen. Jede Person muß ängstlich auf der Hut sein, damit sie nicht ein Wörtlein zuviel sage. Hier wird ein halbes Geständnis gemacht, dort ein Ereignis von großer Tragweite verschwiegen. Der Vater darf erst jetzt erfahren, was er längst hätte erfahren sollen; der Bräutigam hört nicht, was er hören müßte; dafür läßt er die Neugier der Mutter unbefriedigt. Odoardo Galotti wohnt nicht in Guastalla, sondern in Sabionetta, wie sein römischer Ahn fern im Lager weilte; er hat aber, seinem mißtrauischen Charakter ganz zuwider, Frau und Tochter der „Stadterziehung" halber allein in Guastalla gelassen, wie Virginia in Rom bleibt und auch ihrer Erziehung gedacht wird. Es ist sogar für den Fortgang des Stückes nöthig, daß er im zweiten Act zwar einen eiligen Ritt zu der Gattin und dem künftigen Eidam macht, aber weder Emilien am Morgen ihres Ehrentags daheim erwartet, noch an der Hochzeitsfahrt über Dosalo nach Sabionetta sich betheiligt. Während Schiller uns manchmal mit verblüffender, doch machtvoller Theaterwillkür über Lücken und Widersprüche hinwegträgt, stachelt die jeden kleinen Schritt motivirende, behutsame Technik Lessings eben durch ihre Klugheit und Klügelei den Verstand, eine scharfe Revisionsprobe zu machen. Trotzdem vergessen wir als stark gefesselte Zuschauer gern, was der Leser anhaltend und zweifelnd auf die Goldwage legt. So fertigt Hebbel einmal in einem Verhör alle die Einwürfe ab als im Theater nicht stichhaltig.

Odoardo räumt nach einem kurzen Eingang mit seiner Gattin Claudia den Platz für Pirro und Angelo, die einzigen Episodenfiguren niederen Standes. Es ist nothwendig, daß der im Solde Marinellis arbeitende Bravo, ein Ausbund von Verwegenheit, Behendigkeit, Gaunerhumor und Gaunerehre, ältere Beziehungen zu einem Diener der Galotti hat und so die Anstalten zur Hochzeitsfahrt noch viel genauer als sein infamer Auftraggeber erkunden kann. Der muthlose Pirro hat dem vogelfreien Straßenräuber vor kurzem einen deutschen Herrn in die Falle geführt und empfängt jetzt widerstrebend seinen Theil vom Erlös eines kostbaren Ringes. Man möchte an Winckelmanns unseliges Ende denken und den

seinen Namen Angelo von dem verruchten Mörder Arcangeli herleiten. So zielsicher sind die scharfen, kurzen Fragen dieses Angelo, daß Marinellis geheimer Anschlag nun ein gar gefährliches Gesicht annimmt. Ein mit allen Hunden gehetzter Galgenstrick rüstet sich wie ein Raubthier zum Sprung; ein kläglicher Verbrecher giebt das Glück seiner Herrschaft preis.

Gleich nach dem ersten Gutenmorgen spricht Odoardo Worte des Mißtrauens. Auch die nahe Kirche soll Emilia nicht allein besuchen, denn ein Schritt genüge um fehlzutreten. Ängstliche Strenge ist der Ausdruck seiner Liebe zu der einzigen theuren Tochter und der Gattin, deren leichterer, sorgloser Sinn Stadt und Hof nicht mit der „strengen Tugend" Odoardos richtet. Er freut sich, daß Emilia so bald in stille Thäler voll Unschuld scheidet. Appiani, der „würdige junge Mann", entzückt ihn. Vor allem berührt der stolze Unabhängigkeitstrieb des Grafen eine verwandte Saite in dem alten Republikaner. Beide verachten das kriechende Gezücht der Marinelli, Beide suchen Glück und Ehre nicht am Hofe. „Der Prinz haßt mich", sagt Odoardo trotzig. Claudia möchte diese wirklich übertriebene Auffassung dadurch mildern, daß sie unvorsichtig erzählt, wie huldvoll sich der Prinz im Hause seines Kanzlers, also an einer nach Odoardos Ansicht schlecht berufenen Stelle, gegen Emilia bezeigt habe. Jedes Wort der weltlichen Frau schürt nur den grimmen Argwohn des Mannes: „Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödlichsten zu verwunden bin!" Das Blut schießt ihm zu Kopf; seine Empörung mühsam bemeisternd, eilt er hinweg mit Abschiedsworten, die tief ironisch auf den eingeweihten Zuschauer wirken: „Kommt glücklich nach". Während Claudia diese „rauhe Tugend" zweifelnd beurtheilt, stürzt Emilia, die natürlich am Hochzeitstag die heilige Messe nicht versäumt hat, wie ein verfolgtes Reh ins Zimmer. Heiße Liebesschwüre haben ihre Gebete durchkreuzt. Umsonst hat sie den Himmel um Taubheit gebeten und endlich beim Aufbruch als den seufzenden, schmeichelnden Frevler erkannt — „Ihn selbst!" „Wen, ihn selbst?" „Den Prinzen."

Fassen wir sogleich den springenden Punkt des Dramas, Emilias Verhältnis zum Prinzen, scharf ins Auge. Lessing selbst kommt uns in einem Brief mit Erläuterungen zu Hilfe. Danach soll die Titelheldin seiner Tragödie keineswegs der hervorragendste Charakter des

Stückes sein, denn die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen scheinen ihm unwahr, und er kennt „an einem unverheirateten Mädchen keine höheren Tugenden als Frömmigkeit und Gehorsam.“ Emilia ist also ein unerfahrenes Kind, das seine seelischen Bedrängnisse zur Mutter und in die Beichte trägt, die ersten Anfechtungen der Welt durch die strengen Heilmittel der Kirche niederkämpft und seine Auffassung der Dinge gern der reiferen Einsicht einer Mutter unterwirft. Als gute Tochter hat sie keinen starken Eigenwillen. Sie läßt sich beruhigen, verzichtet nach den weltklugen Einreden Claudias auf eine Mittheilung an Appiani, schlägt sich die alberne Furcht aus dem Sinn und möchte nun ja nicht ob ihrer Angst vor dem galanten Prinzen eitel gescholten werden. So eilt sie dem Bräutigam heiter entgegen. Aber diese Emilia — ein einfaches Mädchen, so weit ein Lessingsches Mädchen einfach sein kann — verfügt nicht über die Kälte einer Heroine Virginia, die den Decemvir verabscheut und als Opferlamm fällt. Ihr Schweigen gegen den Bräutigam ist nicht das Schweigen der Heldin Montianos, die ihren Icilius inbrünstig liebt. Hier nun setzen jene tiefen Umbildungen ein. Man hat uns ja wohl moralisch-politisch vorgepredigt, „Emilia Galotti“ statuire ein Exempel, daß die Wollust mit allen Künsten doch der Tugend kein Bein stellen könne. Im Gegensatze zu dieser Plattheit sprach Börne von Emilias „anatomischer Unschuld“, und schon Goethe, dem das Stück allmählich etwas mumienhaft vorkam, warf in derbem Ton die, so geradezu gestellt, schiefe Frage auf, ob Emilia den Prinzen liebe oder nicht. Es sei, meinte er gesprächsweise, der Grundfehler dieses Trauerspiels, daß die Liebe zum Prinzen nur subintellegirt und zuletzt durch die Angst vor dem Hause Grimaldi ungeschickt ausgesprochen werde. Gewiß „liebt“ Emilia den Prinzen so wenig, als Grillparzers Erny, des grauen Bankban junges Weib, trotz einer geheimen That den schönen anglühenden Herzog von Meran liebt; aber von dieser unsittlichen, doch blendenden Persönlichkeit, die ein junges, weltfremdes Mädchen mit allen Bestechungskünsten von Rang, Glanz, Bildung, Manieren, Sinnlichkeit, schmeichelnder Plauderei und heißer Beredsamkeit umzingelt, ist sie so bestrickt, daß sie sich im Banne seiner Gegenwart gelähmt fühlt wie ein wehrloses Vöglein vor einer gleißenden Schlange. So hat es schon Herder aufgefaßt. Unnennbare Empfin-

dungen voll Angst und Lust, Abscheu und Sehnsucht durchwogen sie, ihr selbst ein Räthsel. Es wäre ein grober Fehler, wenn sie jetzt schon mehr gestehen wollte und könnte als eine unklare Bestürzung und nicht erst in den letzten Minuten, durch furchtbare Ereignisse gereift, es in Worte faßte, welchen Samen der Besuch jener Vegghia in ihre Seele geworfen hat: „Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten!“ Aber diesem Tumulte der Gefühle entspringt schon ihre höchst verrätherische Antwort: „Ihn selbst!“ Der Prinz, der heute zum ersten Mal seine Liebe entdeckt, muß doch Emilias Gedanken sehr beschäftigen, um für sie „er selbst“ zu sein; ganz so wie später Recha und Daja nur von „ihm“ reden und Nathan sie neckt: „Ja so! nur euer Er ist Er“, wie Schiller, dessen Gedanken nur um Einen Weimaraner kreisen, kurzweg sagt, er sei sehr gespannt auf „ihn“, und dem Verständnis Körners erst durch ein nachgeschicktes „Goethe“ zu Hilfe kommen muß. In dieser Auffassung der Emilia begegnen wir uns auch mit dem Urtheil berufenster Dichter: Heyse hat nie verstanden, wie man noch einen Funken von Theilnahme für die Braut des Grafen Appiani haben könne, wenn sie wenige Stunden nach dem Tode des Bräutigams vor der Macht der Verführung in den Tod flüchte, ohne diese Macht schon vorher empfunden zu haben; und G. Keller meint, erst bei einer Neigung zu Hettore sei für Emilia das, was der Römerin geschehe, schon im Princip vorhanden und der Schluß gewinne mächtig an Austiefung, wenn auch Shakespeare oder Schiller die Sache durchsichtiger behandelt haben würde. Eine dämmernde Ahnung hat das fromme Mädchen überfallen, daß die Welt ihren Kindern außer einer Ehe mit dem „Herrn Grafen“, dem „guten Appiani“, noch viel lockendere, der Tugend freilich verbotene Früchte darreicht. Und bis an den Altar ist ihr die Sünde nachgeschlichen, während des Hochamtes hat der Verführer ihre Andacht vergiftet, im Vorraum des Gotteshauses ihre Hand gedrückt. Die Stärkungen der Religion sind ohnmächtig geblieben. Sie habe ihm geantwortet, sie wisse nicht was; glaubhafter jedoch und keineswegs ein arger Widerspruch ist die spätere Versicherung des Prinzen: „Mit allen

Schmeicheleien und Betheuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da; wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil höret." Die Späher der Orsina mochten sogar an ein stilles Einverständnis glauben. Weise mischt Lessing den Charakter Emilias aus Fassungslosigkeit und Festigkeit. Er hatte nicht umsonst bei Richardson gelesen: **I believe the gentlest spirits when provoked . . . are the most determined** und wieder **I am the weakest and most apprehensive of my sex**; nur daß seine Emilia ganz anders schwanken soll als Miß Clarissa. Claudia erinnert einmal den Vater an die bekannte Art ihrer Tochter: „Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Überlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt".

R. Mille

Dieser Doppelnatur Emilias trägt schon der zweite Act volle Rechnung. Nach dem athemlosen Auftritt mit der Mutter findet sie ihre ruhige Fröhlichkeit wieder für eine Scene mit dem Grafen, dem sie als naives Mädchen begegnet. Appiani erfüllt die Erwartungen, die man nach den vorbereitenden Worten Hettores und Odoardos hegt, mit feierlicherem, gepreßterem Ernst, als ihn die Braut am Hochzeitstage vom Bräutigam verlangt. Sein Wesen entbehrt der jugendlichen Frische und Anziehung. Ein Schwiegersohn nach dem Herzen des alten Galotti, gönnt er der männlichen Liebe nur leise Töne, während sein auf alles Gute und Edle gerichteter Sinn laut in Odoardo das Muster der Tugend feiert. Er ist der ausgeprägte Gegensatz zum Prinzen und Marinelli. Sein Lebensideal ruht in der hier sehr tiefgewurzelten Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts: sich still auszuleben, fern vom Lärm der Menschen, von den Fesseln eines Hofes. Marinelli ist ein Sclave, er ein Freier; Marinelli feig, er ritterlich; Marinelli besorgt seine Ehrenhändel aus dem Hinterhalt, er mit dem Degen. Der Prinz gaukelt frivol durch das Leben, Appiani geht sinnend die gerade Bahn; der Prinz denkt keinen Gedanken zu Ende, Appiani grübelt; der Prinz genießt auch vor einer conventionellen Ehe begehrlich den Augenblick, Appiani starrt am Tage seiner Liebesheirat schwermüthig in die Zukunft. Ohne eine Spur rührseliger Weichlichkeit erzwingt dieser sonderbare Hochzeiter, wenn er kurz-

lebig einen einzigen Act durchschreitet, unsre Sympathie. Der Tod hat ihn gezeichnet wie der Holzhauer den Stamm. Ein Thränenflor der Vergänglichkeit breitet sich um ihn, und wenn Montianos Icilius (2, 7) von einer heimlichen Ahnung beunruhigt ist, diesen Tag drohe ihm ein ganz besonderes Unglück, so haftet Appianis zu traurigen Bildern gestimmte Einbildung an der Auslegung eines Traumes, der Emilien dreimal gekommen ist, ohne das Mädchen selbst tiefer zu ängstigen. Aus einer mageren Stelle bei Gryphius hat Lessing, während Crisps Virginia zudringlich von Lucretia träumen muß, diesen Traum vom Brautgeschmeide, dessen Steine sich in Perlen verwandeln, schön entwickelt. „Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen." Schmerzlich spricht Appiani das alte Sprichwort mehrmals vor sich hin, während Emilia nach einem gar zu lebhaften „Huy" zu ihrem Putz forteilt. Noch einen Schritt vom Ziel oder gar nicht ausgelaufen sein, dünkt diesen Melancholiker im Grunde dasselbe; wenn die Zeit doch außer uns wäre! seufzt er philosophisch. Aus so trüben Gedanken reißt ihn der überraschende Besuch des Marchese Marinelli. Mit kalter Verachtung empfängt Appiani den Zudringlichen. Er ist wie als Liebhaber, so auch in seiner Auffassung der Freundschaft zurückhaltend gleich Lessing. Daher schneidet er die verlogenen Freundschaftsphrasen des Kammerherrn kurz ab. Er verweigert nun auf Grund seiner Vermählung die schon zugesagte Mission nach Massa, ergrimmt über Marinellis schamlose Sticheleien auf seine Hochzeit, wirft dem Frechen die Herausforderung „Affe" ins Gesicht, und, erfrischt durch solche Wallungen des Zornes, will er auch heute die Zeit zu einem kleinen Waffengange wohl finden. Fahl vor Wuth entfernt sich Marinelli. Der Graf ist nun den Angelos verfallen. Vielleicht wäre er es nicht, wenn er sich mit Claudia ausspräche oder wenn ihm Emilia die volle Wahrheit eröffnet hätte. Dies Schweigen aber ist, wie alles bis zur kleinsten Kleinigkeit in Lessings Exempel zur Dramaturgie, aus den Charakteren motivirt. Und Lessing, der eben erst das Leiden durchaus guter Hauptpersonen als untragisch verworfen und die Bravour der gemarterten Tugend vom Trauerspiel ausgeschlossen hatte, verlangte mit Aristoteles nicht maßvolle, sondern erregte, menschlicher Gebrechen theilhafte Personen für die Tragödie. Ohne gewisse Schwächen oder Mängel würden Charakter

und Unglück kein causales Ganzes ausmachen. Derart dem Charakteristischen nachtrachtend, weitab vom Stoicismus der Römerstücke, hat der Dichter seiner Emilia einen Reiz der Sinnlichkeit ins Blut, einen unbewußten Keim der ἁμαρτία in die Seele gelegt und ihr zugleich eine unschuldige Mitschuld am Tod Appianis gegeben, die sie selbst sich später leidenschaftlich vorrückt. Er führte aus, was seine Dramaturgie fordert: „Ein Mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehbares Unglück stürzet, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllet, ohne im geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist."

Der dritte Act zieht die Consequenzen der Exposition. Das Tempo erfährt eine sehr merkliche Beschleunigung. Marinelli weiht den verstimmten Prinzen eben halb in seine Anstalten ein, als in der Nähe Schüsse fallen. Der tolldreiste Angelo huscht herbei und berichtet dem Marchese, Appiani werde tödlich verwundet in die Stadt zurückgefahren. Während des Handgemenges „rettet" ein Lakai aus dem Schloß Emilien. Man sieht sie durch die Allee eilen. Sie glaubt, nur vor Räubern zu flüchten. Erst auf Dosalo denkt die Furchtsamste ihres Geschlechts an Appiani und Claudia. „Äußerst bestürzt" vernimmt sie von Marinelli, ihr Asyl sei das Lustschloß des Prinzen, dem sie nun gleich, wieder der ersten Eindrücke nicht mächtig, gegenübersteht. Fast wortlos hört sie seine äußerst zarte, den Überfall in der Kirche entschuldigende und alles ihrer Gnade, ihrem Vertrauen anheimgebende Rede. Zweideutig verspricht er die Wiedervereinigung mit ihren Lieben in oft mißverstandenen und wirklich seltsamen Worten: „Kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen." Sie läßt sich „nicht ohne Sträuben" hinausgeleiten. Man muß diese Spielscene sehen, nicht lesen: der Prinz bezaubernd durch vornehmen Ton und zurückhaltende Gebärden, das bräutlich geschmückte Mädchen fassungslos im Feuer seiner Blicke. So ist denn, wie Marinelli witzelt, der Wolf beim Schäfchen, und Lessing hat Mühe, dem langen Aufenthalt Emilias hinter den Coulissen durch aufklärende Erzählung wie durch unterbrechende Scenen des Prinzen das Anstößige zu benehmen. Der gemeldeten Ankunft Claudias sieht Marinelli lächelnd entgegen. Er hat sich sehr getäuscht in dieser Mutter. Sie

mag weltlicher sein als ihr Gatte, aber sie ist nicht schlecht. Sogleich erkennt Claudia in Marinelli den Herren, der Vormittags jenen unaufgeklärten Wortwechsel mit Appiani gehabt hat. Ihre Anklage: „Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen ... Mit einem Tone! ... Ha, könnt' ich ihn nur vor Gerichte stellen, diesen Ton!“ ist das Leitmotiv der ersten Hälfte dieses steigenden Auftritts. Die angstvolle Frage nach Emilia leitet zur zweiten über. Die Nennung des Prinzen, der sorgsam um Emilia beschäftigt sei, wirkt auf die Mutter noch heftiger als vorhin auf die Tochter. Sie combinirt das „Bubenstück“ in der Kirche mit dem Zank am Morgen und dem letzten Worte des Sterbenden. Der feige Mörder Marinelli ist der Kuppler des Prinzen! Er aber hört die „gute Frau“ mit eiserner Stirn an und ersucht sie nur, ihr wildes Geschrei mit Rücksicht auf den Ort zu mäßigen. Sie erwidert groß, wiewohl recht spitzsinnig: „Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubet, in wessen Walde sie brüllet?“ und stürzt in das Nebenzimmer, aus dem Emilias Rufe der Mutterstimme antworten. Lessing hat alle Schleusen für diese große Scene der Claudia aufgezogen und im bewußten Kampf gegen Racines Agrippina der weiblichen bienséance mit den stärksten Ausdrücken getrotzt. Diderots Ansicht war auch die seine: „Wie? die Action einer Mutter (Klytämnestra), deren Tochter man opfern will, sollte heftig genug sein können? Sie laufe immer auf der Bühne als ein verrücktes und rasendes Weib umher; sie lasse den Palast von ihrem Geschrei ertönen; sogar in ihrer Kleidung zeige sich ihre Verwirrung: das alles kömmt der Verzweiflung zu.“

Der vierte Act. Von Claudia hat der Prinz, ihr den Platz bei der fast ohnmächtigen Tochter räumend, Appianis Tod erfahren; durch Claudia erst kennt Marinelli den unbequemen Vorfall in der Kirche. Den Anklagen des Prinzen begegnet Marinelli mit Berufungen auf seine Vollmacht und mit Lügen; ja, der Elende heuchelt ein starkes persönliches Bedauern, weil dieser jähe Tod die Austragung eines Ehrenhandels mit Appiani vereitle. Wer aber ist schuld, wenn die Welt in Angelo das Werkzeug, in Hettore den Thäter sehen wird? Der Prinz, der zwar vor einem „kleinen, stillen, heilsamen Verbrechen“ nicht erschrickt, tadelt zornig, doch mit

Haltung die weisen Anstalten seines Kammerherrn. Mit überlegenen Waffen schlägt Marinelli diese Vorwürfe nieder: „Was läge an meinen Anstalten, daß den Prinzen bei diesem Unfalle ein so sichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meisterstreiche liegt das, den er selbst meinen Anstalten mit einzumengen die Gnade hatte ... Er erlaube mir, ihm zu sagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan — mit so vielem Anstande er ihn auch gethan — so unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieser Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte." Wie ein abgekanzelter Schuljunge, der einen dummen Streich begangen hat, seufzt der Prinz: „Daß Sie Recht haben!", und der in seinen Plänen so unverantwortlich gestörte Intrigant bemerkt trocken: „Daran thu' ich freilich sehr Unrecht." Nur durch jenen eigensinnigen Gang in die Kirche ist der Verdacht geweckt worden. Außer Claudia weiß auch die Orsina davon. Die denn im nächsten Augenblick erscheint und machtvoll die Zügel des Actes an sich reißt. Ein Bedienter meldet die Gräfin — „Was für eine Gräfin?" fragt der zerstreute Prinz. Man kann nicht schneller vergessen. Die einstige Favoritin hat in jenem Billet des ersten Aufzuges um ein Stelldichein in Dosalo gebeten; der Prinz befindet sich Nachmittags in Dosalo, aber aus Gründen, die mit dem ungelesenen Billet nichts zu schaffen haben.

Was Orsina sagt und thut, entsprießt dem üppigen Boden eines tiefen, vernichtenden, mit grausamem Raisonnement in den Eingeweiden wühlenden Schmerzes. Wehmuth und Verzweiflung, Liebe und eifersüchtiger Haß, Mitleid und Rachgier, Sinnlichkeit und zersetzendes Grübeln, alles predigt diesen Schmerz einer Verstoßenen. Dieser Schmerz lehrt sie den Hohn, die bohrende Dialektik, die anschwellende Redeflut der Leidenschaft, die elegische Abschweifung, das spitze Epigramm, kurz die ganze Fülle von Tönen, die sie sprungweis anschlägt. Dieser Schmerz macht sie zur Philosophin, zur Sibylle, zur Mänade. Mitten im Reden preßt sie ihre Hände gegen die fieberheiße Stirn und stöhnt: „Mein Kopf, mein armer Kopf!" Schon schlägt der Wahnsinn düstere Fittiche um dies stolze Haupt, aber ein halber Wahnsinn voll Klarheit in Einem Gedanken, daß, wenn die Liebe stirbt, die Rache als Trösterin aufsteigt. Wie der junge Liebling Hamburgs, Charlotte Ackermann,

in eigenen Gefühlswirren befangen die Sterbescene Emilias mit ihrem Herzblut tränkte, so verblutet die verstörte Aurelie des „Wilhelm Meister“ im Studium der Orsinarolle, die ihr zum Erlebnis wird. „Wenn er einer guten Schauspielerin in die Hände fällt, so muß er Wirkung thun“, sagt Lessing selbst von diesem Charakter, der gleich große Anforderungen an das dämonisch leidenschaftliche Temperament, wie an den ausarbeitenden Kunstverstand und die vornehme Haltung seiner Trägerin stellt. So rettete 1794 bei den ersten erfolglosen Aufführungen in London Mrs. Siddons die Ehre des Abends. Weislich hat der Dichter — und den Dichtertitel wird dem Schöpfer einer Orsina kein Zweifel rauben — ihr keine Scene mit Emilia und nur die allerflüchtigste Begegnung mit Hettore gegeben. Als ihr gewissenloser Geliebter mit den nichtigen Worten: „ich bin beschäftiget“ „ich bin nicht allein“ „ein andermal“ über die Bühne eilt, muß sie wohl glauben, daß er ihr Billet nicht gelesen hat. Vielleicht würde ein Liebeswort des Prinzen noch genügen, diese Orsina umzustimmen, aber Marinelli nimmt sie sehr zu seinem Schaden für eine ungefährliche Närrin. Ehedem zählte sicherlich auch er zu den geschäftigen Augendienern der hochmögenden Favoritin; jetzt ist das hämisch kalte Betragen gegen eine gefallene Hofgröße charakteristisch für den Marchese, und man braucht das Wort „Verachtung“, das er in einer Art von Entschuldigung ausspricht, weder mit Goethe als unhöfisch zu tadeln, noch lexikologisch in „Nichtbeachtung“ umzudeuten. Marinelli überhört ihre herben Klagen und die tiefsinnigen Proteste gegen seine oberflächliche Scheinwahrheit, ein Zufall habe den Prinzen nach Dosalo geführt. Er nimmt alle Sarkasmen und Schimpfworte der sehr aus dem Hofton fallenden Gräfin gleichgiltig, wohl auch parodistisch auf. Es sind das jene scharfen Titel wie „Hofgeschmeiß“ „nachplauderndes Hofmännchen“ „Gehirnchen“ „Stock“, jene bittern Witze über „elenden Schnickschnack“, jene carikirenden Rufe: „wie er da steht, der Herr Marchese“, jene schneidenden Epigramme: „Ein Frauenzimmer, das denket, ist eben so ekel als ein Mann, der sich schminket“, jene inständigen Bitten um eine einzige Lüge, jene wahnwitzige Aufforderung an Marinelli, in ihr menschenfeindliches Lachen einzustimmen, und seine trockene Antwort: „Gleich, gnädige Gräfin, gleich“ — diese grollenden, ganz und gar nicht scherzhaften Scherze sind es,

bei denen ungebildete Zuschauer zu kichern pflegen. Auch ihnen, dem Pöbel, der nach Bürgers Hohnwort den Rüssel verzieht beim Schnickschnack einer Orsina, schwindet die Lachlust, wenn Marinelli eine Aufklärung über die dringende Abhaltung des Prinzen mit dem Namen Appiani beginnt und Orsina rasch einfällt: Appiani könne nicht hier sein, „denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wissen, ist eben von Räubern erschossen worden.“ Das Gespräch wird nun ein überlegenes Seitenstück zur großen Scene zwischen Marinelli und Claudia. Den allerdings sehr wirksamen Combinationen der hellsehenden Gräfin hat Lessing einigermaßen die Wahrscheinlichkeit der Voraussetzungen geopfert. Daß Orsina unterwegs dem Wagen mit Appianis Leiche begegnet ist, bietet keinen Anstoß; aber daß Orsina, deren Kundschafter den Vorfall in der Allerheiligenkirche beobachteten, noch immer nicht wissen soll, die arme, unglückliche Braut sei eben diese Emilia Galotti, ist um so gezwungener, als das Haus der Galotti, wie Pirro erzählte, an diesem Hochzeitstage von Neugierigen überlaufen wurde. Gleichviel; wie ein Blitz erleuchtet für Orsina die Kunde, „Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröstet“, den ganzen fürchterlichen Sachverhalt. Mit raffinirter Spannung spricht sie nach bewegten Zwischenreden das letzte Wort aus, das Claudia nicht sagen, kaum ahnen durfte. Ganz leise will sie es dem Spießgesellen ins Ohr flüstern, und in einem Anfall von Raserei schreit sie, die nach Herders Wort in der größten Tollheit die redende Vernunft selbst bleibt, ihn an: „Der Prinz ist ein Mörder!“ und wiederholt, die Stimme eben so plötzlich zum geheimnisvollen Hauch senkend: „Der Prinz ist ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!“ Durch eine bewundernswerthe Steigerung ist so die erste Scenenfolge Orsinas auf ihrer Höhe bei den Galotti angelangt, von denen sie das Interesse anfangs abzuleiten schien. In diesem Augenblick eilt Odoardo, eben von der Verwundung Appianis und der Zuflucht seiner Familie unterrichtet, in den Saal. Orsina wollte gehen. Sie hört das Wort „Vater“ und bleibt. Eine grobe, aber im Theater kaum auffällige Unvorsichtigkeit Marinellis ermöglicht die furchtbarste Enthüllung. Der Kammerherr, statt einem Diener zu klingeln, läßt sich abschieben, um den miß-

liebigen Oberst beim Prinzen anzumelden, dem er allerdings Verhaltungsmaßregeln geben wird. Er will seinen Rückzug mit einer Lustspielwendung decken: wie Molières Don Juan in der Klemme zwischen zwei Schönen jede der andern heimlich als Närrin vorstellt, so flüstert Marinelli dem alten Galotti zu, er müsse ihn bei einer Dame lassen, „die — der — mit deren Verstande —“; Odoardo möge daher ihrer seltsamen Worte nicht achten und lieber jedes Gespräch vermeiden. Aber gleich die Anrede „Unglücklicher Mann“ zieht ihn kraft der Magie, welche die Unglücklichen an einander kettet, zu der seltsamen Frau. Marinelli läßt ihnen Zeit, sich auszusprechen, und stört auch die Schlußscene mit Claudia nicht. Mitgefühl, schneidende Ironie, Hoffnung auf Rache wühlen in den Reden Orsinas. Mit größerem Aufgebot von Berechnung ist schwerlich je ein unheilschwangeres Geheimnis aufgedeckt worden; sarkastischer und spitzer hat die Leidenschaft nie gesprochen. Was bei Andern die bare Manier wäre, bleibt bei Lessing noch eben in den Grenzen eines großen Stils, denn diese aparte, auch im Sturme der Empfindung das Wort wägende und würzende Sprache ist dem Tragiker Lessing natürlich. Sprach er doch in der Tragödie des Lebens wie Odoardo und Orsina; ein Sarkasmus und ein dumpfes Lachen kam ihm wie sonst dem Menschen eine Elegie und ein Strom von Thränen.

Der große Auftritt zwischen Galotti und der Orsina ist gespickt mit berühmten Sentenzen und Antithesen: „Das unglückliche Kind ist immer das einzige“, „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren“, „Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer“, „Sie wollten mich um den Verstand bringen: und Sie brechen mir das Herz“. Aus all diesen wie in Stein gehauenen Sätzen sprühen aber die hellen Funken des Affects, wenn ein Berufener daran rührt. Die Scene ist ja ein Donnerschlag für den Alten. Appiani todt! Emilia „schlimmer als todt“? Orsina spannt ihn auf die Folter mit der Lösung des Räthsels. „Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe; des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust — Lustschlosse.“ Odoardo, schon am Morgen ob jener Vegghia so argwöhnisch, verliert jede Fassung, flucht schäumend über Meuchelmord und Entführung, parodirt Claudias Geschwätz von der prinzlichen Gnade,

durchwühlt, ohne Degen wie er ist oder vielmehr wie er des folgenden Motivs halber gegen alle Glaublichkeit sein muß, die Taschen nach einer Waffe und ergreift nun begierig den Dolch, den Orsina ihm mit freudigem Verständnis reicht. Beide zielen auf denselben Feind. Noch weiß Odoardo nicht oder vielmehr darf er wider alle Glaublichkeit nicht wissen, wer ihm gegenübersteht; vermuthlich hätte seine rauhe Tugend bei früherer Aufklärung jedes Gespräch mit einer ehemaligen Maitresse kurz abgelehnt. Eine verzückte Tirade von fieberhaftem Crescendo weiht ihn jetzt erst ein, wo er in der halbtollen Gräfin eine Dame von großem Verstande, seine Freundin und Wohlthäterin gefunden hat. Lichterloh schlagen hier die lang niedergepreßten Flammen der Leidenschaft empor; wenn Orsina starren Blicks an die Rampe vorrückend immer lauter, athemloser, furchtbarer die wahnwitzigen Worte spricht:

> Ich bin Orsina; die betrogene, verlassene Orsina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch sie verlassen sein. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! Ha! welch eine himmlische Phantasie! Wann wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlassenen, — wir alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden versprach, und keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!

Eine Kannibalin hatte der Dramaturg (St. 46) die Merope des Italieners, die „so in ein rohes Herz, ohne Salz und Schmalz, beißt", und auch ihre französische Nachfolgerin gescholten. Er weiß, wie weit er gehen darf. Vornehm in seinen Wirkungen, leiht Lessing der Orsina diese durch die Euripideischen „Bakchai" eingegebene, durch Senecas Medea, durch jene in That und Wort grause, wirklich kannibalische Rachegeschichte des Bandello genährte schauerlich frohlockende Vision nicht zu einem sogenannten Abgang, sondern er läßt Claudia dem Erretter zueilen, Odoardo ein unheimlich ruhiges Verhör anstellen und endlich, nicht ohne Zwang, Claudia mit der Gräfin heimfahren. Odoardo allein bleibt auf Dosalo, den Dolch Orsinas im Gewand.

Der letzte Act gehört dem Vater und der Tochter. Claudia ist kurzer Hand beseitigt, Orsina hat die Lunte ans Pulverfaß gelegt und sich nach gethanem Werk entfernt, Marinelli stellt seine neuen Fallen ohne viele Worte, der Prinz verhält sich zuwartend und un-

thätig. Odoardo aber steht immer vor uns; auch in der Eingangsscene als der einzigen, die er hinter den Coulissen verbringt, denn wir beobachten ihn mit Hettore und Marinelli, wie er in den Arcaden da unten vergebens nach Fassung ringt. Der Exposition entsprechend hält Marinelli auch hier einen Anschlag bereit, ohne ihn auszukramen. Das Netz wird immer fester zusammengezogen. Man ist gespannt auf eine That Odoardos. Und alle Sorge des Dichters muß sich darauf richten, Odoardos letzte Virginius-That so vorzubereiten, daß sie als einzige Rettung aus diesen Wirren ihm mit unwiderstehlichem Zwange dictirt scheint. In nicht weniger als drei Monologen, knapp wie alle Selbstgespräche unseres Dramas, erschließt sich der Held dem Publicum; aber es sind echte, nicht ins Parterre gesprochene Monologe des innern Kampfes. Odoardo kennt sich, wie die Andern ihn schildern, wie Crisp dem Ende zu seinen römischen Graukopf darstellte und wie Lessing selbst seinen eigenen Vater kannte, als einen jähen, aufbrausenden Mann, den der Augenblick fortreißt. „Ruhig, alter Knabe, ruhig!“ Er schwankt zwischen heißblütiger Übereilung und mühsamer Fassung. Mit trügerischer Sicherheit bestimmt er seine Aufgabe; er will die Sache des väterlich geliebten Appiani einem ganz anderen Rächer anheimstellen, den Mörder aber dadurch strafen, daß er die Frucht des Verbrechens nicht genieße, sondern daß ein Hohngelächer der Hölle seine Träume voll Blut und Wollust zerstöre. So läßt doch mehr der verlegene Dichter als der rauhe Soldat, der zwar auf dem glatten Schloßparquet, in so ungewohnter beklemmender Hofluft immer mehr von seiner barschen Selbstbestimmung einbüßt, die Anklage des sterbenden Grafen ganz fallen, und Odoardo, da getroffen wo er am tödlichsten zu verwunden ist, weiht sich einzig dem Schutz Emilias. Es gewinnt den Anschein, als wolle er resignirt mit seiner Tochter das Weite suchen. Den Orsinadolch trägt er umsonst. In den klarsten Worten wird ausgesprochen, warum Odoardo, man sage nicht: keinen, sondern nicht diesen Fürstenmord begehen darf. Seine That würde weder rein, noch einheitlich sein. Als Mörder des Prinzen wäre er zugleich der Retter seiner jungfräulichen Tochter und der Rächer der beleidigten Favoritin. „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein hab' ich zu retten.“

Hierin liegt die Entscheidung. Mag nun Marinelli dem Alten gegen dessen väterlichen Willen Emilias Verbringung nach Guastalla vorschreiben und die Entscheidung des Prinzen anrufen — Odoardo wird sich zwar in neuen Zorneswallungen den gesetzlosen Verächtern des Gesetzes entgegenwerfen wollen, als habe er sie zum Zweikampfe vor seiner Klinge, doch im nächsten Augenblick der Warnung des Verstandes lauschen und auf alle Vorwände Marinellis eine schlagende Antwort zu finden glauben. Er findet sie nicht. Die freche List des Marchese treibt seinen geraden, bornirten Sinn rasch in die Enge; die überaus verbindliche Art des Prinzen ist eine glatte Fläche, von der jeder Griff abgleitet. Und als ihn einmal der Gedanke, nach Orsinas Wünschen zu handeln, wiederum schüttelt, da genügt allerdings ein schmeichelhaftes „Fassen Sie sich, lieber Galotti" des Prinzen, um Odoardo zu erinnern, daß er sich wirklich fassen muß. „Das sprach sein Engel", raunt er, die Hand leer aus dem Schubsack hervorziehend. Orsinas Dolch ist nicht der Dolch, den Lucretia „Meinem Rächer!" zuwirft. Lessing giebt in diesem gedämpften Act seinem Odoardo keine Gelegenheit zu einem gewaltsamen Ausfall gegen Hettore, vielmehr bewegt sich der Prinz auch mitten in der neuen Intrigue ohne die kleinste grobtyrannische Maßregel. Er macht Ansätze zu reumüthigem Einlenken und beugt sich zuletzt gar im ungeheuchelten Bewußtsein frivoler Schwäche vor seinem ehrwürdigen Opfer: „O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater sein wollten!" Herder beobachtete nicht bloß, daß der Alte eben sowohl als das Mädchen in der betäubenden Hofluft den Kopf verliere, sondern er fand auch beifällig den Stand, die Würde, selbst den persönlichen Charakter des Prinzen in allem zart gehalten und mit wahrer Freundschaft geschont.

Als Freunde wie Moses Mendelssohn den Schlußact unter anderm deswegen bemängelten, weil der Prinz eine zu matte Unthätigkeit zeige, fand Lessing ihre Ausstellungen „nicht so ganz ohne; denn ich erinnere mich sehr wohl, daß ich ihn, so wie er jetzt in dem ersten Acte ist, zu einer Zeit angelegt habe, als ich noch nicht ganz gewiß bei mir war, wie viel Antheil ich ihn an dem Ausgange würde können nehmen lassen." Wirklich erlahmt die Rolle des Prinzen, die schwierigste im ganzen Liebhaberfach, sobald die absteigende Handlung auf Dosalo beginnt. Die Zeit für intime

Selbstgespräche und geistsprühende Unterredungen ist vorbei. Er hat seinen großen Act hinter sich. Zudem war der Dichter durch sein fatales Endziel gezwungen, den Prinzen möglichst aus der vorderen Reihe zurückzuschieben. Keine grelle That, kein souveräner Befehl darf Odorado mit voller Ladung treffen; keinen Augenblick soll der Zuschauer ungestüm die Rachgier Orsinas theilen, wenn er den Prinzen erblickt. Man sieht in dieser isolirten, auf ein paar Menschen eingeschränkten Handlung hinter Odoardo kein empörtes Volk wie hinter Virginius oder in „Kabale und Liebe", wo es z. B. aus der Erzählung des Kammerdieners so laut gen Himmel schreit, sondern private Verhältnisse werden vor das tragische Hochgericht gezogen, und wie es weiter im Staate Guastalla zugeht, das läßt sich vielleicht erschließen, ausgesprochen aber wird es nirgend. Hettore Gonzaga ist kein brutaler Tyrann wie der Decemvir Appius Claudius. Einverstanden zwar mit kleinen, stillen Verbrechen, setzt er keinen Gewaltact selbst in Scene. Jeder Criminalrichter müßte ihn unbedingt freisprechen. Lessing hat mühsam genug Sorge getragen, die Ermordung des Grafen nur auf Marinellis Rechnung zu schreiben und für diesen auch persönlich zu begründen. Hettore ruft in zorniger Bestürzung: „Bei Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute." Er theilt niemals Marinellis gemeine Anschauung der Menschen und Dinge, vielmehr bricht durch seine frevle Selbstsucht öfters eine edle Regung hervor. Er fügt sich nur ohne Strenge und Reue in alle von dem raschen Rädelsführer geschaffenen Thatsachen, weil sie ihm bequem sind. Lessing entlastet ihn wenigstens äußerlich, indem er ihn mehr und mehr der Führung enthebt. Nach Livius geht der freche Plan, Virginia dem Vater abzusprechen, vom Decemvir selbst, nicht von seinem Spießgesellen aus — hier ist es Marinelli, der mit dreisten, doch nicht völlig abzuweisenden Gründen die Verbringung Emilias in die Residenz und ihre Absonderung als Zeugin für Appianis Ermordung fordert. Der Prinz willigt nur mit glatten Worten ein und bestimmt freundlichst das dem Odoardo als ein Pestherd verhaßte Kanzlerhaus zum Obdach der armen, liebenswürdigen Emilia. Alles nimmt, wie furchtbar empörend es ist, einen so ruhigen äußeren Verlauf, daß der im Schachspiel der feinen Bubenstücke unerfahrene Haudegen Galotti sich von allen Seiten umschlossen sieht. Man hat diese Unentrinnbarkeit bemängelt;

mag sein, aber das Stück will uns ja kein Opfer der äußeren Verfolgung zeigen, und der Prinz ist von Orsinas, endlich aber von Emilias Seite vor Odoardo sicher, während Lessing später als Bearbeiter des „Alcalden von Zalamea“ ein Gericht über den Lüstling nicht gescheut hätte. Scheinbar ganz einverstanden, begehrt Odoardo, wie Virginius den Decemvir um einen Abschied von Virginia bittet, nur ein Gespräch unter vier Augen mit seiner Tochter, das ohne weiters bewilligt wird. Die Einheit des Ortes verlangt die Motivirung, die Tochter könne ja wohl zum Vater kommen. Marinelli hatte Odoardo und Orsina allein gelassen — der Dolch wurde gegeben; Marinelli und sein Herr lassen Odoardo und Emilia allein — der Dolch wird gebraucht. Den Beiden nachblickend, schlägt Galotti eine bittere Lache an. „Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub', ich war es selbst.“ Ruckweise spricht er seine wühlenden Gedanken aus. Ein jäher Argwohn packt ihn; eine furchtbare That dämmert auf; er will vor seinem eigenen Einfall fliehen, da der Himmel seine Hand nicht brauche; doch Emilia tritt ein — „Zu spät! Ah! er will meine Hand; er will sie!“ Wenn er nun sofort, hingerissen von einer verzweifelnden, mißtrauischen, empörten Vaterliebe, seine durch unüberwindliche Mächte, vielleicht auch durch geheime Mitschuld verlorene Tochter niederstieße, so wäre das ein gewaltsamerer, doch natürlicherer*) Fortgang, als ihn Lessings grübelnder Geist dieser Tragödie gegeben hat.

Emilia soll zum Schluß ohne Rückhalt offenbaren, zu welcher trostlosen Einsicht das junge Mädchen des zweiten Actes nach wuchtigen Schicksalsschlägen und noch peinvolleren Gewissenskämpfen gar schnell herangereift ist. Darum muß Odoardo bei ihrem Eintritt seine künstliche Ruhe wieder erhalten, und eine der bestrittensten

*) Schröder an Herder, 9. April 1802 (über Adrastea St. 4; ungedr.): „Nie habe ich stärker gefühlt, daß jede grause That gehörig präparirt sein muß, wenn sie den Effect machen soll, den der Dichter beabsichtigt, als in der Emilia Galotti, da der Vater seine Tochter mit beinahe kaltem Blute durchstößt. Ich schlug Lessing vor: er sollte nach Emilias Rede: „Ehedem gab es einen Vater ꝛc.“ den Prinzen hereintreten und ihr die Hand reichen lassen, um sie nach dem Wagen zu führen — die Tochter nach alle dem, was vorgegangen, an der Hand des Wollüstlings zu sehen, setzt ihn außer sich, und er stößt zu. Nur so kann nach meinem Bedünken Wahrheit in die Handlung gebracht und sie gerechtfertigt werden. Lessing antwortete: Ich mag die Theatercoups nicht leiden.“ — Ein echter Schauspielervorschlag!

Scenen des deutschen Dramas hebt ziemlich spitz mit scharfen Fragen und Gegenrufen an. Emilia ist dies Mal durchweg die Entschlossenste ihres Geschlechts. Sie blickt den grausamen Thatsachen fest entgegen, schickt der Erkundigung, ob Appiani wirklich todt sei, die schonungsloseste Selbstanklage: „Und warum er todt ist!" voraus, folgert aus dem sicheren Verderben nur das Machtgebot, alle Ruhe zu bewahren, und trotzt Odoardos heftigen Mittheilungen über die gezwungene Trennung mit dem Satze, kein Mensch könne den Willen eines andern zwingen. Aber gerad auf der Unfreiheit des menschlichen Willens gegenüber dem Drang gewisser Voraussetzungen beruht diese schwüle, peinliche Scene. Sie hat formell den unläugbaren Fehler, daß die Personen ihren Witz in Situationen funkeln lassen, welche die Natursprache der erregten Empfindungen fordern. Lessing war einer Orsina gerecht geworden; er übernahm sich bei der Emilia. Erwartet man von dem biederen Oberst überhaupt keinen geistreichen Spruch: „Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein", so spricht Emilia in prägnanten allgemeinen Sätzen wie in eigensten Bekenntnissen zu gelehrig die verstandesklare, scharfe, auch affectvolle Sprache des Mannes Lessing, nicht die individuelle Mundart eines blutjungen Mädchens. Wir glauben dieser Emilia, daß sie in einer entschlossenen Stunde aus Furcht vor ihrem den ersten Eindrücken erliegenden Temperamente den Tod begehrt, aber wir hören nicht Emilia, sondern den motivirenden Dichter, wenn sie die Schonung ihres glanzvollen Feindes und seines Genossen mit den an Lessings „Faust" anklingenden Worten: „Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben" begründet. Ihr aus tiefster Seele geschöpftes Geständnis hat in seiner allzu präcisen Fassung als Beichte eines Weibes gegenüber einem Manne, sei er auch der leibliche Vater, etwas Verletzendes, worüber niemand hinweg kann. Nicht daß wir die innere Wahrheit der Situation irgend in Zweifel zögen, mit dem guten Matthias Claudius oder gar mit La Harpe über die heiligen Pflichten Emilias gegen den eben verblichenen Bräutigam moralisirten, daß wir nach neuerer Anleitung diese peinvoll hervorgestoßenen Sätzchen für ein bloßes Gerede nähmen, erfunden auf daß der Vater sie tödte. Denn warum soll er sie tödten, wenn sie ihrer selbst ganz

sicher ist? Eine rohe Vergewaltigung steht wirklich nicht vor der Thür.

> Auch du hast nur Ein Leben zu verlieren.
> Und nur Eine Unschuld!
> Die über alle Gewalt erhaben ist. —

> Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten, und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Kann es die Schauspielerin in dieser für undankbar verschrieenen Scene nicht sehr eindringlich machen, daß hier ein frommes, gefoltertes, schwaches und doch starkes Mädchenherz sich in der höchsten Gefahr von ihrer Angst und zugleich von einer plötzlichen Erleuchtung ein flehendes Geständnis abpressen läßt, vermag sie es nicht auszudrücken, welche Welt- und Selbsterkenntnis dieser eine Tag in ihr angehäuft hat, dann bestände Grillparzers Verdammungsurtheil „Widerlich“ zu Recht. Aber auch wenn die darstellende Kunst ihrer Pflicht vollauf genügt, wirkt die nackte Formulirung dieses Seelenzustandes erkältend und abstoßend. Es handelt sich ja nicht um die frauenhafte Rabulistik einer Renaissance-Lucretia; hier spricht ein eben erwachsenes Mädchen! Der frivole Zuschauer lächelt, der empfindsame ärgert sich, der gesunde schüttelt den Kopf. Weit entfernt zu behaupten, daß Emilia ihren Gefühlen für den Prinzen klareren Ausdruck zu leihen hätte, finden wir im Gegentheil, daß sie nur zu klar wird. Was die Poesie mit Halbtönen andeuten und in geschmückte Reden einhüllen kann, was nur ein urnaives Dichtergemüth gerad heraus sagen dürfte, tritt hier in den mageren Formen eines harten Realismus und als strenger Determinismus auf, der endlich dem Menschen einen letzten Befreiungsschritt aus den Fallen des unabwendbaren Schicksals vergönnt.

Es soll noch schlimmer kommen. Als Odoardo ihr den Dolch verweigert, sucht Emilias Hand nach einer Haarnadel und faßt

zufällig die Rose, auf die schon im zweiten Act ein Gespräch über den bräutlichen Schmuck vorbereitete: „das Haar in seinem eignen braunen Glanze, in Locken, wie sie die Natur schlug; die Rose darin nicht zu vergessen". Diese Rose nun wird Anlaß zum schlimmsten Satze der Scene: „Du noch hier? — Herunter mit dir! Du gehörest nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll!" Aber als Odoardo eine neue Herausforderung mit dem ersehnten Dolchstoß beantwortet, giebt dieselbe Rose Gelegenheit für das schöne, obwohl früh zu geistreich gefundene Bild: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert". Odoardo wiederholt dann das letzte Epigramm seiner Tochter; wie Crisps Virginius weinend klagt: Sweet hapless flow'r! Untimely cropt by the feel planter's hand! wie Richardsons Lovelace die weiße Lilie vom Stengel fallen, die zarte Blüthe umsonst mit dem rauhen Sturm der Leidenschaft kämpfen sieht. Und vorher zerpflückt Emilia ihre Blume während einer bitteren Anspielung auf das antike Paar Virginia und Virginius: „Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keinen mehr!" Emilias geschichtliche Erinnerung, störender als ihr Blick auf die frommen Märtyrerinnen der Keuschheit, führt uns zu Lessings erster Quelle zurück, von der er sich doch eben hier so weit entfernt. Trotz seiner rauhen Tugend ist Odoardo ganz und gar kein Horace, trotz seinem Dolchstoß ganz und gar kein Virginius. Er ist nur Vater, nicht Römer und Patriot, und nur um die Tugend seiner Tochter vor ihr selbst zu schützen, giebt er ihr den Tod als Werkzeug einer That, die denn doch im Grund ein Selbstmord ist, wenn die Beiden auch über Wahrheit und Lüge sprechen, wie nach einer ganz andern That Othello und Desdemona. Was aber nun? Der Prinz und Marinelli kommen hinzu. Mit dem blutigen Dolch steht auch hier Virginius-Odoardo da. Crisps Rufe „Sieh her!" und „O schrecklicher, grausamer Vater!" finden nun einen Widerhall. „Entsetzen!" ruft der Eine, „Weh mir!" der Andre. Genau abgezirkelte Responsion der Sätze und Worte, bis Emilia den letzten Seufzer aushaucht. Was diesem erschütternden Eingang der Schlußscene folgt, lehrt handgreiflich, daß alle Mittel

und Mittelchen, dem Prinzen eine Hinterthür zu öffnen, nicht zulangen, daß der Schluß dieses Trauerspieles ein Nothdach ist. Lessing empfand das schon während der Arbeit: „Je näher ich gegen das Ende komme, je unzufriedener bin ich selbst damit“. Sein Stück ist überhaupt unvollendet, obwohl den Intentionen gemäß Vater und Tochter mit einander fertig sind. Wenn der Prinz seine letzte Phrase gesprochen hat, möchte trotz alledem auch der Verächter jener mißverstandenen poetischen Gerechtigkeit, die aus den Trümmern des Lasters eine wohlfeile Triumphpforte für die Tugend baut, einen forschenden Blick hinter den Vorhang werfen. Odoardo hat (sehr gegen Lessings Regel, daß auf dem Theater vom Theater zu schweigen sei) erklärt, er wolle seine That nicht wie eine schale Tragödie durch Selbstmord beschließen. Er liefert sich selbst ins Gefängnis, wird also vor ein Tribunal treten, dessen oberster Richter der Prinz ist. Diesen aber erwartet Odoardo vor dem Richter unser aller; eine Vorladung, die im Drama nicht zieht. Claudius ward ins Exil gestoßen; Hettore verbannt seinen elenden Intriganten „auf ewig“, doch wie lange wird eine solche Ewigkeit währen? Diese Frage brachte zuerst Seydelmann ungebührlich zum Ausdruck, indem er vor der Thürschwelle mit geringschätzigem Achselzucken auf den schwächlichen Herren zurückschaute; Dawison aber knickte verzweifelnd zusammen, als sei die Creatur durch die Ungnade des Gebieters vernichtet. Der Schauspieler, dem Lessing nichts vorschreibt, wird am besten ohne einen ironischen oder jammervollen Deuter verschwinden. Dann hält der Prinz im Geiste des blasirten Prologs, nur in herberer Tonart, einen zugespitzten Epilog, der mit der elastischen Frage schließt: „Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ So hatte Wielands Sultan von Scheschian gesagt: „Ein Fürst muß ein Gott sein, oder er muß betrogen werden, wenn die, so ihn umgeben, sich verabreden, ihn zu betrügen“.

In der Luft schwebten die 1780 und 1781 ausgegangenen Zeitungsnotizen, Lessing habe dem hamburgischen Theater eine „Fortsetzung der Emilia Galotti“ versprochen, der Nachlaß enthalte eine „Idee“ dazu. Den schönsten Ausweg fand 1778 Lessings alter Feind, der bornirte Bodmer in einer halb parodirenden, halb cor-

rigirenden, von den Tageskritikern aber als Maculatur für Käsekrämer bezeichneten Sudelei „Odoardo Galotti, Vater der Emilia“, wo der nur leicht angeschossene Appiani den Mörder des „weiblichen Odoardo“ fragt, warum er nicht lieber den Prinzen erstochen habe, Odoardo jedoch den Prinzen für heilig erklärt und Beide sich mit dem reuigen Hettore versöhnen. 1802 oder schon früher wurde ein anonymes „Seitenstück zur Emilia Galotti“, „Bianka“, obwohl es selbst unter aller Kritik ist, mit langen nüchternen Bedenken gegen das Vorbild eingeleitet. Ja, noch 1815 pfuschte der Braunschweiger Professor v. Seckendorff als „Folgestück aus Lessings Emilia Galotti“ ein fünfactiges Trauerspiel „Orsina“, um die von Lessing offen gelassenen Fragen zu beantworten.

Aber auch Herder beendete 1794 eine vortreffliche, durchaus anerkennende Würdigung unsrer Tragödie, die er wieder einmal so „zufrieden, ja gesättigt“ hatte darstellen sehn, mit den bitteren Worten: „In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er (der Prinz) sich selbst ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß absolviret. Bei der Vermählung mit der Fürstin von Massa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, sie abzuholen. Appiani dagegen ist todt; Odoardo hat sich in seiner Emilia siebenfach das Herz durchbohrt, so daß es keines Bluturtheiles weiter bedarf. Schrecklich!“ Und Herders „Adrastea“ stimmte später zum Schlusse das alte Discite justitiam, moniti! an. Der überlebende Prinz war eine Zielscheibe für revolutionäre Empörung. Du bist zu gut weggekommen, wird ihm noch heute mit Worten der Hamburgischen Dramaturgie zugerufen, und vor hundert Jahren schürte der ästhetisch anfechtbare Schluß überall in deutschen Landen das Feuer antityrannischer Gesinnung. „Säume nicht, du furchtbares Gericht!“ rief Schubarts Ulmer Theaterprolog. Das verdrängte staatliche Interesse des Urstoffes schien am Ende doch wie ein furchtbarer Schatten nach Blut zu begehren. Kunstvoll war das Drama einem Fürstenmord ausgebogen, wie die deutschen Zustände und Stimmungen im achtzehnten Jahrhundert wirklich ein grollendes Ducken unter das verhaßte Joch dem freien Aufbäumen, ein ingrimmiges Verbluten dem rächenden Gegenschlag vorzogen. Doch alles, was Lessing zur Deckung seines Prinzen so erfinderisch aufgeboten hat, schwand zumal in den Augen einer über-

reizten Jugend vor den schrecklichen Anklagen dahin, die sich im Verlaufe der Tragödie gegen dies unselige Regiment immer steiler erhoben. Guastalla wurde in Deutschland gesucht und gefunden.

Während z. B. in Gotha späterhin eine Aufführung des gefährlichen Stückes abgelehnt wurde, fand die erste Darstellung der so unhöfischen Tragödie in Braunschweig am Geburtstage der Herzogin, dem 13. März 1772, statt. Der Erbprinz scheint die Absonderlichkeit dieser Wahl, die Auerbachs Roman „Auf der Höhe“ effectvoll wiederholt, nicht empfunden und das Geflüster der albernen Scandalchronik, die in Hettore ihn selbst, in Orsina seine schöne Geliebte, die Frau v. Branconi, erkennen wollte, nicht gehört zu haben. Er sprach sich über das Werk und über die Leistungen der Döbbelinschen Truppe, die ein sachverständiger Wiener eben in der „Emilia“ 1776 „miserabel“ fand, sehr zufrieden aus, und so gewann der einsame Wolfenbüttler Gesinnungsgenoß Appianis und Galottis unter den ersten Lobeserhebungen den Beifall eines Prinzen, der dem von Guastalla trotz allem in einigen Talenten und Schwächen verwandt war. Ausdrücklich eingeladen, blieb Lessing den drei Aufführungen im März und April fern. Doch wohl nicht bloß kleiner Unpäßlichkeiten wegen, denn er hatte Döbbelins Bitte, ihm die neue „Emilia“ für jenes Hoffest anzuvertrauen, nicht erfüllen wollen, ohne sich durch einen vorsichtigen Brief an Herzog Karl zu decken. Er habe, heißt es da, die Tragödie bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet und wisse nun nicht, ob sie für eine solche Gelegenheit passend und genehm sei, darum bleibe alles Sr. Durchlaucht anheimgestellt; das Ganze solle nichts sein als die römische Geschichte Virginias in moderner Einkleidung, wie er gleichzeitig sehr geflissentlich auch nach Berlin schrieb. Es war ihm offenbar nicht ganz behaglich zu Muthe.

Bald begann „Emilia Galotti“ auch anderwärts das höchste Können der deutschen Theater herauszufordern. „Es ist, als wenn sich in Spieler und Zuschauer ein neues Leben ergösse, wenn ein neues Stück von Ihnen auf die Bühne kommt“, schrieb Nicolai. Koch errang seit dem 6. April in Berlin Erfolge, die nur durch die Schuld der Darstellung, da Claudia ihre Partner zu empfindlich überragte, in den letzten Acten etwas nachließen. Man hatte sich von der Truppe einer weit ungenügenderen Darstellung versehen,

und jeder Einsichtige brachte die ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten in Abzug. Allmählich fielen hier und dort die hohen Aufgaben an die wahrhaft Berufenen: Ekhof, auch beim bloßen Vorlesen der Scenen groß, stand im vierten Acte, wie es sich Lessing in Gedanken vorgespielt, als unübertroffener, tief in den Geist des Stückes eingedrungener Odoardo, krampfhaft seinen Federbusch zerrupfend, neben der dämonischen Hensel-Orsina; Brockmann, Deutschlands berühmtester Dänenprinz, soll die heikle Rolle des Prinzen von Guastalla vorzüglich bewältigt haben; Großmanns galant-boshafter Kammerherr blieb nach dem Urtheil der Sachverständigen unerreicht; Madame Starke feierte als Claudia ununterbrochene Triumphe; und während Charlotte Ackermann ihre Emilia mit allen Reizen eines jugendfrischen Talentes ausstattete, gab ihr Stiefbruder Schröder den Hamburgern zu streiten, ob sein Cabinetstück Angelo oder seine Charakterfigur Marinelli den Preis verdiene, bis er den Odoardo übernahm. Er hatte das Stück zu Ostern 1772 in Bodes Haus vorgelesen und die Aufführung zum 15. Mai sorgsam gerüstet. Sogar ein gutgemeinter Prolog (von Bock), den er selbst im Kleide Marinellis sprach, fehlte nicht: „Die Dichter sind der Künstler Väter, Shakespeare kam erst, sein Garrick später!“ Aber der Erfolg hielt nicht an, obwohl die Darsteller lauten Beifall fanden, besonders Dorothea Ackermann als Orsina, Borchers als Odoardo, und auch die Ausstattung nichts zu wünschen übrig ließ. In Wien dagegen wurde nur Mad. Huber in der Rolle Claudias den Absichten ihres alten Leipziger Freundes gerecht, und erst im neunzehnten Jahrhundert sühnte das Burgtheater glänzend die Sünden des achtzehnten. Frau König hat im Juli 1772 dem Dichter einen lebendigen Bericht über die rasche Folge der ersten, beifällig aufgenommenen Vorstellungen erstattet. An wahrem Verständnis ließen es die Wiener, freilich nicht sie allein, so weit fehlen, daß Kaiser Joseph selbst mit dem Parterre in das höchst fragwürdige Lob einstimmte, ihn habe noch kein Trauerspiel so gelächert. Die Darstellung verirrte sich stellenweise bis zur widerlichen Farce, als handle es sich um Caricaturen wie Pumphia und Kulikan. „Den Prinzen machte Stephanie der ältere, ich möchte fast sagen: so schlecht wie möglich. Die schöne Scene mit dem Maler, die verliert bei ihm ihren ganzen Werth. Denn die spielt der Prinz und

der Maler, beide zugleich so abgeschmackt, daß man sie möchte mit Nasenstübern vom Theater schicken. Stephanie wird täglich affectirter und unerträglicher, besonders in seinem stummen Spiele. Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt seine Zunge lang mächtig aus dem Halse, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen ist." Wenn ein großstädtisches Publicum dem „abscheulichen Kerl" derlei sogenannte Nuancen willig nachsah, was Wunder, daß Lessing, gegen die Dichterlinge und Kritikaster Wiens schon länger verstimmt, nun von den Zuschauern und Spielern der Kaiserstadt eine allzu geringe Meinung erhielt. Inhaltreiche Blätter der neueren Theatergeschichte melden dann von dem hingebenden Eifer, den in Hamburg der wackere Schmidt durch Thaten und Aufsätze, in Berlin durch die auch im Übermaß stets anregende Ausarbeitung Seydelmann als Intrigant, in Wien ein Anschütz-Odoardo, ein Sonnenthal-Hettore, eine geniale Wolter-Orsina, ein Lewinsky-Marinelli der „Emilia Galotti" gewidmet haben. So ist denn unser Drama bis heut eine hohe Schule der Schauspielkunst, ein Bollwerk gegen sprachlichen Schlendrian und leere Routine geblieben. Theatergerecht wie wenige Stücke der Weltlitteratur, ohne einen Abstrich, eine leise Änderung zu fordern und zu vertragen, steht das Werk da zum gewichtigen Zeugnis, daß in dieser Gattung ein Geschöpf des kritischen Verstandes leicht langlebiger ist als viele jüngere Geburten poetischerer Köpfe. Vergebens wollten einseitig absprechende Romantiker wie die Brüder Schlegel und Adam Müller in der „Emilia" nur ein gutes Exempel dramatischer Algebra, einen Calcül aus den dramatischen Species, ein in Schweiß und Pein gearbeitetes Stück des reinen prosaischen Verstandes, ein kleinlich lauschendes Hoftrauerspiel im Conversationston, ein schlimmes Beispiel sehen. „Emilia Galotti" bestand, während die marklosen Jon und Alarcos wie die Fliegen starben. Hier lernt der Darsteller, der Zuschauer, der Leser nicht aus, und seit zwölf Jahrzehenden wogt der Widerstreit der Meinungen um diese Tragödie, der überreich zu Theil geworden ist, was Lessing für das Große verlangte: zweifelnde Bewunderung, bewundernder Zweifel.

„Die Emilia ist ein Rock auf den Zuwachs gemacht, in den das Publicum noch hineinwachsen muß", äußerte bald nach dem

Erscheinen ein kluger Berliner Prediger. Auffälliger Weise fand man gerad in dem gescheiten Berlin nicht sogleich das rechte Verhältnis zu diesem Drama der schöpferischen Kritik. Am besten bewährte sich neben Engel, der eine breitspurige Analyse der Charaktere versuchte, der treue Moses, seinen Beifall mit wohlerwogenen Einwürfen spendend, indeß Nicolai wie gewöhnlich den selbstgefälligen Klugredner abgab, Karl Lessing gegen Emilias Träume und Kirchgänge aufklärerische Bedenken auskramte und Ramler eine laue, höchst oberflächliche, aber das Antityranische stark betonende Recension hinwarf. Zeitungskritiken und Broschüren von der eingehenden und einsichtigen Beurtheilung Eschenburgs und dem schwatzhaften, doch nicht unergiebigen Panegyricus des Gießener Schmid an bis zu dummdreisten Aufsätzen des Mannheimer Ästheticus v. Klein und des Wiener Virginia-Pfuschers v. Ayrenhoff zeugten vielstimmig für „Emilia Galotti" als für ein litterarisches Ereignis, mit dem jeder Gebildete sich ernstlich auseinanderzusetzen habe. Sie bewiesen, daß dieses Stück überall das Augenmerk für die Kunst dramatischer Architektonik, die Zeichnung individualisirter Gestalten, die Eigenart eines ausgeprägten Stiles schärfte. Der Techniker und Charakeristiker empfing von allen Seiten den Lorbeer; moralische Proteste wider Emilias Schwäche oder dringende Rufe nach „poetischer Gerechtigkeit" am Schlusse schmälerten diese Bewunderung kaum. Der Sprache dagegen wurde mit Recht, sei es schüchtern, sei es schärfer wie durch den kecken Bilderstürmer Mauvillon und frech durch jenen Klein, eine unverkennbare Neigung zur Manier vorgeworfen, und man trug bald allerhand Stilbeobachtungen zusammen, denen Lessings Selbstkritik ernste Erwägung schenkte. „Emilia Galotti" solle nicht sein bestes Werk bleiben, war seine stolzbescheidene Antwort auf willkommenes Lob gewesen, und wer die berühmten Geständnisse am Schluß der „Dramaturgie" abgelegt hatte, ließ sich die falschen Vergleiche mit Shakespeare nicht zu Kopf steigen. So hatte ihn Ebert gleich im Sturm des ersten Theatereindrucks mit liebenswürdiger Begeisterung als den „Shakespeare-Lessing" angerufen, obwohl Lessing dem von Ebert vorher citirten **rare Ben** Jonson leicht näher steht als dem **Will of all Wills**, dem eine tumultuarische deutsche Jugend damals immer dröhnender zujauchzte.

„O Shakespeare-Lessing!“ — in diesen Ruf mochte der Übersetzer Wieland einstimmen; die jüngeren Genies im deutschen Südwesten, die aus der Verehrung des größten germanischen Dramatikers eine Religion machten, konnten es nicht. Herder und Goethe, ihre Führer, mußten empfinden, welche Kluft den freischaffenden Dichter des elisabethinischen Zeitalters von dem weisen Dramaturgen des achtzehnten Jahrhunderts scheide. Bei aller Hochachtung witterten sie nach einem Gang durch Shakespeares Zaubergärten, deren Duft sie fast betäubte, dann in Lessings engerem Bezirk den Geruch einer deutschen Lampe, und es ward ihnen lästig, von Lessings ordnendem Verstand gegängelt zu werden. Das unerbittlich Bewußte dieser Production verdroß sie; aber der Respect vor Lessing war zu groß, als daß man die Zweifel öffentlich aussprach: auffällig genug gehn die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ an der bedeutendsten dramatischen Neuigkeit des Jahres wortlos vorüber. Lessing könne Weiber nicht würdig schildern, schrieb Herder damals noch über die aparte Heldin des männlichen Tragikers an seine schönseelige Braut; „nur gedacht“ nannte auch Goethe das Trauerspiel ohne irgend welche Capricen des Zufalls in einem Brief an seinen gleichgesinnten Freund, und er fügte hinzu: „Darum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist.“ Man vergegenwärtige sich, daß Goethe in demselben Winter, da Lessing sorglich die letzte Hand an „Emilia Galotti“ legte, angeglüht von dem tiefsinnigen, aber aller Gattungstechnik nicht nachfragenden Shakespeareevangelium Herders und im Rausch überschäumenden Schöpferdranges die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt“ hatte. Eine geniale Historie außer Rand und Band, unklar und gährend wie junger Most aus edlen Trauben. Wer Shakespeares Theater für einen Schöneraritätenkasten ansah und, der Haft aller Regeln trotzig entlaufend, von den planlosen Plänen seines Abgottes declamirte, konnte kein geschlossenes Kunstwerk unbefangen würdigen, geschweige denn eines schaffen. Da belehrt ihn Herder, daß ihn Shakespeare „ganz verdorben“, und Goethe nimmt sich in einem neuen „Götz von Berlichingen“ möglichst zusammen. Da erscheint nun im schroffsten Gegensatze zur skizzenhaften Historienfreiheit und genialen Stegreifmanier des jungen Dichters die „Emilia Galotti“, und Goethe geht ein Jahr

nach dem „Gottfried“ bei diesem klar denkenden Dramaturgen gelehrig in die Schule, um wieder ein Jahr später den „Clavigo“, sein Theaterstück, als Schüler Lessings zu schreiben. Er wollte sich damit vollends von dem Übermaß seines mißverstandenen Shakespearethums heilen und dann seine eigenen Wege wandeln.

„Emilia Galotti“ ist überaus lehrreich für Lessings Verhältnis zur geräuschvollen Episode des Sturmes und Dranges. Sie wirkt stärker als irgend ein andres einzelnes Werk auf die zeitgenössische Production. Kein zweites Drama hat einen so epochemachenden Einfluß auch auf Widerwillige geübt. Die Technik für bürgerliche Stoffe stand seitdem trotz der Zuchtlosigkeit, in der sich damals junge Dramatiker gefielen, fest, aber die Wirkung war keineswegs auf Äußerlichkeiten der Composition beschränkt, die man zur Noth hätte aus Frankreich sich holen können und theilweise durch neue freiere Bühneneinrichtungen für die Eingänge und Abgänge überwand. Man trachtete nach individueller Charakteristik, auch der Nebenpersonen. Allenthalben, selbst bei überspannten Schreiern, erklang ein Echo des scharfen Tones, der spitzen Epigramme, der elegischen Grübelei, der Antithesen, Wiederholungen, Widerrufe und anderer rhetorischer Lieblingsfiguren aus „Emilia Galotti.“ Wir hören Lessingsche Accorde im „Clavigo“ und an zahllosen Stellen, bis zu wörtlicher Übereinstimmung, in den unbändigen Erstlingen Schillers. Die Sprache Lessings war gleichsam ein Wetzstein, auf dem die Ausdrucksweise für einen Carlos, für einen Wurm geschliffen wurde. „Sein letzter Seufzer war Amalia“, wiederholt die Braut des edlen Räubers im Anschluß an Claudia; „Wie er da steht, der Schmerzenssohn“, spottet gegen den kläglichen Hofmarschall Schillers Ferdinand im Anschluß an Orsina. Im „Julius von Tarent“ bewies Leisewitz, diese vereinsamte Erscheinung im Gewühl der jungen Genies, auf jeder Seite, daß Lessing sein vornehmstes Muster sei. Dagegen wagte der Westfale Sprickmann, seine Hoftragödie „Eulalia“ als unfreiwillige monströse Caricatur der Form und des Inhalts, der Figuren und einzelner Scenen von „Emilia Galotti“ hinzuschleudern, so lächerlich und abscheulich, als hätte er den scharf umrissenen Zügen Lessings einen Hohlspiegel vorgehalten, worin alles verschwollen, mißgeboren und wahnschaffen aussieht. Solcher Frevel machte nicht er allein

sich schuldig, obwohl kein Andrer so viele Sünden gegen das schwierige Vorbild auf einem Flecke zusammengerafft hat. Dem Marinelli folgten die bis ins Mark faulen, frechen, blasirten Hoffratzen namentlich Klingers und allerhand teuflische Freunde schwacher oder verbrecherischer Menschen; selbst Conti zog einen Schweif schwärmerischer Maler nach sich; hinter Orsina und Goethes Adelheid führten sogenannte Machtweiber einen wahren Veitstanz auf, denen Lady Milford eben so hoch überlegen ist, als diese tugendhafte widerspruchsvolle Maitresse tief sinkt gegen die Lessingsche Gräfin. Wenn sich Schiller auch zu einer wärmeren Liebe für Leisewitz bekannte, da Lessing zu sehr der Aufseher, nicht der Freund seiner Gestalten sei, so war er doch mit „Emilia Galotti" aufs innigste vertraut, und sie wurde ihm erst viel später „zuwider". Er ist ihr in allen drei Prosastücken seiner Jugend schwächer oder stärker, bewußt oder unbewußt gefolgt, und noch Posa, der kein Fürstendiener sein kann, verläugnet eine entfernte Verwandtschaft mit Appiani nicht. Der knabenhafte Kosinsky, ein Vorläufer Ferdinand Walters, peitscht zur Empörung gegen die Paschawirthschaft der Höfe; die ganze crasse Verrinaepisode im „Fiesko" ist eine sehr verzerrte Nachahmung der „Emilia", der confiscirte Mohr dagegen ein so ausgezeichneter Rival des Angelo, wie Romano ein schwacher Nachfolger des Conti; Luise Millerin kommt uns aus der Kirche entgegen, Wurm tadelt als persönlich interessirter Helfershelfer wie Marinelli das Vorgehn des Präsidenten und kehrt zuletzt den Teufel gegen seinen hohen Spießgesellen heraus, den Ferdinand mit Donnerworten vor das Weltgericht lädt, Frau Miller ist eine meisterhaft ins Kleinbürgerliche umgeschaffene, jedes Adels entkleidete Claudia, der Musicus steht als rundeste und unübertrefflichste Figur in der langen Reihe, die Oberst Galotti in Deutschland anführt. Odoardo wurde als Typus des Heldenvaters so maßgebend wie Michel Angelos Jehovah als Gottvatertypus. Er hat den grauen Alten der deutschen Tragödien und Ritterstücke seine Züge geliehen, den würdigen Greisen, die noch keine Thräne geweint haben, die ihre weichen Gefühle durch Barschheit maskiren, das Schwert gewandter als das Wort führen, nicht den kleinsten Makel an ihrer und der Ihrigen Ehre leiden und als Freie im Kampfe gegen Tyrannei und Laster siegen oder fallen. Nicht immer trug Odoardo Uniform

und Harnisch; er stieg social einige Stufen nieder und spielte im Wams des Bürgermannes etwa einen rauhen, grob humoristischen Metzger, schnauzte seine vergnügungssüchtige Hausfrau an, bewachte grimmig die Tugend seiner einzigen, vielgeliebten Tochter und hielt sich vergebens die seidenen Herren zehn Schritte vom Leibe. Schiller tritt auf und ruft ohne Scheu von der Bühne herab: Guastalla liegt in Deutschland! Er reißt mittelbar und unmittelbar den Schleier von jeder Fäulnis im Staate, läßt das humoristisch gewürzte echte Bürgerpathos Millers ertönen und zieht überwältigend alle politischen Consequenzen der „Emilia Galotti“, die nur Ifflands feige Versöhnlichkeit abschwächte, um in der „Elise v. Valberg“ mit stumpfen und schartigen Messern zu spielen und den guten Ausgang zu gewinnen, der ästhetisch der schlechte ist. Klinger hatte, Lessing mit Rousseau versetzend, den Reigen seiner stereotypen schwachen Fürsten, nichtswürdigen Rathgeber, aufgedonnerten Heroinen und sprudelnden, rebellischen Feuerköpfe in eine freilich nur zu oft als wüstes Durcheinander ausartende Bewegung gepeitscht, sei es, daß eine helle Fanfare des Freiheitssieges den Schluß machte, sei es, daß die Freien geknebelt blieben oder weltflüchtig wurden mit der Entsagung Appianis. Die Neigung für italienischen oder auch spanischen Schauplatz weist auf Lessing, wie später die politische Satire im Gewande des Orients auf Wieland, dessen „Goldener Spiegel“ ein Katechismus über Volksrecht und Fürstenpflicht war.

Die Frühzeit der römischen Republik war die Wiege der „Emilia Galotti“, und der Niedergang der römischen Republik bot Lessing, bevor er an jenen „Nero“ dachte, den Stoff zu einem Trauerspiele „Spartacus“, das er selbst als „meine antityrannische Tragödie“ bezeichnet, von dem uns aber nur einige Quellenstudien und kleine Bruchstücke, eines in Jamben, vorliegen. Sein Held, der Anführer im Sklavenkriege, solle aus andern Augen sehen als der beste römische, schreibt er im December 1770 an Ramler. Aber die Arbeit ging ihm nur zögernd von der Hand. „Emilia Galotti“ mußte den Vorrang behalten. Die Zustände der deutschen Bühne waren entmuthigend, und Lessing tröstete sich bitter, sein „Spartacus“ werde doch noch eher fertig, als man in Deutschland ein Theater besitze. Er zählte 1772 auch diesen angehauenen Stein zu dem Halbdutzend von Stücken, deren jedes nur sechs Wochen zur Voll=

endung brauche, und hatte in demselben Jahre 1775, wo er den festen Entschluß äußerte, jede Theaterarbeit aufzugeben, den Gedanken an seinen Fechter nicht ganz fallen lassen. Spartacus ist später vom jungen Grillparzer mit besonderer Vorliebe für einen Cyclus von Römerstücken auserseh n, aber schwach und blumig entworfen worden, denn das weit ausholende Spiel hebt erotisch an und stellt erst einen Freiheitsschwärmer Krixus und einen Liebesschwärmer gegen einander. Er war schon 1760 von Saurin zum Helden einer ungeschickten stoischen Tragödie gemacht worden, die der aristokratischen Tradition widerstrebte, ohne auf französisches Römerthum, ein Übermaß von Liebe für den bewunderten, mit humanité und gloire ausgestatteten Prinzen (denn das ist leider dieser Fechter hier wie dann bei Grillparzer eigentlich) und seine jungfräuliche Heroine und auf einen edlen Doppelselbstmord zu verzichten. Lessing, seiner eigenthümlichen Arbeitsweise gemäß, las den Saurin neben den antiken Berichterstattern. Durch ihn angeregt, führte er eine Tochter aus Crassus' erster Ehe ein. Sie ist in der Macht des Spartacus wie Saurins Emilie. Man darf vermuthen, daß die junge Aristokratin ohne conventionelle Liebesgeschichten eine menschlich reine Beurtheilung der verachteten Fechter gewinnen und mit ihnen wie eine Zugehörige untergehn sollte, denn Lessings „antityrannische" Tragödie war als demokratisches Humanitätsbekenntnis gedacht. Er wollte in Crassus einen schändlichen Geizhals, der mit Sclaven wuchert, darstellen. Gegen solche Machthaber richtet sich die Empörung; ein Dichter der Gegenwart würde sie socialistisch fassen. Lessing tadelt die „fast lächerliche Verachtung" seines Helden bei dem römischen Historiker Florus, der die Fechter unter die Sclaven, diese „Untergattung von Menschen", stellte. Im rechten Gegensatze zu Halms Gladiatorenschule, wo so ein Bursche nur ein grobes Stück Fleisch ist, hätte Lessing die an der Hand des Lipsius betriebenen Studien ausgenutzt. Sein wohl zwischen zwei Lagern wechselndes Stück ist nur auf eine heldenhafte Katastrophe angelegt, in der unsere volle Sympathie dem Führer zufällt. Dieser Spartacus kennt keinen höhnischen Stolz, auch gegen seinen früheren Herren Pompejus nicht, den er nach einem glücklichen Motiv treffen sollte. Er bedient sich der erbeuteten Prätorabzeichen nur zu seinem Schutz und zur Wahrung der Mannszucht. Sein Außerordentliches liegt

in der schlichten, normalen Menschlichkeit. Er wirft hauptstädtischer Überbildung die Philosophie des gesunden, tapfern Menschenverstandes entgegen. „Ich höre, du philosophirst, Spartacus", spöttelt der Consul — „Was ist das? du philosophirst? — Doch ich erinnre mich — Ihr habt den Menschenverstand in die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können — Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll — Philosophiren — es macht mich lachen — Nun gut — Wir wollen fechten!" Und anderswo fragt er: „Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sclaven habe?" Dieser der Hefe des Volkes, den Parias der Gesellschaft entstiegene edle, einfache Kämpfer für Menschenrechte, ein Verächter der Tyrannei, der Kasten, der aufgeblasenen Schulweisheit — welch eine Figur für die in Rousseau und Plutarch schwelgende Jugend!

Fragen wir aber, wie sich Lessing zu dem Programm und den Erstlingen dieses jungen Geschlechtes stellte, so lautet die Antwort: er verhielt sich nicht feindselig oder gar neidisch, sondern kritisch. Von persönlichen Begegnungen ist nur wenig zu erzählen. Seines näheren Umgangs erfreute sich in Braunschweig der junge Leisewitz, kurze Zeit ein laues Mitglied des Göttinger Bundes, der einsilbige Dichter des „Julius von Tarent." Lessing nahm herzlichen Antheil an dieser maßvollen, grüblerischen Preisarbeit. „Ich glaube nicht, daß viel erste Stücke jemals besser gewesen." Aus Anlaß der Bühnentaufe des „Julius" in Berlin ebnete er dem jungen Schöpfer fürsorglich den Boden; sonst ein saumseliger Correspondent, theilte er dies Mal Ramler, Nicolai, Moses, Engel, Karl Gotthelf Lessing in einer raschen Folge von Briefen sein Vergnügen „über ein solches erstes Stück eines solchen jungen Mannes" mit und bewies durch eine so geflissentliche edle Bestechung der Berliner Theater-, Schriftsteller- und Journalistenwelt, wie gern er sich für das Emporkommen frischer Talente mit aller Kraft einsetze. Durchreisende Litteraten nahm er stets artig auf. In der Pfalz schloß er Freundschaft mit einem echten Vertreter der brausenden Geniezeit, dem Dichter und Maler Müller. Keine Spur von zugeknöpftem Wesen gegen den jungen Mann, der als Faustdichter wie Goethe ein Lieblingsthema Lessings angepackt hatte; Lessing erzählt ihm von seinen Faustischen Entwürfen, spielt nichts weniger als den Pächter

dieses Gebietes, schreibt herzliche Briefe, und es kostet ihn nichts, Grüße an den ungebärdigsten Kraftdramatiker, Klinger, zu bestellen, dessen Wildlinge ihm doch gründlich mißfielen, der aber dann bei raschem Besuch einen ganz unbefangenen liebenswürdigen Empfang gefunden hat. Doch hatte sich ohne Lessings Absicht allmählich ein solcher Nimbus von Unantastbarkeit um ihn verbreitet, daß dreiste Genies ihr Auge vor seinem „Geierblick“ senkten und scheu an ihm vorbeischlichen. Dann heißt es wohl, man habe ihm nicht den Hof machen wollen. Halb aus Verlegenheit, halb aus unreifem Hochmuth mied der Leipziger Student Goethe eine Begegnung mit Lessing; er hat ihn nie gesehen und das später schmerzlich bedauert. Uns sind von Lessing nur kurze Urtheile über Goethes Anfänge zugegangen, einige unmittelbar, andre durch das trübe Medium unzuverlässiger Berichterstatter. Sieht man näher zu, stellt man sich historisch ins Gewühl des Sturmes und Dranges, bedenkt man die tiefe Verschiedenheit der Generationen und Lessings scharf ausgeprägte Eigenart, so kann bei diesem Verhältnis weder von barem Unverstand noch von Mißgunst die Rede sein. Lessing hatte gegen Goethes Erstlinge manches auf dem Herzen; ohne ein Aber hat er keinen gelobt, außer in einer bewegten Stunde die titanischen Trotzverse des „Prometheus.“ Seine einseitigen Aber finden stets eine Erklärung, und mehrere bestehen zu Recht, wenn ihm auch versagt war, das neue Leben aus deutscher Vorzeit und Gegenwart mit offenen Armen zu begrüßen.

Der Dramaturg Lessing mußte das Geniedrama mit sehr gemischten Empfindungen betrachten, obwohl er nur das durchaus Werthlose streng verwarf und einen „Ugolino“, diesen Johannes der Geniedramen, höchst unbefangen gewürdigt hatte. Er rieth, Shakespeare zu studiren, nicht zu plündern. Nun erschien „Götz von Berlichingen.“ Lessing las ihn erst im Februar 1774, und er spricht davon als von einer Erscheinung. Er las auch Schmids Broschüre darüber, und er nennt sie ein „Wischiwaschi.“ Er ließ sich durch Karl von der Berliner Aufführung berichten, und er spottet nicht über Goethe, sondern über den Erfolg der neuen Costüme. Er vernahm Ramlers Absicht, den „Götz“ vom Batteuxschen Standpunkte zu kritisiren, und wird zum Vertheidiger des neuen Shakespearisch-germanischen Dramas: „Wenn Ramler indeß von diesem

Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet." Aber das unordentliche Durcheinander, die kecke Formlosigkeit des „Götz" mußte den kritischen Theaterfreund ärgern. Riß diese jedes Gesetzes spottende Manier ein, folgten dem Jugendwurf eines Genies die Kolosse und Extremitäten der Aftergenies, seinen urwüchsigen Gestalten die Mondkälber der nächsten Undramatiker, dann stand der Ruin des deutschen Dramas und der deutschen Schauspielkunst vor der Thür. Erkannte doch Schröder einige Jahre nach Lessings Tod Schiller für „das jetzt lebende größte dramatische Talent" und klagte: „Ich hasse das französische Trauerspiel — als Trauerspiel betrachtet — aber ich hasse auch diese regellosen Schauspiele, die Kunst und Geschmack zu Grunde richten. Ich hasse Schillern, daß er wieder eine neue Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte." Ganz wohl; so ist es gewiß in erster Linie auf den „Götz", diese Umarbeitung einer dramatisirten Geschichte Gottfrieds von Berlichingen, zu beziehen, wenn Lessing eine Wendung des „Hudibras" ärgerlich hinschreibt: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Drama ausschreit." Und Brandes berichtet: „Herzlich bedauerte er den allmählichen Verfall der echten Komödie; unzufrieden war er mit dem seit einiger Zeit zur Mode gewordenen historischen Schauspiele, der Regellosigkeit und dem ihnen beigemischten Klingklang von Aufzügen, Turnieren, vielfältigen Verwandlungen des Theaters u. dgl. m. und mit Unwillen äußerte er sich über die in manchen Schauspielen dieser Gattung so auffallend vorsätzliche Vernachlässigung in Sprache und Sitten. Dies bezog sich keineswegs auf das eigentlich Charakteristische."

Lessing hat in der Technik Recht behalten. Gleich der „Clavigo" bezeugte ihm Goethes Einlenken. Und er wird „Goethisch" und „Goethianisch" gewiß noch besser geschieden haben als sein Bruder Karl, der in Berlin nicht bloß für den „Götz" Propaganda machte, sondern auch als Bühnenbearbeiter und Recensent von minderen Geniestücken so eifrig war, daß Gotthold ihn ermahnte, sich nicht mehr mit diesen Leuten abzugeben. Zutreffend stellte er die bürgerlichen Werke der Lenz und Wagner höher als die Mißgeburten Klingers mit ihren Tollhäuslern und ihrem Bombast. So einen

„Simsone Grisaldo“ vermochte er nicht auszulesen; und der Wiener Schauspieler Müller hörte ihn gegen Klingers Stücke „viel einwenden“. Man erwäge, daß ein unreifer Strudelkopf wie Klinger als Theaterdichter mit einer Truppe reiste, der ein Haupt des alten Hamburger Unternehmens, Abel Seyler, und die erste Schauspielerin dieser Lessingschen Bühne vorstanden. Seine ganzen Bemühungen schienen in Trümmer zu fallen. Die Technik ging aus allen Fugen. Und die Prosa sank bei Vielen zum Gestammel, die Poesie bei den vornehmsten Talenten zum Knittelvers, ja, zum Wortschatz und Lautbilde des alten Hans Sachs; die Genialität aber eines „Satyros“, eines „ewigen Juden“, gar eines „Faust“ lag noch verborgen. Ein Jungbrunnen war eröffnet, aber man konnte sich da auch zum Kinde trinken. Der Most gebärdete sich allerdings oft ganz absurd, und nur zu vieles ist als Most verdorben. Reife Männer von tieferer Gelehrsamkeit und überwiegendem Verstand hörten das neubeliebte Gepolter gegen die Wissenschaft an, als ob man die Fenster ihrer Studirstuben mit Steinwürfen zertrümmere. Wie Lichtenberg die Klopstockschwärmer in Göttingen für die unwissendsten Studenten erklärte, so mochte Lessing gegen die Genies wiederholen, was gegen die Amorettentändler seine Vorrede zum Scultetus sprach: in Dichtungen Gelehrsamkeit anzubringen, sei ekle Pedanterie beim Manne, beim Jüngling ein Auswuchs, der von einem vollen Kopf zeuge und dem reifenden Geschmack weichen würde; „etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen“. Und klebt an dieser Auffassung der Jugendpoesie unläugbar einiger Staub und Schweiß der Schule, so hatte er doch alles Recht, der neuen Genieästhetik zu zürnen. Da trat ein Klingerscher Held im überlegensten Gefühl seines vollen Herzens vor einen Abguß des Laokoon und sprach den Dulder mitleidig auch darauf an, daß große Männer untersuchten, warum er den Mund öffne. Auf den Sitz seiner kritischen Reform schwang sich die unkritische Revolution. Genie, nicht Schule! wurde das tosende Feldgeschrei. So laut schrieen Manche ihr Genie aus, daß ruhigere Zuhörer an dies Genie nicht recht glaubten. „Alles Genie“, schreibt Lessing, „haben itzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen“, oder er spaßte unter Freunden:

„Wer mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier". Er hatte über das Verhältnis von Genie und Regel die giltigsten, zugleich die bescheidensten Worte gesprochen; jetzt wurde „Mamsell la Règle" blindlings über den Haufen gerannt. Eine unbändige Gesetzlosigkeit riß ein. Lessing hatte seine Aristotelische Orthodoxie betont; nun verhöhnten ungezogene Knaben den Aristoteles, den sie doch gar nicht kannten, wie den blöden Compilator eines schalen Regelbuches. Eine, auch unter Goethes Namen oder als gemeinsame Arbeit laufende, dramaturgische Rhapsodie, Lenzens „Anmerkungen über das Theater", schlug dem Fasse den Boden aus. Lessing behauptete (11. Nov. 74), das letzte Interesse an theatralischen Dingen zu verlieren: „nicht selten gereichen sie mir zu dem äußersten Ekel. Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden". Er hätte gegen die Genies gewettert wie Luther gegen die Bilderstürmer.

So machte er 1775 in Leipzig, wie auch Boie erfuhr, kein Hehl aus seinem Ärger über die kecke Verachtung des Aristoteles und die schleuderhafte Dramatik der jüngsten Zeit. Weiße verbreitete derartige Äußerungen mündlich wie schriftlich und schob dabei seine eigenen Ansichten über Shakespeare und Goethe unter. Selbst zu feig um loszuschlagen, kündigt er seinen verstimmten Freunden von der alten Schule einen Feldzug Lessings gegen die „Partei" Herder Goethe Lavater an. Man liest mehr einen frommen Wunsch des Leipziger Bibliothekschreibers, daß dieser „Donnereifer wider das itzige Goethisiren und Lenzisiren einmal losbräche", als eine ausgesprochene Absicht Lessings. Nicolai prahlt im Xenienstreite gar als großmüthiger Retter Goethes. Er, der Verfasser der „Freuden" Werthers, will es durchgesetzt haben, „daß nicht in Lessings Werken Goethe jetzt als ein Gegenstück zu Klotz erscheint"! Er, Nicolai, habe die Herausgabe „Wertherischer Briefe", nicht bloß gegen den Roman, sondern zugleich gegen die faunische Verachtung Wielands und den ganzen unerträglichen Geniedünkel, widerrathen. Eine verdächtige Behauptung. Über die ungeheuer respectlose Farce „Götter, Helden und Wieland" hat sich Lessing allerdings nicht so königlich

gefreut, als Zelter meint, denn er war Wielands ehrlicher Freund geworden und stimmte den Urtheilen seines Bruders Karl über die burschikose Parodie der „Alceste“ keineswegs zu. Er sah in Goethes kraftgenialer Schaustellung der Euripideischen Figuren eine gefährlichere Verkennung der Antike als in Wielands verzärtelnder Nachbildung. Ein glaubwürdiger Zeuge, F. H. Jacobi, berichtet aus Lessings Munde das unwirsche und einseitige Urtheil: Goethe habe in seiner Posse nur bewiesen, „daß er noch viel weiter als Wieland entfernt sei den Euripides zu verstehen. Goethes Ideen darüber seien der klarste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug. Es sei unverantwortlich von Wieland, daß er dieses damals nicht ins Licht gestellt habe“. Dieser Hader sollte sich jedoch ohne einen Federkrieg ausgleichen. Bei Lebzeiten Lessings unternahm der Dichter des „Götz“ im Stillen eine harmonische Wiederbelebung antiker Gebilde in seiner „Iphigenie“, und ein paar leise Anklänge an jene ehedem so schonungslos ausgelachte „Alceste“ mußten den gutmüthigen Wieland vollends wie ein Widerruf versöhnen. Den Jüngling hatte aus der Ferne niemand richtig beurtheilen können. Er erkannte ausdrücklich Lessing und Wieland als die berufenen Richter über sich an. Er rang von Anbeginn nicht nur nach charakteristischer Kraft, sondern auch nach stiller Anmuth. Er betete nicht nur zu dem Gothiker Erwin, sondern auch zu Winckelmann. Er bewunderte nicht nur die „Minna“, sondern befestigte sich auch in den maßvollen Lehren des „Laokoon“ und sah mit heller Freude das häßliche Todtengerippe vor dem Archäologen Lessing verschwinden. Während er den zügellosen Sturm und Drang allmählich austrieb, entfernte sich Lessing aus dem engen Cirkel seiner „nur gedachten Emilia Galotti“ und näherte sich den freieren Kreisen des „Nathan“. Beide Männer würden sich bei aller Verschiedenheit der Naturen und Interessen doch künstlerisch und menschlich gefunden haben. Ja, es währt nicht lange, so steht Goethe den letzten und größten Ausläufern des Geniedramas noch erzürnter gegenüber, als Lessing seinem maßlosen „Götz“. Schillers ungeheure Würfe waren ihm verhaßt, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen bestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte“.

Eigenthümlich steht es um Lessings Verhältnis zu den „Leiden des jungen Werthers“. Er war ein starker, verstandesklarer Mann, als durch die Jugend jene fieberhafte Erregung ansteckend lief, die Goethe in seinem Roman wie einen Krankheitsstoff und doch so künstlerisch ausschied. Lessing, der Erfinder des Wortes „empfindsam“, wußte wenig vom neuen Inhalt. Die zärtliche Liebe zur Natur ließ ihn kalt. Die Überherrschaft des ausschweifenden und wehrlosen Gefühls verdroß ihn. Sein Ideal hieß Thätigkeit, nicht Schwärmerei, und er war, so wie er einmal höchst bezeichnend von der „unterrichtenden und gefühlvollen Stunde“ durch Jacobis „Woldemar“ spricht, während der Lectüre der Goethischen Gefühlspoesie einer unbefangenen Hingebung nicht fähig. Dennoch ist sein ästhetisches Urtheil sehr anerkennend, wie der oft citirte und oft mißverstandene Brief an Eschenburg (26. Oct. 74) beweist: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch Andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können“. Diesem kurzen, ungewöhnlich beifälligen Vorspruch folgt Lessings Aber mit eingehenderer Begründung:

„Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine andre Art Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß Der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τὶ τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein

körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser." Der Dichter von „Hanswursts Hochzeit" wollte das selbst übermüthig besorgen.

Zweierlei vergällte Lessing die Freude. Erstens die Furcht vor üblem Einfluß auf die Jugend, der Werther freilich zurief: Sei ein Mann und folge mir nicht nach! Es ist leicht, Lessing zu erwidern, daß ein Poet nicht nur kraftvolle, gesunde Männlichkeit darzustellen hat und daß moderne Dichtung die Liebe nicht nach den Normen der Antike schildern wird. So stark aber springt Lessings antiromantische Lebensanschauung aus seiner Kritik heraus, daß kein Mensch dieses eigenthümliche Bekenntnis anders wünschen möchte. Er spricht unumwunden im Sinne der Marathonkämpfer und der Perikleischen Griechen, denn einen Haimon sollte man ja nicht wider ihn ins Feld führen, als falle des Kreon Sohn wie ein Werther. Den Dichtern der classischen Zeit galt heftige Liebe als Krankheit, δυσέρως oder Mißliebe, und wenn sie im einreißenden moderneren Stil des Euripides die Frau heftig entbrennen ließen, so gaben sie dem Hippolyt eine spröde Haltung. Antike Überzeugung und Goethe-Werthers krankes Herzchen, es waren getrennte Welten. Mendelssohn warf das Wertherbuch, das ein empfindsamer Handelsjüngling der Sara Meyer zugeschanzt hatte, zornig aus dem Fenster; mit einem behaglichen Paradoxon schließt Lessing ab. Wir beklagen nicht, daß sein cynisches Capitelchen in dramatischer Form, „Werther der Bessere", in den ersten, sehr unbedeutenden Anfängen stecken blieb und daß er die Gelegenheit, dem Ideal der Empfindsamkeit das Ideal der **vita activa** entgegenzustellen, erst später aufs würdigste ergriff. Nur im Vorbeigehn und ohne Goethe zu nennen, stichelte er wohl auf Werthers Mitleid mit den armen Würmchen, denen in diesem ungeheuren Grab Natur jeder Menschenschritt den Tod bringe, und fragte in einem theologischen Heft, ob man deshalb lieber sterben als sich bewegen solle. Ein Gegner des Werther- und Siegwartfiebers, nahm er Goethes Dichtung an hervorragender Stelle seiner Streitschriften in Schutz gegen den geistlichen Fanatismus Goezes. Kurz, er ging auch in der moralischen Beurtheilung des nun einmal von keiner Seite rein ästhetisch angesehenen Buches seinen eigenen Weg und widersprach nach links und rechts.

Zweitens beirrte seinen Genuß der Hinblick auf ein Modell Werthers, den jungen Jerusalem, dem die größten Vertreter zweier Schriftstellerepochen so gegensätzliche litterarische Denkmäler errichtet haben, eines weithin glänzend und weltberühmt, das andre schmucklos und versteckt. Karl Wilhelm Jerusalem, ein Sohn des braunschweigischen Theologen, war im Sommer 1770 Assessor in Wolfenbüttel und während des an der dortigen Justizkanzlei verbrachten Jahres durch Vermittlung der Leibnizischen Philosophie rasch Lessings Freund geworden. Als nun alle Welt schrie: Goethes Roman ist die Geschichte des jungen Jerusalem, als die leidigen Berichtiger intime Privatverhältnisse auf den Markt trugen, als Lessing selbst während der Lectüre des Romans, wie der Brief an Eschenburg lehrt, so irr an seinem Leibnizianer wurde, da zog er einige handschriftliche Aufsätze Jerusalems hervor, die von jenem Sommer her ihm und Eschenburg, dem Correspondenten des Wetzlarer Secretärs, verblieben waren, betrachtete darin seinen Jerusalem und fand wieder, „daß sie viel Gutes enthalten". Jerusalem hatte sie im Verkehr mit Lessing, angeregt durch das Studium des Mendelssohnschen „Phädon", geschrieben als ein Bekenntnis seines Determinismus. Den Leuten, die Jerusalem und Werther völlig zusammenwarfen, dem Dichter, der den Anlaß dazu gab, wollte Lessing durch diese Papiere den wahren Jerusalem als einen ernsten Denker und Sprößling der Aufklärungszeit vor Augen stellen und sagen: ich kannte ihn besser, denn einen Werther hätt' ich im Leben verachtet. Er hatte ihn aber nur halb gekannt; noch einseitiger freilich Goethe, mehr aus fremden Schilderungen als aus flüchtigem Verkehr. Jerusalem war in „Seccopolis" Wetzlar menschenscheu, verbittert und durch eine grillige Liebe gequält. Er ging den Studentenspäßen der Rittertafel aus dem Weg und hielt diesen Goethe nur für einen geckenhaften Journalisten. Hochmüthig und von scharfer Zunge, schnöd aburtheilend und lau anerkennend, sprach der unjugendliche Jüngling seine schroffen Ansichten über die Narreteien der reimenden „Genies" zu Wetzlar aus, strich einsam umher und klagte in Briefen nach Braunschweig sehr sarkastisch über seine unselige Stellung und die Tagesarbeit für die Ratten des Archivs. Er war kein Schwärmer, sondern unter dem Druck vorhandener und eingebildeter Leiden wurde er aus einem kühlen Partner philo-

sophischer Gespräche ein selbstquälerischer Hypochonder, verzweifelnd an der Wissenschaft, die seine Fragen nicht löste, an dem Leben, das ihn enttäuschte, und den Menschen, die ihn ärgerten, an der Liebe, die seiner zerrissenen Stimmung Gift statt Balsam bot. Lang hatte er über den Selbstmord disputirt, bevor er ihn ausführte. Eine Apologie des Selbstmordes war sein letztes Schreiben. „Emilia Galotti", wie der Roman wahrheitsgetreu erzählt, lag auf seinem Tische.

Als Lessing nach den Worten der Elise Reimarus „größtentheils Goethen zum Trotze sich verbunden geachtet, Jerusalems echte Geistesgestalt in seinen philosophischen Abhandlungen vorzulegen" — wir meinen, unmittelbar nach der Lectüre des „Werther" — hatte ihm die Erinnerung den Todten verklärt. Es ist nicht allein aus äußeren Gründen abzuleiten, daß die schon in den Meßkatalogen des Frühjahres 1775 angekündigte Herausgabe erst zu Ostern 1776 erfolgte. Die kluge Elise sagte ganz triftig: das Urtheil der Menge werde nur noch mehr verwirrt, „insofern Jerusalem immer erschossen bleibt". Lessings Briefe zeigen, daß ihm das Feld nach und nach unbequem wurde und er schließlich einen anständigen Rückzug nehmen wollte. Sein Büchlein blieb allerdings eine Antwort auf den „Werther", aber als Ergänzung, nicht zur Abwehr. Was Weiße von Lessing gehört zu haben vorgiebt, daß dieser Goethen in einer Vorrede derb die Wahrheit sagen wolle, trifft gar nicht zu; auch hielt Lessing, als er diese Vorrede und den für seine eigene Philosophie so bedeutsamen Epilog schrieb, weder den wahren jungen Jerusalem schlechtweg für einen kalten Philosophen, noch den poetisirten Jerusalem Goethes schlechtweg für einen empfindsamen Narren. Die Annahme wird nicht zu gewagt sein, daß Lessing aus manchen Berichten sowie aus den Wetzlarer Briefen selbst ein objectives Krankheitsbild gewonnen hatte. Nun erklärt er schön von der Doppelnatur oder richtiger von den verschiedenen Spiegelungen dieser Natur, der er zuviel Kühle und Goethe, immer nach damaliger Ansicht des Romans, zuviel Wärme gegeben hatte:

Was ihm den Freund in Jahr und Tag so werth machte, „war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätz-

barer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte." Lessing will den übrigen Freunden alles glauben, was sie von Jerusalem erzählen; „aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäftiget war; und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten". Nicht um den Jerusalem-Werther zu verläugnen, sondern ausdrücklich um „sein Bild völlig zu ründen", legte er einem kleineren Leserkreise diese scharfsinnigen, planen Aufsätze vor, worin Jerusalem einmal sagt: der von den Leidenschaften hingerissene Mensch werde sich zwar nicht strafwürdig, aber verächtlich finden. Und nicht bloß gegen den angekränkelten Kunstenthusiasmus Werthers, der in den Regeln die Zerstörung jedes wahren Naturgefühls und Ausdruckes sah, sondern gegen die gesammte Genieästhetik richtet sich in der Vorrede der unantastbare Einspruch des Hamburger Dramaturgen und des Wolfenbüttler Dramatikers:

„Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzubesorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zu voreiliger Kunstrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahiret, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu sein. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht, oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denket, die unumgänglich befolgt sein wollen; da sie weiter nichts als guter Rath sind, den man ja wohl anhören kann. Wer läugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler: aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen."

II. Capitel. Der Bibliothekar. Frau Eva.

„Freilich ist der Schauplatz für einen solchen ἐπιδεί-κτην zu klein und zu enge." Reiske, Mai 1772.

„Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."
31. Dec. 1777.

In den Tagen, da sich Lessing nach langem Hinziehen endlich zur Vereinigung mit seiner „verlobten Braut", der altberühmten **Bibliotheca Guelferbytana**, anschickte, schrieb der liebenswürdige Schöpfer dieses Bundes, Ebert, an einen gemeinsamen Freund: „Welch eine Freude es für mich sein müsse, daß Hr. Lessing zu uns kömmt, das können Sie sich leicht vorstellen. Und es muß mir um so viel angenehmer sein, da ich mir vielleicht schmeicheln darf, daß ich etwas dazu beigetragen habe. Schon seit einigen Jahren hatte ich es mir zur Pflicht gemacht, unsern vortrefflichen Erbprinzen, wie mit andern verdienten Männern und großen Genien unter unsern Landsleuten, so auch vornehmlich mit Lessing in Bekanntschaft zu bringen. Er wünschte ihn immer persönlich kennen zu lernen, um ihn in unser Land zu ziehen. Aber dazu konnte ich ihm keine Hoffnung machen, weil ich wußte, wie sehr sich Lessing vor allen Fesseln und allem, was einem Amte ähnlich sah, scheute. Das einzige Amt, das sich noch für ihn zu schicken schien, und wovon ich glaubte, daß er es auch nicht ausschlagen werde, war ein Bibliothecariat. Ich wünschte also, daß das in Wolfenbüttel ledig sein möchte. Ich äußerte meinen Wunsch auch ein Paarmal gegen ihn selbst, wenn ich ihn in Hamburg besuchte; und ich merkte wohl, daß es ihm nicht ganz zuwider sein würde, wenn er erfüllt werden könnte."

Nun war der Wunsch erfüllt. Lessing sah die Verwaltung und Verwerthung von Bücherschätzen in seine Hand gegeben, deren

außerordentliche Reize schon der unstete Reisende vor vierzehn Jahren empfunden und die er vor zehn Jahren zu längerem stillem Studium hatte aufsuchen wollen. Nach kurzem Aufenthalt zu Braunschweig traf Lessing am 4. Mai 1770 in Wolfenbüttel ein, und am 7. übergab ihm im Beisein des von der Leitung zurücktretenden Klosterrathes Hugo und des Personals einer der vornehmsten und tüchtigsten Beamten Braunschweigs das neue Amt, der früh aus Österreich verpflanzte Herr von Praun, selbst in bibliothekarischer wie archivalischer Arbeit wohlerfahren. Mit ernster Bewegung mag Lessing Erbhuldigung und Diensteid geleistet haben, als er, schon im zweiundvierzigsten Lebensjahre stehend, so zum ersten Mal seine Kraft einem Staate verschrieb. Aber er sah sich mit Vollmachten ausgestattet, die rein persönliche Auszeichnungen waren. Die Vacanz war eigens für ihn geschaffen worden durch eine Liberalität des Erbprinzen, deren Fülle der Empfänger dankbar, fast überschwänglich anerkannte. Das Ausmaß der Amtsgeschäfte sollte lediglich ihm überlassen bleiben. Es war der ausgesprochene Wille seines hohen Gönners, daß Lessing mehr die Bibliothek, als daß die Bibliothek Lessingen nutzen sollte, aber das eine mußte aus dem andern folgen. Lessing fand die Stelle wie von jeher für sich geschaffen. Auch schienen ihm die äußern Bedingungen seiner neuen Existenz vollauf zu genügen: das für damalige Verhältnisse recht ansehnliche, ihm schon seit dem Januar zufließende Jahreseinkommen betrug anfangs 600, später 800 Thaler Gold, nicht gerechnet die freie Wohnung und weitere Vergünstigungen. Seine ersten Briefe athmen eitel Zufriedenheit. In Wolfenbüttel stille Zwiesprach mit raren Büchern und neuentdeckten Handschriften; im nahen Braunschweig ein reger, Geist und Gemüth erfrischender Verkehr mit trefflichen Männern — beides zusammen sollte wohl die unabweislichen Bedürfnisse stillen, die Lessing zwischen Büchern und Menschen allzeit gefühlt hatte. Wenn er von einem heiteren Symposion heimfuhr oder ein frischer Fund ihm geglückt war, hoffte er trotz dem Gegensatze seines gewöhnlichen neuen Stilllebens zur Bewegung des Hamburger Kreises, in Wolfenbüttel recht glücklich zu werden. Still war es allerdings in dem heruntergekommenen, weltfremden, wie ausgestorbenen Städtchen an der Oker, sehr still; schmal und öde war die Bahn, die er alltäglich mit einer sein Naturell bald empörenden

Regelmäßigkeit zu beschreiben hatte: vom Schloß in die Bibliothek, von der Bibliothek ins Schloß, das „verwünschte", „große verlassene Schloß", wo er „ganz allein" oben im dritten Stockwerk eine weitläufige für ihn neu eingerichtete Zimmerflucht bewohnte. Ein breiter Wassergraben trennte die Behausung vollends von der ganzen Welt. Vor dieser Scheide zopfige allegorische Figuren, aber keine Menschen. Gras aufsprießend zwischen den Steinen des großen Platzes, dessen linke Seite eben das Schloß einnimmt; zur rechten erhebt sich das stattliche Zeughaus, während rückwärts Bibliothek und Nebenhäuser den Abschluß bildeten und in anderer Richtung, aber entfernter, die hohe barocke Schloßkirche Lessings Blick anzog, wenn er von seiner „Burg" auslugte. Er sah die Denkmäler entschwundener Zeiten, wo Stadt und Veste Wolfenbüttel der sichere und zugleich glänzende Herrschersitz des stolzen Welfenzweiges gewesen war, ein Bollwerk gegen das neue Evangelium, ein Schauplatz edler und niedriger Fürstenlust. Seitdem der regierende Herzog Karl 1754 mit dem Hofe für immer in das kräftig emporgediehene Braunschweig verzogen und die wohlhabenderen Einwohner Wolfenbüttels fast ausnahmslos der scheidenden Sonne gefolgt waren, stand in diesem friedhofstillen Aufenthalt von Ackerbürgern und etlichen Beamten die große Architektur der Vorzeit wie verloren und vergessen, und Lessings verwünschtes Schloß mochte den einsamen Bewohner leicht wie ein verwunschenes anmuthen. In einsamen Nächten lockten träumerische Sterne rückwärts in die Hallen der Vergangenheit; aber auch wer am hellen Tag dem alten vielgeprüften Bau seine Geschichte abfragte, erfuhr von den Steinen bunte Episoden aus dem Leben eines durch Fehler und Vorzüge hervorstechenden Fürstenhauses.

Hier hatte Heinrich, Luthers vielgeschmähter „Hanswurst", den die evangelischen Widersacher nah und fern den „argen Heinze" oder den höllischen „Lycaon" schalten, im starren, gewaltthätigen Welfentrotz seinem Kaiser die Treue und der protestantischen Revolution Braunschweigs ungestüm Widerpart gehalten. Hier, wo nun Lessing philosophirte, war vielleicht auch der flüchtige Pantheist Giordano Bruno, dessen Weltanschauung eben 1770 Goethe jugendlich begeistert ahnte, aus seinem Asyl Helmstedt zur Danksagung erschienen, und hier, wo nun kein Gelag mehr lärmte, hatte sich der fahrende

Zecher Hans von Schweinichen dichte Räusche getrunken, ohne damit das Decorum einer groben Zeit zu verletzen. Das heiße Blut der Welfen war hier in manchen unvergessenen Liebesabenteuern aufgelodert. Ihrer Freude am Glanz verdankte Wolfenbüttel schon seit den letzten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts seine baulichen Zierden. Heinrich Julius, der Freund des stillen kaiserlichen Sternsehers zu Prag, zeigte sich allen Künsten hold: in Braunschweig kann man ein von ihm dilettantisch gepinseltes Landschäftchen betrachten; er besoldete, mit dem Hessen wetteifernd, die vorzüglichste englische Wandertruppe und ließ, geschult an ihrer lustigen und grausigen Art, an der niedersächsischen Komödie und an den lateinischen Dramen des kecken Nicodemus Frischlin, der kurze Zeit dem Braunschweiger Martineum als Rector vorstand, seine keuschen Frauen und grotesken Maulhelden, seine tragikomischen Ehehändel, Lügenpossen und blutigen Trauerspiele über die Bretter gehen, den ausgesponnenen hochdeutschen Dialog gern durch plattdeutsche und andre mundartliche Einlagen würzend. Dann fand in den auch für Braunschweig und Wolfenbüttel verhängnisvollen Nöthen des großen Kriegs die Sorge um vaterländisches Wesen und um die Reinheit der uralten Heldensprache an allen mitteldeutschen Höfen eine Stätte. Ferdinand Albrecht trat der Fruchtbringenden Gesellschaft bei. Herzog August war der gelehrteste Regent Europas. Aber nach ihm warf sich der fürstliche Schüler des gelehrten Sprachmeisters Schottel in eine andre mächtige Zeitströmung. Das Pariser Alamode überflutete ein höfisches Gebiet, dessen Herrscher ja stets auf prunkende selbstbewußte Repräsentation großen Werth gelegt und ihre Begierden selten gezügelt hatten. Anton Ulrich lustwandelte als räthselnder Dichter weitschweifiger Romane, die gleich seinen geistlichen Liedern lang beliebt blieben, auf schäferlichen und pseudohistorischen Pfaden, indem er die Phantasie seines Publicums durch eine wirre Handlungsfülle sättigte und von zart ausgemalten christlichen Leiden zu überladenen Ohrenschmäusen und blendenden Augenweiden fortsprang. Geschworener Liebhaber des französischen Hof- und Kunststiles, setzte dieser reichbegabte Fürst verschwenderisch Fest auf Fest in Scene, gründete eine wälsche Oper und schuf, ein Louis XIV. in Miniatur, aus dem Landsitz Salzdahlum ein kleines deutsches Versailles, dem weder steife Gartenanlagen mit Springbrunnen und

steinernen Allegorien, noch werthvolle Gemälde und eine niedliche Bühne fehlten. Braunschweig erhielt ein großes Theater, dazu neubearbeitete Stücke classisch-französischer Herkunft, und die Wolfenbüttler Bibliothek wanderte aus einem unwürdigen Stall in einen prachtvollen Neubau. Es war eine üppige Zeit in und um Wolfenbüttel. Auch die Schüler des Martineums mußten in halbdramatischen schwülstigen Huldigungen für die herzogliche Familie dem Geschmack des hohen Herrn opfern, dessen Eigenwille den echten Welfen zeigte. Er entfremdete sich als Katholik dem schwer erkämpften Protestantismus seines Landes und vergiftete die blühende Jugend einer braunschweigischen Prinzessin durch jesuitische Seelenfolterung, um seinem Hause den Glanz einer kaiserlichen Heirat zu gewinnen. Aus dieser Ehe ging Maria Theresia hervor, und so waren Lessings Herren mit den führenden Regentengeschlechtern Deutschlands eng verwandt. Auch ein trauriges Stück Kirchengeschichte hatte sich damals im Wolfenbüttler Schloß abgespielt, interessant genug für den neuen forschenden und reformlustigen Bewohner, hier einer kurzen Erwähnung wohl werth. Im siebzehnten Jahrhundert war die Landesuniversität Helmstedt durch Georg Calixt und seinen Anhang ein Hort edler Unionsbestrebungen gegen das herrische Lutherthum gewesen und als bestgehaßte deutsche Hochschule von ihrer Regierung gegen die wüthenden Calov beschützt worden, die heimlich und offen wider solchen Kryptokatholicismus und -calvinismus zeterten. Calixt wollte nicht, daß eine hadernde Theologie die Gemeinschaft der Kirche zerreiße und ihr vor Muhammedanern und Juden die Schmach des Unfriedens auflade, sondern daß der uralten ersten apostolischen Kirche ihr aus den Symbolen erhellender Consens gewahrt werde, daß man die Mißhelligkeiten der religiösen Spaltung in allen Nebendingen nachgiebig mildere und durch gute Gedanken, Worte und Werke nach dem Himmelreich trachte. Dieser milde Synkretismus, mit dem Lessing schon in Wittenberg bei der knappen Rettung des **Ineptus religiosus** zu schaffen hatte, war im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einer feigen, dehnbaren, rabulistischen Theologie gewichen, die ohne jesuitische Feinheit auf Befehl dies oder jenes bewies und ihr Mäntelchen nach dem Hofwind hängte. Auch diese Zeiten, wo in Lessings Burg unentwegte Lutheraner den landesherrlichen Zumuthungen tapfer widerstanden und gefügigere

Priester diesen Wünschen gegenüber alles Protestiren verlernt hatten, waren vorbei. Am Hofe waltete moderne Bildung, die Geistlichkeit bekannte sich zur altersschwachen Orthodoxie oder zu einer maßvoll vermittelnden Aufklärung, die Universität Helmstedt hatte überhaupt ihre Rolle ausgespielt; aber trotz gestrengen Theologen wurde hier noch in den neunziger Jahren Kants Aufnahme bedacht, wenn ihn die preußische Reaction aus seinem Königsberg vertreiben sollte. Kein hervorragender Mann lockte Lessing hinüber; er hat diesen sinkenden Bildungsort nur flüchtig im zweiten Sommer, das verödete Lustschloß Salzdahlum, wo doch Goethe vor einen Everdingen trat, niemals von Wolfenbüttel aus aufgesucht.

Es stand in der Macht des Herzogshauses, durch Verlegung der Hochschule in das mit gelehrten Schätzen so reich versehene Wolfenbüttel aus der alten und der neuen Residenz ein Doppelwesen zu schaffen, der guten Stadt Weimar-Jena vergleichbar. Man hatte eine andere Gründung für das geistige Leben des in seinem Unterrichtswesen wohlverwalteten Landes vorgezogen. So hauste denn Lessing fast als einziger Gelehrter in Wolfenbüttel. Auch ein philosophischer Kopf wie der junge Assessor Jerusalem war nur ein seltener und flüchtiger Gast. „Ich komme hier zu keinem Menschen und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe“, meldete Lessing nach einem Jahre von seinem einförmigen Leben. Die Honoratioren Wolfenbüttels konnten ihm nichts geben, wie ehrenvoll sie den berühmten neuen Bibliothekar auch empfingen. Da schrieb in der ersten Woche der Lessingschen Amtsführung ein Hofrath bei der Justizkanzlei, E. D. von Liebhaber, unmittelbar nach dem Antrittsbesuch Lessings, der ihm einen Brief zu überbringen hatte, reizvoll naive Worte in sein Tagebuch: „Die Hamburgischen Verhältnisse scheint dieser sehr genau zu kennen. Er hat für die dasige Komödie früher etwas geschrieben, sprach aber sehr verächtlich davon, als ich die Rede darauf brachte. In Braunschweig scheint man sich große Dinge von ihm zu versprechen. Eberts Lob überschreitet alles Maß. Eschenburg war zurückhaltender. Ein tüchtiger Gelehrter wird Lessing sein; ansehen kann man es ihm freilich nicht; aber ob er wohl Hugo ersetzen kann? — Was machte er doch für einen Eindruck auf mich? Wie soll ich sagen? Er entschuldigte sich höflich, daß er den Brief nicht schon vor ein paar

Tagen abgegeben habe. Ein Gelehrter gewöhnlichen Schlages ist er nicht; das habe ich weg. Er hat überhaupt etwas Ungewöhnliches an sich, etwas Festes. Ich sähe ihn lieber in einer Uniform als in der Bibliothek. Ob der wohl lange hier bleibt? Ein vorzüglicher Mensch im Umgange scheint er zu sein. Ob er am Hofe verkehren wird? Vielleicht mit dem Erbprinzen". Später kann Herr von Liebhaber notiren, wie freundlich und heiter der einsame Junggesell, wenn er zu Besuch kam, mit den Kleinen spielte, ihnen Papierfiguren ausschnitt oder mit ungeübten Fingern ein Stücklein auf dem Clavier zum Besten gab, auch wie Lessing das eine Bübchen in der Bibliothek herumführte und dem staunenden Kinde, das gar nicht fassen konnte, daß Ein Mensch so viele Bücher besitzen möge, gewaltige Folianten und zierliche Proben mönchischer Initialkunst zeigte. Und weiter meldet unsre erst spät erschlossene Quelle aus dem Sommer 1770: „Heute traf ich Lessingen auf dem Weghause. Wir waren einige Stunden beisammen. Ist das ein Mann! Ich bewundere nicht so sehr die Tiefe seines Wissens, wie die Klarheit, mit der er sich mitzutheilen weiß. Das wäre ein Theologus geworden! Je eindringlicher und überzeugender er redet, desto tiefer sinkt seine Stimme herab, fast bis zum Flüstern. Er will eine Geschichte Luthers und der Reformation schreiben, sobald er nur Zeit dazu gewinnen kann. Ich glaube, in der Bibliothek steckt dazu so Manches und Herr Lessing scheint unermüdlich zu sein. Dieser Mann besitzt einen hocherleuchteten Geist und eine antike Seele." Unschätzbar ist diese klare Spiegelung der in Wolfenbüttel aufgehenden Größe durch einen wackeren, urtheilsfähigen Mann, der zunächst vergeblich nach einer Formel für die incommensurable Erscheinung sucht und kleinstädtischem Beamtengeiste durch die Vergleichung mit dem schwer zu ersetzenden Hugo ein Opfer bringt, der aber die großen Züge seines Nachbars scharf faßt, allmählich auch die harmlose, kindliche Güte liebgewinnt und nach einem weiteren aufschlußreichen Gespräch doch den rechten Ausdruck für Lessings Geist und Gemüth trifft. Wir sehen Lessing verbindlich auftreten: es liegt etwas Siegendes in diesen Zügen und dieser feinen, zwanglosen Haltung, das nichts von Magisterthum und Bibliothekenstaub weiß und nicht sofort den deutschen Gelehrten ankündigt; er entfaltet das gewinnendste gesellige Benehmen, lehnt die Frage nach seinen

dramaturgischen Schriften mit gewohnter Nachlässigkeit und Geringschätzung ab und sucht nichts weniger als durch wissenschaftliche Äußerungen sich vor dem gegen eingeschobene Litteraten etwas mißtrauischen Beamtenthum Wolfenbüttels für seinen Posten zu legitimiren. Aber ein Zufall macht ihn reden von dem, was seinen rastlosen Geist bewegt, und man lauscht nicht nur dem klaren Meister des Wortes, sondern erkennt nun auch in dem sicheren Weltmann, der für ein militärisches Kleid geboren scheint, den gelehrten kritischen Theologen, man bewundert sowohl die Bildung als die Charakterstärke des unruhigen Genies, das so wenig Muße übrig hat und so große Pläne reif in sich trägt. Ob der wohl lange hier bleibt? fragen die Wolfenbüttler bescheiden.

Lessings feurige Mittheilungen im Klein-Stöckheimer Weghause, dem beliebten Stelldichein zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, flossen aus der frischen Freude an einer Sammlung, die für Theologie, Philologie und Geschichte dem kundigen Sucher reiche Ausbeute versprach und deren Druckwerke und Autographa der Reformationszeit, sammt Cranachs durch kräftige Charakteristik ausgezeichnetem Lutherbilde, dem schon zu lang solchen Gegenständen entfremdeten Jünger der Kirchengeschichte eine hohe Aufgabe vor Augen stellten, das alte Lieblingsthema seines armen greisen Vaters. Hoffnungsvoll nistete er sich ein in dem hohen, zwar gefährlichen und kalten, aber durch die weite, übersichtliche Anlage und den pomphaften Schmuck großartig wirkenden Holzbau der Anton-Ulrichschen Rotunde, der nun auch dahin ist. „In der That“, sagt Otto v. Heinemann, der berufene Geschichtschreiber des Schlosses und der Bibliothek, „läßt die Idee des ganzen Baues nicht nur in Bezug auf Schönheit, sondern auch auf Zweckmäßigkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Der große schöne Mittelraum mit seinen imposanten Pfeilerstellungen, der in einer Länge von neunzig und in einer Breite von siebzig Fuß sein Licht von oben durch die Fenster der ihn krönenden Kuppel erhält, die denselben in zwei Stockwerken umschließenden Umgänge, welche eine bequeme und zweckentsprechende Aufstellung der Bücher ermöglichen, die acht Eckzimmer, welche, je vier in jedem Stock, zur Unterbringung einzelner gesonderter Theile der Bibliothek passenden Platz bieten, der würdige, ja großartigstattliche Eindruck des Ganzen, alles dieses macht dem Geschmacke

und dem praktischen Sinne des Baumeisters (Korb, 1706 ff.) alle Ehre." Und nun der Inhalt dieses trotz der Vergänglichkeit seines Materials so herrlichen Schatzhauses im Palladio-Stil, dessen Einrichtung auch Lessing als musterhaft rühmt! Cimelia von unberechenbarem Werthe, Prachtstücke deutscher und romanischer Miniaturkunst, Dürers „Triumphbogen", ein durch Alter und Umfang verblüffender Handschriftenbestand an Prosaikern und Poeten des Alterthums, gothischen Fragmenten und altdeutschen Werken, theologischen Tractaten, an Chroniken und Correspondenzen, eine bis in die ersten Anfänge zurückreichende einzige Folge von Incunabeln der Buchdruckerkunst und, ohne Übertreibung, die umfassendsten litterarischen Denkmäler des gesammten Reformationszeitalters. Ehrfürchtig beschaut der Besucher die riesigen, mittelst einer Kurbel zu drehenden Katalogfolianten, in denen der hohe Stifter mit der Hingebung des echten Liebhabers Erwerb auf Erwerb eingezeichnet hat. Nachdem schon das sechzehnte Jahrhundert bedeutende Anfänge einer noch unbeständigen Wolfenbüttler „Liberey" gesehn, Julius den theologischen, Heinrich Julius den juristischen Grundstock geschaffen hatte, ward im Januar 1644 während langsam verrauschender Kriegsstürme Herzog August durch den Transport seiner zahl- und werthreichen Druck- und Handschriftenbände der Gründer einer unvergänglichen neuen Bibliothek, der **Augusta**, wie sie mit Recht heißt. Sein eigner Bücherwart, weihte dieser vielseitig gelehrte Bibliophile was er nur an Zeit und Geld sparen konnte so unermüdet wie umsichtig den geliebten Schätzen. Darum kann Lessing ihm nachrühmen: „Die meisten Bibliotheken sind entstanden: nur wenige sind angelegt worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, wie Augustus, in einer ununterbrochenen Reihe von nahe fünfzig Jahren beeiferte." Und er nennt weiter seinen Herren, Herzog Karl, den zweiten Gründer der Bibliothek, denn die stolzen und liebevollen Worte, mit denen Augusts Testament die wohlgeordneten Früchte unglaublicher Arbeit und schweren Aufwandes als einen „unermeßlichen Schatz des ganzen Landes, auch Zierde unseres ganzen Hauses" den Nachfolgern auf ihr Gewissen anbefahl, wurden nie ganz in den Wind geschlagen, wenigstens durch glückliche Gelegenheitskäufe planlos geachtet und dann von Karl durch bedeutende Zuweisungen

und Reformen rühmlich eingelöst. Für lächerliche Sümmchen Handschriftenstöcke, wie einst den des Flacius, später den Weißenburger, den Gudischen zu gewinnen, erlaubte freilich die vorgeschrittene Zeit nicht mehr, aber man kaufte den Nachlaß einzelner Gelehrten, und besonders was im Privatbesitz von Prinzen zerstreut und todtes Capital war, wurde nutzbar als Theil des großen Ganzen. Keine Bibliothek habe im achtzehnten Jahrhundert so viele und so wichtige Spenden zu so mancherlei Theilen der Gelehrsamkeit geliefert als die Wolfenbüttler, schreibt Lessing, eigene „Beiträge“ unternehmend, zur Freude des Herzogs, der seinem neuen Diener bald herzlich dafür danken kann, „daß Er es weder Fleiß noch an Bemühungen fehlen läßt, die ihm anvertraute Bibliothek berühmter zu machen“. Der ganze Endzweck seiner Berufung sei, die verborgenen handschriftlichen Schätze zu heben, so schrieb gleich anfangs Jerusalem; und Lessing selbst erklärt offen den stolzen Vorsatz, daß er lieber für die künftige Geschichte der Bibliothek neuen Stoff bringen als die Rechnungen der verflossenen aufnehmen wolle.

Zwischen dem erlauchten Bibliothekar August und Lessing hatten außer unthätigen Beamten und untüchtigen Kalmeusern auch emsige Gelehrte wie Burckhard, der erste Geschichtschreiber dieser Bücherei, der Erforscher der Humanistenzeit, ihres Amtes in der Rotunde gewaltet; längere Jahre hindurch, nicht bloß zum äußerlichen Glanze des Institutes, wenn er auch den regelmäßigen Dienst laufen ließ und deshalb insgeheim denuncirt wurde, sogar Leibniz. Lessings unmittelbarer Vorgänger war mit seinem Berufe nicht enger verwachsen, hatte aber die in Wolfenbüttel fast immer bethätigte Liberalität aufrecht erhalten und nicht gleich andern Hofbibliothekaren nur wie der Hund vor dem Heu gelegen. Nun übernahm der gefeiertste Litterat Deutschlands das Regiment, ein Bibliophile von Jugend auf, aber kein staubfressender Bücherwurm, ein Polyhistor, aber kein Zettel- und Notizensammler. Er brachte viele der vornehmsten Gaben mit, deren ein Bibliothekar höheren Ranges nicht entrathen darf: eine sehr ausgebreitete Litteraturkunde, eine erstaunlich vielseitige Sachkenntnis, einen höchst findigen Spüreifer, ein schönes Pflichtgefühl gegen jeden würdigen Gesuchsteller, überhaupt Drang und Vermögen, mit allen ihm anvertrauten Gütern zu wuchern. „Nur diejenigen sind mit den Schätzen, die sie unter

ihrer Verwaltung haben, zurückhaltend und neidisch, die sie selbst nicht zu brauchen wissen", hatte er früher einmal an einen gefälligen Custos geschrieben; jetzt ward ihm dieser Satz zur eigenen Losung. Er setzte seinen Stolz darein, durch Verlehnung und Auskünfte den Wolfenbüttler Reichthum zu verbreiten. Der Etat für die Neuanschaffungen war leider gering und wurde von Lessing wesentlich im theologischen Interesse aufgebracht; sein Nachfolger vermißt das frische Wasser im alten Wolfenbüttler Salzmeer, Lessing aber war mit dem Erbe der Vorzeit überaus zufrieden. Er fand fast immer, was er suchte, oft, was er nicht suchte und sich nie da zu suchen hätte einfallen lassen. Dergestalt Entdecker und Finder, konnte er im eigenen und fremden Interesse alle Räume durchwühlen, um sich irgend eine Gewißheit zu verschaffen, mit dem peinlichsten Fleiß Kataloge und Bücherreihen zur Controle einer verdächtigen bibliographischen Angabe mustern, jeden eingestaubten Schrein auf seinen Inhalt prüfen. Hübsch anschaulich erzählt er dann dem Leser seiner „Beiträge", wie er zufällig ein verkramtes Manuscript unter ausgemerzten Kupfern und Karten in einer abgesperrten Truhe, deren Schlüssel verloren war, nur dank der Neugier, „einen längst beiseite gesetzten Kasten zu durchstankern", ausgegraben habe, oder er verkündigt mit lautem Selbstbewußtsein der litterarischen Welt: „Nicht Wien, sondern Wolfenbüttel besitzt ihn, diesen Schatz. Bei uns muß ihn der Gelehrte suchen". In der Hitze begegnete es ihm wohl, daß er dasselbe Manuscript, dessen Titel und Nummer er im Katalog vermißte, seinerseits ausführlich erörterte, ohne doch die Lücke danach auszufüllen. Er ordnete und bestimmte eine Menge von Handzeichnungen und Kupferstichen, die er ältern und neuen Befehlen seines Herzogs gemäß nach Braunschweig abliefern und sogar aus Büchern herausschneiden mußte, ohne eifersüchtig die Habe seiner Anstalt zu bewachen. Die alltäglichen Obliegenheiten des Bibliothekdienstes ermüdeten und langweilten ihn bald. Er überließ das dem Secretär v. Cichin, einem früh entlaufenen bairischen Mönch von zweideutiger Herkunft und Haltung, der sich als Convertit an den gutmüthigen Herzog geheftet hatte und ihn fortan in seiner ewigen tragikomischen Geldklemme mit großsprecherischen Bettelbriefen überschüttete, sogar unverschämt auf eine geheime Adoption zu pochen wagte und gleich im ersten Winter Lessings Bürgschaft

in Anspruch nahm. Dieser abenteuerliche, störrische Schuldenmacher war leider nach der 1771 erfolgten Verabschiedung eines zweiten Secretärs Lessings einziger Gehilfe außer dem „Bibliothekskneсht“. Die Rotunde hatte kein heizbares Arbeitszimmer, worüber schon Leibniz klagt; also arbeitete Lessing lieber daheim und gab Pläne, die jahrelange Arbeit, nicht des Einzelnen, erforderten, wie eine neue Aufstellung und Katalogisirung, nach kurzen dilettantischen Anläufen wieder auf, und was vielleicht seinen ausgezeichneten Vorgesetzten Herrn v. Praun im Interesse des Dienstes verdroß, wird ihm kein Schätzer der höheren Rechte und Pflichten eines Genies vorrücken. Er war nicht angestellt worden, alle von Hugo hinterlassene Unordnung aufzuarbeiten, sondern um Besseres zu thun, und sein bloßer Name hätte der Rotunde viel von dem Ruhme verliehen, den sein bibliothekarischer Verkehr mit Gelehrten und seine bibliothekarische Schriftstellerei ihr überall sicherten.

„Alles was in unserer Bibliothek ist, steht jedem zu Dienste, der es brauchen kann“, erklärt Lessing. Mit einer kleinen Ausnahme ist er diesem Princip treu geblieben, so daß Heyne und Reiske seine Zuvorkommenheit nicht laut genug preisen konnten. Selbst auf die Vermittelung von Helmstedter Manuscripten erstreckte sich diese Gefälligkeit, die mit keiner mühsamen Nachforschung und Mittheilung kargte, zur Hilfe für gelehrte Collegen jede Schreibunlust überwand und auch den frommen Betrug nicht scheute, etwa eine nur im Lande zu benutzende Handschrift außer Landes zu schicken, weil Gelehrte, die einander dienen wollen, doch in Einem Lande leben. Die Briefe an Reiske besonders zeigen einen bei Lessings vielbelasteter Thätigkeit und Unruhe doppelt anzuerkennenden Diensteifer. Sein bibliothekarisches Druckwerk öffnete eine Art Sprechsaal, worin Lessing Anfragen erschöpfend beantwortete, kleine Aufgaben stellte und löste. Von vornherein berücksichtigte der Wolfenbüttler Schriftsteller vollauf die höchsten Gebote seines neuen Amtes: „Zudem“, schreibt er nach seinem ersten Fund, „zudem wollte ich mich gerne als einen solchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgiltig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich der Bibliothek durch mich zu bedienen“; oder er sagt öffentlich nach der Besprechung eines auf Orientalia bezüglichen und die

Kenntnis des Türkischen fordernden Manuscriptes, er habe davon nur als Bibliothekar gehandelt, dem es erlaubt sei, über Werke zu reden, die er nicht verstehe.

Niemand hat die aufgethürmten Sandhaufen todter Gelehrsamkeit mehr verachten dürfen als der wahrhaft gelehrte Lessing. Wie die Franzosen seit ihrem weisen Montaigne den **savant** und den **sage**, den **plus savant** und den **mieux savant** schieden, so bekennt Lessing: „Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Capital von dieser ist mehr werth als Millionen von jener"; und wieder: „Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt werden, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles wonach ich gestrebt habe, ist, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können." Solche Sätze, die das Werthverhältnis von einzelnen Kenntnissen und dem geistigen Bande der Erkenntnis bestimmen, muß sich gegenwärtig halten wer die in Hamburg begonnenen Collectaneen Lessings durchblättert. Sie können sonst leicht den Eindruck einer krausen und ziemlich altmodischen Vielwisserei hervorbringen, denn diese Lesefrüchte — „Gelehrte Krätze" wollte Lessing einmal eine Miscellensammlung nennen — bieten außer massenhaften antiquarischen und philologischen Beobachtungen und Vermuthungen die buntesten Notizen zur europäischen Gelehrtengeschichte, neben Excerpten aus Winckelmann die fast parodistische Frage, ob Diogenes in einem irdenen oder in einem hölzernen Fasse gewohnt habe, neben litterarischen und politischen Adversarien Curiosa über Flugmaschinen und Alchymie, über das Küssen, Niesen, Riechen, über Tabackrauchen und Syphilis, über Physiognomik und Geburtshilfe, über wundersam organisirte Menschen; kurz, unser „gelehrter Landstörzer" pflückt jedes Gräschen auf seinem staubigen Wege. Man erkennt noch immer den Verbesserer des Jöcher, den Schüler Bayles. Aber Lessing, interessirt für dergleichen Sammelsurien, überschätzt ihren Werth an sich nicht, er treibt eine von unfruchtbaren und paradoxen Auswüchsen nicht freie Mikrologie nur, um überall festen Boden für größere Arbeit unter seinen Füßen zu haben und schüttet nicht ohne Wahl Stroh und Körner von dieser Ährenlese vor der Welt aus, sondern hegt und prüft die Ernte im Stillen, immer

durchdrungen von jenem Unterschied zwischen dem mechanischen Lernen und dem eigenen freien Forschen. In diesem Sinne stellte er mit der Charakteristik des wahren Gelehrten Reimarus sein Ideal auf: „Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen und jeden Pfad desselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten". In diesem Sinne durchstreifte Lessing das reiche Wolfenbüttler Revier, wo er bald dem scharf umherspähenden Auge, bald dem glücklichen Zufall Funde dankte, denen seine bibliothekarische Polyhistorie ihrem Werthe gemäß die rechte Fassung gab. Er wollte nach der „Emilia Galotti" „etwas Gescheiters" thun, d. h. er wollte zeigen, daß er der Mann sei, die Guelferbytana zu nutzen. Die Haupturkunde dafür sind die sechs von 1773 bis über Lessings Tod hinaus erschienenen „Beiträge": „Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel."

Voraus ging gleich im ersten Jahr als hochbedeutendes theologisches Hermaion die Untersuchung über Berengars verloren geglaubten Tractat vom Abendmahl, den wir wie alle theologischen und philosophischen Beiträge einer späteren zusammenfassenden Betrachtung vorbehalten. Alle diese Stücke vom Berengar an sind mit strategischer Berechnung ausgerüstet und ausgeschickt worden: der alte scholastische Schwarmgeist und Leibniz, ein der Rettung werth geachteter Irrgänger des sechzehnten Jahrhunderts und ein zum Sturmbock erkorener Radicaler des achtzehnten reichen einander in dieser planvollen Sammlung die Hand, die übrigens manches Lose und Geringfügige enthält. Aber auch das Kleinste kann die wissenschaftliche Überlieferung dankenswerth runden, und wenn Lessing den Philologen Ergänzungen der Anthologie oder mit scharfsinniger Kritik der Verfasserschaft das öde Gedicht eines Byzantiners auf die pythischen Bäder oder gar Nachträge zu einem astrologischen Machwerk des fünfzehnten Jahrhunderts mit ein paar geistreichen culturgeschichtlichen Sätzen auftischte, gab er allen hochnäsigen Feinschmeckern Folgendes zu bedenken („Ergänzungen des Julius Firmicus"): „Was die Welt einmal hat, muß sie so ganz als möglich, so ganz, als es ihr vom Anfange bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntnis der Welt gebracht worden, muß sie so genau,

so zuverlässig wissen können, als möglich, oder es wäre ebenso gut, daß sie jenes gar nicht hätte und dieses gar nicht wüßte. Nach dieser Regel wünschte ich die einzelnen Aufsätze in meinem Beitrage geschätzt zu wissen und nicht nach ihrem Nutzen, den sie gar wohl haben können, ohne daß er sofort und allen in die Augen fällt: noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die sich noch bei viel wichtigern Dingen nicht findet".

Mehrere Funde zogen Lessing auf das lang gemiedene Feld der Geschichte. 1628 hatte der Orientalist W. Schickard zu Tübingen eine ottomanische Genealogie vom Urvater Adam her in Druck gegeben; sie stützte sich auf ein riesiges türkisches Stammregister, das ein Ulmer Rathsherr, Veit Marchtaler, vor Jahren bei der Plünderung einer Moschee als Beute fortgerafft hatte. Dieser Schickard-Marchtalersche „Tarich Beni Adam", durch Herzog August dem Sohne des schwäbischen Kriegsmannes abgekauft, wurde von Lessing aus seiner alten Kiste ans Licht gezogen, seine Geschichte, die Art der fragmentarischen Benutzung durch Schickard, die Spuren der Rolle bei dem berühmten und schwergelehrten, dies Mal jedoch irregeleiteten Ludolf, der Werth dieses Registers als historischer Quelle auseinandergesetzt. Ein Gegenstand von sehr begrenztem Interesse, nur ein paar Historikern und Orientalisten wichtig, aber reizvoll genug behandelt, da wir mit Lessing im Kasten wühlen und in der Litteratur weiter suchen, finden oder auch nicht finden, mit ihm Antworten ertheilen und bibliothekarische Fragen stellen dürfen und so selbst hier einen dramatischen Genuß haben. Auch ein persönliches Moment, wie denn die meisten Wolfenbüttler Arbeiten eigentlich Gelegenheitsschriften an gewisse Freunde oder Feinde sind, macht sich geltend: der Aufsatz ist ein Geschenk, zugleich ein Ehrenmal für den braven Reiske, der in der Geschichte unserer classischen und semitischen Philologie als ein großer Gelehrter von rührender, opferwilligster Unverdrossenheit, ehernem Fleiß, weitem Blick, strenger Kritik, vielseitiger Productivität in den kargsten Verhältnissen dasteht und dessen kindliches Gemüth im Gelehrtenelend niemals verzagte. Er, der wie ein χαλκέντερος darbend gearbeitet und obendrein den Hohn seichter Schwätzer gehört hatte, verdiente und brauchte mehr als irgend jemand den öffentlichen Zuruf der Edlen. Lessings Freundschaft hat seine letzten Jahre so wohlthätig erfrischt

und ihm die Treue über den Tod hinaus gehalten. „Man denke an Abulfeda und Reiske!“, ruft Lessing im kleinen Excurs über einen von Reiske besorgten arabischen Text, „an diesen einzigen Mann, der allein, bei der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit auf einmal Engländer und Franzosen ebenso weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! An diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um sich von einer ebenso undankbaren Anbauung eines andern Feldes wieder in dieses zu wenden!“ So griff Lessing nach den Klotzischen Händeln den Gelehrten unter die Arme, stand einem Burmann mit Nachrichten über Gudische Manuscripte bei, einem Philologen Weimars mit genauen Auskünften über mönchische Poesien derselben Handschriften, folgte einem undankbaren Braunschweiger in die verworrene Überlieferung des falschen Demetrius und unterwies den fernstehenden Unbekannten so willig wie seinen lieben Professor Reiske für dessen attische Redner. Was den jugendlichen „Rettungen“ ihre starke ethische Würze giebt, dieses selbstlose Fürsprechamt für das Verkannte, ist den „Beiträgen“, ganz abgesehen noch von Adam Neuser, bescheidener eigen: Lessing erhebt seine Stimme nicht bloß für den befreundeten Zeitgenossen Reiske, sondern in der nach damaligem Stande der Dinge fortführenden, nach heutigem Material ganz veralteten Spende „Marco Polo, aus einer Handschrift ergänzt und aus einer andern sehr zu verbessern“ ist ihm der alte italienische Übersetzer des großen Reisenden, Ramusio, „dessen Verdienste um das Werk des Polo man entweder nie recht erkannt oder vielleicht schon längst wieder vergessen hat“, wahrhaft lebendig geworden, und die dem Tarich-Aufsatz stilistisch nachstehende Abhandlung, aus bibliographischen und fördernden chronologischen oder geographischen Anmerkungen, Einzelcapiteln und Paralleltexten locker gefügt, erhält einen persönlichen Hauch durch eine solche Wiederbelebung und durch das menschliche Bedauern, daß der gute Ramusio unter der Bank liegt, während unzuverlässige Gewährsmänner ihren Credit behalten. Der Interpret bekümmert den bibliothekarischen Beiträger offenbar mehr als Marco Polo mit den Seinen selbst und die Durchforschung Persiens, sowie ihn Schickard und Ludolf mehr bekümmerten als die Khalifengeschlechter, die Herren Müller und Schlözer mehr als der

Charakter des Demetrius. Anderes ist trockenstes Anekdoton mit etlichen Glossen wie eine Ergänzung der „Flandrischen Chronik", verfehlte geographisch-linguistische Deutung wie die Erörterung von „Maranjon", die dem „ein wenig sehr spanischen Raisonnement" eines älteren Reisebeschreibers leider trotz der Hilfe des benachbarten Rectors Leiste ein gar zu unsicheres Spanisch mit argen Schnitzern entgegenstellt, überflüssiger Aufwand wie die Mittheilungen aus und über „Erasmus Stella." Da erst vor sechs Jahren das Autograph dieses schwindelhaften Antiquars und Ethnographen aus dem 16. Jahrhundert, dürftiges Zeug über die Elb- und Saalgegenden, abgedruckt worden war, hätte sich Schmid die Abschrift der Wolfenbüttler Copie und Lessing die Würdigung des auch als Neuigkeit ärmlichen Fundes sparen können. „Es ist zuverlässig eine bisher noch ungedruckte Schrift", meldete sein Commentar, der sich durch den scharfsinnigen Nachweis einer noch unenthüllten Stellaschen Fälschung auszeichnet, an der Spitze — der Klotzianer Schirach lachte höhnisch über die Entdecker: Lessing kümmere sich mehr um die alten verlegenen Waaren seiner Bibliothek als um das, was von lebenden Gelehrten um ihn herum geschehe. Nach geraumer Zeit noch denkt Lessing trotz dem kritischen Vorsprung seiner Ausgabe mit Ärger an diesen Irrthum und den unbequemen Recensenten. Doch den Vorwurf der Kleinlichkeit, dessen was die vornehmen Romantiker im Vollgefühl ihres Geistreichthums Andacht zum Unbedeutenden nennen, rechnete er sich stets zur Tugend. „Herr Lessing ist Mikrolog", erklärte mit ein paar nachhinkenden Lobsprüchen der unberufenste Bekrittler, Bahrdt in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, die dann Herrn Lessing „feyerliche Abbitte und Ehrenerklärung" leisten und „ehrlich den Leviten abschreiben, den er uns über diesen Vorwurf gegeben hat":

„**Vitrea fracta** dürfte bei dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken, der ekler ist, als ich ihn mir wünsche. Aber mit seiner Erlaubnis. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem Andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein Anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfter die Schwäche seines Gesichts bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja, nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug

ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist, aber freilich nur in seinem Fache. Außer diesem ist ihm alles klein, nicht weil er es wirklich klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht; weil es gänzlich außer dem Sehwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf sein, als sie wollen, es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft. Sie stehen ihm ebenso unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nichts sehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Überschauung eines großen Ganzen so nothwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden; und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse".

Es ist eine kunsthistorische Untersuchung, die ihn zu diesen vielberufenen Worten bewegt, und die Petronischen oder Liscowschen „Glasscherben" citirt er mit um so treffenderer Ironie, als es sich um „Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau" handelt. Wie Lessings Forschungen zur alten Kunstgeschichte fast nirgend der Autopsie, sondern einem theoretisch-ästhetischen und litterarischen Anstoß entspringen, so hat ihn auch in der neueren keine sinnliche Anschauung von Gegenständen, sondern die Prüfung gedruckter oder handschriftlicher Berichte angetrieben. Er hielt sich in engen Grenzen und blieb weit entfernt von den kunsthistorischen Leuchten, die dann Goethe einerseits, die Romantiker anderseits aufsteckten. Der verdiente Dresdener Kunstforscher v. Heinecken hatte in französischen und deutschen Schriften über Bücherdruck, Holzschnitt und Kupferstich seine Aufmerksamkeit der **Biblia pauperum** genannten Bilderbibel gewidmet. Den Ursprung dieser Blätter, welche die Wolfenbüttler Bibliothek in seltensten Exemplaren von 1470 und 1475 besaß, glaubte Lessing aus Büchern und Handschriften eben dieser Bibliothek überraschend nachweisen zu können. Man spürt dem lebhaften Vortrag die Freude des Findens an, denn kein fertiges Gespinst bringt Lessing zu Markte, sondern wir sollen ihn am Webstuhl seine Fäden schlagen sehn. Ganz richtig erkannte Reiske auch in den „Beiträgen" den großen Dramatiker, der einen desperat verfitzten Knaul erst auf eine bängliche Weise fest zuschlinge und ihn

dann ohne Reißen durch behutsames und glückliches Entwickeln so sanft löse, daß die Katastrophe sich ganz natürlich ergebe und der Knoten ganz gemach aus einander gehe. Wir beobachten nun hier diesen Dramatiker nach beendeter Lectüre Heineckens bei der Arbeit und verfolgen, wie weit er nach und nach auf seiner Suche kommt. Ein ganzes Itinerar breitet sich aus, da denn die Geschichte der Reise fesselnder scheint als das Ziel, oder nach Lessings Worten die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, eben so viel werth, eben so lehrreich ist wie die Sache selbst. In des Crusius lateinischer Kunde von der Stiftung jenes schwäbischen Klosters, dem, auch durch Lessing angeregt, Kerners beschreibende Liebe und Uhlands Sagenpoesie so glücklich genaht ist, stößt Lessing auf eine knappe Nachricht über vierzig correspondirende Fenstergemälde des Kreuzganges, typisch und antitypisch den beiden Testamenten abgewonnen, in je drei Felder getheilt, mit Prophezeiungen verbrämt, an Zahl und Anlage den Blättern der Armenbibel völlig gleich. Er sucht weiter in den Annalen des Crusius und Trithemius, ohne nähere Aufschlüsse zu finden, bis ihm der Doctor Johann Parsimonius oder Karg, aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer ausführlichen, den Bildern zumal sehr genau gewidmeten Beschreibung so entscheidend wie möglich zu Hilfe kommt. Lessing wußte von diesen Manuscripten, er las sie nach und reproducirte zwei der „wörtlichen Handrisse", woraus die Übereinstimmung mit jenen Holzschnitten unwiderleglich folgt. Dann aber scheint, wie Reiske sagen würde, der Knaul desperat verfitzt: die **Biblia pauperum**, deren drei gothische Segmente schon für die Abstammung von gothischer Architektur zu sprechen scheinen, soll der Hirschauer Glasmalerei treulich gefolgt sein, und dem widerspricht die chronologische Angabe des Crusius. Und wenn Lessing auch den Crusius eines Irrthums überführt, so beweist ihm doch Trithemius, daß die Auszierung des Hirschauer Kreuzgangs erst nach den vierzig Holzschnitten fällt. Sonach wäre Lessings Spiel verloren, wenn er nicht mittelst neuer Combinationen von anderen Holzschnittreihen und Fenstergemälden und durch die nothwendige Behauptung, der Abt des Trithemius habe die Bilder nur erneuert, seine scharf gedachte und elegant dargelegte Meinung rettete. Einem angehängten Excurs über den Namen der **Biblia pauperum** und eine gleich-

betitelte „homiletische Schwarte“ fehlt die Frische und Bündigkeit des Haupttheils, während ein weiterer Aufsatz über „Des Klosters Hirschau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller“ sowohl Lessings erstaunliche Belesenheit und Emsigkeit in das hellste Licht setzt, als auch dem liebgewonnenen Parsimonius werthvolle Einzelheiten für die Hirschauer Geschichte entnimmt. Der ersten, ungleich anziehenderen Abhandlung wird das Verdienst, das besondre Thema mit glänzendem Geschick gefördert und der ganzen, noch so dilettantisch sammelnden Kunstgelahrtheit eine strenge wissenschaftliche Methode vorgetragen zu haben, durch die Resultate der jüngsten Jahrzehende nicht geschmälert. Es ist nämlich erwiesen, daß die Drucke der Biblia pauperum von viel älteren Bilderhandschriften abstammen und Codices zu Wien und St. Florian aus dem Ende des dreizehnten oder dem Anfang des vierzehnten Säculums die Unwandelbarkeit dieses geschlossenen Typenkreises ohne die geringste Abweichung durch einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten außer Zweifel stellen, daß aber die Glasfenster des Hirschauer Kreuzganges nur als ein spätes Beispiel der langen Reihe, keineswegs als Archetypus für die Holzschnitte erscheinen.

Ähnlich steht es um die zweite kunsthistorische Arbeit, die Lessing, durch den eben besprochenen Erfolg angefeuert, den Wolfenbüttler Manuscripten abgewann: „Vom Alter der Ölmalerei aus dem Theophilus Presbyter,“ 1774 selbständig herausgegeben; der gesäuberte Text folgte erst 1781. Diese Arbeit, knapp und klar aus einer rasch fortschreitenden Darstellung und gelehrten Anmerkungen zusammengefügt, bietet einen erheblichen Beitrag zur Geschichte der Kunsttechnik des Mittelalters, indem sie überhaupt das Studium der Quellen anregt und in einem gegebenen, besonders wichtigen Fall ein allgemein nachgesprochenes Axiom des Vasari an der Hand eines älteren, zuverlässigeren Führers umstoßen will. Die Ölmalerei galt schlechterdings für eine Erfindung des altflandrischen Meisters Jan van Eyck — von dem größeren Bruder Hubert sprach man kaum —, dem Antonello da Messina das Geheimnis abgelockt haben sollte; eine Sage, die aus manchen Ursachen Lessings Zweifel weckte. Nur schien es ihm mißlich, den eingebürgerten Ruhm eines Erfinders mit bloßen Vernünfteleien zu bestreiten, so lang durch-

schlagende Gegengründe fehlten. „Meine Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige, unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter"; sie sollen das Alter der Ölmalerei um Jahrhunderte hinaufrücken, denn die beiden Eyck malten in der zweiten Hälfte des vierzehnten und im ersten Viertel des fünfzehnten, der Wolfenbüttler Codex der Schedula diversarum artium aber, worin der Ölmalerei schon Erwähnung geschieht, gehört dem zehnten oder elften, ihr Verfasser, wenn anders er in Tutilo von St. Gallen richtig erkannt ist, dem neunten Jahrhundert an. Lessings behutsame Argumentation behauptet denn doch zu viel: allerdings hat er sich alle Mühe um einen festen philologischen Untergrund gegeben, die Leipziger oder „Pauliner" Handschrift herangezogen und richtig eingeschätzt, auch eine junge Pariser nicht übersehen, er hat trotz sehr verzeihlichen bibliographischen Irrthümern das Verhältnis des wiederholt aufgelegten Lumen animae, worin Theophilus citirt wird, zur Schedula in dem einen Hauptpunkt richtig aufgefaßt, über den sogenannten Anonymus Muratorii treffend abgeurtheilt; aber sein vornehmstes Manuscript stammt erst aus dem zwölften Jahrhundert, und seine, auch sprachlich verunglückte, Identification von Theophilus und Tutilo ist in keiner Weise zu halten. Der neueste Herausgeber Ilg sucht den Verfasser der Schedula und des Breviarum kühn in einem Benedictiner Rugerus oder Rogkerus, der um 1100 im Kloster Helmershausen der Goldschmiedekunst oblag. Ohne Zweifel war Theophilus ein im Kunsthandwerk wohlerfahrener Kleriker. Er giebt trockene Anweise zur Glasbereitung, mit der Ofenconstruction beginnend, verfolgt die Metalltechnik besonders für die Kirchengeräthe, als da sind Kelche, Kandelaber, Rauchfässer, Meßkännchen, Kreuze, und handelt im ersten Buche seines „alten Trösters," wie Lessing mit guter Laune sagt, von verschiedenen Farben, Firnissen und Leimen: „Die Ölmalerei wird darin gelehrt, bis auf die Bereitung des Öles selbst gelehrt." Ist dem so, dann behält Lessing Recht, mag er auch chronologisch gefehlt haben. Und wenn Lessing das zu getrost für wirkliche Ölmalerei nahm, was in den drei einschlägigen Capiteln des Theophilus streng genommen nur eine Art Anstrich oder Firnis bedeutet, wenn eine neue Epoche doch an Hubert und Jan van Eyck anzuknüpfen ist, weil sie dem Farbenkörper Öl beimischten, wenn endlich

auch diese Meister bei stark vorwiegender Temperatechnik immer noch keine moderne Ölmalerei übten, die sich vielmehr erst seit dem Ausgang des fünfzehnten, dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts neben der Temperamalerei allmählich im Süden wie im Norden auszubreiten begann, so verbleibt der gelehrt und scharf durchgeführten Untersuchung Lessings doch die Ehre, einen der wichtigsten Tractate zur Kunsttechnik des Mittelalters philologisch erschlossen, seine Spuren in der Litteratur kundig verfolgt, das Alter der Anwendung von Öl in der Malerei zurückdatirt und die landläufige Anekdote, als sei die Öltechnik von Einem Mann auf Einen Schlag entdeckt worden, mit gesundem historischem Sinn bestritten zu haben. Die Glashütten Seiner Durchlaucht konnten freilich nicht, wie Lessings Begleitbrief zur Abhandlung andeutet, dem alten Theophilus Handgriffe und Vortheile ablernen, aber in der Kunstgeschichte war ein tüchtiger Schritt gethan.

Diese exacte umsichtige Methode trug Lessing auch in die Behandlung der alten und jüngeren deutschen Litteratur, da er zu Wolfenbüttel verjährte Pläne wieder aufhob und neue ins Auge faßte. Zunächst, als eine Gabe für den Sammler Zachariä, mit einer Einleitung in Briefen „Gedichte des Andreas Scultetus“ 1771, die ihn schon in Wittenberg vor den Logaustudien und wieder in Breslau angezogen hatten. Der junge Schlesier gehört zu den wenigen erträglichen Kunstpoeten des Opitzischen Zeitalters. Bevor sein Übertritt zur katholischen Kirche ihn verstummen ließ, hat er in manchen Versen ein starkes Pathos angeschlagen, obwohl seine „Österliche Triumphposaune“ gleich im Titel dem allgemeinen Schwulst verfällt und auch bei ihm forcirte Hitze mit gelehrter Kälte wechselt. Lessing nimmt die Begabung seines Schützlings allzu hoch; auch erweicht ihn die Erinnerung an gemeinsames Lesen mit einem theuren Todten: er glaubt, der einzige Umstand, daß Kleist eine, noch dazu mühsame und trockene Stelle jenes verschollenen Dichters nachgeahmt habe (den Vers von der Lerche: „In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren“), müsse die Welt für den Andreas Scultetus gewinnen. Mit besonderer Genugthuung begrüßten die treuen Breslauer Freunde diese Spende zur schlesischen Litteratur, und wie Lessing fortan die Bemühungen der Braunschweiger um Tscherning, Wernicke u. s. w. theilnehmend förderte, so dankte der wackere Klose

dem Mann, „der meine höchste Bewunderung und Liebe“ verdient, gleich Jachmann und Arletius durch Nachlesen zum Scultetus. Auch einem älteren Stück in Lessings erstem „Beitrag“ sandte er eine Ergänzung nach, der „Nachtigall“ den „Klaggesang der Nachtigall“. Lessing hatte das vernachlässigte Gebiet des historischen Volksliedes eifrig aufgesucht, wo dann Eschenburg so rüstig erntete, und ein an poetischem Gehalt ziemlich geringes Reimpaargedicht aus den Grumbachischen Händeln wieder abgedruckt und beleuchtet. Er erkannte den Werth dieser großen Gattung, legte sich Sammlungen an, verzeichnete die Pausen der amatoriae cantilenae im Elend der Seuchen, streifte den Übergang vom Minnesang zu den Meistersingern und ihre Metrik und beutete unter anderm die Limburger Chronik als vollste Quelle für den weltlichen und geistlichen Volksgesang des vierzehnten Jahrhunderts Jahr für Jahr aus, ohne doch zu einer bedeutenderen Publication vorzuschreiten. Seine Liebe zur Popularpoesie war seit den Tagen der „Litteraturbriefe“, wo er dem leidenschaftlichen Lappen, der sanften Litauerin gelauscht hatte, enger geworden, aber doch nicht erstorben, während Herder und die Jüngeren theils auf allen Fluren der Welt unverwelkliche Blüthen lasen, theils immer lauter nach einem deutschen Percy riefen. Die sinn- und schwungvollen Offenbarungen Herders machten Epoche und bestärkten namentlich Bürger in seinem Vorhaben einer vaterländischen Sammlung, für die er geniemäßig im „Herzensausguß über Volkspoesie“ mit eben so viel schöner Begeisterung wie ärgerlicher Übertreibung gegen Kunstpoesie und Ästhetik eintrat. Dieser Aufsatz und Aufruf „Daniel Wunderlichs“ gab dem platten Geniefeind Nicolai 1777 f. Anlaß zu zwei Jahrgängen einer Parodie, deren Hohn wie bei den „Freuden Werthers“ nur auf sein eigenes Haupt zurückfällt: „Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder, lustigerr Reyen, vnndt kleglicherr Mordgeschichten ... herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schusternn tzu Ritzmück ann der Elbe“, in einer toll travestirten Orthographie und mit plumpen Ausfällen. Darin gute Stücke, z. Th. mit Melodien, mancher mundartliche Fund, neben behaglich hingeworfenen Zoten der rührendste Ernst; aber man kann keine Freude daran haben, weil der Urheber die Kleinode des Volkes nur aus niedriger Gesinnung dem Schutt entriß und die ganze Einkleidung den Spender als einen

grinsenden Hohnnecker bloßstellt. „Syngen denn", sagt er in der unerträglichen ersten Vorrede von den schwelgenden Genies mit einem Seitenhieb auf Bürgers dämonische „Lenore", „satt vnndt selig, eyn Volckslied, vom feynen Libchen oder von Gespenstern, die ym Möndenscheyn wancken, sprechen Hon der kalten Vernunft, schelten uff die Cultur." Das ist's: der rationalistische Dünkel verblendet Nicolai gegen das Volkslied, das ihm nur gemeiner Handwerksburschensingsang ist und von dem die „gelarten Hansen" ihre Hand lassen sollen. Anders Lessing. Er trennt sich auch in dieser Streitfrage der Geniezeit freisinnig von dem aberweisen Berliner, dem nur ein Gebler von Wien her Beifall klaschte, und von der nüchternen Aufklärung. Seine Antwort auf Nicolais erstes Bändchen war Schweigen, nicht sein so häufiges Schweigen aus Lässigkeit, sondern ein beredtes aus Verlegenheit und Ärger. Als ihn Nicolai im folgenden Jahr um seine Mithilfe bei einer würdigen Schlußpolyglotte „für gelehrtes Volk" bat, gab Lessing zwar einen alten schlechten Scherz hin, die Übertragung der zweideutigen Verslein „Schautest du denn nie Jungfer Lieschens Knie" u. s. w. ins Griechische, Lateinische und Englische, bemerkte aber kurz, Weiteres sei ihm entfallen, so daß der bornirte Freund sich selbst ein recht grobes Schlemperliedel suchen mußte. Lessings ausweichende Worte, er fälle kein Urtheil über die „Schnurre", bedaure aber, da doch auch eine ernste Absicht dabei walte, den Mangel an Quellenangaben, hat Nicolai nicht beherzigt. Deutlicher sagte ihm der nächste Brief (20. Sept. 1777): „Etwas wirklich Gutes" könne Lessing nicht einschicken, denn „das wäre gerade wider Ihre Absicht"; Nicolai verspotte die Wichtigkeit einer Sammlung guter Lieder, und Lessing empfiehlt deren Aufbewahrung als eine sehr angelegene Sache; wenn jener nach ganz verfehlten Producten studirter alter Reimschmiede verlange, so seien dergleichen Lieder gerade keine Volkslieder: „also hätte ich bloß auf solche Lieder aufmerksam sein müssen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbellieder nennen sollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an." Wie fern Lessing von einer im achtzehnten Jahrhundert durch Litteratur und Leben so ausgebreiteten Mißachtung des Volkes war, lehrt auf unserem poetischen Gebiet außer dieser Lection auch das ältere, freundschaftlich schonende

Schreiben an Gleim, der 1772 wohlgemeinte, aber saftlose und altkluge „Lieder für das Volk" herausgegeben hatte. Ganz anders als Gellert und Genossen versteht Lessing die sogenannte Herablassung zum Volke, für dessen „heitere Armuth" er herzliche, liebenswürdige Worte findet. Der gutmüthig verselnde Volkslehrer und der spaßende Satiriker in Lessings Freundeskreise waren beide gleich unfähig, echte Volkspoesie zu ahnen, in einem Jahrzehend, das auf Herders „Volkslieder" stolz sein darf. Bürgers verrannte Declamation wird auch Lessing mißfallen haben, aber an Herder schrieb er den bündigen Lobspruch: „Ihre Volkslieder sind mir sehr lieb und werth".

Zwei Jahre nach Nicolais Zumuthung richtete Herder die Bitte um Förderung seiner „Volkslieder" an Lessing, den er mit verwandten Studien beschäftigt glaubte. Lessing klärte ihn auf: „Nicht deutsche Volkslieder, sondern deutsche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen". Der lyrischen Gattung fremder und mit dem Sang eines Walther wenig vertraut, glaubte er, man müsse, dem poetischen Genie unserer Vorfahren Ehre zu machen, mehr das erzählende und didaktische Fach wählen. Auf Priameln und Bildergedichte kam es ihm an. Die Auffädelung alter Kernsprüche zu einer epigrammatisch-ethischen Sammlung „Altdeutscher Witz und Verstand" ergetzte ihn. Er fand bei Luther und seinen Zeitgenossen die unabsehbarste Beute, er machte mit klugen und nachdrücklichen Worten auf die in wüster Sprachkraft schwelgenden und culturhistorisch so ergiebigen Schriften des begabtesten, leidenschaftlichsten Lutherfeindes Thomas Murner aufmerksam, er wünschte schon in Breslau eine vergleichende Untersuchung der alten Novellen und kleinen Schwänke und lang vor Clemens Brentano Neudrucke der frühesten deutschen Romane wie Jörg Wickrams „Goldfaden", er würdigte als Erster außer den Knittelreimen auch die reformatorischen Prosadialoge des Hans Sachs. Bei solcher Lectüre sah oft der Theologe dem Philologen über die Schulter. Und der Didaxis des ausgehenden Mittelalters wollte Lessing, der niemals Litteraturgeschichte im großen Stil Herders und der Romantiker getrieben, dessen Detailforschung aber auch die rationalistische Blindheit gegen das Mittelalter verläugnet hat, eine Auferstehung schaffen durch eine kritische Ausgabe des weitläufigen „Renners" von Hugo von Trimberg nach drei Wolfenbüttler und anderen Handschriften; eine vollständige, während Herder unphilo-

logisch die Ausmerzung der unnützen Allegorien wünschte. Aus seinem besten Codex hat der Bibliothekar ein großes Stück geduldig und reinlich abgeschrieben; es ist erwähnenswerth, daß ein Band dieser Copie später eine Zeit lang im Besitze F. A. Wolfs war. Er ging den Spuren Freidanks im „Renner" nach und brachte sprachliche und textkritische Anmerkungen zu Papier. Aber weder vermochte er die verwirrende Menge des heut angehäuften und gesichteten Handschriftenmaterials zu übersehen, noch kann das von ihm bei andrer Gelegenheit für altdeutsche Texte empfohlene Verfahren befriedigen, das weit aus einander liegende Zeiten und Mundarten eklektisch zu einem falschen Ideal vereinigen will. Lessing, trotz dem philologischen Fortschritt, der schon in der abwägenden Benutzung mehrerer Handschriften liegt, lehrt uns doch selbst, in welcher Kindheit die deutsche Philologie noch tappte. Wunderlich kritisirt er seine eigene Methode: „Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf historische Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studiren zu wollen". Und doch war Lessing, der hier allen Gesetzen der classischen Philologie entgegen im Deutschen einen lässigen Dilettantismus des Geschmackes gut heißt, der verschrobenen germanistischen Pfuscherei eines Klopstock sehr überlegen. Er rannte sich nicht fest in der Bardenurzeit und declamirte nicht lang von den Heldengedichten Karls des Großen, er warf nicht wie Klopstock die verschiedensten Völker zusammen, sondern musterte unterwegs die altdeutschen Manuscripte einer Klosterbibliothek und las mittelhochdeutsche Epen. Er fälschte unsere Sprache nicht durch abgeschmackte alterthümelnde Prägungen, sondern arbeitete zu verschiedenen Zeiten mit historischem Sinn, wiewohl etymologisch ganz unsicher, an einem deutschen Wörterbuch. Eben so freudig wie etwa Voß und eben so fern von Adelungs nervenlos correctem Dünkel, der eine „niedrige" Sprache schulmeisterlich abstempelte und eine „pöbelhafte" als unter der Würde der Sprachforschung ganz ausschloß, excerpirte Lessing Denkmäler des Mittelalters und der Übergangszeit, ohne die späteren Schlesier und neueste schöpferische Schriftsteller zu vernach-

lässigen oder über dem Hochdeutschen das Plattdeutsche zu vergessen. Das Recht der Mundarten hatte er stets geachtet und in Hamburg sein eigenes Obersächsisch durch niedersächsische Ausdrücke bereichert. Das von Herder genial erfaßte Problem des Ursprungs der Sprache ist auch ihm, der an keine fertige göttliche Inspiration glauben konnte, schon vor Herders Preisschrift flüchtig durch den Kopf gegangen; er wollte in einer Abhandlung über die Verschiedenheit der Sprachen von der Sage des Thurmbaus zu Babel ausgehn. Über die Entstehung der hochdeutschen Schriftsprache als einer willkürlichen Auslese aus den Mundarten machte er sich irrige Gedanken, und das Gothische galt ihm zwar richtig als ältere Schwester, nicht als Mutter des Althochdeutschen, aber, durch Knittels Ausgabe auf ein Wolfenbüttler Bruchstück des Römerbriefes und den in Upsala liegenden silbernen Codex des Ulfilas geführt, ging er der Anordnung der gothischen Evangelien, ihrer Quelle, dem absichtlichen Ausfall eines Capitels, also „nur dem mageren theologischen Gewinn, nicht dem großen sprachlichen nach". Seinem Urtheil fügt Jacob Grimm die Worte bei: „Diesen hellen scharfen Geist lenkte seine Vorliebe für Fabel und Spruch nur zu wenigen altdeutschen Dichtern zweiten oder dritten Ranges; hätte er die besten je gelesen, er würde auch Mittel gefunden haben für sie zu gewinnen". Und doch war ihm Walther von der Vogelweide früh zu Gesicht gekommen, doch gingen ihm nachher höfische Epen durch die Hände, er streifte Ursprung und internationale Verzweigung der Gralsage und zog in Wolfenbüttel den alten Druck des „Engelhard" Konrads von Würzburg ans Licht; doch nannte Gleim noch 1773 die Vertreter der mittelhochdeutschen Blüthe in einem Brief an Lessing „Ihre Dichter des dreizehnten. Jahrhunderts", als sei Lessing zugleich Liebhaber und Autorität auf diesem Gebiete der Poesie. Es hatte wirklich eine Zeit gegeben, wo er „die naive Sprache, die ursprünglich deutsche Denkungsart der Barden aus dem schwäbischen Zeitalter" mit frischer Begeisterung umfing. Er war ja schon 1758 von den Liedern des preußischen Grenadiers zu den „Kriegsliedern der alten Barden und Skalden", von den tapfern Soldaten des siebenjährigen Krieges zu unsern Vorfahren als einer „Nation von Helden", von Friedrich zu den Staufern zurückgegangen und hatte aus Nibelungen und Heldenbuch einen Hauch des kriegeri-

schen Geistes der Germanen gespürt. Mit kühler Ironie dagegen lehnt er in Wolfenbüttel mehrmals den beliebten Ausdruck „schwäbisches Alter“ ab, „das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach den französischen siècles geformt zu sein scheinet. Denn Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im Geringsten mehr Verdienst haben als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet“. Es war Johannes Müller vorbehalten, die Nibelungen als „deutsche Ilias“ zu verherrlichen und eine romantische Liebe zur Poesie des deutschen Mittelalters zu entfachen, sowie sein Landsmann Füeßli das „erste aller deutschen Gedichte“ hoch über einen „Messias“ stellte. Der griechengläubige Verfasser des „Laokoon“ dachte beim Untergang der Burgunden, den er in schlecht überlieferten gedrungenen Strophen ohne den harmonischen Fluß des Hexameters, ohne die entfaltende Kunst und die behaglichen Bilder Homers las, nie an Achilleus und Hektor. Schon in jenen Frühjahrstagen der patriotischen Begeisterung von 1758 hatte er bei der Lectüre mehr Wortphilologie als Alterthumskunde getrieben und aus „unverantwortlichen Fehlern“ in Bodmer-Breitingers Ausgabe von „Chriemhilden Rache“ die Überzeugung gewonnen, „daß die Herren Schweizer eben nicht die Geschicktesten sind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben.“ Darum hätte er gern, im „alten schwäbischen Deutsch“ geübt, an Text und Glossar die Schwäche der Zürcher nachgewiesen, aber nicht den ästhetischen und nationalen Werth der Dichtung beleuchtet. Ein Theil seiner zur gleichen Zeit begonnenen Untersuchungen über die historischen Elemente des „Heldenbuchs“ mit entschiedener Polemik gegen einzelne Gelehrte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist in Lessings Nachlaß auf uns gekommen; die Erhaltung anderer Hefte über diesen Gegenstand würde der Wissenschaft weder Resultate noch Anregungen eingebracht haben, denn seine Gesichtspunkte für die historische Grundlage sind falsch gewählt, seine Deutungen der Personen mehrfach ein Rückschritt gegen Gottsched.

Daß die Heldensage ein Gewebe aus Mythos und Geschichte

sei, fehlt diesen Lessingschen Blättern bis auf die leiseste Ahnung. Sowohl für die Texte des deutschen Mittelalters als für die Entstehungsgeschichte des deutschen Epos erwachte in Karl Lachmann, der zwölf Jahre nach Lessings letzten germanistischen Versuchen in Braunschweig geboren ward, der lang entbehrte Meister.

Viel glücklicher war Lessing in seinen Forschungen über die mittelalterliche Fabel. 1757 hatten die Zürcher einen Band „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" herausgegeben. Es ist selbstverständlich, daß Lessing, damals in frischen Fabelstudien begriffen, zur alten Einfalt der Apologen zurückstrebend und litterarhistorischen Arbeiten hingegeben, sich diese Spende sogleich aneignete. Im Wörterbuch zum Logau zieht er sie mehrmals und zwar nach der falschen Taufe, die Gottsched vorgeschlagen und das schweizerische Gelehrtenpaar blindlings angenommen hatte, als Fabeln des Herrn von Riedenburg heran. Ihm selbst war es beschieden, Inhalt, Zeit, Verfasser, Quellen des vermeinten Ineditums, von dem Bodmer und Breitinger nur einen Theil durch einen ältern elsässischen Germanisten vorweggenommen wähnten, mit zwingender Beweisführung darzustellen. Die Mangelhaftigkeit des Textes konnte ihm gleich anfangs nicht entgehen, aber zur chronologischen Bestimmung, die heute jeder Student treffen müßte, bedurfte es damals, wo man tastend weit getrennte Perioden in ein vages schwäbisches Alter zusammenwarf und Werke aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vor Kaiser Friedrich II. ansetzte, anderer als sprachlicher und metrischer Stützen. Erst in Hamburg lenkte 1769 eine bibliographische Beschreibung frühester Incunabeln Lessing auf die rechte Spur, die Gottsched bereits gekannt hatte. Jene Fabeln waren kein Anekdoton, und das bisher nur von Seiten der Typographie, aber nirgend nach seinem Inhalt gewürdigte Buch befand sich in Wolfenbüttel. Einer der ersten Griffe des neuen Bibliothekars galt diesem kostbaren Bande. Seine durch Heinecken geweckte Vermuthung ward Gewißheit: die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" lagen in einem Bamberger Druck von 1461 vor ihm, ein ehrwürdiger Erstling deutscher Incunabeln. Als er 1773 im Beitrag „Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" seine erste Entdeckung eingehend bekannt machte, drängte sich ihm die lebhafte Bemerkung auf, die wir ähnlich schon in andern bibliothekarischen

Schriften fanden: „Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas sein kann und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es völlig ungerügt einmal und zweimal als etwas ganz Neues aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht, der Litterator verachtet meistens den Poeten, und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul". Er erklärt es für seine Amtspflicht, was er bewache auch zu kennen, und beginnt mit Ergänzungen zu Heinecken, ohne die typographische und bibliographische Frage völlig abzuschließen. Sie ist hier auch nebensächlich. Für den Nachweis der Gleichheit der Zürcher und Bamberger Fabeln genügen wenige Worte, sowie Ein Blick Lessings genügt hatte, diese Übereinstimmung zu erkennen. Also hat er nur die Mühe, das nähere Verhältnis der beiden Texte zu bestimmen, was durch Vergleichung ganzer Stücke und einzelner Verse geschieht. Ungleich werthvoller als solche mangelhafte Collationen, die auch in der Ausscheidung von Flickversen zu weit gehen, ist die Ergänzung der Zürcher Ausgabe durch den Epilog und sechs von Lessing vollständig abgedruckte Fabeln, so daß, beide Bücher zusammengenommen, keines der „hundert peispil" mehr fehlt. Lessings Schluß deutet schon die zweite, nicht minder durchschlagende Entdeckung an, die er jedoch erst 1780 ausarbeitete, die Entdeckung des Verfassers. „Ich sage itzt nur so viel davon, daß dieser Name aus einer Handschrift unsrer Bibliothek von Gottscheden mit einer Oscitanz — ich weiß kein anderes Wort, Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihresgleichen haben dürfte." Von den für unsre Fabeln in Betrag kommenden Handschriften, aus denen nun Lessing zwar höchst willkürlich zusammengeklaubte Textproben, aber den wahren Autornamen schöpfte, hatte Gottsched eine in der Hand gehabt. Er besaß überhaupt das ganze nöthige Material, noch bevor die Schweizer auftraten: er kannte die Identität der Fabeln bei Scherz und der Fabeln des Bamberger Druckes, was den Zürchern entging, weil nach Lessings Bemerkung jeder auf den andern schimpfte und keiner den andern las; er hatte die Seite des Codex Gudianus, wo der

Dichter sich nannte, aufgeschlagen, blieb aber zu bequem bei einem Verse stehn, der nicht den Urheber, sondern den Adressaten der Widmung anführte; er konnte eben da finden, daß diese Fabelmasse dem Latein entlehnt sei, und die Quellenforschung eröffnen. Die Schweizer übernahmen von Gottsched in einem Nachtrag nur den unglücklichen Herrn von Riedenburg, den man sogleich in einem alten burggräflichen Minnesinger wiederfand. Ein Vergnügen für Lessing, die Köpfe der alten Feinde an Limmat und Pleiße auf einander zu stoßen. Aber er hat doch selbst die unzulänglichen Winke Gottscheds sehr verspätet kennen gelernt, beim Erscheinen der Zürcher Ausgabe noch gar nichts davon gewußt, Gottscheds leicht fortzuführende Entdeckung für die Incunabel sogar erst nach seinen eigenen Funden beachtet und kühl erwähnt. „Der es zu dewtsch pracht von latein . . . er ist genant Bonerius“, las Lessing in der von Gottsched allzu flüchtig eingesehenen Handschrift. Die Wolfenbüttler Manuscripte des „Edelsteins“ — diesen Titel konnte Lessing noch nicht wissen — sind freilich schlecht genug und Lessings Ausführungen darüber ohne weitern Belang, aber Boner heißt der Fabulist wirklich, er gehört wirklich dem vierzehnten Jahrhundert an, nur nicht der zweiten Hälfte, wie sein Entdecker mit subtilen Gründen darlegen möchte. So ist auch die Zeitbestimmung wenigstens ungefähr gelungen, und die Verwerthung des „Renners“ dafür war an sich ein methodischer Fortschritt. Seither ist der Predigermönch Ulrich Bonerius urkundlich für die Jahre 1324—1349 in Bern nachgewiesen und aus dem 1340 erfolgten Abscheiden Herrn Johanns von Ringgenberg (nicht Riedenburg oder anders) ein ziemlich sicherer Schluß auf die Abfassungszeit des „Edelsteins“ gezogen worden. Auf Lessings Schultern steht die rüstige Bonerforschung neuester Zeit in der Quellenfrage, denn auch der Versuch, an Avians Stelle die prosaischen **Apologi Aviani** zu schieben, und selbst der weitere Versuch, die Zeitfolge und sachliche Gruppirung bei Boner aus inneren und äußeren Gründen theils umzustoßen, theils klar zu machen, hat Lessings belesene Erweise zur Voraussetzung. Eben so ist man in Bezug auf die schwierigen Epimythien in lateinischen Hexametern bis heute nicht viel weiter gekommen als Lessing, der diese Frage noch für einfacher ansehn durfte. Lessing hat in einer anschaulichen Tabelle bewiesen, daß in Boners Hundert über zwanzig Nummern

aus Avian und vorher über fünfzig aus dem sogenannten **Anonymus Neveleti** geflossen sind. Er hat nur in Kleinigkeiten geirrt, wenn ihm ein allgemeiner Pentameter des Anonymus als Motiv für die 1. Fabel genügte oder der „Renner" einmal allein beigezogen ward, und er hat wahrscheinlich schon fast alles gewußt, was neuerdings aus den Gesta Romanorum, dem Jacobus a Cessolis, Petrus Alfonsi, Johannes Junior, Vincentius Bellovacensis hervorgeholt worden ist; denn Lessing versichert, von dem noch unerledigten Viertelhundert achtzehn Fabeln belegen zu können, und mehrere der eben genannten Namen finden sich in seinen nachgelassenen Notizen, die sammt brieflichen Nachrichten für das regste, auch auf Chaucer und viel weiter ausgedehnte, hie und da in den Orient erstreckte Parallelstudium der mittelalterlichen Apologen- und Novellenlitteratur zeugen.

Mit dem Anonymus Neveleti, der Hauptquelle Boners, war Lessing im Verlauf seiner unermüdlichen, seit den Leipziger Anregungen durch Christ erfolgreich betriebenen Forschungen über die antiken Fabulisten und ihr Nachleben im Mittelalter vertraut geworden. Außer bedeutenden Skizzen liegt uns der zwischen Christs paradoxer Kühnheit und dem ruhig sichtenden Fleiß der Gegenwart sehr förderlich vermittelnde Beitrag „Romulus und Rimicius" (1773) vor, ein bewundernswerthes Probstück von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. „Mit jener Entdeckung" der Bonerschen Sammlung „hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Äsopischen Fabel verirrt. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerem Fleiße studirte als den Phäder. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzu oft stieß ich in den Noten des Gudius über meinen Autor auf Dinge, die ich mir dort und nur dort aufklären zu können versprach." Der Bibliothekar durfte sich aufs gründlichste in diese Stofffülle vergraben. Der griechische Äsop war im Mittelalter verschollen und ersetzt durch Prosaauflösungen der Jamben des augusteischen Phädrus, besonders durch die an Kunstwerth geringe, aber höchst einflußreiche Paraphrase des Romulus, von der Österley neuerdings eine Handschrift des zehnten Jahrhunderts in völliger Übereinstimmung mit der Weißenburger, dem Codex Gudianus zu Wolfenbüttel, fand. Der Anonymus in Isaak Nevelets Sammelwerk von 1610, **Mythologia Aesopica**, hat den ersten drei Büchern des Romulus, die

auch Heinrich Steinhöwel in seinem deutschen „Äsopus“ (Ulm um 1475) ohne stärkeren Umsturz der alten Anordnung darbietet, die Form lateinischer Distichen geliehen und seinerseits eine internationale Wirkung gefunden. Das Material der Romulushandschriften und der unmittelbaren oder mittelbaren Bearbeitungen nach Romulus ist seit Lessings Tagen beträchtlich angeschwollen. Es war schon damals schwer zu überblicken, sehr schwer zu entwirren, da Gelehrte wie Nevelet und Nilant mehr verwickelnd als klärend gearbeitet und Christ, wie er den Knoten der noch immer nicht ohne Rest gelösten Phädrusfrage mit der verfehlten Annahme einer humanistischen Falschmünzerei zerhieb, durch die **Prolusio** zum Phädrus und die **Fabulae Aesopicae** nur eine unruhige Gährung der heiklen Probleme erzeugt hatte. Besonders waren verschiedene Romulusschichten zusammengeworfen und weiter der Prosaphädrus des Romulus mit der Äsopübersetzung des Rimicius, eines Italieners aus der Renaissance, ärgerlich vermengt worden. Hier räumte Lessing auf, indem er zugleich neues Licht über den Gudischen Phädrustext und über den Bestand sowie den Zusammenhang mannigfacher Fabelwerke mittelalterlicher und neuerer Zeit verbreitete. Es ist unmöglich, die Pfade, wo so viele Dornen den Vordringenden aufhielten und so viele Steine den behutsamen Schritt gefährdeten, rasch abzugehn. Auf wenigen Blättern hat Lessing seine Ergebnisse und Andeutungen, Antworten und Fragen zusammengefaßt, selten nach damaliger Sachlage fehlgreifend, gelegentlich Auskünfte versprechend, die uns vorbehalten worden sind, wie für den Überschuß des Nilantschen Anonymus gegen seine schlimm behandelte Quelle, den Romulus, oder für damit zusammenhangende Schlüsse auf die der heutigen Philologie reiner als der Christischen fließende Tradition des Phädrus selbst. Zwei Beweise vor allem tritt er an, und beide sind ihm über allen Zweifel gelungen: „vors Erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig ebenso guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das Allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt, daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben“. Indem Lessing zum Schluß eine vergleichende Tabelle für den Phädrus und mehrere Romuli aufstellte, erleichterte er den folgenden Parallelisten ihre

Arbeit beträchtlich; indem er dem Steinhöwelschen Äsop seine richtige Stelle in der Entwicklung anwies und auch sonst die so wichtigen litterarischen Makler Deutschlands im fünfzehnten Jahrhundert beachtete, half er dem selbst heute noch zurückgebliebenen Studium jener Übergangsepoche unserer Prosa die Bahn brechen. Auch dies Mal fehlt ein gutes Wort über die Schätzung derartiger Untersuchungen nicht: „Wozu hilft es, ob wir die Kalmäuserei wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere Kuh für sich und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen, man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftsteller des eisernen Zeitalters, oder die verschmolzenen Trümmer eines Schriftstellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er sonst geheißen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowohl als in dem andern ist vor allen Dingen nöthig zu wissen, wo er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen, besonders wenn er einmal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechtern Gestalt nicht gleichgiltig aufgenommen haben, warum soll man ihn nicht in seiner bessern bekannt machen dürfen?" Die Fabulisten schienen ihren alten Liebhaber, den treuen Schüler Christs, gar nicht mehr loslassen zu wollen: im letzten Jahr seines Lebens schrieb er einen kleinen bestrittenen Aufsatz über den Anonymus Neveleti, worin er für Christs verwegenste Hypothesen eintrat, aber seine eigenen Muthmaßungen nur fragmentarisch, in der Namensfrage (Alanus) entschieden fehlgehend, vortrug; er sammelte kritische Beobachtungen zu einzelnen Fabeln des Äsop und Phädrus und machte mehrere Ansätze zu einer Geschichte der Äsopischen Fabel, von ihren Anfängen ausholend oder erst beim Mittelalter, das wenigstens in dieser kleinen Gattung den Vorwurf einer gegen die antike Erbschaft tauben Barbarei nicht verdiene, einsetzend. Die von der Reiskia gespendete Abschrift eines augsburgischen Äsop-Codex versah er eilig mit motivvergleichenden Bemerkungen, die überall auf Planudes und Nevelet achten, aber auch ein paar orientalische und

moderne Filiationen trocken andeuten, und mit textkritischen Noten, deren Scharfsinn größtentheils an Spitzfindigkeit oder mangelhafter Beherrschung des griechischen Sprachgebrauchs scheitert. Andre Skizzen belehren uns über die strenge Gliederung und die weitere Ausschau dieser Studien. Es wäre anziehend, seine Stellung zu Christ und nicht sowohl dem Fabeldichter, als dem Fabelforscher Gellert zu beobachten oder beim „Reineke Fuchs“ die Kluft zwischen Lessing und J. Grimm zu messen. Einmal stehn die Entdeckungen über Boner summarisch an der Spitze, ein ander Mal erzählt der Eingang, daß Lessing ehedem an einer vollständigen Geschichte der Äsopischen Fabel gearbeitet habe, sich aber nunmehr durch die Menge solcher Collectanea von der Ausführung abgeschreckt fühle.

Diese „Geschichte“ hat Lessing nicht selbständig oder in den „Beiträgen“ erscheinen lassen wollen, sondern in einer Ausgabe „Vermischter Schriften“, die ihn seit dem Anfang 1770 beschäftigte und es nur auf einen einbändigen Torso brachte. Er war schon vor Jahren. als er der Welt seine „Schriften“ in Poesie und Prosa ein zweites Mal anbieten wollte, keineswegs gesonnen gewesen, seine ganze geistige Entwicklung historisch vor dem Publicum hinzubreiten. Knappe Fabeln sollten die bauschigen Verslein, männlichere Komödien die kindlichen, reifere Kritiken die ersten Würfe völlig ersetzen. Er wollte nicht umbaueu, sondern neubauen. So auch und energischer jetzt. Schmid in Gießen, der „Schurke von Anthologisten“, brachte einen Neudruck Lessingscher Knabenwerke; Lessing wollte ohne jede Rücksicht auf derlei vergessene Lappalien den „Laokoon“ als sein Hauptwerk umformen und vollenden, um dann der Reihe nach Prosafabeln, lebensfähige Dramen, der Erhaltung werthe Abhandlungen auf den Amboß zu legen. Die Leipziger Reime überwies er unbedenklich der ohne Unterlaß schnurrenden Drechselbank Ramlers. Er selbst empfaud nur geringe Freude am Feilen und Auffrischen und bedauerte die Zeit, die der „alte verlegene Bettel“ ihn koste. Als er den Eintritt seiner letzten Lebensperiode 1771 mit dem ersten Bande von „G. E. Lessings Vermischten Schriften“ bezeichnete, nannte der bescheidene Vorbericht es eine Thorheit, zur Ausbesserung einer alten Hütte Materialien zu verschwenden, aus denen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte. Die früheren Fabelstudien mit ihrer gedehnten Polemik und

ihrer philosophisch-lehrhaften Theorie waren eine solche Hütte, die neue Geschichte der Fabel sollte ein fest gegründetes Haus werden, und auch für zahlreiche neue Beispiele neben den alten wurde gesorgt. Aber der bis 1775 immer wieder vorgenommene und unmuthig zurückgelegte zweite Band kam überhaupt nicht zu Stande, während den ersten die gewiß schon viel länger geplanten „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten" als Neuigkeit zieren. Fünftheilig gegliedert wie die Abhandlungen über die Fabel von 1759, theilen sie mit diesen die Methode der negativen Instanzen, das Streben nach strenger Simplification, die Bevorzugung Eines antiken Musters, und die Grenzscheidung, dort zwischen Fabelhandlung und Drama, hier zwischen Epigramm und Fabel, überhaupt die nicht allseitig beobachtende, sondern gesetzgeberisch normirende Art der alten Poetik. Beide Male wird zunächst ausführlich gezeigt, welche Lehren verfehlt, was für Gedichte verunglückt seien. Aber an die Stelle der dortigen Umständlichkeit ist hier knappe Eleganz getreten, die ungenießbaren Reste Wolffischer Deductionen sind einer Fülle präcis ausgebeuteter Beispiele gewichen, statt jener steifen Erörterungen über die Klassen und den Nutzen der Fabel haben wir hier nach der einen historisch-theoretischen Abhandlung vier philologisch-kritische zur Geschichte des Epigramms, wie denn Lessing im zweiten Bande wahrscheinlich ein gut Theil seiner veralteten Untersuchungen über das Wesen der Fabel den geschichtlichen über die Reihe der Fabulisten geopfert haben würde. Sehr im Unterschied von den gefälligen Linien des „Laokoon" ist der Gang der Epigrammforschung eine unerbittlich schnurgerade Straße, auf der Lessing im hurtigsten Eilmarsch von Griechenland nach Rom schreitet. Er offenbart die volle Schlagfertigkeit und Sicherheit des logischen Kopfes, nur daß so ein Logiker von einem Untersatz aus gern allzu stracks weiter schließt, allzu enge mathematische Formeln für genügend hält und die Dinge der Kunst nach seinem Seh- und Angriffspunkt ungleich einfacher nimmt, als sie in der bunten Wirklichkeit leben. Epigramma heißt wörtlich Aufschrift: also meint Lessing, von dem Ursprung der epigrammatischen Dichtung aus Denkmälertiteln ausgehn zu müssen, um das Wesen der Gattung richtiger zu fassen als die Scaliger, Vavassor, Boileau, Batteux. Denn daß die epigrammatische Dich-

tung eine haarscharf zu definirende Gattung des Alterthums sei, daran zweifelt er natürlich keinen Augenblick, und da der unumschränkte Inhalt der Epigramme seinem Bedürfnis nach sparsamster Concentration nicht gehorcht, so muß sich ihm aus der Form, d. h. aus Zahl und Anordnung der Theile ergeben, warum ein Sinngedicht noch immer eine Aufschrift oder Inschrift heißen kann. Auf den „einzigen Umstand“, daß gemäß dem monumentalen Ursprung der Epigramme jedes in zwei Theile, Reizung und Befriedigung der Neugier, „Erwartung“ und „Aufschluß“ zerfalle, gründet Lessing seine ganze Theorie, eine verbesserte Auflage der Vavassorschen von 1669. Lessing nennt „das Sinngedicht ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Eins zu befriedigen.“ Diese Deutung könnte auch dann richtig sein, wenn Lessings wunderliche Auffassung, als sei jedes Denkmal ein Räthsel, das einer inschriftlichen Lösung bedürfe und so das Vergnügen befriedigter Wißbegier mit dem sinnlichen Eindruck des Schönen zu einem „dritten angenehmen Gefühl“ vereinige, gar keinen Beifall fände und die ganze Ableitung in nichts zerfiele. Mit den beiden Postulaten Erwartung und Aufschluß bewaffnet, will Lessing die zwei Aftergattungen des Epigramms kennzeichnen: die eine, die Erwartung erregt, ohne Aufschluß zu gewähren; die andre, die Aufschlüsse giebt, ohne unsre Erwartung danach geweckt zu haben. Der ersten Klasse gehören vornehmlich die kleinen Versificationen bloßer seltsamer Vorfälle oder Aussprüche an, wie Lessing im Einzelnen mit viel Kenntnis, Laune und Billigkeit zeigt, der zweiten besonders die allgemeinen Moralia oder Lehrsätze, was er treffend einigen Deutschen und schärfer dem matten Führer des Epigramms im siebzehnten Jahrhundert, John Owen, vorrückt im Gegensatze zu dem sehr selten moralisirenden Martial. Eher als Spannung und Pointe ließe sich die Kürze von Lessings Lapidarinschriften ableiten und danach dem ersten Theile, der Erwartung, übersichtliche Einheit vorschreiben, ausführende Erweiterung, wo nicht eine bestimmte künstlerische Absicht der Hyperbel waltet, verbieten. Sogleich tritt die Lehre hinzu, daß ein Epigramm doch nicht allzu kurz gerathen, daß die Erwartung nicht bloß im Titel liegen und das Gedicht nicht bloß dem Aufschluß gehören dürfe; auch

darin sei Martial das Muster. Und wieder glaubt Lessing, sein Gesetz, des Aufschlusses erste und vornehmste Eigenschaft sei Kürze, aus der Inschrift eines bewunderten Denkmals zu folgern; dies Mal wohl am spitzfindigsten und unglücklichsten: von den sattsam bekannten Personen und Handlungen, denen man Denkmäler errichte, lasse sich mit wenigen Worten viel sagen, und die Denkmäler seien auf offenen Straßen und Plätzen „nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können.“ Aber wieder hat Hand und Fuß, was Lessings Detailkritik über verschiedene Beispiele vollgepfropfter Sinngedichte beibringt oder gleich darauf über die Effecte trügerischer Erwartung, zweideutigen Aufschlusses bemerkt. Seine erste Abhandlung gipfelt in der Forderung der Pointe, und zwar einer Pointe, auf welche die Erwartung zielt und der alle übrigen Gedanken dienen. Doch sagt uns Lessing in einem feinen Vergleich mit falschen, aber an Kunstwerth kaum geringeren Münzen, daß ihn auch die Pointe des bloßen Witzspieles und die mit glücklichen Mitteln bewerkstelligte Variation des acumen wohl ergetzt; was wir dem Epigrammatiker Lessing gern glauben. Sein Sinngedicht ist das zugespitzte Sinngedicht der Römer, Neulateiner und Franzosen: von der straff gespannten Sehne fliegt der satirische Pfeil schwirrend ans Ziel. Das war Herders Sinngedicht nicht, und wie seine aus der griechischen Fülle gewonnene herrliche Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ dem engen Bette Lessings reine Fluten zuführt, so rückt er auch auf dem epigrammatischen Gebiete der verstandesmäßigen Einschränkung seinen lyrischen Reichthum, dem lapidaren Lakonismus oder kaustischen Witz die hellenische Anmuth, den philologischen Noten über Martialis seine ästhetischen Anmerkungen über die griechische Anthologie gegenüber. Rasche Einwürfe hatte er gleich nach dem Erscheinen des Lessingschen Bandes als Recensent erhoben. Nun, 1785, schildert er weit ausholend in lieblich geschmückter Sprache das Genie der griechischen Dichtung und preist ihre leichte Wortfülle in Rede und Schrift, ihr sanftes Maß der Menschlichkeit und die Schule geselliger Empfindung, die das griechische Epigramm, von stillem Mitgefühl für alles Umgebende heiter beseelt, eröffne. Ist die Theorie des philosophischen Lessing genetisch

und umfassend genug? fragt er und mustert viel weiter die sinnigen und simplen Aufschriften der Denkmäler, ohne die scharfe Forderung nach zwei wohlgemessenen und klug combinirteu Theilen zu stellen. Lessing kannte über den Aftergattungen nur Ein echtes Epigramm; für Herder bildet das rasch und kurz contrastirende, lehrende, strafende, wo aus dem schnellen Anschlag zweier Kiesel die Pointe hervorblitzt, dies Lessingsche mit seiner Erwartung und seinem Aufschluß blos eine Spielart neben mancher anderen. Lessing hat Eile, Herder hat Muße. Jener geht scharfblickend seine Straße und will sich bei den Denkmälern am Wege nicht versäumen, dieser bringt von den Wiesen, die er entzückt um sich schauend und genießend durchwandelt, einen duftigen Strauß mit, um daheim sich und Andere zu vergnügen an „Blumen aus der griechischen Anthologie“. Ihm folgt Goethe zunächst, bis er in Venedig das Tuch voll reiner und unreiner Thiere entfaltet und dann mit Schiller neben „fromme“ Votivtafeln die unartige Rügeposie der „Xenien“ stellt. Auch Herder ist wählerisch; nur fragt er nicht wie Lessing stracks nach dem Regelrechten, sondern nach dem Gefälligen, sucht mehr die Grazie als den Spott, läßt die erotischen Giftpflanzen wie Klotzens Straton unwillig im Schatten stehn und wundert sich, warum die Theoretiker des Epigramms nicht den Rückweg von Martial zur Anthologie der Griechen, dieser Meister und Lehrer alles Schönen, genommen haben. Wie anders Lessing. Bei ihm bildet die Anthologie einen mageren Schluß, wo Reiske mehr Lob erntet als der lyrische Gehalt jener Sinngedichte und wo in knappen Einzelbeiträgen gerade das hervorgesucht wird, was in der Anthologie zu dem pointirenden Römer stimmt, so daß man fast versucht wäre, das Wort, von allen Arten des Geschmacks sei der einseitige der schlechteste, gegen Lessing selbst zu kehren. Er flicht keine Blumensträuße und nennt verächtlich den weder gesund noch klug, der seine Schöne nur in der Tracht einer unschuldigen Schäferin lieben könne. Für ihn hat die griechische Anthologie außer dem poetischen Werth noch einen andern, „der wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei Weitem den Vorzug streitig macht“: sie ist eine Fundgrube antiquarischer Nachrichten, wo man sich z. B. über den Herothurm bei Sestos unterrichten kann. Herder schlägt etwas empfindsam die Hand vor die Augen, wenn er auf seinen Fluren eine

Priapstatue antrifft, bei der doch Goethe nachmals mit verwegenem Spiele Halt macht; Lessing hat schon in den Breslauer Jahren die zotigen „Priapeia“ erforscht und ist auch jetzt, wie ein besonderer Abschnitt zeigt, der Ansicht, daß ein ernsthafter Mann ganz wohl einige Zeilen zur kritischen Berichtigung dieser unsauberen Thorheiten aufwenden dürfe. Herder würde in Catull den größten lateinischen Dichter, den Lyriker Roms, feiern; Lessing hat ein rasches Lob für die „schönste Nänia“, die Sperlingselegie, und für — Freund Ramlers Nachbildungen, um sich vornehmlich mit einem auf die Wiederentdeckung des Catull bezüglichen Humanistenepigramm zu befassen. Aber bei Martialis angelangt, fühlte er sich auf der Höhe. Diese Abhandlung ist Mittel- und Gipfelpunkt aller fünf, denn die theoretische erste zielt auf den einzigen Martial, Catull ist nur ein Überleiter, der Excurs über die Priapeia ein bloßer Anhang, und die vergleichende Betrachtung der Anthologie führt rühmend zu Martial zurück. Bei ihm nämlich findet Lessing die erste deutliche Idee vom Epigramm und die beständige Treue gegen diese Idee. Darum bleibt er ihm Meister und Muster: „Es hat unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowohl als bei den Römern gegeben, welche Epigramme gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der Erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat . . . Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehört, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werthe nach geblieben“. Nach einem geistreichen Vergleich zwischen Wernicke, der mehr Metall, und Martial, der mehr gemünztes Geld in Händen gehabt habe, geht Lessing sogleich an eine Rettung des alten Lieblings. Er läßt den Vorwurf eines falschen Witzes nicht gelten und begnügt sich mit einer, für sich genommen sehr hübschen, zu einer Charakteristik des Dichters aber doch nicht ausreichenden Parallele zwischen Martials Versen auf den Tod der Porcia und späteren Sinngedichten über denselben Gegenstand, um den poetischen Werth des Martial richtig zu beleuchten. Er sucht eingehender das Pendant zur einen Rettung des Horaz zu liefern und Martial von dem aus seinen unzüchtigen Versen gefolgerten Vorwurf persönlicher Unzüchtigkeit reinzuwaschen. Was bei dem

Odendichter der augusteischen Jahre ganz leidlich gelungen war, ist bei dem frechen Epigrammatisten der späteren Kaiserzeit weit minder geglückt, mag auch Lessing manche Ichverse des subjectiven Bekenntnisses entkleidet und mit gesunder Kritik einige Mythen über Martials Häuslichkeit weggeblasen haben. Und die Noten zur Überlieferung der Epigrammata, die gelehrten und feinfühligen, aber auch willkürlichen Einzelinterpretationen können dem Kern seine tendenziöse Einseitigkeit eben so wenig nehmen, als die vorausgeschickte Theorie, deren Präcision stete Bewunderung finden muß, von einer dürren Auffassung freizusprechen ist. Schön sagt Herder bei anderem Anlaß über Lessings Manier: „Sein Scharfsinn durchschneidet, er durchschneidet meistentheils glücklich; es kann aber nicht fehlen, daß nicht zu beiden Seiten manches unbemerkt bleibe, worauf sein gerade durchdringender Blick nicht fiel".

Auch die Anmerkungen über das Epigramm und die Epigrammatisten tragen schon den Stempel der Wolfenbüttler Bibliothekschriftstellerei, wo bei zunehmender Vereinsamung und Verstimmung Kritik das einzige Mittel war, Lessing „zu mehrerem aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen". Pecuniäre Pflichten nöthigten ihn, Schriften zu fördern, die rasch von der Hand gingen und weder die Bemühung noch die geistige Heiterkeit verlangten, ohne welche die Umgestaltung der ältern Werke nicht gedeihen konnte. Nach gezwungenen Versuchen schob er den Vorrath ärgerlich in die Ecke, ging so ungern an diese Aufgaben „wie der Dieb an den Galgen" und kehrte wieder zurück zu seiner „trockenen Bibliothekararbeit, die sich ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes hübsch hinschreiben läßt", zu den „Kalmäusereien", den „Mistwagen voll Moos und Schwämme". Der Gipfel der Eiche schien ihm zu verdorren, der Baum nur noch durch seine Wurzeln Nahrung zu ziehen, der poetische Funke in ihm während der mühseligen Dornenlese ganz zu erlöschen. Äußerungen in so herbem, wegwerfendem Ton sind bei Lessing nie für bare Münze zu nehmen, wie tief er auch an trüben Tagen von ihrer niederdrückenden Berechtigung durchdrungen war. Und er hatte der öden grauen Stunden so viele! Aber dann gaben die Gänge aus dem verwünschten Schloß in die Rotunde, wo er „büffelnd" seine Entdeckungen anhäufte, doch reichen Trost des wissenschaftlichen Ge-

lingens. Er fühlte sich der ehrenvollen Aufgabe, die Bibliotbek zu nutzen, gewachsen, lieferte der Welt die Beweise dafür und fand im Braunschweiger Litteratenkreis eine so edle und verständige Theilnahme selbst für die abgelegensten Gegenstände, wie seine auch in der Schriftstellerei gesellige Natur nur immer sich wünschen mochte.

Lessing, an heiteren Umgang von jeher gewöhnt und eines durch Zustimmung und Widerspruch erfrischenden Gedankenaustausches so bedürftig, fürchtete, im Bücherstaub zu ersticken: „Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank, und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein". Aber was das gesunkene Wolfenbüttel dem Schmachtenden vorenthielt, konnte die Nachbarstadt ihm reichlich bescheren. Sehr ungerecht nennt der Archäolog Zoëga in demselben Jahrzehend Braunschweig einen übelgebauten, menschenleeren Ort, wo man nur hin und wider die traurigen Denkmäler einer mitten in ihrem Glanze verschwundenen Pracht antreffe. Die neue Residenz hatte im Gegentheil nach jeder Richtung einen vielverheißenden Aufschwung genommen. Aus winkligen Gassen, wo die Menge der kleinen Fenster den schiefen Häusern wie in Hamburg das Aussehen eines Glaskastens gaben oder wo in behäbigen Gebäuden die berühmte Mumme gebraut wurde, trat man vor das gothische Rathhaus und die schöne Wage, die ernsten Kirchen, den freskenreichen Dom, und ein Schwarm geschichtlicher Erinnerungen bis zurück zu Heinrich dem Löwen, diesem gewaltigen Urbilde der Welfenart, drängte sich um den Beschauer. Neugründungen gaben von dem wohlwollenden Dasein des Hofes und der angestammten regsamen Tüchtigkeit der Bürger Kunde. Das Bildungsleben stand auf einer Höhe wie zu keiner früheren und zu keiner späteren Zeit, und in diese nicht kurz bemessene Epoche ist das Knabenalter von Gauß gefallen, der heut in Braunschweig mit Lessing die Ehre eines Standbildes theilt. Jacob Grimm nennt Braunschweig eine Stadt, „die lange Zeit her in ganz Norddeutschland ihren alten Ruhm behauptet, die nicht wenig große Männer in sich erzeugt und genährt, fast immer einen freien Sinn bewahrt hat". Einer noch jungen pädagogischen Stiftung verdankte der Ort während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Ehre, zahlreiche Männer von Talent und Ruf, namhafte Dichter und Gelehrte dauernd zum

unschätzbaren Gewinn der lernenden Jugend und zum Heil seines ganzen geistigen Lebens zu beherbergen. 1745 war das Carolinum als eine zwischen Gymnasium und Universität vermittelnde Schule ins Leben getreten, eine Schöpfung des Prinzenerziehers und Hofpredigers Jerusalem. Seine drei Jahre zuvor erfolgte Berufung auf einen leitenden Posten machte Epoche im Lande, denn der feine und schmiegsame, in Hannover, Sachsen und England, auf Reisen und als Informator vornehmer Familien gebildete Theologe, der weder rechts noch links anstieß, sondern mit lauer Klugheit und sanfter Moral vor der versteinerten Orthodoxie und dem gefährlich raschen Deismus auswich, war zu einer Stellung bei Hofe geboren. Kein Streber, aber wachsender Ehren froh, gewann er das Vertrauen der ganzen herzoglichen Familie und sann als Mentor des Erbprinzen sogleich auf Schulreformen für das Land. Er leitete das Carolinum, das auch sein hoher Zögling durch mehrere Jahre besuchte, und vergab die Stellen auf eine urbane Weise und mit gutem Blick. Zu ihm zog Winckelmann als Bittsteller; auf seine Gunst hoffte der junge Klopstock um so lebhafter, als von den Bremer Beiträgern mehrere an das Carolinum berufen worden waren, die nun Lessing in Braunschweig vorfand. Gärtner freilich, einst Klopstocks „liebster Quintilius", zählte weder im geselligen Leben noch in Kunst und Wissenschaft mit, aber der stattliche Zachariä war journalistisch, buchhändlerisch, litterarhistorisch betriebsam und trotz kleinen prahlerischen Anwandlungen ein willkommener Cumpan, in Opitz, Tscherning und weiter so beschlagen wie in der Kunst des Punschbrauens. Ebert, weltmännischer und vielseitiger, hatte sich nach der langen Wanderung durch Youngs Nächte einer hamburgischen Wohllebigkeit hingegeben und ergetzte als witziger und gutmüthiger Gesellschafter den Hof wie den Freundeskreis durch seine Plaudergabe und sein vorzügliches Vorlesen; er ließ auch nicht ab, Lessing zur Ausführung dramatischer Entwürfe anzutreiben. Konrad Arnold Schmid, den die Poesie schon in der Jugend nur selten besuchte, leitete als Braunschweigs gelehrtester Bewohner zu den wissenschaftlich thätigen Schulmännern wie Heusinger und Leiste über, mit denen Lessing in Sachen der „Beiträge" und anderer bibliothekarischer Interessen verkehrte, während Schmid für ihn nicht nur ein lebendiges Repertorium und ein unermüdlich copirender Mit-

forscher, sondern auch der gastlichste Hausvater war. Seine Familienstube galt den jüngeren Litteraten Braunschweigs und fremden Besuchern für die behaglichste der ganzen Stadt: wenn Lessing hier eintrat, umgab ihn die warme Liebenswürdigkeit der Frau und der Töchter; der Schwiegersohn Eschenburg, dem der „schmarutzende" Feinschmecker Ebert in Lessings Gunst bald weichen mußte, sein Vertrauter in der schwersten Lebensprüfung und endlich ein Pfleger seines Nachlasses, erzählte von Shakespearischen und deutschen Studien; und der hilfreiche Papa, der mit bescheidener Laune Lessings Falkenblick und sein eignes Maulwurfsgesicht verglich, schleppte herbei, was er den vielen Blättern des gelehrten Briefwechsels zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel noch nicht anvertraut hatte. Es war ein wohlthuender, auf geistige und seelische Übereinstimmung fest gegründeter Umgang, dessen Segen Lessing in Braunschweig genoß. Man blieb nicht am Theetisch sitzen, sondern ging zu Punsch und Wein in einen Kneipcirkel, wo Beamte und Officiere harmonisch an den geselligen und litterarischen Vergnügungen theilnahmen. Nachdem er anfangs in verschiedenen Gasthöfen abgestiegen war, mietete sich Lessing in Braunschweig eine eigene kleine Wohnung am Ägidienmarkte bei dem wackern Weinhändler Angott, der außer der bequemen Herberge auch einen reinen Trank bot. Da trafen ihn im Frühjahr 1774 einmal J. G. Jacobi und Heinse, und er zog sie mit zu Zachariä, bei dem nun in die Nacht hinein lustig gezecht wurde. Lessing lebte fortwährend mit Männern zusammen, die dem Hofe mehr oder weniger verbunden waren: zwar blieb sein Verhältnis zu Jerusalem ohne Conflict ein kühles, da weder der ebenmäßige, accentlose Stil dieses theologisch-höfischen Gellert, noch die verwischende Apologetik der „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" ihn befriedigen konnte, aber Ebert stand in hoher Gunst, Eschenburg erzog einen natürlichen Sohn des Erbprinzen, der flotte Kammerherr v. Kuntzsch gehörte zu Lessings Intimen.

Dieser Hof gefiel sich in keiner stolzen und schroffen Abgeschlossenheit. Von Braunschweig ist die junge Prinzeß Anna Amalia nach Weimar gezogen, um dort mit heiterster Verläugnung alles Etikettenzwanges ein Zusammenleben von Geburts- und Geistesadel ohne Gleichen zu eröffnen. Wer die deutsche Kleinstaaterei des

vorigen Jahrhunderts verächtlich mißt, sollte doch des Segens gedenken, der von den bescheidenen Bildungsherden besonders mitteldeutscher Höfe so voll über Deutschland sich ergossen hat, daß uns Frankreich mit seinem Einen riesigen Bildungscentrum beneiden und jede Großmacht diesem im Verhältnis unübertroffenen Aufwand für die edelsten Güter die Palme lassen muß. Weimar, „wie Bethlehem in Juda klein nnd groß“, gab der Kaiserstadt an der Donau und der Königstadt an der Spree ein beschämendes Beispiel. Kein zweiter Fürst, der würdig und unbefangen genug wäre, ein Gedicht wie „Ilmenau“ oder die Huldigung der venezianischen Epigramme zu empfangen; auch die Braunschweiger bei weitem nicht, wie ungerecht ihnen oft eine wohlfeile Tendenzmalerei mitgespielt hat. Sie, nicht Friedrich II. von Preußen, nicht Joseph II. von Österreich, haben Lessing ein Obdach geboten, als er seiner deutschen Heimat auf ewig den Rücken kehren wollte, und sie haben loyaler mit Winckelmann verhandelt als ihr Schwager und Oheim an der Spree. Eine eigenthümliche, der Großartigkeit nicht entbehrende Einmischung moderner französischer und preußischer Elemente kennzeichnet die Braunschweiger Welfen der Lessingschen Zeit. Das wälsche Wesen eines Anton Ulrich mit seiner hohlen Üppigkeit und seiner edleren Aneignung wurde zwar eingedämmt, doch die Vorliebe für Ballets, italienische Musik und Pantomimen, französische Dramen behielt langhin Geltung und fand in der nachahmenden Rücksicht auf den undeutschen Geschmack des größten deutschen Fürsten neue Nahrung, obwohl fast alle namhafteren heimischen Wandertruppen von der Neuberin und Schönemann bis zu Ackermann, Schuch, Döbbelin in Braunschweig gastirten und das bunte Repertoire vom Hanswurst bis zu den besten Gebilden des neueren Kunstdramas reicht, von Gottscheds Schaubühne bis zur ersten Aufführung der „Emilia Galotti“. Herzog Karl mit seinem leichten sinnlichen Naturell freute sich, auf dem Thron all die pedantischen Fesseln einer engen Jugendbildung abzustreifen und seinem erst nach Lessings Eintritt verabschiedeten Impresario Nicolini übermäßige Mittel zur Verfügung zu stellen. Es kam sogar vor, daß deutsche Originale in französischer Vermummung auf die Braunschweiger Bühne der sechziger Jahre wanderten: Prinz Friedrich selbst lieferte eine freie Übertragung der „Miß Sara Sampson“. Auf

der andern Seite und in viel stärkerem Maße, als die hergebrachte Beurtheilung dieser Welfen uns glauben machen will, erstarkte die deutsche Politik Braunschweigs nach innen und außen, heldenmüthige Prinzen starben in den Feldzügen des Jahrhunderts seit dem spanischen Erbfolgekrieg den Tod der Ehre, Karl schloß sich innig an Friedrich II. an, und bis in die Napoleonische Zeit blieben die Braunschweiger Preußens treue Bundesgenossen im Frieden, seine Feldherrn und Blutzeugen auf rühmlichen und unrühmlichen Schlachtfeldern. Geerbte, dann sorglos von Jahr zu Jahr vermehrte Schulden hinderten den Herzog keineswegs daran, in vielen Zweigen der Landesverwaltung heilsame Reformen anzubahnen, die vorgefundene Unordnung nach Kräften wegzuräumen, die Gewerbe und gemeinnützigen Institute, Buchhandel und Journalismus auf jede Art zu heben und besonders das Schulwesen musterhaft umzugestalten. Dafür meinte der gutmüthige, lebenslustige Herr wohlbefugt zu sein, in künstlerischen Genüssen, im Verkehr mit schönen Freundinnen und in der Sorge für die Kasse seiner zahlreichen Anverwandten ohne ängstliche Sparsamkeit zu wirthschaften, und dieser vom besten Willen beseelte, gebildete, thätige, aber in keiner Resignation und weisen Umsicht geübte Fürst zog die Landesfinanzen an den Rand des Abgrundes. Sein unfähiger Minister Schrader v. Schliestedt ließ ihn gewähren. Als Lessing in Karls Dienste trat, schwebten die Existenzbedingungen der Dynastie und des Staates in einer langen, immer peinlicheren Krise. Der Bankbruch schien unvermeidlich. Da übernahm, rasch entschlossen, 1773 der Erbprinz die Leitung des lecken Schiffes, der sechzigjährige Herzog trat als nomineller, in manchem Betracht allerdings eigenwilliger Herrscher auf sein Altentheil zurück, an Schliestedts Stelle ergriff der energische Féronce v. Rotenkreutz das Steuer und begann im Verein mit dem Erbprinzen eine erfolgreiche Finanzreform, der die rücksichtslosesten Mittel recht waren, wenn sie nur vorwärts führten. So hatte nicht nur der Bibliothekar zu Wolfenbüttel seine kummervollen Stunden; auch im Braunschweiger Schlosse wohnte die Sorge, und die Bemühungen des Hofes um Lessing sind um so höher zu schätzen, je mißlicher die Verhältnisse des Landes lagen. Lessing kämpfte trotz Gehalt und Vorschüssen mit Schulden; auch der Erbprinz stemmte sich gegen die Lawine der Geldnoth. Lessing wurde

durch solche Verlegenheiten oftmals zum Schwarzseher, dem sich Menschen und Dinge verzerrten; man gönne billig auch dem Erbprinzen mildernde Umstände, wenn sein Vorgehen mitunter den Schein eines bittern Egoismus trägt.

Als Lessing braunschweigischer Hofbeamter wurde, fand er sich in den höchsten Kreisen Persönlichkeiten gegenüber, die der Liebe, der Verehrung, des psychologischen Studiums werth waren. Das schon erschlaffte, durch und durch warmherzige Wesen des alten Herzogs offenbarte sich bei der ersten Begegnung ganz. Neben ihm ragte als imponirendster Vertreter der älteren Generation sein Bruder hervor, der preußische Feldmarschall Ferdinand, einer der größten Helden des achtzehnten Jahrhunderts, der gefeierte Sieger von Crefeld und Minden, von Friedrich II. des Ehrennamens Alcide gewürdigt, dabei reich an schlichten bürgerlichen Tugenden, wohlthätig, prunklos, gerecht, gebildet. Auf ihn dichtete Lessing, dessen Muse seit den Vossischen Zwangsarbeiten die Loblieder auf Fürsten verlernt hatte, einige preisende Epigramme, „Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon, des ersten Feldhern der Griechen spielte“: „Vorstellen und auch sein kann Ferdinand allein“. Der jüngste Prinz war Leopold, der mit Prinz Friedrich die schriftstellerische Neigung theilte, eifrig Geschichte und Militärwesen studirte und 1785 in Frankfurt an der Oder bei einer Überschwemmung den Opfertod fand, so den schönsten Bürgerkranz des braven Mannes und vielstimmiges Dichterlob über Deutschlands Grenzen hinaus erobernd, von Herder und Goethe gepriesen. Aber die hervorstechendste Figur des Hofes, durch Macht und Charakter, war der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand.

Im October 1738 geboren und von Friedrich Wilhelm I. aus der Taufe gehoben, erst einem höfischen Ajo, dann der klugen Pädagogik Jerusalems anvertraut, zeigte schon der Knabe die auffällige Mischung von Eigenschaften, die sich in dem Mann zu einem bald hell, bald dunkel schillernden Bilde steigerten. Der lebhafte Geist des jungen Fürsten, meinte sein Erzieher, gleiche einer im feuerfesten Gewölbe eingeschlossenen Flamme. Er war sanguinisch, eigenwillig, ungeduldig, scharf und spöttisch, wißbegierig, kunstliebend, ehrgeizig, thatenlustig; er konnte jäh einem Einfall folgen und eben so unvermuthet das Gleichgewicht der gemessensten Repräsentation

wiedergewinnen, sich nachgeben und sich bändigen, seiner Umgebung anmuthig schmeicheln und ihr im nächsten Augenblick das Gesetz der Subordination vor Augen halten. Der schön gewachsene, kräftige und gewandte Jüngling kam früh in die Nähe seines königlichen Oheims, aber in der Tafelrunde Friedrichs wich das sonst so rege Mienenspiel einer ernsten Ruhe, diese freien Gespräche mißfielen ihm, das Übergewicht des Königs drückte ihn, es war ihm wohler in Friedrichs Schlachten als in Friedrichs Gesellschaften und Concerten. Auch er verband die Schwärmerei für Musik mit den rauhen Tugenden des Krieges. Im Lagerleben gehärtet, ertrug er, Sybarit und Stoiker in einer Person, jede Strapaze und verdiente sich durch Tapferkeit und strategische Begabung in den Oden des Oheims das Lob eines jeune héros. Das unbefangene Frohgefühl der Jugend hat er nie im vollen Maße gefühlt; daher schielt die in Einzelheiten sehr treffende Charakteristik aus Mirabeaus Feder, denn der Prinz war kein véritable Alcibiade, der ins Leben stürmte, Volksgunst und Frauenliebe durch ein dämonisch siegreiches Wesen eroberte und im Rausch des Leichtsinns wieder verlor, der vor den Weisen sich beugte und die Zügel der Weisheit verschmähte. Bewußt und überlegt in Wort und That, unterschied er sich gründlich von dem sprühenden Liebling Athens. Er hielt sich Maitressen, die seine Sinne, nie seinen Kopf und sein Herz beherrschten. Er sprach elegant, aber man hörte seiner sonoren Rede die Berechnung und Mache an. So war sein ganzes Auftreten nicht ohne eine bewußte Vornehmheit, deren sein angeborener Adel gar nicht bedurft hätte und deren Kühle die Vertraulichkeit fern hielt, obwohl er gern deutsche Schriftsteller, auch den Juden Moses, hier und dort zu sich rief. Und wie durstig sein Geist die Bildung des Jahrhunderts einsog, dem vielseitigen Verständnis und dem geschmackvoll gefaßten Urtheil fehlte die warme Liebe, die volle Hingebung. Als er in England eine Convenienzehe geschlossen hatte, reiste er nach Paris, spielte am Hof eine große Rolle und bethätigte durch Besuche in der Akademie oder ein Diner im Kreise der Encyclopädisten sein feines Interesse an Frankreichs freierem Geistesleben. Voltaire wurde in Ferney begrüßt. Dann entfaltete der Prinz in Italien einen verblüffenden Aufwand, seine Gondolieri in Venedig stolzirten in Atlas, überall wurden zahlreiche Lakaien gedungen und mit

braunschweigischen Livreen neu gekleidet. Das Volk staunte über die ungewohnte Pracht eines deutschen Prinzen; er aber, das Äußerliche äußerlich abthuend, strich an Winckelmanns Seite früh und spät durch Roms Sammlungen und Ruinen und hat dieser Tage nie vergessen. Doch selbst in solchen Wochen, wo gemeinsamer Genuß des Höchsten und Ewigen die Standesunterschiede verflüchtigt, spröde Naturen erweicht und wo der Erbprinz wirklich von echter Bewunderung für das Geschaute wie für den genialen Leiter erfüllt war, hatte sein Wechsel zwischen gewinnendster Unterhaltung und frostigem Schweigen etwas Unheimliches. Wie er selbst den Scherz zurückhielt, so war ihm deutsche Jovialität und Satire als unfein verhaßt; ein Verstoß gegen den Hofton beleidigte denselben Fürsten, der es liebte, mit schlichten Leuten das heimische Platt zu reden, obwohl jedes Buhlen um Volksgunst seiner Art fern lag. Er kannte alle Schwächen seines Hauses und fürchtete ihr Verhängnis, darum legte er mit ungeheurer Selbstbeherrschung seine Leidenschaften wie Hunde an die Kette. In bittern Anfällen von Menschenverachtung mochte er klagen, kein Fürst sei von Liebe umgeben und der Glaube an die Redlichkeit der Leute verrathe mehr Gutmüthigkeit als Weltkenntnis. Aber er tadelte manche inhumane Züge Friedrichs und gab weder seiner ererbten Glanzliebe noch seinem alles Kleine verachtenden Ehrgeiz nach, als ihn die Noth des Landes zur Vormundschaft über einen schwachen Vater zwang. Ohne ein Wort zu verlieren, übte er für seine Person eine ihm unnatürliche Sparsamkeit, ließ Schlösser, Gärten und Galerien im Stich, um den Wohlstand der Bauern zu heben, beugte seinen Stolz zu mühseligen Finanzoperationen und zur Vermietung braunschweigischer Truppen und täuschte nach Friedrichs Tode die allgemeine Erwartung, er werde bestimmend auf Preußens Zukunft wirken, indem er, theils aus ernstem Gefühl für sein kleines Reich, theils aus nie überwundener Furcht vor Mißerfolgen, nur der aufopfernde General Preußens blieb, bis er auf dem Schlachtfelde von Auerstädt den Fall des fridericianischen Preußens mit seinem Blut besiegelte und nach grauenvollen Leiden landflüchtig starb. Nehmen wir dieser Erscheinung die willensstarke Selbstzucht, so bleibt ein Complex guter und schlimmer Eigenschaften, der unter anderen Verhältnissen eine Wendung ins Neronische hätte nehmen können und unter den gegebenen

leicht eine Gefahr für Land und Leute geworden wäre. So aber ist dieser Lebenslauf ein ergreifendes Schauspiel, wie der ernste männliche Wille alle widerspänstigen Regungen in den Dienst selbstloser, wenn auch freudloser Pflichterfüllung zwingen kann. In seinen Adern floß kein Tropfen vom leichten Blute der so liebenswürdigen Schwester Anna Amalia, sein gemessenes vornehmes Wesen drückte und langweilte die urgesunde Kraftnatur des Neffen Carl August; dennoch nennt ihn Goethe, als er im Sommer 1784 mit seinem Herzog nach Braunschweig kam und während der entsetzlich langen Diners oder der prächtigen Redouten Beobachtungen sammelte, einen großen Mann. Die in fragwürdigem Französisch an Frau v. Stein gerichteten Briefe liefern uns eine fortschreitende Charakteristik, die sich nach vorschnellen kühlen Worten über die leeren Formen des Braunschweigers bald erwärmt: man sehe überall den klugen Mann, der von allem, selbst von den Narrheiten seiner Vorfahren profitire, dessen Verstand und Benehmen durchweg bewundernswerth sei und der zielsicher ohne überflüssige, willkürliche, unnütze Nebensachen große Zwecke verfolge; seinen Neffen behandle er mit Auszeichnung, und wirklich müsse ein Fürst, der einen offenen Kopf habe und seines Gleichen im Durchschnitt für mehr als **bêtes** halte, von einem Verwandten dieses Schlages überrascht sein; die Umgebung nenne seine Absichten schön und bedeutend, seine Mittel sicher, seine Ausführung folgerichtig; sein Auftreten in der Welt sei unvergleichlich, denn er verstehe vollkommen die Kunst, jeder Eitelkeit zu schmeicheln — **enfin c'est un oiseleur qui connoit ses oiseaux.**

Lessing war dem Ruf in diese Sphäre gefolgt, nachdem er den braunschweigischen Schauplatz geprüft hatte. Es heißt beide Männer herabsetzen, wenn man Lessings Anstellung aus dem prahlsüchtigen Wunsche des Erbprinzen ableitet, einen Stern ersten Ranges zu den kleineren Lichtern des Carolinums und Catharineums zu gewinnen, wie 1770 auch Klopstock nach dem dänischen Umsturz hier ein Asyl hätte finden können; doch wäre es die häufigste und schlechteste Eitelkeit nicht, die mit großen Männern Staat zu machen sucht. Das Gefallen war gegenseitig gewesen. Der Erbprinz, ein bezaubernder Causeur, wenn er wollte, wird an Lessings Reisepläne anknüpfend von Italien und archäologischen Interessen gesprochen haben; Lessing, in keinem Kreise der Welt verlegen, empfahl sich, je weniger

er es auf eine clientenhafte Bewerbung anlegte, und er war dann äußerst peinlich davon berührt, daß ihm die Kosten dieses ersten Braunschweiger Aufenthaltes aus der Schatulle ersetzt werden sollten. „Sie glauben nicht, lieber Ebert, wie argwöhnisch ich bin, besonders in solchen Dingen. Ich kann mir nicht einbilden, daß der Erbprinz von selbst darauf gefallen ist. Ich fürchte, man hat es ihm zu verstehen gegeben, daß ich etwas dergleichen erwartet hätte. Ich habe zwanzigmal mein ganzes Betragen in Braunschweig überlaufen und mich jedes Wortes zu erinnern gesucht, ob ich das Geringste gethan oder gesagt, was diese Erwartung verrathen können. Der Erbprinz mag immerhin glauben, daß ich der Erstattung bedarf; aber ich möchte nicht gern, am ungernsten von ihm, für einen Menschen gehalten sein, der etwas erwarten und verlangen könnte, bloß deswegen, weil er es bedarf." Dieser stolze Unabhängigkeitssinn bestimmte fortan Lessings Verhältnis zum Hof. Wenn er die zuvorkommende Leutseligkeit der hohen Familie erfuhr und der Huld des alten Herzogs zu jeder Zeit und in jeder Stimmung sicher blieb, wahrte er von vornherein eine geflissentliche Zurückhaltung, da er und ein Großer nicht für einander gemacht seien. „Ich bin indeß der Mensch nicht, der sich zu ihnen dringen sollte, vielmehr suche ich mich von allem, was Hof heißt, so viel als möglich zu entfernen und mich lediglich in den Cirkel meiner Bibliothek einzuschränken." Er folgte den Einladungen der Herrschaften, machte fürstlichem Besuch wie der Herzogin Anna Amalia oder schwedischen Prinzen pflichtgemäß, doch „als ob er dazu geprügelt würde", die Honneurs in der Rotunde und zog im übrigen aus seiner örtlichen Entfernung jeden Vortheil. Man sah sich bei der Neujahrscour und andern festlichen Empfängen meist vergebens nach ihm um. Seine Briefe verrathen keine Neugier nach Ereignissen und Reden bei Hofe, die doch in kleinen Residenzen wie der jeweilige Barometerstand das Morgen- und Abendgespräch der Unterthanen speisen. Fast nirgends eine Erwähnung der Damen des herzoglichen Hauses, kein Wort über Frau v. Branconi, deren verführerische Züge uns in der Braunschweiger Galerie Goethes bewundernden Ausruf über solche Unwiderstehlichkeit predigen, nur eine freundliche Erwähnung „unsers lieben kleinen Grafen", ihres Sohns. Er brachte dem Hofklatsch niemals den geringsten Tribut und war auch nicht gesonnen,

billigen Ansprüchen von oben, wenn sie über Bücher und Kunstangelegenheiten hinausgingen, mehr nachzugeben, als die Pflicht gebot. Das anspruchsvolle Wesen des Erbprinzen, der ihn hochschätzte und seine Schriften, auch die gelehrten, gründlich studirte, der aber mit dem eindringenden Blick des geübten Beobachters in Lessings Gedanken las, und das nicht minder anspruchsvolle Wesen Lessings, der gern zu rasch aburtheilte und immer den Nacken steif hielt, zogen eine doppelte Schranke im persönlichen Verkehr.

Die Wolfenbüttler Bibliothek suchte der Erbprinz fast nie auf; hier herrschte Lessing ungestört. Selten unterbrachen Gäste von auswärts seine stille Abgeschiedenheit: Moses, Gleim, von jüngeren Litteraten Boie oder von den jüngsten desselben Göttinger Bundes Cramer der Sohn, gelehrte Reisende, unter ihnen sogar ein Astronom aus dem Jesuitenorden, der Lessing zu Liebe einen großen Umweg über Wolfenbüttel nahm, und hochwillkommen im August 1771 Professor Johann Jacob Reiske (1716—74) aus Leipzig mit seiner lieben Frau und Arbeitsgenossin. Sie schon lang freudig auf diesen Besuch gespannt wie „auf den heiligen Christ"; er voll ehrerbietiger Unterordnung zu Lessing emporschauend, dessen rasche Vielseitigkeit und leichte Stilanmuth mit so tiefem Wissen vereint er bescheiden bewunderte, dessen allzeit gewappnete Polemik der unbeholfene, heftige, in Noth und Hader früh gealterte Mann naiv anstaunte und dessen bibliothekarische Gefälligkeiten bei dem großen Gräcisten auf einen so fruchtbaren Boden fielen. Mit breitspuriger Freude folgte Reiske den Wolfenbüttler Arbeiten. Seinem begeisterten Lessingcultus mußte er auch öffentlich durch eine Widmung in den ausgezeichneten Oratores graeci ein Denkmal setzen, sowie in Heynes Virgilausgabe ein Ehrenplatz für Lessing eingeräumt ist. Und dankbar trat auf der „Lustreise" zu den orientalischen Handschriften Wolfenbüttels auch Madame Ernestine Reiske (1735—98) an Lessing heran, eine Philologenfrau von wissenschaftlicher Schulung, die des Griechischen kundige und in strengen Collationen geübte treue Handlangerin ihres Mannes, beweglicher als dieser, ohne eine Spur von Pruderie und ohne jedes Gelüst, die deutsche Dacier zu spielen. Um so lieber machte Lessing der befreundeten hilfreichen Schriftgelehrten sein ehrliches Compliment in den „Beiträgen", stand ihr thatkräftig bei, als Reiske im Sommer 1774 aus einem Leben voll

Entbehrung und Arbeit abschied, und schenkte dem handschriftlichen Nachlaß des „sehr lieben Freundes“, auch der Autobiographie, einer der rührendsten und ungeschicktesten Urkunden deutscher Gelehrtengeschichte, seine gewissenhafte Theilnahme. Ein bald heiterer, bald bitterer Humor umspielt für uns späte Leser dies philologische Paar, dessen mühsame Verlobung nicht mit Blumen und Liebesbriefen, sondern mit kleinen arabischen Galanterien gefeiert wurde und aus dessen Ehe nicht liberi, sondern libri hervorgingen. Dasselbe Lächeln stellt sich ein, wenn der gute Reiske mit schwerfälligen Scherzen die gedruckten „Flatterien“ für die Reiskia verbittet oder Frau Ernestine gar über semitische Manuscripte und den Libanius ihres Seligen weg den Herzenswunsch, Lessings Gattin zu werden, ganz unverblümt kundthut, bis ihre verliebte Complexion sich leider in jugendlicher Minne zu trösten scheint. 1775 gratulirt man ihr schon zur neuen Heirat, sie aber weiß nicht einmal, wo der „Angebetete“ weilt, „der Eine, den mein Herz verehrt, den ich lieben kann und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daseins lieben werde“; und 1776, als sich wieder sogenannte gute Partien bieten, schreibt sie einem andern Philologen: „Itzt raubt mir die allerunglückseligste, die allerhoffnungsloseste Leidenschaft alle Ruhe des Lebens“, denn sie sieht ihr Herz „unwiderruflich an den würdigsten, den vortrefflichsten, den liebenswürdigsten Gegenstand gefesselt“, sich aber trotz aller Sehnsucht für immer von ihm getrennt.

Lessing, der so galant die Frage, ob ein Gelehrter heiraten solle, durch solche Zierden des weiblichen Geschlechts für entschieden erklärt hatte, gehörte schon zur Zeit jenes Besuches mit Herz und Hand einer anderen Frau, wenn auch die dunkle Wittwentracht und die schweren Sorgen seiner liebsten Hamburger Freundin nur geheime Wünsche für die Zukunft gestatteten. In ernsten Stunden sahen wir ihn den immer wieder aufgeschobenen Abschied von Frau Eva König nehmen. Ein Briefwechsel, so reg wie ihn Lessing nur je geführt hat, entspann sich zwischen dem in seiner Vollkraft stehenden Mann und der reifen Frau, die, ihrer Stütze beraubt, allein den Kampf ums Dasein kämpfte. Eva Katharina Hahn war geboren in Heidelberg am 22. März 1736 als Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns; den Vater verlor sie im zartesten Alter — wehmüthig erzählt sie einmal, sie habe ihn gar nicht gekannt —, mit

der Mutter blieb sie auch aus der Ferne in treuster Liebe verbunden. Eine tüchtige, alle Proben des Glückswechsels überdauernde Eintracht herrschte in dieser Familie, die auch dem gelehrten Beruf akademische Kräfte zugeführt hat und in deren Schoße das junge aufgeweckte Mädchen eine vortreffliche Erziehung genoß. Wodurch das schöne Heidelberg Evas eingestandene Verstimmung gegen die Vaterstadt hervorrief, steht dahin; doch führte nicht etwa die Sehnsucht, leidigen Verhältnissen zu entfliehen, sondern reine Herzensneigung im Sommer 1756 die Zwanzigjährige dem aus der Elberfelder Gegend stammenden, in Hamburg angesessenen Handelsherrn Engelbert König als Gattin zu. Aus der Pfälzer Idylle in das bewegte Getriebe einer norddeutschen Großstadt mit anderen Bräuchen, anderer Sprache, anderen Menschen verpflanzt, fand sich die junge Frau schnell in der neuen Umgebung zurecht. Eine gesegnete Ehe, gute und getreue Nachbarn, wachsender Wohlstand schufen dem liebenswürdigen und thätigen Paar einen dankbar genossenen Hausfrieden, den nur der Verlust mehrerer Kinder trübte. Von sieben blieben vier am Leben: eine Tochter Malchen (1761 geboren) und drei Knaben, deren jüngster, Friedrich (geboren im October 1768), Lessings Pathchen wurde und als schöner, munterer Junge zum Ebenbilde des Vaters heranzuwachsen versprach. Sie alle waren dem eifrigen Besucher des Königschen Hauses liebe kleine Gesellschafter; er verehrte die Frau und schenkte dem Mann, seinem „speciellen Freund", eine fest begründete Hochachtung. König hatte sich aus eigener Kraft zu Bildung, Ansehen und Vermögen emporgekämpft. Er betrieb einen großen Seidenhandel in Hamburg, besaß Seiden- und Tapetenfabriken zu Wien, in denen das italienische Rohmaterial verarbeitet wurde, und unterhielt mancherlei deutsche und außerdeutsche Geschäftsverbindungen, die ihn häufig südwärts in die Ferne riefen. Es wird erzählt, und eine innere Wahrheit mindestens liegt in diesem späten Bericht, daß König beim Antritt der letzten Reise nach Österreich und Oberitalien dem Hausfreund Lessing, als dieser ihm ein kurzes Geleit gab, seine Familie mit den ahnungsvollen Worten: „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner Kinder an!" ans Herz gelegt habe.

Nur zu bald trat diese heilige Pflicht vor Lessings Seele.

Engelbert König zog sich gleich nach seiner Ankunft in Venedig eine jähe Krankheit zu, die ihn fern von der Heimat und den Geliebten am 20. December 1769 hinwegraffte. Tags darauf wurde er auf dem protestantischen Friedhof der Insel S. Cristoforo beigesetzt, eben da, wo er nach einer späten Familientradition zum letzten Mal die Abendsonne begrüßt hatte. Er zählte erst einundvierzig Jahre, und sein Handel war von ihm im sichern Gefühl, noch langhin die ganze Kraft einsetzen zu können, ausgebreitet worden. Der plötzliche Tod erregte bei den Seinen den Argwohn, ein gieriger Diener habe den mit größeren Geldmitteln versehenen Reisenden vergiftet, denn Winkelmanns schreckliches Ende lebte in frischer Erinnerung. Aber zur Todtenklage traten auch ängstliche Besorgnisse für die Existenz der Familie. Die Wittwe stand mit vier kleinen Kindern der erdrückenden Aufgabe gegenüber, große kaufmännische und industrielle Geschäfte zu ordnen, die sich auf weit aus einander gelegene Orte vertheilten, in die Finanzen anderer Häuser eingriffen und zumal ohne flüssiges Vermögen, da alles Geld der beiden Gatten in Fabriken und Magazinen angelegt war, die langwierigste und verwickeltste Arbeit forderten. Auch waren zahlreiche Geschwister gewohnt, in dem Todten ihren Helfer und Meister zu erblicken. Als Frau Eva diese schwere Last mit der Ausdauer und dem praktischen Verstand eines Mannes auf ihre Schultern lud, um die Schöpfungen des überall rühmlich anerkannten Gemahls vor einem wirren Zusammensturz zu retten und die Zukunft der Kinder zu verfechten, fand sie zwar den Beistand redlicher Freunde und die opferwillige Hilfe einiger Verwandten, die ihr mit Rath und That, mit Vorschüssen und Geschenken beisprangen, aber die Wucht der harten Arbeit wurde dadurch nur um weniges erleichtert. Sie sollte ihre des Vaters beraubten Kleinen, von denen Fritz kaum anderthalb Jahre zählte, verlassen und ein aufreibendes Wanderleben beginnen. So ging Lessing, um eine peinliche Sorge reicher, nach Wolfenbüttel. War ihm im letzten hamburgischen Monat, als er an Evas Seite bei gemeinsamen Freunden Gevatter stand, schon der Gedanke an die Erreichbarkeit eines engeren Bandes aufgedämmert, so mußte die rauhe Wirklichkeit solche Träume unerbittlich zurückdrängen.

Ihre Correspondenz kam seit dem Juni 1770 in Fluß. Noch

in demselben Monat begab sich Eva nach Pyrmont, um dort Kräfte für die dringende weite Wanderschaft zu sammeln und mit einem rechtschaffenen Bruder, dem eben von schwerer Krankheit genesenen Professor der Physik in Utrecht, ihre Lage zu berathen. Lessing, aufgefordert, an dieser kleinen Badereise theilzunehmen, aber durch sein neues Amt festgehalten, wurde von den Geschwistern durch einen Besuch entschädigt, dessen Vertraulichkeit nur unter der unvorhergesehenen und sehr ungelegenen Ankunft Gleims litt. Darum sprach Frau Eva schon nach einigen Wochen, Mitte August, ein zweites Mal in Braunschweig vor und sah sich nicht bloß im Gasthof zur „Rose“ von Lessings zarter Fürsorge umgeben. Als sie Abschied nahm, nöthigte ihr der Freund seinen Pelz zum Schutz gegen Unwetter und schlechte Herbergen auf, empfing das Versprechen eines neuen Besuches auf der Rückreise von Wien und tröstete sich mit der Aussicht, die Heimkehrende dann von Wolfenbüttel nach Hamburg geleiten zu dürfen. Unterwegs in Postzimmern und Wirthshäusern, auch wohl mitten im Lärm einer Dorfschenke, wo ihr das derbe Bauerngeschwätz den robusten Ton Bodes ins Gedächtnis rief, fand die seltene Frau Stimmung und Muße zu tagebuchartigen Blättern. Wir hören von unvermeidlichen Abenteuern auf schlechten Straßen, von zerbrochenen Achsen, von Zwistigkeiten mit Posthaltern, von wechselnden Gefährten, von einem Räuschchen der Zofe, kurz von allen mehr und minder lästigen Begebenheiten, wie sie in den romanhaften oder wirklichen Reiseberichten jener Tage nirgend fehlen. Ohne eine Spur von Empfindsamkeit steuerte Frau König ihren so wenig lockenden Zielen zu, gestählt durch ihr mütterliches Pflichtgefühl. Sie schlägt nie den larmoyanten Ton einer „Dame in Trauer“ an, sondern scheucht mit bewundernswerther Selbstbeherrschung, wenn sie dem Freunde sich mittheilt, den düsteren Zug der Erinnerungen und Befürchtungen zurück. Indem sie ihr „trauriges Naturell“ besiegt, sucht sie doch nicht gefaßter zu erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist, und Lessing erwidert die leisen Klänge melancholischer Hoffnungslosigkeit mit der Mahnung, „so viel Entschlossenheit und Muth, als Sie sonst in Ihrer ganzen Aufführung bezeigen, nicht verloren sein“ zu lassen. Bei ihm selbst war die tiefste Trauer eingekehrt: er hatte soeben seinen armen alten Vater verloren, und das kümmerliche Loos der Kamenzer verdunkelte seine

Tage. „Und dennoch“, schreibt er mit gezwungener Fassung, „und dennoch, bin ich versichert, wird sich und muß sich alles um mich herum aufheitern; ich will nur immer vor mich weg und so wenig als möglich hinter mich zurücksehen.“ Wenn die einsame Frau in der Fremde unter lustigen Baiern mühsam die Thränen hinunterschluckt und einer lähmenden Unentschlossenheit zu verfallen fürchtet oder von körperlichen Leiden erzählt, dann bestimmt Lessing als ein tapferer Tröster, in welcher Tonart er den Briefwechsel führen will: „ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das Erste ist, so muß man auch das Andre sein, und kann es sein, wenn man nur will“. Diese seine Philosophie, sich selbst zum Glück zu überreden, predigt Lessing wahrlich nicht in den Wind, denn eine verwandte Frauennatur lauscht seiner ermuthigenden Rede.

Als der Briefwechsel zwischen Lessing und Eva zuerst dem Publicum erschlossen wurde, rümpften manche Empfindler die Nase über ein so langweiliges Buch. Werther freilich schreibt ganz anders, und wer statt der ersehnten Gefühlsergüsse gleich anfangs Rauchfleisch und Spargel oder späterhin Pulver und Frostsalbe, Erbsen und Sauerkraut inmitten endloser Familiengeschichtchen aus Hamburg anrannte, mochte wohl den Band enttäuscht aus der Hand legen. „Meine liebste Madam“ und „Mein lieber Herr Lessing“, „Dero ganz ergebenster Lessing“ und „Dero ergebene Dienerin E. C. König“ — das schien einen vor dem Frühlingssturm der neuen Empfindungspoesie zerstobenen Curialstil heraufzubeschwören, so dürr, daß man sich nicht die Mühe gab, die unmerklich fortschreitende Steigerung zum „Meine Liebe“ und „Mein Lieber“ zu verfolgen, den Unterschied gereifter Menschen aus einer sehr verständigen Epoche und eines dichterischen Liebespaares abzuwägen und mit würdiger Theilnahme das rührende Schauspiel zu betrachten, wie der stärkste Mann unsrer Litteratur so bescheiden, so schüchtern, so leise werbend andeutet, was sein ganzes Herz ausfüllt. Nie unterbricht ein inniges Du die üblichen Anreden wie in Goethes ungestümen oder liebkosenden, verzichtenden oder beseligten Briefen an seine weimarische Geliebte, und kaum wagt Lessing in der ersten Zeit die Betheuerung, daß seine Gedanken und Wünsche den Weg Evas nicht leer lassen. Aber schon vor hundert Jahren

haben tiefe Gemüther den stilleren und farbloseren Reiz dieser Blätter nachgefühlt; so schreibt Lotte v. Lengefeld 1789 an Schiller: „Ich habe Lessings Briefwechsel mit seiner Frau auch gelesen und er hat mir viel Freude gemacht. Lessings Geist ist mir sehr interessant und ist es mir noch mehr geworden, er hat so eine gewisse Feinheit gegen seine Frau; auch ihre Briefe haben mir gefallen, sie muß erstaunend viel Thätigkeit gehabt haben und vielen Verstand. Ich möchte mit jemanden über die beiden Menschen sprechen, der sie genau gekannt hat, und recht viel von ihnen hören."

Wir besitzen von Evas Briefen, ein paar Zeilen ausgenommen, nur die an den Einen und haben nur des Einen Briefe an sie; gleichwohl würden andere Quellen keine Züge wiederspiegeln, die unsrer Correspondenz fehlen. Evas geistiges Bild stimmt zu dem Porträt, das uns von ihr erhalten und in Alfred Schönes vortrefflicher Ausgabe des Briefwechsels sehr gut gestochen ist. Ein alter Münchner Maler hat es 1770 ziemlich steif verfertigt; ein anderes von dem elenden Calau ist verschollen. Die Gestalt ohne Fülle, vielmehr etwas knochig, auf einem schlanken Hals ein längliches Gesicht mit vollem hochfrisirtem Haar, freier Stirn, klaren großen Augen, scharf geschnittener Nase, feinem Mund, energischem Kinn; der Ausdruck sehr gescheit und angenehm. In ihren Gedanken und Gefühlen hatte nichts Niedriges Raum, und ihr heller, durchdringender Sinn gewährte der modischen Schwärmerei keinen Einlaß. „Eine liebenswürdige Frau von vielem Verstande" wird sie von Elise Reimarus genannt. Wahrheit ging ihr über alles: „Nichts fällt mir schwerer als Lügen. Sie wissen wohl: ich bin ein altfränkisches Weib". Einem thätigen Leben zugewandt, büßte sie doch eine leichte Grazie des Geistes und die schöne frauenhafte Gabe, männliche Schroffheiten sanft zu mildern, nie ein. Der ganz auf das Menschliche gerichtete Briefwechsel erörtert von gemeinsamen Bildungsinteressen nur solche, die greifbar in den Bereich des Tages treten oder mit Forderungen an die Zukunft eng verknüpft sind, aber man behält durchweg das Gefühl, daß diese Frau in freierer Stimmung hörend, rathend und thatend auf jedes Lessingsche Werk oder Vorhaben eingehn kann. Ritterlich sorgend begleitet Lessing ihren Weg, den er nicht noch mit bibliothekarischen Grillen und seinen häuslichen Verdrießlichkeiten stören möchte, und Beide ruhen von

ihren mannigfachen Sorgen aus, indem sie sich wie in entschwundenen Plauderstündchen von den Privatverhältnissen der nächsten hamburgischen Bekannten, der Schmidts und Knorres vor allem, sehr eingehend unterhalten, Geburten, Verlobungen, eheliche Zwistigkeiten, finanzielle Bedrängnisse aufzeichnen, von dem argen Goeze mit leichter Bosheit zu Klopstock und seinen Damen überspringen oder auch leere „Amouretten“ wie eine Liebelei des Herrn v. Kuntzsch mit dem „kleinäugigen Dortchen“ Ackermann durchhecheln: Frau König nimmt das leichter, während Lessing unwillig urtheilt, in so ein Ding könne nur der blinde Zufall verliebt machen. Ein tieferer Zwiespalt der Meinung drängt sich niemals zwischen die beiden geistig und gemüthlich verwandten Wesen, die auch im Ausdruck ihres brieflichen Gesprächs so weit harmoniren, als nur Mann und Frau, ohne die Eigenart des Geschlechts zu verläugnen, zusammenklingen können. Aus voller Überzeugung nennt Lessing, der im ersten Anfang den Ton nicht sofort zu finden scheint, seine Correspondentin eine fertige Briefschreiberin; sie aber verweist ihm den ganz ungewöhnlichen Complimentirton, der ihn nicht kleide und vor dem er sich also künftig hüten möge. Dennoch wird Lessings schlicht gefaßter Zusatz zu einem Recept ihr wohlgethan haben: „Wenn es so lange hält, als unsre Freundschaft halten soll, so ist es ein Kitt, den wir loben wollen“. Sie selbst bringt lieber neckische Wendungen an, etwa wie eine Minna von Barnhelm scherzt, und wie sein Tellheim grübelt Lessing einmal zu ernst über das von Eva leicht hingeworfene Sätzchen, er würde sie bedauern oder verlachen. Auf seine warmherzigen Vorwürfe antwortet sie dann in der einfachsten und genugthuendsten Weise, ohne jede Phrase, ohne jede Verstimmung und Zimpferlichkeit, denn nie hat dies Verhältnis unter Launen oder Mißverständnissen zu leiden. Auch gesunde Kraftausdrücke entschlüpfen zuweilen ihrer Feder: sie nennt mit einem wienerischen Wort das unmäßige Kammermädchen eine „besoffene Urschel“. Wenn die Sonne während der trüben Reisejahre Evas einmal heller scheint, weiß sie aufs gewandteste von Litteraten und Künstlern ihres Schauplatzes zu erzählen oder aus den neu aufgelegten Studentenverschen des Freundes eine schalkhafte Mahnung zu ziehn: „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies

ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen, und bin in meiner längst gehegten Meinung — Sie seien ein Erzweiberfeind, nun völlig bestärket. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen! Sie müssen an verzweifelt harte Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestrafet werden. Das Mädchen, das Sie sich wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden". Welche Seelenstärke und Klarheit wohnte der Frau inne, die während einer endlosen Krise den Kopf so frei trug.

Wir kehren zu jener ersten Wiener Fahrt zurück. Sie läßt sich von Station zu Station verfolgen. In Nürnberg wird der Herr v. Murr erwähnt, doch als Klotzianer vermieden. Eva gedenkt eines Kupferstichs aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber die Reize der alten Häuser und Kirchen waren auch für diese Reisende noch nicht entdeckt. So meldet sie aus München nur die rasche Erledigung ihrer Besuche bei einigen Excellenzen, im gleichen Ton wie Lessing derlei Dinge behandelt, und findet fast nirgends ein Wort über die Landschaft, denn auch ihr ist auf der Schwelle der Wertherzeit eine schöne romantische Gegend noch keine stummberedte Trösterin: im Thüringer Walde denkt sie nur an die gefährliche Nachtpost; in Salzburg, wo sie sich erholt und mit den Leuten „alle das Merkwürdige und die Gegenden" sehn muß, redet sie lieber vom Zustand der dortigen Komödie als von dem Kapuzinerberg und den Alpen; in Niederösterreich thut sie die herrliche Weinlese mit einer Zeile ab. Am 28. September traf sie endlich in Wien ein und wurde bis in den Februar 1771 auf dem heiteren, für sie so trostlosen Boden der Königschen Thätigkeit festgehalten. Die Größe ihres Verlustes stieg in den Straßen, die er durchschritten, in den Räumen, wo er gewaltet, so niederschmetternd vor ihr auf, daß sie sich ganz dem Gedanken an das zerstörte Familienglück hingab: Lessing habe seinen Vater verloren, den Eva auf der Rückreise in Wolfenbüttel anzutreffen gehofft hatte, aber er sei ihm doch bis hart an die Grenze des Naturlaufes erhalten worden; sie dagegen — „Ich muß nur hiervon abbrechen. Denn seitdem ich hier bin, bin ich in derselben Gemüthsverfassung, wie in Pyrmont. So wie mich einer anredet,

habe ich Thränen in den Augen. Wie kann es aber anders sein? Alles erinnert mich an meine vergangene Glückseligkeit. Sogar die Fabrik, als ich sie heute besuchte, statt daß sie mich hätte freuen sollen, weil sie völlig gut und aufs beste eingerichtet ist, hat mich niedergeschlagen gemacht. Sie haben völlig Recht, alles hat seine Zeit; allein steht es bei uns, diese Zeit zu bestimmen? Glauben Sie nur, daß ich mir alle Mühe gebe, mich aufzuheitern. Was vermag ich weiter?“ Bald wurde sie trotz allem Weh der Vergangenheit und Gegenwart durch ihre erstaunliche Willenskraft wieder ganz Herrin über sich. Sie konnte arbeiten und Lessing von der Wiener Bühne unterhalten, Stücke, Übersetzungen, Acteurs, Actricen, Publicum, Kritik beurtheilen, vom Wiener Theater auf die Wiener Geistlichkeit, vom hamburgischen Theater auf die hamburgische Geistlichkeit zu reden kommen und eifrig an den für uns Leser ermüdenden Berathungen über das hartnäckig betriebene Lottospiel theilnehmen, denn Lessing möchte die Fortuna zur Huld für „unser gemeinschaftliches Project, glücklich — wollte ich sagen, reich zu werden“ zwingen. Er merkt sich alle neuen Collecturen, vergißt keine Ziehung, träumt von positiv sicheren Glückszahlen für Ternen und Quaternen und gewinnt im besten Fall einen Einsatz zurück. Die gastliche Güte der Wiener und das frohe Temperament der liebenswürdigsten von allen großstädtischen Bevölkerungen verfehlten nicht, Frau Eva wohlthuend zu erfrischen, und Lessing schilt das häßliche Wien nur, weil es so weit ist. Er hat eben in Braunschweig zwei österreichische Cavaliere kennen gelernt, denen Ebert das schiefe, fein parirte Compliment machte, sie seien durch ihre Bildung eine Ausnahme unter ihren Landsleuten; es trifft sich, daß der Vater des einen, Graf Chotek, ein alter Gönner Engelbert Königs war. Eva ist überhaupt gezwungen, an den Thüren der Aristokratie und Finanz anzuklopfen, doch beschränken sich ihre Briefe an Lessing wesentlich auf die kleinen Litteraten des großen Wien, Herrn v. Sonnenfels an der Spitze, in dessen Familie sie freundschaftlich aufgenommen worden war, ohne dem Frieden recht zu trauen. Endlich, nach mancher Unpäßlichkeit und einer vorläufigen Ordnung der schlimmen Geschäfte begab sie sich am 18. Februar 1771 auf die Heimreise, von Lessing mit zartfühlenden Worten über den Besuch ihrer Vaterstadt und der alten Mutter wie über die Rückkehr zu den Kindern und Freunden be-

glückwünscht. Doppelt spricht sich die Feinheit seines Gemüths in der Sorge um die Freundin und den aus eigner Empfindungsweise gezogenen Schlüssen auf ihre Stimmung aus. „Im Grunde“, so bekennt er mit der tiefen Heiterkeit seines Wesens, „ist es immer eins, wenn man sich über das Gegenwärtige oder über das Vergangene zu freuen hat; wenn man sich denn nur freuet.“

Er selbst freute sich herzlich, denn im April erfüllte Frau König ihr Versprechen; Lessing hielt sie im „Stern“ zu Braunschweig „belagert“, wollte jede Kleinigkeit ihrer Erlebnisse hören und konnte den immer übermächtiger gewordenen Drang seines Herzens nicht ganz verschweigen. Er begleitete sie nicht zu einer unmittelbaren „Gegenvisite“ nach Hamburg, aber sein nächster Brief nennt sie die „liebste Freundin“, und mit all seinen Gedanken weilt er bei ihr. Sie verstand diese mehr angedeutete als ausgesprochene Werbung und beantwortete die Steigerung des Briefstils mit hamburgischen Anekdoten; nicht aus kühler Koketterie, sondern die noch unbesiegten Schwierigkeiten der Lage bedenkend. In ihrem Herzen hatte sie den Schwur der Treue freudig erwidert, und als die Kinder, von der Mutter überrascht, sich vor Aufregung und Lust kaum zu fassen wußten, als dann von dem ältesten Sohn aus der Heidelberger Pension beunruhigende Nachrichten über ein Fußleiden kamen, segnete Frau Eva im Voraus den Tag, der die Zukunft der kleinen Schaar einem solchen Pflegevater anvertrauen würde. Sie mahnt Lessing dringend an den verheißenen Besuch: er soll bei ihr wohnen — aber das lehnt er ab und will lieber in seinem alten Schwarzen Adler einkehren, als daß die Freundin keinen Augenblick Ruhe vor ihm habe; nur um die Aussonderung eines kleinen behaglichen Kreises ohne hamburgische Noblesse und Magistratspersonen bittet er. Wir erfahren aus den Einladungen, Lessing sei bei den Frauen so beliebt wie die Primadonna Hensel bei den Herren, und ein Acteur, es ist der später so berühmte Brockmann, besteche nicht sowohl durch sein gutes Spiel als durch seine Person, „weil er einem Herrn gleich sehen soll, der den hiesigen Damen gefallen hat.“ Lessing sehnte sich mit ganzem Gemüth nach Hamburg. Zum ersten Mal überwältigte ihn das Bewußtsein, nicht mehr der alte freie Vogel auf dem Dache zu sein, sondern in einem Käfig gefangen zu sitzen. Nachdem er bis jetzt, nicht bloß um die bedrängte Frau mit seinen

Beschwerden zu verschonen, die eigenen Verhältnisse in fast ungetrübter Heiterkeit geschildert hatte, wurden nun seit dem Sommer 1771 Mißklänge laut und lauter. Die Freundin ist gestürzt, er kann nicht zu ihr eilen, er ist überhaupt nicht sein eigner Gebieter, er hat wenig Geld und keine Aussicht auf Besserung, er muß um Vorschüsse einkommen, er altert, er haust unter moderigen Büchern, er vegetirt im Kerker einer verlassenen Burg — und indem er so mit hitziger Übertreibung Ideal und Wirklichkeit vergleicht, bricht der lang gestaute Unwille doch auch der lieben Frau gegenüber durch, eben weil sie ihm nun näher angehört und wiederum so unerreichbar erscheint. Lessings Gesundheit war, wie vor dem erholungsreichen Kriegsleben bei Tauentzien, in Folge des anhaltenden Sitzens im Studirzimmer und der ganzen, die Hypochondrie nährenden Einförmigkeit gefährlich angegriffen: die Weißenburger und Gudischen Codices hatten seine Augen sehr geschwächt, er schleppte sich wochenlang so matt herum, daß ihm bei jedem Schreibversuch ein Angstschweiß vor die Stirn trat und er, allein den Schloßwall auf und ab wandernd, den Pyrmonter Brunnen versuchen mußte. Jetzt mahnte ihn Eva an sein eigenes Wort, die Schwermuth sei eine muthwillige Krankheit. Mit der körperlichen Frische fand sich die geistige schnell wieder ein, und sobald die guten Reiskes, die er nicht fortwinken durfte, das Feld geräumt hatten, eilte Lessing nach Hamburg, am letzten August 1771; dann sowohl Geldgeschäften als einem großen theologischen Schlag zu Liebe nach Berlin, und wieder nach Hamburg, von da in stürmischer Nacht zurück in sein abgeschiedenes Schloß. Eva hatte ihn mit ihrem Jawort beglückt. Sie waren verlobt, doch durften weder Freunde noch Verwandte Mitwisser des geschlossenen Bundes werden. In derselben Zeit, wo Lessing von seiner Braut nach Berlin geschieden war und nur vor Bruder Karl den Schleier aller Hoffnungen lüftete, erfuhr Eva den Tod ihrer geliebten Mutter; mit wenigen einfachen Worten meldete sie diesen Verlust dem Manne, der so nach und nach ihr Alles ward, und betheuerte ihm, er könne in der ganzen Welt keine aufrichtigere und treuere Freundin finden. Lessings Antwort, überwältigend durch die herzlichste Hingebung und die trostreichste Kraft, lautet: „Meine liebste, beste, einzige Freundin! Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, in welcher Betrübnis Sie sich wegen des Ab-

sterbens Ihrer Mutter befinden. — Aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß — Doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Gemeinplätzen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch Eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte. Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen. Machen Sie ja, meine Liebe, daß ich Sie nicht niedergeschlagener finde, als ich Sie verlassen habe! Wie gerne wäre ich eher wieder bei Ihnen gewesen; wie gerne wäre ich bei Ihnen geblieben ... Leben Sie indeß recht wohl! Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste, einzige Freundin!" Dieser feurigen Aufwallung Lessings folgt von Evas Seite die Versicherung, daß all ihr Glück in seiner Liebe ruhe, und am Schlusse scheinbar leichthin die Erlaubnis, zu den Nachrichten von seinem Wohlbefinden noch „was hinzufügen, was mir eben nicht zuwider ist". Der Briefwechsel lenkt in sein früheres maßvolles Fahrwasser ein, denn die Verhältnisse waren in keiner Weise danach angethan, die Fortsetzung ungeduldiger Liebesschwüre zu begünstigen. Lessings Einkommen reichte noch nicht für den würdigen Unterhalt einer größeren Familie, und Frau Eva wollte und durfte ihre Zukunft nicht an sein Loos knüpfen, bevor die Königsche Hinterlassenschaft für sie und die Kinder endgiltig ausgeglichen war. „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an allem genommen haben, was mir begegnet wäre, allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie jetzt thun; ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich; bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem mei-

nigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie, noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen; nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränket — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Fall nicht so handeln würde, und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe." Das heißt denken und sprechen wie Lessing oder Tellheim. Hier jedoch stießen nicht wie in „Minna von Barnhelm" überreiztes Ehrgefühl und weibliche Laune zusammen, sondern das Machtgebot einer strengen Wirklichkeit verurtheilte zwei Menschen, die keine hoffnungsvollen Jugendjahre mehr einsetzen konnten, zum Ausharren. Und Lessing hatte so wenig Geduld von der Natur mitbekommen.

Eva stand vor neuen Verwicklungen. Ein kaiserliches Mandat gegen die fremden Händler in österreichischen Landen ließ die Ablösung der Wiener Fabriken nicht räthlich erscheinen; größere Posten wurden gegen Erwarten fällig; sie sollte für geleistete Bürgschaft mit ihrem Geld eintreten. Gleichwohl verlor sie in diesen Wirren weder die Besonnenheit noch das ehrliche Vertrauen zu allen Leuten, die ihr und ihrem Gatten irgendwie verpflichtet waren. Wie Lessing in seinen Geldnöthen einem fallirenden Freund keinen Augenblick die paar hundert Mark schuldig bleiben will, so denkt Eva selbstlos an den Unstern dieser Hamburger Familie und möchte gar zu gern die Bedrängten retten. Ihre geschäftliche Rechtschaffenheit geht so weit, daß selbst der peinliche Lessing sie einmal bittet, der Klugheit nicht ganz zu vergessen. Allein sie muß so handeln, wenn sie glücklich sein will, und es kann sie nicht beirren, daß neunundneunzig Menschen im gegebenen Fall anders verfahren würden. In ihre Herzenserleichterungen an den geliebten Mann drängt sich die Sorge, seine Ruhe zu stören, er tröstet und täuscht sie durch frohe Briefe, sie gewinnen es über sich, von Döbbelins Braunschweiger Campagne und Ackermanns Tod, von Büschs Akademie und Knorres Lotto, von Struensee und Bernstorff zu plaudern, ja, Eva füllt einen ganzen Brief mit Stadtneuigkeiten, während sie an ihrem Heil verzweifeln möchte. Die Bilanz des letzten Jahres hatte sich als unglücklich erwiesen, und eine Indiscretion der Gläubiger konnte ihr ganzes sehr belastetes Vermögen zu nichte machen. Sie mußte, das Contobuch in der Hand, mit Hamburger Kaufleuten abrechnen und

wäre dem Ansturm der Ereignisse und fortwährenden Aufregungen gewiß allmählich erlegen ohne das liebreiche Benehmen ihrer fernen Angehörigen, die ihr Forderungen nachließen und Zuschüsse machten, und ohne die edle Hilfe Johannes Schubacks, der, einer der geachtetsten und erfahrensten Handelsherrn Hamburgs, ihrer verworrenen Geschäfte sich wacker annahm. Als guter Kaufmann gab er vor allem, was der unbeholfene und lässige Schwager König nie geboten, einen klaren Überblick über die gegenwärtige Lage und wollte das traurige Bild durch keine Schönfärberei mildern. Eva meldete ihre Dankbarkeit für den aufopfernden Arzt und zugleich ihre Niedergeschlagenheit an Lessing. Dieser zeigt, wenigstens in den Briefen an die Braut, eine schöne Fassung, er wünscht ihr seine Gesundheit und seinen Leichtsinn und will mit zartem Takt von „unsern eigentlichen Angelegenheiten" schweigen. Wie beredt versucht er die mercantilen Schwierigkeiten ins beste Licht zu rücken, wie gern würde er ihren ganzen Kummer auf sich nehmen, wie ergeben bleibt er der einzigen Frau geweiht, „nach deren beständigem Umgange ich jemals geseufzt habe." In seinem Zimmer schreitet er auf und nieder und schont die müden Augen, indem er treue Gedanken zu ihr wandern läßt.

Frau König sah sich zu einer neuen Reise nach Wien gezwungen, wo eine jahrelange Arbeit ihrer harrte. Sie hielt mit dem Schwager bei Lessing an und schied am 22. Februar 1772, durch seinen Zuspruch aufgerichtet, aus Braunschweig. Langsam, unter gefährlichen Zwischenfällen, die sie sehr lebendig, einmal mit Yorikschen Anklängen zu schildern weiß, näherte sie sich dem Herd ihrer Sorgen und Anstrengungen und nahm, um mitten im Geschäftsbetriebe zu stehn, ihre Wohnung auf der Fabrik. In den umliegenden Gärten der Wiedener Vorstadt wehte eine frischere Luft als in den engen Gassen der inneren Stadt, auch versprach ihr die Abgeschiedenheit des Quartiers eine erwünschte Sicherung vor dem geselligen Lärm der großen Welt. Bei ihrer Ankunft empfing sie die eben erschienene „Emilia Galotti" und widmete die erste Nacht dieser Lectüre. Der Brief versenkt sich in keine Ausmalung ihrer Eindrücke, aber die Aufführuug in Wien hat sie später mit scharfer Beobachtung für den Dichter beschrieben, denn auch dies Mal, als die Wogen ihrer Bedrängnisse immer höher schlugen, vermochte sie

es über sich, den Freund von dem geistigen Leben Wiens und den litterarischen Führern unbefangen zu unterhalten. Inzwischen folgte sie ohne Wanken der harten Losung: „Ich kann nicht thun, was ich will, sondern was ich muß“. Seitdem die Augen des Oberleiters sich geschlossen hatten, war in den Wiener Fabriken unbedachtsam gewirthschaftet worden, und während Frau König hier früh und spät keine Mühe scheute, den Verkauf oder wenigstens die Räumung des minder einträglichen Seidenlagers bedachte, bei einflußreichen Großen antichambrirte, Staatsrath und Hof ihrem Anliegen günstig zu stimmen suchte, kamen trotz Schuback üble Nachrichten aus Hamburg. In dieser widerwärtigen Lebensprosa vertheidigte Eva heroisch jeden Fußbreit für ihre Kinder und ließ sich durch unverschuldete sehr empfindliche Einbußen nicht daran irre machen, daß ihr Fleiß doch endlich, obwohl jetzt ein Bankerott in drohender Aussicht stand, gesegnet sein werde. Sollte sie die Kinder bei der Französin in Hamburg lassen? sie nach Wien nachziehen? oder wie den armen Ältesten in der Pfalz auf die Kost geben? Auch diese Pein bedrängte das Mutterherz, und sie wollte lieber aus der Welt gehn als eine Trennung für immer vollstrecken. So war es natürlich, daß Lessings ganzes Dichten und Trachten sich auf Wien heftete.

Schon vor vier Jahren hatte ihm Klopstock ein trügerisches Lied von Joseph II. und seinen weltbewegenden Reformen gesungen, die bald verwirklichen sollten, was zu Leibnizens Zeiten geplant worden und auch dem ehrgeizigen Gottsched ein süßer Traum gewesen war: eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste, Wohnung des Verdienstes und Pflegestätte aufstrebender Genies. Die geheimnisvolle Widmung der „Hermannsschlacht“ deutete an, daß der Barde und Messiassänger bereit sei, mit klingendem Spiel aus Dänemark, wo sich ein schlimmer Umsturz nahte, nach Österreich überzugehn; Joseph, nicht der verwälschte Friedrich, sollte sein Licht leuchten lassen über die Söhne Teuts. Nicht als Bittsteller, sondern als ein von seiner hohen Sendung erfüllter patriotischer Wahrsager hatte er schon im April 1768 das wunderliche „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts“ an den Fürsten Kaunitz geschickt, ein Programm, worin Lessing und Gerstenberg als die Intendanten, Dramaturgen und Censoren der staatlichen Bildungsanstalt, genannt Nationaltheater, unter einem Oberaufseher

erschienen. Der unpraktische Sänger träumte noch lang von den Wiener Luftschlössern und hielt in der schrullenhaften „Gelehrtenrepublik“, in der geschraubten Ode an den Kaiser seinen edlen Wahn aufrecht. Auch Lessing ließ sich durch das Ausbleiben jeder That nicht so bald ernüchtern. Einem unsicheren Privatantrag, seine Kraft für ein sehr bedeutendes Gehalt einer wienerischen Nationalbühne zu vermieten und wenn nicht an Ort und Stelle, so doch aus der Ferne jährlich zwei Stücke einzuliefern, schenkte er, des ganzen Theaterwesens müde, im Frühjahr 1769 keine ernste Beachtung — aber im November 1771, als Eva wiederum von Hamburg nach Wien reisen sollte, mußte es seine Seele durchflammen, daß der Berliner Gesandte Gottfried van Swieten, des mächtigen Leibarztes Sohn, und der geschäftige Sulzer ihn sondirten, ob er geneigt sei, unter vortheilhaften Bedingungen eben nach Wien überzusiedeln. Kaunitz hatte in seinen ministeriellen Vortrag über ein 1770 eingereichtes Schriftstück des Canonicus Marcy, das die Centralisation der Wiener Kunstschulen empfahl, den Gedanken einer Akademie in Klopstocks Sinn und der Berufung ausgezeichneter Männer aus Norddeutschland aufgenommen. Zu jeder andern Zeit würde Lessing vielleicht sein Sprüchlein: „Es kommt doch nischt dabei heraus“ gesprochen haben; jetzt denkt er an Eva und antwortet auf die ganz vage Erkundigung umgehend, man möge auf ihn rechnen. Nur mit einer Bühne, die nicht unmittelbare Hofbühne ist, will er nichts zu schaffen haben; „doch ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag das Theater betrifft, sondern daß etwas ganz anderes im Werke ist“. „Habe ich“, fährt er fort, „recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. Wenigstens sehe ich doch aus dieser Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie so gern los sein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen sollen.“ Ein paar Tage darauf ist seine erste Hitze verflogen, und er denkt ruhiger über den verschwommenen Plan, wieder alles in Evas Hand legend: „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgiltiger Ort, den ich, unter den allervortheil-

haftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen." Auch Frau König, die doch Österreich und Lessing kannte, läßt sich zunächst von den unverhofften Glücksstrahlen blenden; sie schwärmt von Lessings Geltung in Wien, überlegt schon den Betrieb der einen Fabrik mit einem tüchtigen Gehilfen und verführt durch dieses lebhafte Eingehen den sanguinischen Freund, nicht nur seine Bereitwilligkeit zu wiederholen, sondern auch ein bischen die Geschichte vom Milchtopf zu spielen, wenn sie sich ausrechnen, wie herrlich man mit zweitausend Thalern in Wien leben könne, während in Wolfenbüttel doch seines Bleibens nicht sei. Wirklich hörte Lessing auch von andrer Seite, die Gründung der kaiserlichen Akademie sei fertig, die Berufung mehrerer Mitglieder bereits ergangen. Anlaß genug, sich eine gemeinsame Reise oder ein Zusammentreffen in Wien auszumalen und schon an die Übertragung des hamburgischen Waarenlagers zu denken. Aber die Zeitungen waren voreilig gewesen; weder Sulzer noch Garve hatte einen Ruf, die verheißenen Briefe aus Wien wollten nicht kommen, und Lessing, der diese Dinge so gläubig und so discret behandelt hatte, wurde schon etwas stutzig darüber, daß von Klopstock nichts verlautete, aber der Erfurter Riedel, „ein sehr schlechter Mann", auf der gleichen Liste mit ihm und den Andern stand: „daß mir also bange ist, die guten Wiener werden nicht immer die beste Wahl treffen". Nun trat die schneller enttäuschte Eva mit ihren klugen Bedenken hervor: sie sah in der noch schwebenden Berufung Riedels die Hand Sonnenfels', sie durchschaute die Furcht des unwahren und eitlen Mannes vor Lessings Überlegenheit, sie betonte ferner die Langsamkeit der österreichischen Entschlüsse und den Widerstand der „Frau Mutter" gegen die Reformgelüste Josephs. Nach einiger Zeit war man von Berlin aus so naiv, Lessing eine Wiener Reise auf gut Glück zu empfehlen: der Kaiser werde die Kosten bestreiten,

und er könne ja während eines solchen Besuches Verschiedenes einrichten helfen und seine Bedingungen stellen. Darauf antwortete er „fast empfindlich“, besonders weil sein Verhältnis zum Braunschweiger Hof strenge Vorsicht erheischte, ließ aber, obgleich die große Akademie als ein rechtes Windei im Sande lag, doch die Hoffnung auf Wien nicht ganz sinken und bat, immer mehr an Eva als an sich denkend, die Freundin, auch seine Angelegenheit an Ort und Stelle zu verfolgen. Ein Brief an den Staatsrath und Dichterling v. Gebler, dem Lessing zur selben Zeit für zwei schlechte Komödien eine „Emilia Galotti“ sandte, sollte ihr diese mündlichen Erkundigungen erleichtern.

Die Verhandlungen des Wiener Staatsrathes liefern nur ein winziges, weder Klopstocks hochfliegenden Plänen noch Lessings schwankenden Erwartungen im geringsten angepaßtes Ergebnis: im August 1770 legte der Minister Graf Pergen den für habsburgisches Herkommen revolutionären Entwurf einer Studienreform vor, wonach mit Ausschluß der geistlichen Lehrer der Unterricht fast nur in deutscher Sprache nach einem neuen Lehrplan und neuen Lehrbüchern ertheilt, durch ein Lehrerseminar gefördert und von einem Studienrath überwacht werden sollte. Nachdem die Kaiserin einige von Pergens Anregungen gebilligt hatte, wurde im Juli 1771 auf Antrag des Ministers, den van Swieten warm unterstützte, die Einsetzung der Oberschulbehörde beschlossen und neben österreichischen Kräften sogar eine Anzahl Norddeutscher in Vorschlag gebracht, so Ramler, Weiße, Sulzer, Semler, Ernesti, als jüngerer Ersatzmann auch Riedel. Am 8. November 1771 sprach Maria Theresia ihre Zustimmung aus; nur auf die Entfernung der Ordensgeistlichen aus den Staatsschulen konnte die strengkirchliche Monarchin nicht eingehn, und die Folge dieses ihres Widerspruchs war, daß Pergens ganzer Entwurf von seinen Collegen im Staatsrath verläugnet wurde. Der Hofsecretär, der mit den genannten Männern „draußen“ die Verhandlungen zu führen hatte, trug im Juli 1772 seinen Bericht über die Zusammensetzung des Studienrathes vor, und man sprach sich unter dem maßgebenden Beifall Josephs II. gegen die Berufung von Protestanten aus. Wenn Lessing gleich nach dem erwähnten, scheinbar so günstigen Bescheid der Kaiserin in die Combination gezogen wurde, so wirkten persönliche Wünsche von Männern

wie Swieten, dessen zurückhaltenderer Vater jüngst gestorben war, kein officieller Anlaß; es handelte sich um lustige Erweiterungen des Schul- und Kunstplanes, nicht um das Idealgebilde Klopstocks und seiner Genossen. Und die Ausgeburt dieses ganzen hin und her summenden Bemühens war endlich ein gegen die protestantische Bildung Norddeutschlands gerichteter Beschluß des unklar in Toleranz und Volksbeglückung schwelgenden Fürsten und das Erscheinen des jämmerlichen Riedel auf dem Wiener Schauplatz.

Nirgends war der Boden für Lessing schlechter bestellt als in der Donaustadt, die, bis zur Zeit Grillparzers noch unfähig, einen den mittel- und norddeutschen Schriftstellern ebenbürtigen Dichter zu erzeugen, sich mit dem Schatz ihres musikalischen Ruhmes begnügte. Im geistigen Leben seit Jahrhunderten zurückgeblieben, hatte man in den jüngsten Decennien langsam begonnen, das Versäumte einzuholen, und ging wie ein unreifer Schüler mühselig dem raschen Fortschritt der deutschen Entwicklung nach. So ergriff man, was im Norden schon veraltete, und kämpfte für und wider anderswo lang erledigte Dinge. Gellert galt noch für einen führenden Mann, als das Geschlecht Klopstocks, Lessings, Wielands über die sächsische Herrlichkeit zur Tagesordnung überging; dann wurde Wieland nachgeäfft und behielt am längsten in Österreich den Ruf des ersten Dichters und Kritikers; abgethane lyrische Moden beherrschten die elenden Musenalmanache der unsäglich talentlosen josephinischen Poeterei, die in den „Xenien“ als schrecklichster der Schrecken erscheint; über Goethe und Schiller vergessene Dichter der sogenannten goldenen Zeit, wie Uz, fanden in Wien noch im neunzehnten Jahrhundert eine Prachtausgabe; ja, der Edle v. Retzer, Censor und Versifex, hatte so wenig Gefühl für das Lächerliche, daß er in Weimar-Jena mit einer Ode auf den alten Gleim hausiren ging und als „ein klägliches Subject“ im Briefwechsel der Classiker verewigt wurde. Das lehrreichste Beispiel aber für den niederen Stand der österreichischen Belletristik, ein wahres Urbild selbstgefälliger Dummheit ist Retzers Busenfreund Cornelius v. Ayrenhoff, der durch einen ironischen Zufall fast als einziger von den zeitgenössischen Poeten den Beifall Friedrichs des Großen gefunden und überall mit erstaunlichem Geschick das Verkehrte getroffen hat. Seine ganz moderige oder eigenthümlich alberne Theorie verlangt

von einer durch die drei Einheiten geregelten Tragödie die Mäßigung der Leidenschaften und empfiehlt der Bühnenrhetorik den Alexandriner, weil dieser gerad im Deutschen „numeröser" sei als der klappernde, undramatische Blankvers. Lessing studirt den Aristoteles, Ayrenhoff übersetzt Boileaus Dichtkunst. Lessing erhebt den Shakespeare, Ayrenhoff schimpft wüthend auf dies „lächerliche Ungeheuer" und kann Lessings Vorliebe für den Briten so wenig verzeihen wie seinen Kampf gegen die Franzosen. Ohne eine Spur von Selbsterkenntnis setzt er Lessing 1772 durch die Widmung eines „herzlich mittelmäßigen" Trauerspiels im Geschmack der Gottschedischen Schule in Verlegenheit und muthet dem klugen Wieland das Protectorat über seine dramaturgischen Thorheiten zu. Er zeigt Lessing durch eine „Virginia", Shakespeare durch eine „Kleopatra" das Bessermachen und ringt wohlgemuth mit Voltaire und Molière. Er haßt die Genies, entsetzt sich über den unflätigen „Götz" und den schamlosen „Fiesko" und findet Schiller gerad im Drama am schwächsten. Zu der Zeit, wo die deutsche Sprache in Poesie und Prosa ihre Höhen erstieg, beklagte Ayrenhoff ihr Verderben, und machte auch, mit einer Wunderlichkeit König Friedrichs wetteifernd, kostbare Besserungsvorschläge zur Euphonie, indem er dem Sch und H den Krieg erklärte und „Suster", „Immel" einführen wollte. Zugleich mit Goethe strich Ayrenhoff durch Italien: er schrieb öde nationalökonomische Betrachtungen nieder, ging stumpfsinnig an den Kunstwerken vorbei und bedauerte die Aufbewahrung unnützer alter Manuscripte in den Bibliotheken von Florenz und Rom. Als in Wien endlich Schreyvogel seine große reformatorische Thätigkeit begann, jammerten Ayrenhoff und Consorten über den Ruin des Burgtheaters. Und wie hätte der Feind eines Mannes, der „Minna von Barnhelm" und „Nathan" als Gipfel, „Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie" als kanonisch verehrte, der Parteigänger der Alexandrinertragödie in Theorie und Praxis, der hölzerne militärische Dilettant sich früher mit einem Lessing in maßgebender Wiener Stellung befreunden, wie hätte Lessing die Halbheit, den Schlendrian, den Dünkel dieses wienerischen Bildungsstandes ertragen können? Wäre anderseits seine theologische Minirarbeit in Österreich trotz Toleranzedicten und Protestantenpatenten irgend denkbar? Oder würde Josephs unduldsame Duldung und überstürzte Ausgleichung diesem

kritischen Geist, der einmal mit verblüffendem Gerechtigkeitsdrang den unterdrückten Jesuiten das Wort redet, als die ersehnte Morgenröthe einer edlen Freiheit und Einheit erschienen sein? Lessing scherzt einmal gegen Eva, er erwarte seine neue kirchengeschichtliche Gabe auf dem Wiener **Index librorum prohibitorum** zu finden; wirklich waren seit zwanzig Jahren seine „Schriften" wegen einiger Epigramme, des „Eremiten" und der „Religion" im Bereich der von Vater Swieten engherzig ausgeübten österreichischen Censur verpönt. Und als die Aufklärung immer lauter auch an die verriegelten Thore der süddeutschen Bildungsanstalten pochte, ja selbst habsburg-lothringische Prinzen in ihre Kreise zog, da, im April 1774, verurtheilte Maria Theresia diese ganze Aufklärung in Bausch und Bogen: die sogenannten Gelehrten, Philosophen und starken Geister seien elende Egoisten, denen fast ausnahmslos ein schlimmes Ende in Verzweiflung, Wahnsinn, Selbstmord als Lohn winke. Nein, Wien hatte damals keinen Raum für Lessing.

Evas Berichte über ihren Verkehr in Litteratenkreisen klangen ebenfalls nicht sonderlich berückend. Da war der Theatercensor Herr v. Sonnenfels, der, einer aus Preußen eingewanderten getauften und geadelten Judenfamilie entsprossen, seine zähe Kraft nie ohne selbstische Motive zur Hebung des geistigen und geselligen Lebens in Österreich angestrengt hatte. „Der Mann ohne Vorurtheil", ein geschickter und muthiger Journalist, packte die Wiener beim Ehrgeiz, forderte sie zu Vergleichen zwischen sich und anderen Völkern auf und wagte sich auch an Adel und Clerus heran, sowie er seine Stimme erfolgreich für die Milderung der Criminaljustiz erhob. Er verstand die für Österreich mehr oder weniger neue Verwerthung zeitgemäßer Reformen und Unternehmungen, die anderswo lang ins Werk gesetzt waren, und gewann durch sein theils idealistisch vordringendes, theils streberhaftes Wuchern mit entlehnten guten Gedanken den Ruf eines großen, freisinnigen und werkthätigen Mannes, aber auch eines eingebildeten und anmaßenden Machthabers. Auf dem Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften scheint er Gottsched viel näher verwandt als Lessingen, nur daß er den sächsischen Gesetzgeber an Beweglichkeit und journalistischem Talent überholte. Sein Kampf gegen das Extemporiren war die Fortsetzung der Gottschedischen Fehde gegen die Burleske und die

Haupt- und Staatsaction, und der Sieg über das verlotterte Stegreifspiel kam den Anfängen des Burgtheaters zu Gute. Originell aber und schöpferisch zeigte die Dramaturgie des Herrn v. Sonnenfels sich nie und nirgend, wie seine „Briefe über die Wienerische Schaubühne" (1768) neben Lessings hamburgischem Werk, dessen Anregungen offen vorlagen, beweisen. Seine Kritik ist die Gottsched-Weißische, nicht die Lessingsche: „eine aufklärende Kritik, welche dem Schriftsteller, dem Schauspieler, dem Zuhörer gleich nützlich ist: vielleicht nicht jene strenge unerbittliche, welche nie die Stirne aufheitert, um einem jungen Genie zuzulächeln und seine furchtsamen Schritte mit Liebe zu leiten". Lessing hatte die Nothwendigkeit einer tüchtigen Theaterkritik eben durch die That bewiesen; Sonnenfels hält gleichwohl eine seichte Rede, worin er sich einem lindernden Arzt, keinem strengen Operateur vergleicht und dem angehenden Talent recht gönnerhafte Ermunterung verspricht. Er drückt sich sacht um die Beurtheilung großer Originale und sprengt, hier ganz der Nachzügler Gottscheds, gegen Plautus und Goldoni, Opera buffa und Hanswurst, aber auch gegen den armen Gottsched selbst vor, um „mit männlicher Standhaftigkeit" die Siegesfanfare zu blasen: der Pöbel zischt mich aus, doch ich klatsche mir Beifall. Am ausführlichsten verbreiten sich diese so gedankenlosen wie selbstwichtigen Briefe über Noverre und seine Ballets! Lessing wird mehrfach sowohl im Einzelnen als in der allgemeinen Theorie geplündert, gelegentlich etwas spitz erwähnt, öfters laut, doch in einem verdächtigen Ton gelobt, denn bescheidene Verehrung des Größeren ist Sonnenfels' Sache gar nicht. Aber „an den Herrn geheimden Rath Klotz", seinen lieben Freund, hat er das letzte Stück dieser Zeitschrift gerichtet, die in bekannter lauer Weise den Mittelweg zwischen französischer politesse und englischer ruggedness empfiehlt. Immerhin erwarb sich Sonnenfels das Verdienst, Stücke wie „Minna von Barnhelm" ungleich verständiger, als bisher ein Wiener Criticus geschrieben hatte, dem Publicum Österreichs durch Analysen mundgerecht zu machen. Doch schon bei der Hamburgischen Dramaturgie wurde bemerkt, daß Lessing den blinden Eifer gegen die volksthümliche Posse durchaus mißbilligte; wieder ein entscheidender Punkt, worin Sonnenfels mit Gottsched übereintrifft, zugleich die größte Schwäche dieser vermeinten Theaterreform. Denn man sage, was

man wolle, über den bodenlosen Verfall der populären Schaubühne mit ihrer Roheit und Unzucht, Bildungs- und Formlosigkeit — im Grunde war Hanswurst doch die talentvollste, ja die einzig lebenskräftige Erscheinung der ganzen österreichischen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts und die wienerische Volksposse ein köstlicher Besitz, der nach veredelnder Pflege, nicht nach pedantischer Ausrottung verlangte. Hier grünte eine lustige Sommerwiese, wo das Volk, freilich mit einigem Pöbel untermischt, sich wie nirgends des Lebens freute, sang und walzte und auch sein gutes Herz bewährte, und der größte Naturpoet des modernen Dramas, Ferdinand Raimund, sollte diesen Garten, der den Sonnenfels ein Greuel war, im schönsten märchenhaften Zauberlicht erstrahlen lassen, den Hanswurst zum Valentin verklären. Gottsched verstand das Genie im „Doctor Faust" nicht; Sonnenfels übersah das Genie des Wiener Dramas, dem ja auch dieser „Faust" angehört. Man muß zugeben, daß es nicht leicht war, einer Gattung gerecht zu werden, die vorzugsweise den niederen Trieben des Wieners huldigte und deren Vertreter mit wenigen Ausnahmen eine patriotische Unbildung so behaglich zur Schau trugen, daß ein Schikaneder erklärte, für Lessings sämmtliche Werke nicht den ersten Act seines „Tirolerwastels" hergeben zu wollen. Aber die Bildungsfähigkeit der Localdichter mag ein anderes eben so naives Zeugnis beleuchten: Perinet benutzt in seiner drolligen Hamletparodie (1807) die Kirchhofscene zu einer ernst gemeinten Verherrlichung Lessings, den er statt des armen Yorik also anruft: „Du, den die Welt noch immer mit Achtung nennt, o du warst Lessing!"

Lessing hatte weder zur Reinigung noch zum Reiniger der Wiener Schaubühne ein rechtes Vertrauen, und Evas Mittheilungen über abgestandene Bernardonaden oder neue Logenstücke, über Sonnenfels und die österreichischen Kunstdramatiker bestärkten seine vorgefaßte Meinung. Beide, Lessing und Eva witterten in Sonnenfels' Betheurungen, er sei Lessings guter Freund und Gönner, eine hohle Phrasenhaftigkeit, waren doch die engen, auf Cliquenlob gerichteten Beziehungen des Wiener Großsprechers zu Klotz, Riedel, Schmid bekannt. „Wer sich an solche elende Leute hängen kann, der muß um ein bischen Lob sehr verlegen sein. Es kann ihm gar nicht schaden, wenn man ihn in Wien ein wenig demüthigt." Im

December 1772 stieß Lessing in Klotzens eben erschienener Correspondenz auf die Sonnenfelsischen Briefe: sie mußten ihn nicht nur durch die von dem Ehepaar gemeinsam betriebene Selbstberäucherung anwidern, sondern auch durch feige Worte über die antiquarischen Händel, vor allem aber durch jene Unverschämtheit empören: Klotz habe einen doppelten Ruhm zu verlieren, Lessing vielleicht nicht den Ruf eines guten Mannes. Nun beschloß Lessing eine Züchtigung des Ränkeschmiedes, wie die höhnischen Zeilen an Eva melden: „Sie kommen doch noch von Zeit zu Zeit zu dem Herrn von Sonnenfels? Sagen Sie ihm doch, daß seine Correspondenz mit Klotz gedruckt worden; und daß i ch es ihm melden ließe, wenn er es nicht bereits genau wüßte. Vielleicht versteht er, was ich damit sagen will. Sie können noch hinzufügen, wenn Sie wollen: daß ich mir über eine gewisse Stelle eine öffentliche Erläuterung mit nächstem von ihm ausbitten würde. Doch warum will ich Ihnen diesen Auftrag machen? Der falsche und niederträchtige Mann könnte leicht Ihnen selbst darüber feind werden. Besser, daß ich mit nächstem selbst an ihn schreibe.“ Allein diesen für Sonnenfels so gefährlichen Zwist offen auszutragen, hinderte ihn die ritterliche Rücksicht auf schlimme Angriffe, die nach Evas weiteren Berichten eben damals hageldicht auf den Anmaßenden niederfielen und denen nun durch die in Wien aus Scandalsucht eifrig begehrten Klotzischen Briefe neue Wucht und Schärfe zutheil ward. „Ohne Zweifel“, schreibt Lessing der Freundin, „haben Sie diese Briefe nun auch selbst gelesen; und Sie werden die Stellen hoffentlich nicht so ganz gleichgiltig überhüpft haben, worin der eitle Narr meiner gedenkt. Ich bin besonders über eine nicht wenig aufgebracht gewesen; nämlich über die, wo er sagt, daß ich den Ruhm eines guten Mannes weniger habe als Klotz, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß ihm, ich weiß nicht, was für Schandflecke meines moralischen Charakters bekannt wären. Ich war eben im Begriff, einen sehr empfindlichen Brief deshalb an ihn zu schreiben, ja gar diesen Brief drucken zu lassen, als ich den Ihrigen erhielt. Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht, ohne es zu wollen. Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede.“ In dieser vornehmen Gesinnung wurde die Strafe aufgeschoben und bald aufgehoben. Sonnenfels, den eben damals, wiederum gleich Gottsched, ein Komödiant carikirte,

kam mit der Angst eines schlechten Gewissens davon: seine Schwägerinnen liefen zu Frau König, um Nachrichten über Lessings Kriegspläne einzuholen. Unschuldiger war das Verhalten des Herrn v. Gebler, eines talentlosen Nachzüglers der sächsischen Komödie, der die derben Schwänke durch sogenannte Comtessenstücke zu ersetzen suchte und in Evas Augen zwar als rechtschaffener, auch im Staatsrath für ihre Interessen thätiger Mann, doch nicht als eitler Dramenschreiber Gnade fand. Er nennt sie selbst „nicht mehr jung, aber angenehm, und voller Vernunft" und will ihre Heirat vorausgesehn haben. Ein schwacher Charakter, liebäugelte er wie mit Freund Nicolai sogar ein bischen mit dem bald geistig zerrütteten Riedel, der ihn dann seine Bewunderung Lessings auf gut Klotzisch durch Journalgestänk entgelten ließ. Gebler geriet nach der indiscreten Veröffentlichung der Sonnenfelsischen Briefe in solche Angst, daß er Lessing mit der einen Hand „elende" Stücke überreichte, mit der andern aber seine paar Episteln wieder abverlangte. Die unwillkommenen Gaben beantwortete Lessing mit ausweichenden Allgemeinheiten, da ihm Wielands seltenes Talent, auch Schriftstellern wie Gebler Sträuße zu winden und einer Ablehnung den Schein des Lobes zu leihen, nicht zu Gebote stand. Die Forderung der Briefe hätte er am liebsten durch einen ausdrücklichen Abbruch des nur um Evas willen matt im Gang erhaltenen Verkehrs erwidert. Wenige Litteraten durften damals von sich sagen, was Lessing bei dieser Gelegenheit seiner Braut zuruft: „Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte."

Lessing hatte sich während der Hoffnungen auf Wien daran gewöhnt, Wolfenbüttel nur noch als leidige Übergangsstation anzusehn. Seine Unruhe und sein Überdruß wuchsen von Tag zu Tag. Obwohl er die Wiener Sache für unausführbar hielt, „so lange als zwei gewisse Augen", die der Kaiserin, „noch offen sind", that er alles, um jeden Augenblick der Rotunde den Rücken kehren zu können. Nur zu diesem Zweck wurde die Umstellung der Büchermassen begonnen. Und eben deshalb plagte er sich mit der raschen Förderung der „Beiträge", die ein Zeugnis bibliothekarischer Emsigkeit und Gelehrsamkeit ablegen sollten. Aber er wollte gehn oder

bleiben, wenn nur die Hoffnung seines Lebens, die Vereinigung mit Eva, erfüllt würde. Während Beide so ohne greifbare Aussicht die Vortheile ihrer Städte abwogen und heute gelassener, morgen leidenschaftlicher ihre Sorgen austauschten, fühlte sich Lessing immer mehr gedrängt, den trägen Lauf der Dinge zu einer gewaltsamen Entscheidung zu treiben. Wie lange noch sollte die geliebte Frau in der Fremde schmachten, wie lange noch er selbst sein alterndes und kränkelndes Dasein in verbitterter Einsamkeit hinschleppen? Verzweifelte Stunden brachen über ihn herein, wo er, den Kopf voll Grillen und das Herz voll Galle, der Geduld fluchte und so herb auflachte: „Es ist doch ein hundsföttisches Leben!“ Der mühselig bewahrte Rest seiner Fassung schwand dahin, und in den Briefen an Eva folgten dem elegischen Dank für ihre aufheiternden Blätter Ausbrüche einer wilden Weltverachtung: „Mir ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei, das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Eindruck auf meine Seele und auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens: und ich möchte dieses Compliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle?“ Oder nach einem solchen hypochondrischen Anfall, wenn er die heilsamste Cur, den Umgang mit guten frohen Leuten, genossen hatte: „Das Einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort.“ Dann entflieht er seinem Gefängnis und ist auf Zachariäs nicht standesgemäßer, aber um so lustigerer

Hochzeit mit der angejahrten Tochter des Weghaus-Wirthes so ausgelassen und ausdauernd wie nur einer, um durch solche Rückschläge ein bischen Athem für die Lasten des Tages zu gewinnen.

Der Gedanke, seinen lang verzögerten Urlaub nach Italien zu fordern und Eva in Wien zu besuchen, vielleicht auch durch sein persönliches Erscheinen alle Schwierigkeiten und Vorurtheile in Österreich zu überwinden, schießt ihm durch den Kopf. Er setzt sich zu Anfang des Jahres 1773 noch sechs Monate Frist und trotzt darauf, daß er sein Leben lang nie von einem Plan abgewichen sei. Er bemüht sich zugleich um den Braunschweiger Hof und thut auf der Neujahrscour mit den Andern „was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht, und das Maul bewegt." Schon nach einigen Wochen schien seine Lage durch die Gunst des Erbprinzen eine überraschend glückliche Wendung zu nehmen: Lessing wurde nach dem Tode des herzoglichen Hausarchivars Hofrath Lichtenstein in die Residenz beschieden und auf die artigste Weise befragt, ob er geneigt sei, zu seinem Wolfenbüttler Posten auch die leichten Pflichten und die damit verbundenen Einkünfte der eben erledigten Historiographenstelle zu übernehmen. So könne man ihn möglichst günstig fixiren, wenn er nur das Herumschwärmen in der Welt vergessen, in braunschweigischen Diensten bleiben und jetzt den Fuß fest in den Bügel setzen wolle. Leider mußte der Erbprinz unmittelbar nach diesem verheißungsvollen und aufrichtigen Gespräch verreisen, so daß Lessing bald von einer nervösen Unruhe ergriffen und durch den Aufschub von Woche zu Woche jeder kaltblütigen Überlegung beraubt wurde. Alles verzerrte sich ihm, der doch mehrmals seine volle Freiheit in Wolfenbüttel preisen muß; man thue nur schön, man schmiere ihm das Maul, man antworte absichtlich nicht, er wolle ohne Genugthuung keinen Fuß mehr nach Braunschweig setzen und lieber betteln gehn als so mit sich handeln lassen, ja, der Erbprinz werde nach seinem Regierungsantritt lieber heut als morgen die Bibliothek sammt dem Bibliothekar verkaufen. So wühlte er sich in blinde Wuth gegen einen Fürsten hinein, dessen Verbrechen bloß darin bestand, daß er zu früh gesprochen und nun weder die freie Hand noch die Offenheit hatte, um Lessings fieberhafte Ungeduld durch ein Ja oder Nein zu befriedigen. Lessing

selbst kannte den Erbprinzen als einen Mann von Wort und war in freieren Stunden unbefangen genug, sich die Frage vorzulegen, warum man ihn denn zum Besten haben und mit leeren Hoffnungen hinhalten sollte? Wohl war es ein langes Martyrium, dieser aufreibende Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung. Die stolze Verschlossenheit des bloß mit der Finanzreform beschäftigten Erbprinzen gab keine entschuldigende Aufklärung; aus den Wochen wurden Monate, aus den Monaten Jahre. Nur Eva konnte den Freund, als der trügerische Antrag sich zum ersten Mal jährte, von einem schroffen Brief an den Verhaßten zurückhalten und durch ihr begütigendes Eingreifen einer unvermeidlichen Katastrophe vorbeugen. Lessing aber, der ihr die Unterlassung übereilter, die letzte Hoffnung zerstörender Schritte dankte und nach dem Ableben des saumseligen Ministers Schrader vergeblich etwas aufgeathmet hatte, schloß sich in Wolfenbüttel ein, um nur den Weg des schuldlosen Erbprinzen nicht in Braunschweig drüben zu kreuzen. In seinem Kreis folgte eine Heirat der andern, nur ihm blieb die späte Hochzeit noch immer versagt. So trostlos war seine Stimmung, daß er 1774 die Freundin durch ein fast dreivierteljähriges Schweigen ängstigte. Er schien mit stumpfer Entsagung abzusterben, und seine spärlichen Briefe an alte Freunde wurden immer sarkastischer, müder, trübsinniger, so daß der treue Moses voll Besorgnis nur hoffen konnte, Zeit, Umstände und eigene Vernunft möchten das Aufbrausen dieser geistreichen, bitteren Laune niederschlagen. Anstatt ewig die alte Leier zu spielen, will er durch ein Rundschreiben allen Bekannten seinen Tod melden, denn das Leben sei ihm noch nie so zum Ekel gewesen. An Gleim schreibt er: „Besser ist unter noch so bösen Menschen leben, als fern von allen Menschen. Besser ist, sich vom Sturme in den ersten besten Hafen werfen lassen, als in einer Meerstille mitten auf der See verschmachten"; an den Bruder Karl: „Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein"; an Ramler: „Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde allem Ansehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern." In dieser tragischen Zeit mußte Lessing, dem Wahnsinn nah, auch noch von einem infamen, durch viele Hände gelaufenen Brief erfahren, worin ein gemeiner Mensch gegen Frau König wühlte und ausstreute, Lessing sei wegen ihrer üblen Vermögensumstände von

seiner eingeleiteten Bewerbung zurückgetreten. Hätte Frau Eva derlei Schurkereien nicht in den düstern Gesichtskreis ihres verzweifelnden Freundes tragen sollen, so versäumte sie doch nichts, um, wie Goethe von seiner weimarischen Besänftigerin bekennt, dem heißen Blut Mäßigung zu tropfen, sein jähes Urtheil zu zügeln und hin und her zu schauen, ob nicht irgendwo ein Strahl der Rettung blinke. Ihr Utrechter Bruder erhielt im Frühjahr 1774 einen Ruf an die Heidelberger Universität, deren Hebung der Kurfürst ohne Ansehen der Confession betrieb; sogleich überlegt Eva Mittel und Wege für Lessing, und er, der Feind des „Professorirens", sagt auf ihre Erkundigung, ob er Lust zu einer Professur in Heidelberg habe, nicht Nein. Lessing war auf dem Standpunkte des Überdrusses angelangt, wo man jede Änderung begierig ergreift; nur schreiben und sich anbieten mochte er nicht — lieber sterben; sonst sei der Einfall sehr gut: „Und ich habe nicht darüber gelacht, meine Liebe. Ich würde mich im Ernst darüber haben freuen können; wenn ich nicht verschworen hätte, mich jemals wieder auf Hoffnung zu freuen. Wissen Sie indeß unter der Hand etwas dabei zu thun: so haben Sie alle Vollmacht; und ich bitte Sie recht sehr darum, mir es wenigstens zu schreiben, was Sie mehr von der Sache hören sollten". Auch diese Seifenblase zersprang, und in Braunschweig stand 1772, 73, 74, 75 seine Lebens- und Herzensfrage auf dem alten Fleck.

Eva, deren Geschäfte nach ununterbrochenem dreijährigem Bemühen durch den Verkauf der Seidenfabrik und das großmüthige Geschenk eines Oheims an ihre Kinder sich entschieden gebessert hatten, wurde im Frühjahr 1775 von einer frohen Botschaft Lessings überrascht. Er stellte seinen Besuch in nahe Aussicht, und sie antwortete sogleich zartfühlend mit dem Vorschlag einer gemeinsamen Rückfahrt über Kamenz. Im Februar brach er auf, ohne dem guten Herzog die erst unterwegs erweiterten Zwecke der Reise zu enthüllen; „Laß Er sich nicht versuchen!" rief ihm der Alte, wie Lessing seinen Herrn wohl gemüthlich nennt, nach. Er weilte einige Zeit in Leipzig, das er nach bösen Winterstrapazen in der umschmeißenden oder stecken bleibenden Kutsche erreichte, sprach bei Freunden und flüchtig im Theater vor und ging dann nach Berlin, wo der österreichische Gesandte van Swieten den berühmten Reisenden alsbald zu sich bitten ließ, um seine Eroberung für Wien mit aller Macht zu fördern.

Empfehlungsbriefe an den Minister Kaunitz und den ersten Cabinetsecretär des Kaisers sollten ihm die Sondirung des Bodens erleichtern; er sei ohne Bewerb der annehmbarsten Vorschläge sicher. Mitte März in Dresden eingetroffen, ließ sich Lessing diese Lockungen noch länger durch den Kopf gehen, bevor er mit voller Offenheit seinem vertrauten Freunde v. Kuntzsch all das mittheilte und, auch auf Berliner und Dresdener Angebote hinweisend, die Unerträglichkeit der „so hundsvöttschen Lage" betonte: „In Wolfenbüttel mußte ich schlechterdings im Schlamme ersticken, und keinem Menschen ist eigentlich daran gelegen, ob ich länger dableibe oder nicht." Diese Worte aber straft er selbst sogleich Lügen, denn wenn auch gegen eine andre Durchlaucht, den Erbprinzen, nicht viel Federlesens gemacht werden soll, weil deren Vermuthungen gleichgiltig seien, so ist ihm doch die Meinung des regierenden Herzogs zu werthvoll, als daß er durch vorschnelle Entfaltung seiner Zukunftspläne schon bei einer jedenfalls unvermeidlichen letzten Einkehr in Wolfenbüttel fahnenflüchtig erscheinen möchte. Auch war ihm unterwegs beim Prinzen Friedrich in Berlin die Huld der Braunschweiger wieder nahe getreten. Karl ahnte etwas von den Heiratsgedanken seines Bibliothekars; daher schließt Lessing dem Brief an Kuntzsch ein neues Urlaubsgesuch an den Herzog bei, des Inhalts: die Verwicklung seiner Angelegenheit habe ihn von Berlin nach Dresden gezogen, da jedoch eine aus Wien erwartete Person nicht unter zwei Monaten hier eintreffen könne, so sei er gezwungen, selbst nach Wien zu eilen. „Sie sehen hieraus, liebster Freund, daß ich den Herzog lieber auf die gewisse Person in Wien will rathen lassen, mit welcher er mich schon selbst einmal vexiret hat. Allenfalls helfen Sie ihn darauf, und thun Ihr Bestes, daß er mir vors erste keine andere Absichten supponiret." Der alte Herr macht dabei die beste Figur.

Gleich nach diesem Brief (beendet am 25. März) ging es mit dem vorweggenommenen Urlaub rasch nach Prag, und von Sehnsucht getrieben, erreichte er Wien noch vor der verabredeten Zeit, am 31. März. Ein paar rasche Worte der Anmeldung; dann feierte das vielgeprüfte Paar, aufathmend und neue Hoffnung schöpfend, ein bewegtes Wiedersehn. Nach langen Leiden und Kämpfen genoß Eva die „einzigen vergnügten Tage" in Wien, und die An-

lässe, die ihren Freund dem vertraulichen Zwiegespräch entführten, waren zu ehrenvoll, als daß nicht auch die kleinen Trennungen zu den Freuden dieser Wochen hätten zählen sollen. Gebler, der als werkthätiger Helfer Evas sogleich den persönlichen Dank Lessings empfing und die gewinnendste österreichische Zuvorkommenheit entfaltete, schrieb begeistert nach Berlin (15. Juli): „Ich nehme es inzwischen für ein gutes Zeichen an, daß wir diesen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten, wie selten sind sie! bald wieder auf der Rückreise hier sehen werden. Das Gerücht läuft dermalen, daß er an Hagedorns Stelle nach Dreßden komme, und die Reißkische Wittwe heyrathe. Was an einem und andern ist, kann ich nicht sagen: das aber weiß ich, daß, wenn unsere Akademie der Wissenschaften zu Stande kömmt, und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine so große Zierde zu verschaffen, ich es gewiß nicht unterlassen werde. Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinction aufgenommen worden, als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund; und dies, von unsern Souverains angefangen bis auf das allgemeine Publicum herab.“ Der einzige Sonnenfels, unbeachtet und ausgestochen, grollte über diese Fülle der Ehren. Die Zeitungen meldeten die Ankunft des berühmten Mannes als ein Ereignis; Adel, Schriftsteller und Theaterwelt umgaben Lessing mit Aufmerksamkeiten, die immer gefallen, auch wenn sie nur ein helles Strohfeuer sind; selbst Maria Theresia und Joseph II. betheiligten sich alsbald durch eine huldvolle Audienz an der „allerbesten Aufnahme“ und krönten so die geflissentlichen Vorbereitungen ihres Berliner Gesandten. Ob die Kaiserin im Gespräch mit Lessing wohl an den vierschrötigen Gottsched dachte, der einst, von Hoffnungen auf eine Dictatorrolle in Wien gebläht, mit seiner Gattin das Schönbrunner Schloß betreten hatte? Nun lernte sie einen weltläufigen Dichter und Gelehrten kennen und vergaß auf ein Weilchen ihren Schauder vor dem entsetzlichen Deismus. Auch der katholische Klerus bekreuzigte sich nicht vor diesem kritischen Protestanten, sondern Lessings Besuch weckte schon bei der bloßen Ansage im Stift Klosterneuburg, berühmt durch seinen Wein und seine Kunstschätze, eine frohe Bewegung: man empfing ihn mit „vorzüglichem Wohlwollen“ und fühlte sich geehrt durch seine anerkennende Beurtheilung einiger Handschriften der Stiftsbibliothek, unter denen besonders eine „altdeutsche

Messiade“, Bruder Philipps Marienleben, das Interesse des Wolfenbüttler Forschers weckte. Sowohl hier, wo ein Schauspieler sein profaner Geleitsmann war, als in Preßburg wird in der herrlichen Donaulandschaft der österreichische und ungarische Trank nicht gespart worden sein: die Sage meldet sogar von einer übermüthigen Improvisation Lessings, des alten Anakreontikers. Gewiß hat er auch seine Leipziger Schöne, die Lorenz-Huberin, wiedergesehn, denn der Huldigung der Mimen konnte Deutschlands größter Dramaturg und Dramatiker nicht entfliehen, zumal da Graf Rosenberg, der Intendant, sich von den Wogen der Wiener Begeisterung willig tragen ließ. Derselbe Cavalier, der später die Zumuthung, ein Lessingdenkmal zu fördern, mit der kühlen Frage „Was geht uns Lessing an?“ abfertigte, setzte zu Ehren dieses Besuches die „Minna“, die „Emilia“, den „Hausvater“ aufs Repertoire, und Lessing, der übrigens den Wiener Stil französisch manierirt fand, mußte, nachdem er zunächst Voltaires von ihm so zerzauste „Merope“ angeschaut hatte, trotz seinem bekannten Einspruch gegen die theatralische Verherrlichung der Dichter in Person nun selbst den unmittelbarsten Beifall und ein lautes „Vivat Lessing!“, ja sogar den eigentlichen, natürlich nicht befolgten, Hervorruf über sich ergehn lassen. Daß viele der guten Leute den Dolmetsch für den Verfasser des Père de famille hielten und manchen im Stillen der Liebes- und Ehrenhandel des Major Tellheim ein bischen fad vorkam, that dem Enthusiasmus keinen Abbruch, aber Frau König blieb stets der Überzeugung, eine Berufung Lessings sei in seinem eigensten Interesse nicht zu wünschen. Ob auch bei Hofe von einem so glänzenden Gewinn die Rede war, ob der Kaiser durch Lessings Erscheinen auch an Klopstock, der eben damals höchst unmanierlich dem badischen Hof entwich, erinnert wurde, darüber ist keine Nachricht auf uns gekommen. Ein unerwartetes Ereignis brachte den mit Eva heimwärts Strebenden nochmals in persönliche Beziehung zur kaiserlichen Familie. Kaum hatte er zehn Tage lang über dem erquickenden Verkehr mit seiner Braut und dem bunten Treiben der Hauptstadt das stille Wolfenbüttel, den Erbprinzen und alle Pein der letzten Jahre vergessen, als der junge Prinz Leopold in Wien eintraf. Es war noch unentschieden, ob er österreichische oder preußische Dienste nehmen sollte. Sein militärischer Gouverneur,

der Herr v. Warnstedt, ein ehrlicher Mann von trockenem Witz, Lessing wenig vertraut, begleitete ihn. Eine eilige Bildungsreise nach Italien sollte der militärischen Laufbahn vorausgehen, und Lessing, dem die Braunschweiger schon seit 1770 eine Romfahrt schuldeten, war in letzter Stunde und gewiß in der freundlichsten Absicht zum Gefährten und Cicerone ausersehn. Natürlich durfte er sich diesem von persönlicher Gunst dictirten Antrag nicht entziehen; statt des gemeinsamen Aufbruchs erschien für Eva ein schmerzlicher Abschiedstag. Vorher wurde Lessing von Maria Theresia in eine längere Unterhaltung über seine Wiener Eindrücke gezogen und besonders über den Zustand des Theaters, der Litteratur und der Gelehrsamkeit befragt. Aus den ausweichenden, allgemein gehaltenen Urtheilen las die Kaiserin mit klarem Blick die Ansicht heraus, „daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht vorwärts will", aber schwerlich konnte Lessing ihre weitere, sehr unbefangen und geradezu gebrachte Erkundigung nach der Schuld dieser Stockung befriedigend beantworten. Die hohe Frau lenkte das Gespräch auf ein weniger heikles Thema, redete von Italien, von Mailand und verhieß eine Empfehlung an den Statthalter der Lombardei, Graf Firmian, bei dem sich Lessing wirklich mit einem Handschreiben Maria Theresias einführen durfte.

Die italienische Reise wurde am 25. April 1775 angetreten. Am 7. Mai brach Frau König nach der Pfalz auf; sie hatte seit dem 28. März 1772 in Wien geweilt und, allein in der Bresche stehend, dem Ruin ihrer Familie getrotzt. In Heidelberg sorgte sie nun für den kranken Sohn und vergalt die treuherzige Güte des Bruders durch offene Mittheilungen über ihr geheimes Verhältnis zu Lessing, das noch immer nicht den ersehnten Hafen fand. Wiederum schärfte „unsere Angelegenheit, unser Wunsch" Evas suchenden Blick für etwaige gute Vacanzen in der Pfalz, doch auch dies Mal wollte sich nichts finden. Ihre Gedanken folgten der Fahrt des Freundes, und mit Grüßen der Liebe wanderten ihm auch kleine Neckereien zu über seine alte Schwärmerei für die Huberin, deren persönliche Bekanntschaft Eva in Wien gemacht hatte, und über das vorlaute Gerücht seiner Verheiratung mit der nur zu bereitwilligen Madame Reiske. Der August vereinte Mutter und Kinder nach vierthalbjähriger Trennung in Hamburg, und Eva konnte nun neben voll-

strömenden Nachrichten über die Wochenbetten, Geldnöthe, Erkrankungen, Thorheiten im alten Kreis auch hübsche kleine Züge von den Kindern mittheilen, besonders von Fritzchen: „Dies ist ein gar allerliebster Junge, fast glaube ich an die Alteweiber-Meinung: die Gevattern hätten Einfluß auf die Kinder. Wenigstens war keins meiner Kinder im siebenten Jahre so klug wie er.“ Die Entfernung und Eile der Reisenden brachten leider ihren Austausch ins Stocken, so daß außer den trocknen Notizen des Tagebuches nur wenige ohne Behagen und Lust am Schildern geschriebene Blätter von Lessing in Italien zeugen. Wann immer er im Lauf der Hamburger und Wolfenbüttler Jahre sich nach dem Lande Winckelmanns und der Antike gesehnt hatte, stets war ihm die volle persönliche Freiheit als Grundbedingung und Hauptreiz einer solchen Erholungsfahrt erschienen, während jetzt an der Seite des unreifen Prinzen und eines halbgebildeten Officiers diese Selbstbestimmung sehr eingeschränkt wurde. Aus Mailand, der ersten Station in den Propyläen Italiens, schrieb er seinem Bruder noch mit ungetrübter Zufriedenheit: „Dieser Vorgeschmack hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz erneuert: so sehr gefällt mir noch alles, was ich in dieser Gegend höre und sehe“. Aber schon in demselben Mailand verleideten officielle Besuche und Schmäuse — auch bei Erzherzog Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, ward er mit zur Tafel gezogen — den Genuß des Schauens, und „nur der Vortheil, den er vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, konnte ihm eine solche Lebensart erträglich machen.“ Er nennt die lang ersehnte, nun wider Willen unternommene Fahrt ein Opfer ohne Nutzen und Vergnügen. Seine Augen waren angegriffen, nicht von den Reizen der hübschen Italienerinnen, wie Eva scherzte, sondern durch die Anstrengungen der bibliothekarischen Arbeit, sein Blut stockte, das Wanderleben in der südlichen Sonnenhitze zehrte an seiner Gesundheit. Ihm fehlte auch der innere Friede, um all das Neue mit Muße und Hingebung zu verarbeiten, denn je weiter er sich von Eva entfernte, desto heftiger verlangte ihn nach dem erlösenden Abschluß dieser unerträglichen Halbheit seines Daseins. „Ich bin den Weg mehr mit Ihnen gefahren, als mit dem Prinzen“, meldet er aus Venedig, und eine seiner ersten Gondelfahrten war pietätvoll nach S. Cristoforo ge-

richtet, „um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch eine gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und desfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun.“ Und er dachte mehr an ein Grabdenkmal für Engelbert König als an die Monumente der Lagunenstadt. So unruhig trachtete sein Sinn nach Hause, daß die viel größere Ausdehnung der ursprünglich nur bis an die Adria bemessenen Reise, weit entfernt seine Neugier zu beflügeln, den zerstreuten Wanderer lähmte und ihm in Florenz ärgerliche, hypochondrische Stunden schuf. Seit Venedig blieb er ohne jede Nachricht von Eva: diese Ungewißheit vergällte ihm den ganzen Sommer in Livorno, auf Corsica, in Genua, Turin, Parma, Bologna und in Rom, wo man am 22. September zu mehrwöchentlichem Aufenthalt eintraf und im November nach einem Besuche Neapels nochmals länger verweilte. Der italienische Bädeker des achtzehnten Jahrhunderts, Volkmanns dürre, uns durch Goethe bekannt gewordene Reisebeschreibung, war auch Lessings Handbuch, aber kein größerer Unterschied als zwischen dem mit allen Poren die Vergangenheit und Gegenwart auffaugenden Dichter und Naturforscher Weimars und dem einsilbig seine trockenen Glossen sammelnden Philologen aus Wolfenbüttel. Lessing hat kein Wort für den zauberischen Verein von Natur und Kunst, Alterthum und Renaissance, Antik und Modern, der auch einen spröden Deutschen beim Betreten des italienischen Bodens überwältigt. Venedigs Kanäle, Kirchen und Paläste, der Colleoni und die Marcusrosse, Bellini, Paolo Veronese und Tizian lassen ihn kalt. In Piemont trägt er kunterbunte polyhistorische Bemerkungen in sein Heft ein, um die Widersprüche der Vernazza und Baretti über Land und Leute zu schlichten: man hat den Eindruck, als habe Lessing den Volkscharakter auf Märkten und Spaziergängen mehr zum Zweck litterarischer Berichtigung oder Bestätigung als aus unbefangenem Augenmerk studirt. Er hört zu, wie gemeine und vornehme Leute sprechen, und excerpirt dann im Gasthof die Urtheile von Montaigne und dessen italienischem Erklärer über die Mundart Piemonts, eine Anmerkung über heutige

Sprachforscher beifügend. Er macht sich Notizen über die Akademien und Schriftsteller Sardiniens, das gar nicht im Reiseprogramm enthalten ist, bevor er in Turin unter anderm auch sardinische Alterthümer beschaut, und er kürzt den Besuch dieses Museums ab, um auf dem Archiv ein handschriftliches Corpus antiquitatum zu wälzen, lateinische Codices der Bibliothek zu mustern und möglichst viele Gelehrte Turins, den jungen Universitätsrector an der Spitze, persönlich kennen zu lernen. Magere Einträge führen uns in die Theater, Malerschulen, Bibliotheken, Kirchen, Kunst- und Buchläden Pavias, Piacenzas, Parmas, Bolognas, und aus diesem staubigen Herbarium weht kein frischer Duft des Lebens, wenn wir mit Lessing in Rom und Neapel einziehen. Nur zu einem genau abgetheilten Register italienischer Gelehrten, Dichter und Übersetzer, zu dramaturgischen Auszügen aus Büchern, zu ziemlich gleichgiltigen Brocken über Sprache, Sitte, Speise reicht hier und sonst die Muße, während alles, was wir in seiner Wirkung auf Lessing zu sehn verlangen, im besten Fall kahl nach Datum und Namen eingetragen wird, ohne daß ein kurzes Urtheil, ein knappes Beiwort die Eindrücke andeutet. Es versteht sich, daß er die Peterskirche eingehend besichtigte, aber er schreibt bloß ein komisches Anekdötchen und eine Correctur zu Volkmanns Besprechung der modernen Mosaiktechnik auf. Er war natürlich wiederholt im Vatican, aber er überläßt eine, in deutschen Zeitungen sofort erfinderisch aufgestutzte, Audienz beim heiligen Vater — Lessing und der Papst! — ganz unserer Phantasie auszumalen und gedenkt des Laokoon und seiner göttlichen Nachbarn mit keinem Buchstaben. Nicht reichlicher sind die andern Museen, sind Raphael und Michel Angelo bedacht. Wer möchte darum glauben, Lessing sei an den Wundern Roms gleichgiltig vorbeigegangen, er habe in Rotonda und Coliseo gar keinen romantischen Schauer wie Gibbon gespürt und dem Werke der Rhodier gegenüber nicht bessere Gedanken gehegt als der declamirende Tourist? Dennoch hat diese Armuth des Tagebuchs im Vergleich mit jenen volleren, soviel belangloseren Notizen für den Leser etwas Erkältendes und Drückendes, als ob man widerrechtlich mit hohen Ansprüchen abgewiesen würde oder zu einem geistreichen Mann käme, der uns hartnäckig anschwiege. Es ist so schwer, beim Verfasser des „Laokoon“ auf ein Wort darüber zu verzichten, was er vor dem

Urbilde seines plastischen Kanons innerlich erlebt habe. Doch Lessing hatte bisher nur gelernt, mit seinen Gedanken zu sehen, und er kam zu spät, zu eilig, zu unfrei nach Italien, um seine Augen noch zu schulen. Der Kunstschriftsteller aus der Studirstube sprach später die Ketzerei aus, ein Mannheimer Gipsabguß des Laokoon wirke vortheilhafter als der vaticanische Marmor: „Lessing selbst", so erzählt Schillers Thalia, „Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studirenden Künstler mehrere Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finster, oder zu hoch, oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte." Nach dem Gesagten ist es kaum nöthig, noch weiter mit Antithesen zu arbeiten, wenn wir Lessing, Winckelmanns gedenkend, bei Cardinal Albani, dem erblindeten Mäcen des todten Meisters der Archäologie, oder bei Reiffenstein und Hackert, Goethes Freunden und Berathern, vorsprechen sehn.

Während des zweiten römischen Aufenthaltes ward endlich über die Zukunft des Prinzen entschieden, und dasselbe herzogliche Schreiben, das Leopolds schleunige Heimkehr und seinen Eintritt in die preußische, nicht die österreichische Armee forderte, enthielt die erwünschtesten Versprechungen für Lessing. Fröhlicher, als er dem prangenden Süden zugezogen war, strebte er in den rauhen Norden zurück, nahm in München Abschied von den Gefährten und wandte sich nochmals nach Wien, wo er am Christtag ankam, gesonnen, auch jetzt jeden Anschein einer persönlichen Bewerbung zu vermeiden, aber aus den offenen oder geheimen Chancen in den Hauptstädten Österreichs, Sachsens, Preußens wenigstens den einen Vortheil zu ziehen, daß der Unzulänglichkeit seiner Wolfenbüttler Stellung ein festes Ziel gesetzt würde. „Ich werde nur wenige Tage in Wien bleiben", erfährt Eva, „und um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden von dem großen Geschmeiße kommen, sondern mich lediglich auf die Bekannten meines Gleichen einschränken." Diesen unhöfischen Vorsatz stieß jedoch die überraschende Ankunft seines Berliner Gönners Swieten um, der offenbar noch immer an die josephinische Akademie glaubte und Lessing mit zum

Fürsten Kaunitz zog. Auch jetzt wünschte der mächtige Minister dringend, Lessings Verpflanzung auf österreichischen Boden erwirken zu können, und nachdem seine früheren Vorschläge, mit Berlin und Paris durch die Errichtung eines höchsten Vereins wissenschaftlicher und dichterischer Kräfte zu wetteifern, gescheitert waren, schien wieder das Theater die letzte Handhabe zu gewähren. Ein Anonymus, vielleicht Gebler, dem übrigens das Shakespearethum der Geniezeit ein Greuel war, legte dem Fürsten den „Allerunterthänigsten Vorschlag zur Verbesserung der National-Schaubühne und des Theaters überhaupt von einem Patrioten“ vor, eine scharfe Streitschrift gegen die Mißstände des gegenwärtigen willkürlichen Theatertreibens, die im Ruf nach landesherrlicher Oberaufsicht gipfelt und Lessing, den ausgezeichneten Kritiker und Dramatiker, als den einzigen bezeichnet, „dem die Anordnung der Schauspiele anvertraut werden könnte. Seine gründliche Gelehrsamkeit, sein Alterthumsstudium, seine Kenntnisse der Welt und des menschlichen Herzens, seine überdachte Kritik, seine bekannte Rechtschaffenheit machen ihn für diese Würde fähig.“ Einem solchen Mann müsse die unbeschränkte Theatercensur und die Abhaltung dramaturgischer Vorlesungen übertragen werden. Der „Patriot“ fußt offenbar auf jenem prophetischen „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts“, das Klopstock 1774 zur Mahnung in seiner abstrusen „Gelehrtenrepublik“ wiederholt hatte. Kaunitz hat die kräftige Eingabe mit ausführlichen Randnoten versehn und die glänzende Aussicht beifälligst begrüßt, daß ein Lessing „unter dem Präsidio des itzt zu Berlin stehenden van Swieten oder eines andern vorsitzenden würdigen Cavaliers“ das Schauspiel, so wie Gluck die Oper, reformiren würde. Auch die Vorlesungen fanden den Beifall des Ministers, da man in Wien so viele kritische Müßiggänger habe und ein kleines Eintrittsgeld für Pensionskassen und andre Bühnenzwecke verwerthen könne. Er umschrieb treffender die Pflichten des Theatercensors und vergaß die praktische Vorfrage nicht: „Auf den Ruf eines Pachters, der ihm für die Zukunft keine Gewähr leisten kann, wird sich dieser verdienstvolle Mann, der mit tausend (?) Thalern der Wolfenbüttelischen Bibliothek vorgesetzt ist und dort alle Bequemlichkeiten genießt, freilich nicht hierher begeben. Da er aus mehr als einem Gesichtspunkte betrachtet der Bühne und auch dem

Staate nützliche Dienste leisten wird, so ist er meines Erachtens hier eines sicheren doppelten Gehaltes werth. So sehr die gegenwärtige Theatralpachtung ökonomisiret, so giebt sie doch jährlich gegen siebentausend Gulden Besoldungen an unfähige und unnütze Leute. Könnte nicht die Hälfte davon an einen Mann verwendet werden, der unserer Litteratur Ehre machen würde?" Schwerlich reichen die Anträge und Kaunitzens Noten bis in Lessings erste Verhandlungen mit Swieten zurück und schwerlich gehn sie über das Jahr 1775 hinaus, sondern Gebler, wenn er es ist, wird durch Lessings so siegreiches Erscheinen in Wien zu jenen nachdrücklichen Mahnungen ermuthigt, Swieten durch aufmunternde Winke des Ministers zu jener gemeinsamen Staatsvisite bewogen worden sein. In Norddeutschland harrte die Schriftstellerwelt seit Lessings erstem Wiener Aufenthalt eines großen Ereignisses, und man erkundigte sich bei maßgebenden österreichischen Collegen, ob die Gerüchte von der Stiftung eines goldenen Zeitalters durch Joseph II. begründet seien, ob der Kaiser Lessing bei dessen Rückkehr festhalten werde. Lessing aber hatte die Lust, ein Reformator des Wiener Geschmacks zu werden, nach den klugen Vorstellungen Evas und nach eigener Beobachtung gründlich verloren; darum mied er nach dem einen halb erzwungenen Gang wirklich jede weitere Berührung mit der großen Welt, lehnte am nächsten Tag die Dinereinladung des Fürsten ab, weil er schlechterdings noch heut abreisen müsse, und verließ Wien gegen seinen ursprünglichen Vorsatz wirklich schon am 5. Januar 1776.

Fünf Tage darauf traf Lessing in Dresden ein. Er suchte alte Freunde auf wie das Ehepaar Brandes, an dessen Mittagstisch er von Italien und dem Theater plauderte, und machte, anfangs conventionell zurückhaltend, dann sich frei erschließend die Bekanntschaft eines Schwagers der Reimarer, des feingebildeten, der Aufklärung schrankenlos ergebenen dänischen Legationssecretärs v. Hennings, der einem vertraulichen theologischen Gespräch die lebhafte Bitte nachschickte, Lessing möge sich doch seinem Vaterland nicht entziehen. Denn wiederum hatten geschwätzige Zeitungen zur Beunruhigung Evas und Elisens ausgestreut, daß eine Ansiedlung Lessings in Italien im Werke sei. Diese Befürchtung konnte Lessing um so wahrheitsgetreuer niederschlagen, als nicht Winckelmanns Endpunkt,

sondern Winckelmanns Ausgangspunkt ihn zum Tausche mit Wolfenbüttel einlud. Mochten auch die rühmenden Journalnachrichten über seinen Empfang am Kaiserhofe, die Reise mit einem braunschweigischen Prinzen und die Audienz beim Oberhaupte der Christenheit den hohen Herrschaften Dresdens mehr imponirt haben als Lessings gelehrte und künstlerische Leistungen, so verstand man doch der persönlichen Vorstellung des berühmten Mannes bei Hof einen gewinnenden Schein besondrer Gunst zu geben. Der Kurfürst selbst äußerte nach einem Gespräch über Italien sein Bedauern, daß Lessing als Landeskind das Glück draußen gefunden habe; die Heimkehr solle ihn gewiß nicht reuen. Der Minister, Graf v. Sacken, erbat zuvorkommend einen Besuch und ließ sich das feste Versprechen geben, daß bei einem Wechsel nur Dresden die Erbin Wolfenbüttels sein dürfe. Der Kurfürst hatte ihm geradezu die hervorragende und einträgliche Stelle des siechen Hagedorn zugedacht, so daß wirklich die einst an den „Laokoon“ geknüpften Hoffnungen üppig aufzuleben schienen. Zu guter Stunde kamen auch von Kuntzsch aus Braunschweig annehmbare Vorschläge zu einer endgiltigen Regelung der Lessingschen Finanzen, und, damit von keiner Seite eine Aussicht fehle, bestand zwischen ihm und Stosch vom Vorjahr her ein unaufgeklärtes Abkommen für Berlin, wohin er noch im Januar ging.

Zunächst aber nahm er seinen Weg von der großen Verbindungsstraße hinweg landeinwärts in das so lang gemiedene Kamenz, um nach vielen geräuschvollen Monaten und dem Verkehr mit den Mächtigen der Erde seiner Mutter in die müden Augen zu schauen und, bevor er ein neues Familienband knüpfte, das früheste und heiligste treu zu befestigen. Der gute Theophilus scheint ihn von Dresden aus begleitet zu haben. Nur ein Tag war der Heimatstadt zugedacht, doch aus dem einen wurden vier, denn die verkümmerten Kamenzer und der weitgereiste und weitberühmte Gotthold hatten einander viel zu erzählen, und die Ruhestätte des Vaters forderte eine verweilende Andacht. Der arme Primarius war ja nach einem Leben voll Mühe und Arbeit am 22. August 1770 gottergeben eines sanften Todes gestorben. „Laß uns“, so hatte Gotthold auf Theophilus' herzliche Anzeige erwidert, „laß uns, mein lieber Bruder, ebenso rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, ebenso plötzlich zu sterben, als

er gestorben ist. Das wird die einzige beste Weise sein, sein Andenken zu ehren." Mit dieser Gesinnung war sein stets mehr auf Thaten als auf Worte gegründetes Verhalten gegen die Familie im Einklang geblieben: er rieth, den kleinlichen Haß der Kamenzer Widersacher durch eine stille Verachtung zurückzuschlagen, er forderte in ruhigen oder schmerzlich aufgeregten Briefen nur ein bischen Zeit, um bei eigener, oft so peinlicher Verlegenheit die hinterlassenen Schulden zu begleichen, aber er konnte nicht das ganze Elend des väterlichen Lebenslaufes durchkosten und den ermüdenden Bitten um ein litterarisches Ehrendenkmal nachkommen. Während die Mutter des Lebens Bürde mit christlicher Geduld trug, that die Schwester, die sich als grämliche und neidische alte Jungfer jedem Vernunftgrund verschloß, alles, um durch unbilliges, liebloses Nörgeln und Schmähen die Brüder Gotthold und Karl zu erbittern. Allein Theophilus, seit 1770 ärmlich besoldeter Conrector in Pirna, fand Gnade vor ihren Augen, weil seine rührende Demuth und Aufopferung niemals eine unwirsche Antwort auf solche häßlichen Verdächtigungen hatte. Gottlob war nach leichtsinnigen Jugendjahren Justitiarius in Schlesien geworden und versauerte ganz in seiner geistig wie materiell gleich eingeschränkten Häuslichkeit. Nur mit Karl stand Lessing von der Hamburger Zeit an in regem Verkehr: Karl bemühte sich, den dichterischen und theologischen Bestrebungen nach dem Maß seiner Kräfte zu folgen und den kleinen Lessing zu spielen; einer oberflächlichen Tagesschriftstellerei ergeben, half er die litterarische Verbindung Gottholds mit Berlin unterhalten, trug ihm seine eigene bellettristische und aufklärerische Weisheit vor, ließ sich eine strenge Beurtheilung seiner „Ruschelei" in sehr dürftigen Komödien gern gefallen und legte wenigstens durch treue, fleißige, ununterbrochene Antheilnahme an Gottholds Werken und Plänen den Grund zu seinen späteren Verdiensten um das Andenken des geliebten und bewunderten Bruders. Als Gotthold mit den Kamenzern die Lage der Familie besprach, war Karl noch Assistent beim Generalmünzdirectorium in Berlin; er wurde 1779 Münzdirector in Breslau und hat eben da, wo Gotthold den Vorsatz, ein reicher Mann zu werden, so schlecht zur Ausführung brachte, durch seine schon früher geschlossene Verbindung mit demselben Vossischen Hause, dem Gotthold für wenige Groschen als Zeitungsschreiber

gedient, einen gemächlichen Wohlstand gefunden. Die Mutter aber sollte das Wiedersehen mit Gotthold nicht lang überleben: am 17. November ist sie nach einer qualvollen Krankheit im getrosten Glauben an ihren Erlöser entschlafen. Sie hat, wie Salomes unerquickliches Schreiben mittheilt, noch im letzten Stündlein den Segen Gottes für die Ehe Lessings erfleht.

Lessing erreichte Braunschweig am 23. Februar 1776; fest entschlossen, nicht eher aus der Residenz zu weichen, als bis das letzte Wort über seine Lebensfrage gesprochen sei. Er hatte der erfahrenen und taktvollen Eva mit einer offenen Finanzübersicht auch den Vorsatz kund gethan, das „gänzliche Derangement seiner Affairen" dem Hof zu schildern und um seinen Abschied einzukommen. Aber eine stolze Antwort richtete seinen eigenen, nur der Braut zu Liebe bezwungenen Stolz wieder auf, indem die kluge Frau zugleich einem trotzigen Fehltritt des Mannes vorbeugte: „Nicht umsonst habe ich mich vor dem ersten Brief aus Braunschweig gefürchtet; er hat mir auch in der That Angst und Schrecken verursacht. Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tausend Rthlr. Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße sich, nach meiner Meinung, wegwerfen; aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung Ihrer Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten; so wie ich fast gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte." Wo würde er im Falle des Abschieds seine Verbesserung suchen? Denn die Dresdener Hoffnung sei vornehmlich an den Tod Hagedorns geknüpft, und auch mit dem gegenwärtigen Einkommen lasse sich im zwanglosen Wolfenbüttel besser als anderswo haushalten. Eva bot sogar eine Summe zur Tilgung dringender Schulden an. Lessings sehr begreifliche argwöhnische Bitterkeit gegen den Erbprinzen, der, nur weil ihm die

Offenheit eines Carl August fehlte, schweigend und hinhaltend eine glückliche Lösung suchte, wuchs unterdessen dergestalt, daß ein Ultimatum „dergleichen er wohl nicht oft dürfte bekommen haben" auf einen nahen Termin festgesetzt ward und, als auch dann das befreiende Wort ausblieb, wirklich an sein hohes Ziel abging. Leider hat sich diese bündige Zusammenfassung der dreijährigen viel mehr eingebildeten als vorhandenen Ungerechtigkeiten nicht erhalten; vorsichtig im Ausdruck, entschieden in der Sache, drängte sie dem Erbprinzen die unwiderrufliche Zusage ab, Lessings Angelegenheit solle gleich nach seiner Rückkehr vom Halberstädter Regiment erledigt werden. So erschien denn im April Herr v. Kuntzsch als Bevollmächtigter bei Lessing und machte ihm, frühere Erörterungen nun officieller aufnehmend, recht günstige Vorschläge, die Lessing als Angebot, nicht als erbetene Wohlthat zu acceptiren bereit war. Der Prinz, durch die Verwaltungssorgen und militärischen Pflichten ungemein in Beschlag genommen und häufig aus der Residenz abberufen, sandte zunächst ein sehr verbindliches Handschreiben. Es war unstreitig sein ernster Wunsch, Lessing zu erhalten und zu fördern; dieser aber witterte mißtrauisch in jedem zufälligen Aufschub, in jeder arglosen Wendung Finten und Schrauben, bis ihn die Zureden Evas und tröstliche Erfahrungen, wie daß der verdächtigte Fürst seine Sache bereits mit dem Minister und Sparmeister Féronce durchgesprochen habe, endlich vom Wohlwollen der leitenden Mächte überzeugten.

Am 5. Juni 1776 konnte er der Braut eine aufrichtige und befriedigende Unterredung melden, worin der Erbprinz die mit Kuntzsch getroffenen Vereinbarungen genehmigte, ein frei gewordenes fiscalisches Haus neben dem Wolfenbüttler Schloß als Dienstwohnung in Aussicht stellte und, auf die bedenkliche Krankheit des alten Herzogs anspielend, schmeichelhaft bemerkte, er hoffe Lessing noch zu ganz andern Dingen zu brauchen. Der neue Vertrag lautete auf ein von achthundert Thalern in Gold aufsteigendes Gehalt, die Nachsicht älterer und die Gewährung bedeutender neuer Vorschüsse. Er trat zu Johannis in Kraft. Gleichzeitig wollte der wieder genesene Landesvater seinem lieben Bibliothekar durch die Verleihung des Hofrathstitels, den Lessing mit unverhohlener Gleichgiltigkeit hinnahm, eine Freude machen. Lessing befriedigte mit den vor-

geschossenen tausend Thalern seine Gläubiger und nahm bei geordneten Finanzen und reicherem Einkommen die neue bindende Verpflichtung gegen Braunschweig nicht schwer, sollte er doch aus der verwünschten Schloßeinsiedelei in die lang ersehnte, mühevoll errungene Häuslichkeit ziehen.

Eva hatte den Juni auf einem Landgute der treuen Schubacks, dem York zwischen Stade und Harburg, zugebracht und in der freien Marschgegend die ihr so nöthige Erholung gefunden. Die Vermögenswirren waren endlich geschlichtet, nach vielen Opfern ein immerhin ansehnlicher Rest für ihre heranwachsenden Kinder gesichert. Seinen letzten Bräutigamsbesuch sollte Lessing in Hamburg abstatten; er kam erst im August, von Eschenburg begleitet, und launige Worte Evas, deren Absicht, den scheidenden Geliebten noch vor der Stadt zu überraschen, durch einen Irrthum mißglückt war, bezeugen, wie froh die Beiden ihr redlich verdientes Glück genossen. Dann führen uns die Briefe in liebe häusliche Sorgen ein, denn Lessing achtet es gar nicht unter seiner Würde, die vorläufige Wohnung einzurichten, Möbel zu ersteigern, sich um eine gute Köchin zu bemühen und Jahreslohn, Bier- und Christgeld auszumachen, die Kisten aus Hamburg gehörig in Empfang zu nehmen und neben dem Regimente der Guelferbytana auch Evas kleine Bibliothek harmlos spottend zu verwalten. „Um ein bischen längeres Leben so bekümmert, als er es noch nie gewesen", begrüßte er ruhevoll die kommenden Jahre. Als Schubacks in ihrer Herzensgüte darauf bestanden, dem werthen Paar die Hochzeit auf dem York auszurüsten, erbat Lessing eine ganz stille, prunklose Trauung, sei es auch im Predigerhaus, ohne Vorfeste und geselligen Lärm. Er wollte das geheime Werben langer Jahre durch einen verschwiegenen Abschluß weihen, Eva „die Sache gegen alle Welt caschiren", auch gegen die Verwandtschaft, bis sie im neuen Kreis walte. Der Gastfreund fügte sich diesem Wunsch. Am 8. October 1776 wurde Lessing auf dem Schubackschen Landsitz im Beisein der lieben Wirthe und des hamburgischen Schwagers König mit der Frau vereinigt, der, wie Elise Reimarus einmal sagt, alles was Herz an ihm war gehörte So schließt der Briefwechsel, nach Strauß „die rührendste, weil einfachste und nüchternste Liebesgeschichte, die man lesen kann, ein wahres Erbauungsbuch."

Ein spätes Glück, ein kurzes Glück erfüllte das Miethaus am Wolfenbüttler Schloßplatz, wo man zunächst sich wohl oder übel einrichtete, während auch die Junggesellenwohnung noch benutzt werden mußte und manches Geräth schon an einem dritten Orte stand, der dann gar nicht bezogen ward. Vorbei war das hypochondrische Brüten in der öden Burg und das einsame Wandeln auf dem Wall. Wenn er nun seine todten Gesellschafter, die Bücher, verließ, brachten ihn ein paar Schritte heim zu der Hausfrau, die alles mit ihm theilte und der nichts fremd blieb, was durch Lessings Geist und Gemüth ging, und wenn er nun den gewohnten Spazierweg antrat, sprangen ihm Kinder entgegen, die er liebte, als wären sie sein eigen. Und sie waren es auch, denn Eva hatte sie ihm zugebracht, und er bethätigte, ein treuer Pflegevater, in Scherz und Ernst, in Spiel und Lehre sein Dichterwort, daß Kinder Liebe brauchen. Seine Frau berichtet im ersten Vierteljahr ihrer Ehe einer Schwägerin: wenn nur das leidende Malchen ganz gesund und der von seinem Beinschaden genesene Älteste heimgeholt wäre, „so genösse ich wieder einmal das Vergnügen, was ich so lange habe entbehren müssen, unter allen meinen Kindern ruhig und zufrieden zu leben, und was das Hauptsächlichste ist, sie unter der Aufsicht eines redlichen und gütigen Vaters zu wissen. Denn das ist Lessing in vollem Verstand.“ Malchen und die beiden jüngeren Knaben genossen die persönliche Führung Lessings, während Theodors künftige Laufbahn mit Rath und That aus der Ferne verfolgt wurde. Das Töchterchen wußte noch im hohen Alter von Lessings neckischer Theilnahme an ihren wortreichen Mädchenfreundschaften zu erzählen, wie er das heilige Briefgeheimnis brach und ihr Gejammer mit Scherzen über weibliche Bildung und Frauenorthographie beantwortete. Fritz erinnerte sich, daß ihm nur zweimal eine körperliche Züchtigung zu Theil geworden war, einmal für eine Lüge, ein ander Mal, weil er sich gegen die Angriffe eines bösen Buben nicht gewehrt hatte: so suchte Lessing Wahrheitsdrang und Muth in die Seele der Jugend zu impfen. Er selbst streifte neben der lieben Frau die unruhige Schroffheit ab, die besonders seine letzten Jahre oft genug verstimmt hatte, und dankte ihr täglich für die Harmonie eines friedlichen Daseins im Hafen. Nachdem er so lange Zeit ein ungestümes Bedürfnis nach Wechsel genährt und fieberhaft ins Weite begehrt hatte,

fand er jetzt im engen Bezirk die höchsten Güter des Lebens. Wolfenbüttel war ihm nicht mehr zu klein, und der Wunsch, in einem freieren Wasser zu schwimmen, erstickte nicht mehr alle kaltblütige Überlegung.

Schon vor der Hochzeit schien es, als wolle Evas Heimatland, die Pfalz, mit Braunschweig um Lessings glänzende Kraft ringen und eine geschickt eingefädelte lose Verbindung allmählich zu einer unzertrennbaren schürzen. Die luftigen, aber von Lessing in seiner problematischen Lage mit Begier aufgenommenen Nachrichten, die Frau König 1774 aus Wien über wissenschaftliche und theatralische Bemühungen in Heidelberg und namentlich in Mannheim gegeben hatte, verdichteten sich im letzten Sommer des Brautstandes zu sichtbaren Gründungen und handgreiflichen Anträgen. Der Kurfürst Karl Theodor war gesonnen, an Lessing eine friedliche Eroberung für die neue pfälzische Bildungsära zu machen. Mannheimer Sendboten wurden angemeldet, so daß Eva schon fürchtete, das gehoffte Stillleben in ein recht lärmendes verwandelt zu sehn, zumal da von einem dramaturgischen Amte die Rede ging. In den siebziger Jahren traten mittel- und süddeutsche Kleinstaaten ehrgeizig zum Wettkampf des geistigen Lebens vor: Braunschweig hatte Lessing gewonnen, in Bückeburg wirkte Herder nach Thomas Abbt, Weimar zog Wieland und 1775 Goethe als Führer einer erlauchten Schaar an sich, Baden gab dem Messiassänger Gastfreundschaft und Ehrensold. Was Friedrich der Große versäumt hatte und Joseph unerfüllt ließ, wollten ihre Vettern auf unscheinbareren Thronen leisten. Die Pfalz durfte um so weniger zurückbleiben, als schon seit längerer Zeit in diesem Land Schritte zur Neubelebung der Künste und Wissenschaften mit einigem Erfolg gethan worden waren. Karl Theodor, ein Fürst ohne tiefere Begabung, aber von mancherlei Interessen, bot alle Mittel auf, um seine Residenz und seine Unterthanen aus der verschrieenen Dämmerung herauszuheben, und es sollte nicht bei den Wasserkünsten des Schwetzingers Parks und dem Ohrenschmaus der wälschen Oper, mit der ein üppiges Treiben in und um Mannheim einzog, sein Bewenden haben. Er selbst, der Correspondent Voltaires, näherte sich vorbildlich dem vaterländischen Wesen. Bald errang die Muttersprache an den Schulen ihre berechtigte Stellung, der alte Schlendrian wurde von den neu

eindringenden Schriftstellern bekämpft, die Litteraten des Landes erschöpften sich in massenhaften Gutachten, wie die Schnellpresse der pfälzischen Renaissance am förderlichsten arbeiten möge. Medicinische und militärische Institute waren aufgethan, die Naturwissenschaften fanden ansehnliche Heimstätten, nationalökonomische und archivalische Unternehmungen wurden rasch ins Werk gesetzt, eine reiche Bibliothek erschloß sich den hungrigen Geistern der Pfalz, Musiker ersten Rangs machten Mannheim berühmt, und nachdem zur vorzüglichen Kunstakademie neu geordnete Sammlungen in würdigen Räumen getreten waren, sind die vornehmsten Genies Deutschlands andächtig nach Mannheim gewallfahrtet. Im Antikensaal, der ältere Gipsabgüsse aus Italien beherbergte, haben Herder und Goethe, Heinse und Schiller ihre Begeisterung für das Alterthum nähren können. Freilich wurde alles mit großer Überstürzung und einem maßlos selbstgefälligen Localpatriotismus betrieben: pfälzische Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, Gelehrte sollten aus der Erde gestampft werden, schülerhafte Exercitia flatterten in die Welt, der Weihrauch ging zu niedrigen Preisen, die meisten litterarischen Versuche trugen den Stempel eines kleinlichen Dilettantismus, der mit dem Hochdruck der Phrase arbeitete und der bildungsbedürftigen Pfalz schon nach dem ersten Anlauf lieber saftige Complimente als heilsame Wahrheiten sagte. Die Ausländerei wich einer provinziellen Inländerei schlimmer Sorte, so daß Klopstock, nie gewohnt zu schmeicheln, bei seinem Besuch 1774 nicht nur die kleinen Lichter der Stadt recht absichtlich ignorirte, sondern auch dem Kurfürsten gegenüber den ganzen, von Klein und Genossen unermüdlich ausposaunten Aufschwung dieser Bildung mit keiner Silbe anerkennen wollte. Das war zu hart; aber die führerlosen Halbtalente Mannheims vermochten wirklich nichts Durchschlagendes und Bleibendes zu schaffen, weder als Einzelne, noch zu Societäten der Mittelmäßigkeit geschaart. Man mußte wohl oder übel wenigstens vorläufig, bis der pfälzische Eigenbau eine concurrenzfähige Lebenskraft erreicht hätte, sich auswärts umthun und an fremden Feuern wärmen. Wie in der Kaiserstadt wurden Männer vom Range Klopstocks, Wielands, Lessings ins Auge gefaßt, vornehmlich der letztere, den seine Wiener Besuche soeben überall in frischeste Erinnerung gebracht hatten und der den dreifachen Ruhm des Gelehrten, des Dichters, des Drama-

turgen aufwies. Zwei Wege, den blassen Schimmer der pfälzischen Bildung mit diesem Namen vollends zu vergolden, boten sich also dar: Lessing konnte durch die schon 1763 unter Schöpflins Auspicien eröffnete Akademie der Wissenschaften, vielleicht auch durch die Landesuniversität Heidelberg, oder durch die Pforten des erst im Werden begriffenen Nationaltheaters zur Pfälzer Unsterblichkeit eingehn. Auf dem ersten Weg hoffte man ihn zu ködern, um ihn unvermerkt auf den zweiten zu locken und dort nicht mehr frei zu lassen. Im „Paradies der Tonkünstler" hatten bis 1775, wo die Strahlen der Hofgunst endlich auch das stiefmütterlich behandelte deutsche Drama erreichten, elende Wandertruppen, wie die Marchandsche, mit einem kläglichen französelnden Repertoire ihr Wesen getrieben. Sie durch ein ständiges Personal, mit Ekhof als Leiter, unter einer Intendanz zu ersetzen, war das Bestreben des Cabinetsecretärs v. Stengel. So gab der heißblütige Musicus, Dichter und Chronist Schubart für seinen früheren Tummelplatz Mannheim die zündende Losung, der Kurfürst möge durch Errichtung eines Nationaltheaters Lorbeern um sein Haupt flechten und die Aufsicht nicht einem windigen Deutschfranzosen gleich Marchand, sondern einem wahren deutschen Mann anvertrauen. Bald darauf konnte er den Lesern der „Deutschen Chronik" überschwänglich melden: „Der Churfürst von der Pfalz, dessen Adlerblick nichts entgeht, was zur Glückseligkeit und zur weisen Unterhaltung seines Volkes abzweckt, hat sich nunmehr entschlossen, für beständig eine deutsche Schaubühne zu unterhalten"; der Komödiensaal des Zeughauses solle noch im Winter eingeweiht werden. Auf dem Programm stand eine kräftige Abkehr von der Opernherrschaft, Verhandlungen mit Ekhof und Seyler, die der Singschule entsprechende Züchtung einer deutschen Nationaltruppe aus eigenen Leuten, d. h. eines pfälzischen „Nationaltheaters", die Preiskrönung von Originalen aus der deutschen, nämlich pfälzischen Geschichte durch die eben erst gegründete „deutsche (will sagen: pfälzische) Gesellschaft". Da weder Ekhof noch eine gute Truppe von auswärts zu gewinnen war, verschob man die feierliche Eröffnung des Nationaltheaters, machte mit einer winzigen Theaterschule und Kinderstücken den Anfang, declamirte langathmig von deutscher Tugend und dem sittlich erziehenden Einfluß einer guten Schaubühne und erging sich theils in verworrenen Plänen, theils

in lächerlichen Reclamen für das keimende Werk. Die kleinen Ekhofs und Hensels von Schwetzingen, denen ein Lehrer mühsam das Abc und die Elemente einer dialektfreien Aussprache einpaukte, übten sich vor Serenissimus für das Mannheimer Theater, das mit der Zeit „ganz originalpfälzisch“ werden sollte, wie eine komische Begriffsverwirrung faselte. Da man aber doch schon vor dem reiferen Alter dieser lallenden Eleven der musikalisch-dramatischen Pflanzschule die ersehnten Schauspielfreuden genießen und mit einem Mannheimer Nationaltheater die Hamburger Scharte auswetzen, den Bestrebungen Wiens zuvorkommen wollte, wurde jene diplomatische Botschaft an Lessing beschlossen und von Seiten der maßgebenden Regierungskreise mit einer Hinterhaltigkeit, die wir kaum bei den guten Pfälzern suchen möchten, ausgeführt. Das localpatriotische Interesse, Lessing als Musageten heranzulocken, heiligte dem Minister jedes Mittel und lehrte auch die viel harmloseren Herren von der Theatercommission listige Vorbehalte, wie sie einem offenen Spiel unter Männern ganz und gar nicht geziemten.

Am 5. September 1776 überbrachte der Buchhändler Schwan die Mannheimer Vorschläge: der Schwierigkeit halber, Lessing sogleich dem braunschweigischen Dienste ganz zu entziehen, sollte er, statt ohne Säumen für zweitausend Gulden und einen beliebigen Titel dem kurfürstlichen Ruf zu folgen, nur ordentliches Mitglied der Pfälzer Akademie werden mit einer laufenden Pension von hundert Louisd'or und jedes Jahr oder bloß ein Mal ums andre eine freie Reise zur öffentlichen Sitzung machen und jährlich eine Abhandlung einreichen. „Von Aufsicht über oder von Arbeiten für das Theater ist gar nicht die Rede gewesen und man denkt bloß, wenn ich einmal nach Mannheim käme, daß ich mich von selbst würde reizen lassen, meinen guten Rath zu ihren neuen Theateranstalten zu geben. Und das versteht sich.“ Er empfing das akademische Diplom, nahm den Vorschlag, der so kleine Gegenleistungen forderte, bereitwillig an und vertraute im übrigen auf den Minister v. Hompesch, den Schwan als Seele des Ganzen und zugleich als mächtige Finanzgröße bezeichnete. Auch der Nebenumstand, in der neuen Stellung Evas noch in Heidelberg stehende Capitalien steuerfrei beheben zu können, erhöhte Lessings Befriedigung. Er setzte seinen Mannheimer Besuch für den Winter an und verfaßte gleich

am 7. September ein äußerst höfliches Dankschreiben an Hompesch, der zur Antwort bat, Lessing möge so bald es nur gehe zu ihnen kommen. Der Herzog und der Erbprinz von Braunschweig zeigten bei dieser Gelegenheit, welchen Werth sie in Lessings Bleiben setzten, und die Erwähnung, „dermaleins noch zu bestimmender Geschäfte" bekräftigte jene von dem Erbprinzen jüngst gemachten Andeutungen, aber die freie Stellung zur Pfalz und die nöthigen kleinen Urlaube wurden ohne weiters bewilligt. Eva freute sich der glücklichen Lösung, denn sie kannte ihre Landsleute und betonte mit prophetischer Einsicht, daß in Braunschweig der Herzog, in Mannheim ein wechselndes Ministerium regiere, weshalb man daselbst jedes Jahr oder jeden Monat auf einen neuen Herrn gefaßt sein müsse. Eben so schrieb die kluge Pfälzerin nach der herzoglichen Antwort: „Wer wollte nicht lieber diesem Herrn dienen, der so freundschaftliche Gesinnungen zeigt, als einem Churfürsten von der Pfalz, der, wenn er auch freundschaftliche Gesinnungen vielleicht zu hegen im Stande ist, doch die Gabe nicht hat, sie äußern zu können." Der Erfolg bestätigte im weitesten Maße die Richtigkeit ihrer Auffassung. Aber zunächst fuhren die Mannheimer mit vollen Segeln daher: der Minister betheuerte seine und des Kurfürsten Sehnsucht nach der persönlichen Bekanntschaft Lessings, dem man freie Hand zu Engagements für das wo möglich schon am 4. November zu eröffnende Nationaltheater ließ. Als erfahrener Kenner der Bühnenwelt erwiderte Lessing, daß um diese Zeit alle tüchtigen Kräfte contractlich gebunden seien und nur die schlechtesten müßig stünden, man möge sich also ohne Überstürzung bis zum Advent- oder Fastentermin gedulden; er versuchte trotzdem durch seinen Bruder Karl und Andere, mißvergnügte Leute von dieser oder jener Truppe zu werben, keine Sterne, aber sogenannte utilités. Sehr offen meldete er nach kurzer Zeit Schwan und durch diesen dem Minister, daß er weit entfernt sei, eine eigentliche Theaterdirection zu übernehmen, und gegenwärtig nur ein paar eben so mittelmäßige wie anspruchsvolle Schauspieler habe auftreiben können, die denn auch entweder mißfielen oder mit dem Reisegeld durchbrannten. Bald verbreitete sich die Kunde von Lessings Vollmachten in der deutschen Bühnenwelt. Anfragen und Gesuche häuften sich auf seinem Tisch wie bei einem Theateragenten, sogar der „Theatral Maschinist zu Inß-

prug in Thiroll" bewarb sich in einem Musterstück unfreiwilliger Komik bei dem Herrn v. Lessing um einen Platz an der „Neüen Theatrall Schaupihne". Und da die Schwüre verstimmter Theatermenschen noch windiger sind als die Eide der Verliebten, kehrte auch Lessing trotz allen hamburgischen Erfahrungen und Vorsätzen als ein echter, darum unheilbarer Theatermensch seine Gedanken emsig der werdenden Bühne zu. Das Tagebuch des Schauspielers J. H. F. Müller, den Kaunitz auf Engagements- und Informationsreisen geschickt hatte und der sowohl Ende October als Anfang November in Wolfenbüttel und Braunschweig Halt machte, gewährt uns einen aufschlußreichen Einblick in Lessings dramaturgische Wünsche. Auf gemeinsamer Fahrt, im Zwiegespräch, oder wenn Eva, nachdem sie den Gast „auf Wiener Art bewirthet" hatte, an den Reden theilnahm, wurde das Wohl und Wehe der deutschen Schaubühne erörtert. Lessing bekannte sich jetzt zu einer milderen Beurtheilung des Wiener Theaters und zum Glauben an ernste Reformpläne Josephs, er lobte die dortige Einschränknng des Ballets und verdammte das Singspiel als den Ruin des Theaters, er empfahl Preise für gute Stücke und regelmäßige Benefize für die Verfasser, denen der Kaiser dann wirklich nach Müllers Denkschrift die dritte Einnahme zuwies. Zornig griff Lessing das Herumstreichen der Banden an: „Wäre ich ein regierender Herr, ich duldete in meinem Lande den Unfug nicht; diese Zigeunerei setzt die Kunst herunter". Müllers Frage, wie es in Mannheim stehe, beantwortete er mit einer offenen Darlegung der Verhältnisse und einigen Zweifeln am Gelingen; die weitere Erkundigung, ob er wohl einem Ruf nach Wien folgen würde, protestirend, „doch so, daß ich glauben konnte, er würde ihn annehmen. Seine Gattin, welche zehn (?) Jahre bei uns in Wien seßhaft gewesen war, schien diesen Beruf zu wünschen; o, sagte sie, ich liebe die guten Wiener herzlich! nie werd' ich ihre Güte gegen mich vergessen". Für die im Wiener Theater störende Disharmonie der Mundarten und alle Krankheiten der Schauspielkunst empfahl Lessing dringend als einziges Heilmittel die bis auf den heutigen Tag so vielgepriesene und vielbestrittene Theaterschule. „Machen Sie", sagte er dem braven Regisseur, „Ihrem Kaiser Vorstellungen, ein Theater-Philanthropin zu errichten, so wie der Churfürst von der Pfalz gegenwärtig eine Singschule ge-

stiftet hat, die viel Gutes verspricht. Jede Kunst muß eine Schule haben".

Während Lessing in seinem jungen Eheglück die Dinge ruhig an sich herankommen ließ und trotz den gefärbten Mittheilungen aus Mannheim den „Sitz des guten Geschmackes" nicht ohne Mißtrauen betrachtete, brannten die Pfälzer vor Ungeduld; allen voran der seit Anfang 1775 in der Landeshauptstadt seßhafte Dichter und Maler Friedrich Müller, ein echtes Originalgenie unter den geschraubten Größen zwischen Rhein und Neckar. Er, der gleich Anderen ein unreifes, aber von wahrer Begeisterung erfülltes Gutachten über das Nationaltheater hatte drucken lassen, war durch Wort und Schrift der lauteste und ehrlichste Apostel Lessings. Mit ihm wetteiferte von Ulm aus der derbe Schubart, ohne sich aller Zweifel zu entschlagen; so schreibt er Ende November im kernigsten Schwabenstil an den jungen Freund: „Auf den Fortgang des Theaters bin ich, wie billig, sehr begierig. Wenns nur nicht rasch-aufloderndes Feuer ist, das gleich wieder erstickt, so bald ein Französlein die Hosenfall aufmacht und drein pißt. Lessing ist nun freilich vor Tausenden der Mann, auf den ihr euch verlassen dürft." Als der Wiener Müller ein paar Wochen später auch Mannheim besuchte, erzählte man ihm, daß Lessing im Genuß eines ansehnlichen Jahresgehaltes sei und demnächst auf Kosten des Kurfürsten drei Monate zur Ordnung der neuen Bühne in der Pfälzer Residenz verbringen werde. Der Minister selbst bestätigte solche Gerüchte mit der Versicherung, welche Mühe er sich um diese Errungenschaft gegeben, wie sehr er dabei auch auf das Heimatsgefühl der Frau Lessing rechne, und daß Lessing die Vollmacht habe, Acteurs unter beliebigen Bedingungen mitzubringen. Wie Voltaires Besuch durch die Aufstellung seiner Büste in der Bibliothek verewigt war, so sollte Lessings Medaillon am Theaterportal neben dem des Sophokles erglänzen und der Pfalz sagen: er ist unser; „allein er hat sich diese Ehre verbeten, da er noch nichts für das Mannheimer Theater geliefert habe."

Lessing, in dem man sich schnell den Spiritus Rector und bleibenden Intendanten des Nationaltheaters zu erblicken gewöhnt hatte, trat mit Seyler in Verhandlung, um die wohlbekannte, eben damals (December 1776) in Dresden nicht gedeihende Truppe

rasch für das fertige, aber leere Mannheimer Haus anzuwerben und versah, auf seine Vollmacht hinweisend, einen begabten und gebildeten Schauspieler, Großmann, als Vermittler mit Empfehlungsbriefen an Hompesch, „auf welchen die ganze Sache ankömmt", und an Schwan, „welcher ein sehr rechtschaffener Mann ist, der Ihnen alle sonst nöthige Auskünfte mit Vergnügen ertheilen wird". Im späten Bericht Karl Lessings über die Mannheimer Abmachungen zwischen Lessing, Seyler, Großmann einerseits und dem Minister anderseits sind die alten Ideale der Pfälzer Stimmführer und die neuen Verbesserungen so unverständig durcheinandergemengt, daß sich nur feststellen läßt: die Auslese der Seylerschen Truppe sollte einen Grundstock bilden, an den sich die einheimischen Theaterschüler anlehnen würden. Daß Lessing auch die anderweitige Verwerthung von Seylers doch sehr bedenklichen Geschäftskenntnissen, die Einrichtung der Kinderstücke, die Bevormundung der Bühne durch einen akademischen Ausschuß bis ins Einzelne hinein empfohlen habe, scheint kaum glaublich. In letzterer Hinsicht wird er allerdings lieber der Akademie als irgend einem höfischen Censor maßgebende Einflüsse gewünscht, sein eigenes Mitwirken eben auf die Zugehörigkeit zu dieser litterarischen Vereinigung gegründet und damit zugleich im Hinweis auf frühere Willensäußerungen eine unmittelbare Leitung der Bühne abgelehnt haben. „Mich schaudert, wenn ich nur daran denke, daß ich mich wieder werde mit dem Theater bemengen müssen", schrieb er an Karl, ging aber doch am 17. Januar 1777 nach Mannheim ab, um die Dinge ein paar Wochen hindurch in der Nähe zu prüfen. Schwan empfing ihn mit offenen Armen und bereitete dem Messias der Schaubühne manch angenehme Stunde in seinem gastlichen Hause, wo im nächsten Jahrzehend der Mannheimer Theaterdichter Schiller liebeselig aus und ein ging. Der Maler Müller, dies vollsaftige, urwüchsige Talent, das leider nie zu menschlicher und künstlerischer Reife gelangte, kam dem bewunderten Meister enthusiastisch entgegen und gewann Lessings Freundschaft. Ob er ihm Proben seiner formlos dahintaumelnden Rhapsodien oder seiner köstlichen Idyllen, die das matte Schäfervolk Geßners mit pfälzischem Rebenmost stärkten, von sinnlicher Fülle strotzten und einen landskräftigen Realismus zur Schau trugen, vorlegte, wissen wir nicht; aber eine Faustskizze zog der junge frische

Rival heraus, die Lessing, zum ersten Mal einem der rheinischen Genies und Strudelköpfe persönlich gegenüber, als hingewühlten Wurf mit leis ironisirendem Wohlwollen durchging. Gewiß war ihm der begeisterte Jüngling, der Feder und Radirnadel so originell führte, die liebste Erscheinung unter den Bewohnern Mannheims, denn die Collegen von der Akademie, voran der Exjesuit v. Klein, konnten Lessing so wenig anziehen wie vorher den hochmüthigeren Klopstock. Bei aller Artigkeit gelang es Lessing nicht, sein Mißvergnügen über die neugebackene litterarische Herrlichkeit der Pfalz völlig zu bergen, und im feierlich stillen Antikensaal war ihm wohler als im prächtigen Theater, wo das Mannheimer Publicum von seinem Antlitz das Entzücken über den Sopran der Demoiselle Danzy, das berühmte Fortissimo des Orchesters und die zukünftigen Garricks der Pfalz ablesen wollte. Schade nur, daß man den Ehrengast wie einen beliebigen Touristen das Billet an der Kasse bezahlen ließ! Auch waren die Sonnenfelsnaturen mit ihrer nagenden Feindschaft gegen alles Höhere in Mannheim mächtiger als in dem gern verehrenden Wien. Dieses selbstzufriedene Gezücht steckte dem Kurfürsten, daß der große Fremdling nicht genug Achtung für die Morgenröthe ihres geistigen Lebens zeige, Herr v. Stengel fand ihn vom übermäßigen Weihrauch betäubt und spröde, Hompesch kehrte, je näher er Lessing als einen stählernen Charakter kennen lernte, desto geflissentlicher nur den Finanzminister heraus. Dieser unzuverlässige Mensch fand die Lorbeern eines Mäcen bald zu theuer und suchte den aus der Ferne herbeigelockten Vertrauensmann mit hohlen Redensarten und bewußten Unwahrheiten hinzuhalten. Weder Lessings doch schon durch Schwan vorbestimmtes Verhältnis zur Pfalz und das Seylersche Engagement, noch die Geldangelegenheit Frau Evas wurden geordnet. Nach Stengels Bericht wäre Hompesch jetzt auf den Gedanken verfallen, dem als ferner Berather zu kostspieligen Lessing die Curatel der Universität und überhaupt des höheren Studienwesens anzutragen. Eine Hofkutsche brachte ihn nach Heidelberg.

Der Maler Müller ließ es sich nicht nehmen, wie in der Stadt so auch in der selbst im Februar reizvollen Neckarlandschaft seinen Begleiter zu machen. Er grub die Wanderungen und die auf Italien, auf Poesie und Religion gerichteten Gespräche mit Lessing

seinem Gedächtnis ein. Seine römischen Briefe an Lessing, so behauptet er in den für Tieck 1806 niedergeschriebenen leidenschaftlichen und nicht durchweg zuverlässigen Erinnerungen, habe Reiffenstein unterschlagen; doch sei ihm ein mißmuthiger Bericht aus dem späteren theologischen Krieg zugegangen. Als er 1781 in Rom plötzlich von Zoëga die Trauerbotschaft empfing, Lessing sei nicht mehr, rannte er Nachts wie wahnsinnig an Cestius' Male vorbei zwischen den Ruinen, in der Campagna hin und her und schrieb frühmorgens unter Thränen seine Ode „Auf Lessings Tod", worin er nach einem langen stürmischen Eingang die persönliche Erinnerung an die feste Gestalt, die freie Stirn, das blitzende Auge, den reinen Sinn, den frohen Scherz des Abgeschiedenen ausströmen ließ:

O ihr grünen Neckarthäler! Sitze
Meiner Fürsten; moosger Mauernring,
Wolfsbrunn, und du Jettas Felsenspitze,
Sahts! wie ich an seinem Halse hing,

Wie er mich, ich ihn zum Freund erkoren,
Daß ichs nicht vergessen soll, noch kann!
Ach er war so ganz für mich geboren,
War so ganz, so ganz! ein Mann, ein Mann!

So überwältigend wirkte Lessings Persönlichkeit auf empfängliche Gemüther. Friedrich Müller hatte bald nach jenen Schlendertagen reiche Gelegenheit, die geschlossene Manneskraft seines Freundes, der nicht mit sich spielen ließ, zu bewundern, denn er wurde an Stelle des biegsamen Schwan Lessings Vertrauter in den schriftlichen Auseinandersetzungen mit Hompesch. Lessing, noch bei Evas Heidelberger Verwandten zu Gast, erklärte ihm (1. März 1777) mit herzlichem Dank für alle Freundschaftsdienste, er könne in dieser Sache nichts thun als abwarten und wolle schlechterdings nicht aus dem Gebetenen der Bittende werden. Im Hintergrund wirkte die gefährliche Feindschaft des jesuitischen Pater Frank gegen alle liberalen Neuerungen mit. Er und der Chef des Unterrichtswesens, Oberndorf, in dessen Gebiet der verlegene Hompesch eingegriffen, hätten sich erfolgreich hinter den Kurfürsten gesteckt; so will Stengel die Sache wenden, mit dem naiven Geständnis, ihm sei der Auftrag geworden, es „einzuleiten, daß Lessing (doch mit guter Art)

sich so bald als möglich zu seiner Nachhausereise bequemen möchte". Über die große Frage, ob Lessing außer den Kosten für Reise und Aufenthalt noch besonders eine Dose voll Ducaten empfangen habe, mögen sich Andere mit Stengel abfinden; die ihm überreichte schöne Folge von Medaillen der pfälzischen Kurfürsten aber war allerdings nicht in Gold, sondern in Kupfer.

Gleich darauf kehrte Lessing über Göttingen, wo er mit Kästner mehr von Opitzens Studentenversen auf das Neckarthal als vom Mannheimer Schauspiel sprach, heim. Er hatte seine Kenntnis der deutschen Theaternöthe um eine neue ärgerliche Erfahrung bereichert und nicht die geringste Lust, den Minister zu schonen, der in einem auf Schrauben gestellten Brief die spätern Verpflichtungen ignorirte und die alten Anträge unter Verheißung der Curatorstelle an der Universität Heidelberg trügerisch aufnahm, zugleich aber hervorhob, daß, wenn Lessing sich nicht füge, „alle auf ihn gebauten Schlösser auf einmal zertrümmert sein würden". Dieser Brief, „so weit aussehend, so um den Brei gehend, kurz so ministerialisch", stand in perfidem Widerspruch zu den noch einen Monat früher abgegebenen Erklärungen Hompeschs, dem Lessings Abreise aus der Pfalz ein dreistes Biegen oder Brechen zu erlauben schien und der den glücklich entwischten Dramaturgen nun sogar mit Vorwürfen über den Mißerfolg einiger Mimen belästigte und beleidigte. Am 24. März erließ Lessing zwei Briefe an seine nächsten Mannheimer Bekannten, einen zurückhaltenderen an Schwan, einen sehr offenen an Müller: dieser möge sich ja nicht weiter in der albernen Geschichte bloßstellen; Hompesch suche im Fiasco jener Schauspieler nur einen Vorwand, sich aus dem Staube zu machen; „man sieht ja wohl, daß ich von dem Theater nichts verstehe, da ich so elende Leute empfohlen habe. — Doch wenn der Minister sagt, ich habe sie empfohlen: so lügt der Minister." Und Hompesch sollte unmittelbar erfahren, mit wem er es zu thun habe, denn einem anmaßenden Brief voller Ausflüchte setzte Lessings gerechte Empörung im April die wuchtigste und freimüthigste Lection entgegen, die der Herr Minister je in seinem Leben hat anhören müssen. Hompesch verzichtete phrasenhaft auf die patriotische Hoffnung, einen Lessing dauernd für die Pfalz zu gewinnen, unterschlug darauf hin die dem auswärtigen Akademiker, nicht dem eingesessenen Intendanten ver-

liehene Pension, setzte sich über alle mündlich oder schriftlich, mittelbar oder unmittelbar abgeschlossenen Vereinbarungen hinweg, wagte es sogar, Lessing wie einen Schuldner an sein unerfülltes Versprechen zu mahnen, und siegelte das rabulistische Schreiben mit dem sauersüßen Ausdruck bleibender Freundschaft und Hochachtung. Seylers war mit keiner Silbe gedacht. Darauf Lessing: „Nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemanden beschwerlich zu fallen.“ Aber er macht die Sache des getäuschten Seyler zur seinigen und warnt Hompesch, den er bitter an das Mitwissen des braunschweigischen Hofes erinnert, fürderhin noch ein öffentliches Wörtlein über seine Verbindung mit Mannheim in Kalendern und Journalen durchschlüpfen zu lassen: „Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles frei heraus. Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum Besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein.“ Demgemäß wies er die naive Zumuthung, er möge sich durch irgend eine Leistung für Akademie oder Theater die Pension und die volle Gunst des Kurfürsten wieder verdienen, schroff von der Hand und bat Müller, von allen Vermittlungsversuchen abzustehn. „Lernen Sie das Wort der Großen für das halten, was es ist“, schloß Lessing bitter diesen Brief. Man wird die maßlosen Anklagen gegen Hompesch, der ja von mehreren Seiten

gebunden war, ein wenig dämpfen müssen, ohne doch die Zweideutigkeit des ganzen Handels retten zu wollen. Wenigstens wurde Seyler nicht bloß mit Vertröstungen auf die Zukunft, sondern auch mit einer leidlichen Geldentschädigung abgefunden, die Lessing herauspressen half, seinen eigenen Tanz mit dem „kleinen kriechenden Minister" vertagend. Er hatte alle Stichkarten in der Hand, aber die Pfälzer hüteten sich wohl, den gefährlichen Streiter durch einen Bruch des Schweigens zu reizen und alle Kosten dieses Spiels vor der Welt zu tragen. Lessing überließ das Mannheimer Nationaltheater gleichgiltig seinem Schicksal: es sei damit eitel Wind; wenigstens verstehe man in Mannheim, und damit traf er den Nagel auf den Kopf, unter einem deutschen Nationaltheater nur eines, auf dem lauter geborene Pfälzer stünden; den Schauspielern gelte für ein wahres Nationaltheater allein dasjenige, das ihnen lebenslänglichen Unterhalt verspreche, da ihnen ja Spielstücke genug ins Maul flögen. Eben so entsagt er in einem Brief an Nicolai auf immer dem berückenden Bühnentraum und spottet: „Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: So alsdann jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie zu euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht! siehe, er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus!"

Als ein Jahr darauf auch der geschmeidige Wieland, wie sorgfältig er in Mannheim sein verbindliches Wesen als Widerspiel des Lessingschen „Weberbaums" glitzern ließ, ein Opfer der pfälzischen Leimruthen wurde, fand er mit der ergetzlichsten Anknüpfung an Lucian im abderitischen Froschgraben Mannheims die Fortsetzung seiner stockenden „Abderiten" und rächte durch diese Capitel, lustige Meisterstücke carikirender Bosheit, auch die Freund Lessing widerfahrene Unbill, indem er Lessing-Euripides durch das Theater-Schilda führte. Dem kläglichen Nachspiel der Lessingschen Erfahrungen, da der verachtete Principal Marchand, der mit niedrig denkenden Dichterlingen gegen den großen Dramaturgen gewühlt hatte, als Sieger hervorgegangen war, und neuen an Ehren, aber nicht an Gewinn reichen Versuchen Seylers, in der Pfalz festen Fuß zu fassen, folgte jedoch 1779 unter Dalbergs Regiment eine

glücklichere Zeit. Hervorragende junge Talente sammelten sich um das Banner des Mannheimer Nationaltheaters. Hier that Iffland als Schauspieler und Dichter seine ersten Schritte. Die Nachwehen des kleinlichen Localpatriotismus in Kritik und Production und akademische Schulreden über die Ziele einer guten Bühne erstickten die Lebenskraft des nach langem Kreißen geborenen Kindes nicht. Auf den Brettern erschien Shakespeare neben Lessing, und 1781 drängten sich aus dem Kreise der kleinbürgerlichen Familie, die in Mannheim wie nirgend sonst zur Bühnenherrschaft gelangt war, die kraftgenialen Figuren der Schillerschen „Räuber" hervor. In Hamburg, in Wien, in Mannheim entfaltete die deutsche Schauspielkunst ein freies Dasein. Das Lehrgeld war nicht umsonst bezahlt.

Lessing konnte 1777 die letzte dramaturgische Enttäuschung um so leichter verschmerzen, je schöner sein eheliches Glück gedieh. Das Neujahr hatte die Familie behaglich im Schäfferschen Haus, einem hufeisenförmigen Gebäude neben der Rotunde angesiedelt gefunden, das noch bis zur jüngsten Zeit den Bibliothekaren der Guelferbytana als Amtswohnung dienen sollte. „Was Ihr angewiesenes Haus betrifft: wenn es auf mich ankömmt, so vertausche ich es mit keinem Palaste in der Stadt, wenn es auch noch so altväterisch und klein wäre. Ich würde ja bei einer solchen Entfernung die Erlaubnis verlieren, Sie in der Bibliothek besuchen zu dürfen", hatte Eva noch als Braut geschrieben. In diesen sauber ausgestatteten reichlichen und hellen Räumen begann nun Lessing, ein eifriger Frühaufsteher, seine Tage, die gleichmäßig, aber ohne die dumpfe Eintönigkeit der letzten Wolfenbüttler Jahre, im steten Wechsel kurzer Bibliotheksarbeit, stiller Stunden am Studirtisch und geselliger Freuden mit Weib und Kindern oder willkommenen Gästen verliefen. Voll jugendlicher Frische betrieb er seine großen theologischen Kriegspläne und fühlte trotz Mannheim Lust und Kraft zu neuen dramatischen Schöpfungen. Wer ihn damals im vertrauten Gedankenaustausch und an der heitern Familientafel sah, bewunderte die elastische Schaffelust und Fröhlichkeit des Mannes und den reinen Einklang der Gatten. Mendelssohn und der gute Theophilus hatten Lessing noch niemals so liebreich, so umfangen von innerem und äußerem Frieden, so gesund, so lebensmuthig gefunden. Der junge schwäbische Historiker Spittler, der im Frühjahr

einige Wochen Lessings bibliothekarische und menschliche Güte vollauf genoß, schüttete sein dankbares Herz vor Freund Meusel aus: „Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen“ — Meusel kannte ihn als Recensenten! — „Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht, und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen als bei Lessing — so wärs bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen.“

Mit dem vorrückenden Jahr wuchs die Hoffnung auf ein Unterpfand der Ehe, das Vater und Mutter zu einer noch unlösbareren Gemeinschaft an einander kettet und dem Haussegen die höchste Weihe giebt. Aber das mit so heißen Wünschen, mit so ernsten Gelübden herbeigesehnte Christfest sollte die furchtbarste Katastrophe für Lessings spät und mühselig aufgebautes Familienglück werden: an einem der Weihnachtsfeiertage wurde ihm ein Sohn geboren, der schon vierundzwanzig Stunden nach der schweren Entbindung starb; von der kleinen Leiche blickte Lessing hinüber auf die vom hitzigsten Fieber befallene Gattin; nach dunklen Tagen leuchtete ein trügerischer Hoffnungsstrahl; auch dieser verblich: am 10. Januar 1778 erlosch Evas Leben, und in einem Grab des Wolfenbüttler Bürgerkirchhofs ist mit dem geliebtesten Wesen Lessings ganze Freude am Dasein bestattet worden. Er brach zusammen und haderte verzweifelt mit dem grausamen Geschick. Nichts ergreifender, als wie der schmerzlichste Krampf diesen starken Mann schüttelt und Lessing doch, während der Geier sein Eingeweide frißt, die schonendste Mittheilung der Trauerkunde an den ältesten Stiefsohn anordnet; nichts was uns das Herz schlimmer zusammenschnürte, als dies die Thränen hinunterwürgende Stöhnen eines Gewaltigen, diese blutigen

Sarkasmen, diese dumpfe Fassung, diese ungeheure Kraftanstrengung, aus der Verzweiflungsnacht wieder ans Licht zu tauchen und fortzuleben, fortzulieben, aber auch fortzuhassen und nicht in siechem Pessimismus oder ermattender Klage, sondern im Gewühl des Kampfes den Lebensrest aufzureiben. Klopstock hat sehr bald nach dem Hingang Metas aller Welt die tödliche Entbindung, die letzten, dann im „Messias“ so schön verewigten Gespräche und seine Wittwerschmerzen haarklein berichtet — ein paar großartige Briefe, das Erschütterndste, was je aus der Feder eines wunden und mit dem Schicksal, aber auch mit sich selbst ringenden Mannes gekommen ist, führen uns in das Wolfenbüttler Sterbehaus. Jeder Zusatz würde ihre lapidaren Züge beleidigen.

Den 31. December 1777, an Eschenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“

Den 5. Januar 1778, an Karl Lessing: „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübnis

ward von der größten Besorgnis so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paar Mal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird."

Den 7. Januar, an Eschenburg: „Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen sein, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich herzlich, wenn er das Geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. Meine Freunde müssen mich ferner schon so dulden, wie ich bin. — Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen, und eigentlich habe ich itzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen."

Den 10. Januar, an Eschenburg: „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht."

Den 12. Januar, an Karl: „Wenn du sie gekannt hättest! — Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!"

Den 13. Januar, an Eschenburg: „Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath vom Laudano litterarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen."

III. Capitel. Der theologische Feldzug.

„Ich habe es längst für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum."

„Ärgernis hin, Ärgernis her!"

Des leidenden Mannes vielerprobte Freundin ist die Arbeit. Wie im Epos die Göttin ihrem heldenhaften Liebling neuen Muth einhaucht, so richtet Thätigkeit den Gebeugten auf und stellt ihm, kann sie auch das Verlorene nicht heimbringen, Werth und Ziel seines Daseins vor Augen; vor ihm der Tag, und hinter ihm die Nacht. Für den unwiederbringlichen Schmuck und Genuß setzt er die fortdauernde Kraft des Wirkens ein, und die edle Entsagung wohnt in seiner Brust, daß, wie Schopenhauer es ausdrückt, der Mensch nicht glücklich, wohl aber heroisch leben kann. So denken wir uns Lessing nach dem Zusammenbruch seines Hausfriedens nicht lang in dumpfem Hader mit den finstern Mächten, sondern über alle wiederkehrenden Anfälle leidenschaftlicher Bitterkeit hinaus bald Herr seiner selbst und mit angespanntester Energie fortfahrend in der Bewältigung großer Aufgaben. Bis ans Sterbebett der lieben Frau folgten sie ihm; in sein stummes Brüten fällt die Ausforderung des Gegners; vom Grab hinweg eilt er, die Niederlage seiner Lebensfreuden in geistigen Fehden zu vergessen. Ganz giebt er sich diesem Hauptzweck hin. Seine Schöpferkraft scheint aufs höchste gesteigert, seine Unruhe weniger denn je zu beschwichtigen. Schlag auf Schlag, jeder Kriegskunst gerecht, entfaltet sich seine Polemik, und aus diesen athemlosen kritischen Gängen und ihrer abgebrochenen oder nur gedachten Folge dringt jetzt, so schonungslos der ungeschonte Mann seine Sache führt, so hageldicht die Streiche seines Spottes und Zorns fallen, so scharf er die Sätze

spitzt, ein gewaltiger Herzenston hervor, der in solcher Fülle noch nie bei ihm erklungen ist. Mitten in verschlagener Minirarbeit und offener Zerstörung baut er einen Altar der Liebe und predigt ein mildes humanes Evangelium; beides, den Grimm des Kampfes wie die Versöhnung mit allem Hader der Menschheit, als ein Geprüfter aus der vollen Schale des Leids schöpfend. Mit gewohntem Sarkasmus vergleicht er die Arbeit, die ihn „fortduseln" läßt, dem Schlafmittel des Kranken: theologisches „Laudanum" heißt nun die Hauptarbeit seiner Wolfenbüttler Zeit, der gleich auf der Schwelle ein bedeutender kirchengeschichtlicher Fund den prophetischen Stempel aufgeprägt hatte und deren Aussaat und Ernte den von vornherein berechneten Plan eines großen Feldherrn enthüllt.

Schon im October 1770 sollte die gelehrte, zumal die theologische Welt erfahren, daß der neue Bibliothekar der ihm anvertrauten Schätze werth sei und auch Versunkenes zu heben wisse: er überraschte durch die Ankündigung eines längst verloren geglaubten Tractates des „Berengarius Turonensis" über das Abendmahl. Die von Lessing sogleich geplante Herausgabe dieser Handschrift des zwölften Jahrhunderts, De cena Domini et transsubstantiatione, ist erst 1834 erfolgt; über die Schrift und den Urheber hat sich seither helleres Licht ergossen, als Lessings „Erläuterungen und Rettungen" es vermocht hatten. Sie geben sich als Briefe an Schmid, den treuen Genossen aller bibliothekarischen Ausgrabungen, durch seine gründliche Forschung über Berengars Mitschüler und späteren Gegner Adelmann, auch Anreger dieser Berichte, die nach Lessings Art nicht mit der Thür ins Haus fallen, sondern erst nach längerer Spannung die Freude des Fundes verrathen.

War die Schrift verschollen, ihr Urheber, Berengarius von Tours, gestorben 1088, des größeren Abälard Zeitgenoß, des Fulbert selbständiger Schüler, war es nicht, und man hatte ihn keineswegs bloß in kirchengeschichtlichen Compendien eingesargt, sondern oft und immer wieder genannt in den auf und ab wogenden Abendmahlsfehden seit der Reformation. Luther selbst gedenkt sein mißverständlich mit harten Worten, die grimmen Flacianer rühren die leidigen Händel von neuem auf, Zwingli möchte Berengar als Ge-

sinnungsverwandten ansprechen, das folgende Jahrhundert trug der Forschung wichtigen Stoff zu; ja, selbst Voltaire betrachtete tendenziös dies alte Opfer geistlichen Zwanges, und sein Essai sur les mœurs trat im Capitel über Religion und Aberglauben für Berengar gegen Lanfranc ein mit sympathischen Worten: Béringer n'avait raisonné qu'en philosophe . . . cette rétractation forcée ne fit que graver plus avant ses sentiments dans son cœur. Il mourut dans son opinion.

Die „Rettung" des Standhaften und die „Erläuterung" seiner Ansichten, beides beschäftigte Lessing lebhaft. Das erste Moment erregte ihn menschlich; das zweite, an sich kühler, ohne subjective Wärme in der Abendmahlsfrage betrieben, gewann doch dadurch persönliche Anziehungskraft, daß Lessings Hand von der pietätvollen Freude geführt war, dem armen absterbenden Alten in Kamenz, der des Sohnes früheren Schriften nur mit geringem Interesse hatte folgen können, eine willkommene dogmengeschichtliche Bescherung zu machen. Gottholds letzter Brief meldete dem Vater: „Sie kennen den Berengarius, welcher sich in dem elften Jahrhunderte der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, daß noch kein Mensch etwas weiß; ja, dessen Existenz die Katholiken schlechterdings geläugnet haben. Es erläutert die Geschichte der Kirchenversammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwidersprechlichsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat und keineswegs einer Meinung davon gewesen, die der Reformirten ihrer beikäme. Ich werde das ganze Manuscript herausgeben und lasse bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächstens senden will." Im Sommer 1770 mit Freund Schmid, der dann eine Abschrift des Codex anfertigte, „ganz Berengarisch", ist Lessing trotz den üblichen Redensarten über Lumpereien oder thörichten Bettel froh am Werk und nennt später noch dies im stattlichen Quart dargebotene Buch seine befriedigendste und kurzweiligste Arbeit.

Wohl lohnte Berengar der Mühe näheren Studiums. Zweifel über die giltige Abendmahlslehre hatten seinen kühnen Geist auf-

geregt. Die siegreiche Ansicht des Paschasius Radbertus über die Transsubstantiation stieß ihn ab. Prüfend durchlief er die dogmatischen Streitigkeiten der letzten Jahrhunderte auf ihre Gewähr hin und empörte sich gegen Tradition und Kirche, durch inquisitorische Gewalt geprüft, im Kampfe mit der Autorität gehärtet. Er suchte Stützen in der alten Patristik und verwarf die Geltung des bloßen Buchstabens der Bibel, um in dreister Haltung von Concilsentscheiden und einer äußeren Mehrheit an die innere Majorität der Wahrheit zu appelliren, dafür zu disputiren mit Wort und Feder und besonders über die cena domini um die Mitte des Jahrhunderts mit dem gefährlichen Lanfranc ein Duell auszufechten, das trotz der Gunst Papst Hildebrands 1079 scheinbar zu seinem Fall führte, indeß er bei seiner freien Auffassung blieb und, klüglich, ja kläglich unterduckend, über die einzelne Frage hinaus doch gegen Concil und Kirche den Standpunkt wahrte. „Also", sagt Reuter, „ist der zweite Abendmahlsstreit geworden, was der erste nicht war, ein Kampf um die höchsten Kriterien der religiösen Wahrheit, ein Conflict der Tendenz der negativen Aufklärung unmittelbar mit dem damaligen autoritativen Kirchenthum, mittelbar mit dem Christenthum der positiven Offenbarung." Verhält es sich wirklich so? Oder liegt Berengars Verwegenheit nicht vielmehr in dem anmaßenden Ton, wie er gegen die kirchliche Autorität den Satz „Das ist mein Leib" differenzirend erörtert? Diese kecke Sprache erregte großes Aufsehen und die Anklage der Ketzerei, denn in der Sache kommt der Disputant schließlich zu keinen revolutionären Folgerungen, und geistig bleibt ihm Abälard weit überlegen, der sich allerdings eine dem Kirchendogma zuwiderlaufende natürliche Religion erphilosophirte, freien Constructionen des achtzehnten Jahrhunderts verwandt. So Harnack. Aber um so begreiflicher, daß die älteren Aufklärer in dem unbotmäßigen Berengar einen Ahnherrn suchten.

Auf weitere Perspectiven ist Lessing hier als Kirchenhistoriker nicht ausgegangen. Seine mit vielen, oft recht fehlerhaften, Textproben belastete Untersuchung rechnet scharfsinnig die Concilien nach, obwohl auch hierin die Nachfolger manches bessern mußten, und verliert sich mehrfach in dürre und wirre Einzelheiten; wie denn Lessing selbst gesteht, er habe bei der Eile, seinen Fund zu veröffentlichen, den Hauptinhalt zu wenig herausgearbeitet. Er läßt

es an historischem Hintergrund und eingehender Charakteristik der betheiligten Personen fehlen. Er — aber gerade darin liegt der menschliche und auch der schriftstellerische Reiz des Büchleins — er hebt als Retter seinen Helden zu hoch, indem er den behutsamen Sophisten ganz übersieht, der trotz allem Kampfeseifer den Mantel nach dem römischen Wind hängte und als kecker Agitator auch politische Kniffe und Schliche nicht verschmähte, kurz durchaus kein so gerader und fester Streiter war, wie Lessing uns überreden möchte. Denn der Archivar und Urkundenforscher stimmt einen sehr persönlichen Brustton an, wo er auf die „Bekehrung" des Berengar, auf die Frage nach der Rückhaltlosigkeit seiner Bekenntnisse, auf den verpflichtenden Dienst der Wahrheit überhaupt zu sprechen kommt. Er kann es schlechterdings nicht glauben, daß ein Mann die mit reifem Verstand errungene Wahrheit Jahrzehende lang trotz allen Gefahren beharrlich bekenne und ausbreite, um sie plötzlich, in einem Augenblick, wo die Schätze der Wahrheit den unveräußerlichsten Werth vor allen andern behaupten, abzuläugnen. Ein solcher Erweis müßte alle Untersuchung der Wahrheit verleiden. Lessing will das grausame Märchen vom Rückfall in die flachen Begriffe der Kindheit so wenig hören, wie die plötzlichen Bekehrungen auf dem Todtenbette, wo nicht ein hitziges Fieber oder, was noch schrecklicher ist, Einfalt und Heuchelei dem ermatteten Kranken zweideutige Worte abpressen. Auch die starke Triebfeder der Ehre eines empfindlichen Geistes setzt der Vertheidiger späterhin in Bewegung, nicht als die edelste zwar für den Wahrheitsfreund, aber doch als wirksame Wasserkraft, die keinen Stillstand des Rades dulde.

Es bedarf keiner Wortverschwendung darüber, daß Lessing hier nicht für Einen Fall im Leben einer fernen historischen Persönlichkeit, sondern ganz allgemein und zugleich vernehmlich genug im eigenen Namen spricht. Aber zwischen geschminkter Wahrheit, Überzeugungsmaskerade, kupplerischer Beredsamkeit und einem aus dem Stoff berechneten und den Zeitumständen angepaßten Vortrag, einer niemals lügenden, wohl aber weislich zurückhaltenden, das Esoterische und das Exoterische mischenden Argumentation besteht ein großer Unterschied, und es heißt nicht Lessings Charakter verdächtigen, wenn man den Lobredner der Wahrheit seinen Tempeldienst vom „Berengarius Turonensis" an ohne ein beständiges unverhohlenes Aus-

packen aller und jeder einschlägigen Privatansicht vollziehen sieht. Man sollte nicht über Wunderkritik reden dürfen, ohne mit dürren Worten zu gestehn: für mich giebt es kein Wunder? nicht über ein Stück alter oder neuer Christologie, ohne im Eingang oder Nachwort den eigenen Unglauben an die Gottheit Jesu auszuklingeln? man sollte nicht im dankbaren Gefühl der protestantischen Grundlagen unserer Bildung und in freier Bewunderung menschlicher Größe einen Luther preisen dürfen, ohne darzuthun, welche Kluft unsre Weltanschauung von der seinen trennt? Im gegebenen Fall: Lessing hat über das Abendmahl gewiß glimpflicher geurtheilt als König Friedrich, der „keine abscheulichere und lästerlichere Absurdität als seinen Gott zu essen" kannte: c'est le dogme le plus révoltant, le plus injurieux à l'Etre suprême, le comble de la folie et de la démence (an Voltaire, März 1776) — aber Lessing, unberührt von der Weihe des Karfreitags oder gar vom Liebesrausch der Pietisten, hat für seine Person das Abendmahl weder in dieser noch in jener Form, weder in Luthers noch in Zwinglis Sinn begehrt und das christliche Passah jedenfalls in keinerlei Gemeinschaft mit Mystikern und Christgläubigen, vielmehr aus dem nüchternen Interesse eines historisch-kritischen Betrachters dieses frommen Brauches und der damit verknüpften Lehren gewürdigt. Seine Briefe über Berengar laufen denn auch in ruhige Fragen aus. Sie „betreffen einzig die Geschichte des Dogmas; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte". Ein Bild deckt auch hier Lessings eigene Fremdheit gegen das hochgelobte Sacrament: „Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken." Entschiedener Unionsfreund, will Lessing den Finger nicht in eine alte Wunde legen, die immer noch von strenglutherischen Zwinglihassern offen gehalten wurde, denn ihm heißen die Reformirten unsre „verschieden denkenden Brüder". Gleichwohl ist Lessing sehr beflissen, dem wahren Sachverhalt nicht entsprechend, Berengars Lehre von der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in vollen Einklang mit Luthers schleierhafter Auffassung zu bringen. So sehr wird ihm Berengar ein früher Vorläufer der Reformation, daß er ein neues kirchengeschichtliches Arsenal aufthut zu Gunsten

„unserer Kirche“, „unseres Glaubens“, daß er den strengkatholischen Widersacher Lanfranc wie in eigner Sache angreift, „päpstlichem Mißglauben“ die Spitze bietet, einem Briefe des Bischofs Eusebius den einfältigen unbedingten Schriftglauben nachrühmt und in der Fülle antikatholischer Polemik gegen hohe und niedere Priester, Geschichtschreiber und Dogmatiker selbst für die gelehrten Benedictiner der **Histoire littéraire de la France**, für Männer vom Rang eines Martène, eines Mabillon, des großen Schöpfers neuer historischer Hilfswissenschaften, kein gutes Wort findet. Was Wunder, daß dieser aus Lessings lebhaftem Temperament quellende, durch den Hinblick auf die armselige Kamenzer Studirstube erwärmte Eifer und seine ruhige Theilnahme an dem so bedeutsamen Abendmahlsstreit, verbunden mit ansehnlicher, offenbar mühelos aufgebotener Gelehrsamkeit und dem Reiz eines überraschenden Fundes, nicht bloß die Lobsprüche der wissenschaftlichen Theologie weckten, sondern daß über ein seit den Rettungen des Lemnius und des Cochläus reges Mißtrauen hinweg sogar die Orthodoxie diesem Lessing als einem Nathanael freundlich zuwinkte. Aufgeklärte Freunde schüttelten den Kopf. Wer dem Gemunkel über Lessings bevorstehenden Abfall zum Katholicismus und seine italienische Ansiedelung ein Ohr geliehen hatte, stutzte nun vor der gegentheiligen Überraschung. Die Gelehrten folgten wie gewöhnlich ihrem eingeschränkten Fachinteresse. Ernesti, der philologische Theolog, ein Anhänger der Lutherischen Abendmahlslehre, erkannte seinen einstigen Schüler des Doctorhutes der **facultas venerabilis** werth, die weltlicheren Philologen, von denen Reiske eine bescheidene, fast geringschätzige Ankündigung des Berengarfundes aus Wolfenbüttel empfangen hatte, dachten im Herzen: Lessing möge nur nicht tiefer in die Lanfrancos und Berengarios gerathen, denn „den Gang des menschlichen Verstandes in theologischen Ungereimtheiten wissen wir so ziemlich“; was bei Lessing den Nachhall findet: das „schale Lob der Theologen“ solle ihn nicht zu weiterer Beschäftigung mit ihren „Quisquilien und Ungereimtheiten“ verführen. Aber in Stunden der Bedrängnis hat er es später nicht verschmäht, den Schild dieses „Berengarius“ vorzuwerfen.

Daß die Rettung des alten „Ketzers“ von vielhundertjähriger Verfolgung und Fälschung, der mannhafte Protest gegen alle Ketzer-

packen aller und jeder einschlägigen Privatansicht vollziehen sieht. Man sollte nicht über Wunderkritik reden dürfen, ohne mit dürren Worten zu gestehn: für mich giebt es kein Wunder? nicht über ein Stück alter oder neuer Christologie, ohne im Eingang oder Nachwort den eigenen Unglauben an die Gottheit Jesu auszuklingeln? man sollte nicht im dankbaren Gefühl der protestantischen Grundlagen unserer Bildung und in freier Bewunderung menschlicher Größe einen Luther preisen dürfen, ohne darzuthun, welche Kluft unsre Weltanschauung von der seinen trennt? Im gegebenen Fall: Lessing hat über das Abendmahl gewiß glimpflicher geurtheilt als König Friedrich, der „keine abscheulichere und lästerlichere Absurdität als seinen Gott zu essen“ kannte: c'est le dogme le plus révoltant, le plus injurieux à l'Etre suprême, le comble de la folie et de la démence (an Voltaire, März 1776) — aber Lessing, unberührt von der Weihe des Karfreitags oder gar vom Liebesrausch der Pietisten, hat für seine Person das Abendmahl weder in dieser noch in jener Form, weder in Luthers noch in Zwinglis Sinn begehrt und das christliche Passah jedenfalls in keinerlei Gemeinschaft mit Mystikern und Christgläubigen, vielmehr aus dem nüchternen Interesse eines historisch-kritischen Betrachters dieses frommen Brauches und der damit verknüpften Lehren gewürdigt. Seine Briefe über Berengar laufen denn auch in ruhige Fragen aus. Sie „betreffen einzig die Geschichte des Dogmas; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte“. Ein Bild deckt auch hier Lessings eigene Fremdheit gegen das hochgelobte Sacrament: „Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken.“ Entschiedener Unionsfreund, will Lessing den Finger nicht in eine alte Wunde legen, die immer noch von strenglutherischen Zwinglihassern offen gehalten wurde, denn ihm heißen die Reformirten unsre „verschieden denkenden Brüder“. Gleichwohl ist Lessing sehr beflissen, dem wahren Sachverhalt nicht entsprechend, Berengars Lehre von der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in vollen Einklang mit Luthers schleierhafter Auffassung zu bringen. So sehr wird ihm Berengar ein früher Vorläufer der Reformation, daß er ein neues kirchengeschichtliches Arsenal aufthut zu Gunsten

„unserer Kirche“, „unseres Glaubens“, daß er den strengkatholischen Widersacher Lanfranc wie in eigner Sache angreift, „päpstlichem Mißglauben“ die Spitze bietet, einem Briefe des Bischofs Eusebius den einfältigen unbedingten Schriftglauben nachrühmt und in der Fülle antikatholischer Polemik gegen hohe und niedere Priester, Geschichtschreiber und Dogmatiker selbst für die gelehrten Benedictiner der Histoire littéraire de la France, für Männer vom Rang eines Martène, eines Mabillon, des großen Schöpfers neuer historischer Hilfswissenschaften, kein gutes Wort findet. Was Wunder, daß dieser aus Lessings lebhaftem Temperament quellende, durch den Hinblick auf die armselige Kamenzer Studirstube erwärmte Eifer und seine ruhige Theilnahme an dem so bedeutsamen Abendmahlsstreit, verbunden mit ansehnlicher, offenbar mühelos aufgebotener Gelehrsamkeit und dem Reiz eines überraschenden Fundes, nicht bloß die Lobsprüche der wissenschaftlichen Theologie weckten, sondern daß über ein seit den Rettungen des Lemnius und des Cochläus reges Mißtrauen hinweg sogar die Orthodoxie diesem Lessing als einem Nathanael freundlich zuwinkte. Aufgeklärte Freunde schüttelten den Kopf. Wer dem Gemunkel über Lessings bevorstehenden Abfall zum Katholicismus und seine italienische Ansiedelung ein Ohr geliehen hatte, stutzte nun vor der gegentheiligen Überraschung. Die Gelehrten folgten wie gewöhnlich ihrem eingeschränkten Fachinteresse. Ernesti, der philologische Theolog, ein Anhänger der Lutherischen Abendmahlslehre, erkannte seinen einstigen Schüler des Doctorhutes der facultas venerabilis werth, die weltlicheren Philologen, von denen Reiske eine bescheidene, fast geringschätzige Ankündigung des Berengarfundes aus Wolfenbüttel empfangen hatte, dachten im Herzen: Lessing möge nur nicht tiefer in die Lancfrancos und Berengarios gerathen, denn „den Gang des menschlichen Verstandes in theologischen Ungereimtheiten wissen wir so ziemlich“; was bei Lessing den Nachhall findet: das „schale Lob der Theologen“ solle ihn nicht zu weiterer Beschäftigung mit ihren „Quisquilien und Ungereimtheiten“ verführen. Aber in Stunden der Bedrängnis hat er es später nicht verschmäht, den Schild dieses „Berengarius“ vorzuwerfen.

Daß die Rettung des alten „Ketzers“ von vielhundertjähriger Verfolgung und Fälschung, der mannhafte Protest gegen alle Ketzer-

macher, die von jeher grausame Anklagen für unumgängliche Selbstvertheidigung ausgeben möchten, daß die bis zur Herzlichkeit gesteigerte Parteinahme für den Einen Freien gegen den Dogmenglauben seines Zeitalters und gegen die gewaltthätig den Widerruf erpressende Kirchenautorität eine große allgemeine Bedeutung habe und schwerer in die Wagschale falle als Lessings vermeintes treues Lutherthum, sprach Keiner nachdrücklich aus, auch sein junger Recensent Johannes Müller nicht. Und niemand konnte damals gewahren, wie Lessing in dieser Haltung, theils als objectiver Herausgeber kirchengeschichtlicher Urkunden, theils persönlich mitstimmend, schon auf ein ganz anderes Unternehmen, auf einen ganz andern handschriftlichen Fund ziele.

Am 1. März 1768 war Hermann Samuel Reimarus aus einem langen Leben stiller Arbeit abgeschieden. Mit der Ruhe des Weisen hatte er dem Tod ins Angesicht geschaut. Als Lessing ein Jahr später mit Elise und dem Doctor dauernde und folgenreiche Freundschaft schloß, konnte er die große Bibliothek vor ihrer Versteigerung nach Lust benutzen, und ein rasch erstarktes Vertrauen that ihm auch das geheime Hausarchiv der Reimarer auf. Er durfte nicht bloß theologische, philologische, dramaturgische Werke entleihen, sondern auch einen Einblick thun in die verschwiegenen Blätter, denen der Alte durch lange Jahre seine tiefsten Zweifel, seine beherztesten Schlüsse aufgeprägt hatte, während die Welt nur den frommen Teleologen und den Förderer der Thierpsychologie sah.

> Genieß der Seligkeit des Christen und des Weisen,
> Der für die Ehre Gottes denkt.

rief Hamburgs Gelegenheitsdichter am Sarge des „unsterblichen Reimar", in dessen Nachlaß doch der Zündstoff einer antichristlichen Empörung glomm.

Sehr langsam war Reimarus' ernster Sinn von einzelnen jugendlichen Bedenken über Bibelstellen, nach einer strenggläubigen Zeit, wo ihn apologetische Werke in eine getroste Sicherheit eingewiegt hatten, zum Zweifel fortgeschritten. Aber auch dann suchte er sich noch einzureden, daß Gott uns schwachen Menschenkindern nur ein beschränktes Verständnis erschließe und daß eben nicht jedes Wort der Schrift inspirirt sei; bis sein Glaube an der Klippe der

Trinität scheitert, selbstquälerisches Gebet keine befreiende Schwinge mehr findet und die Lehre von den ewigen Höllenstrafen, welche die ungeheure Mehrheit der Menschen schuldlos dahinraffen sollen, ihm Mark und Bein durchschauert. Anderseits entsetzt er sich vor der unbegreiflichen Bosheit und Halsstarrigkeit des auserwählten Volkes. Solchem peinvollen Schwanken steckt endlich der beherzte Entschluß ein Ziel: die Religion, die ihm gleich allen Kindern im unmündigsten Alter ohne Wahl und Prüfung von den Vorfahren her aufgedrängt worden sei, mit kalter Wahrheitsliebe zu untersuchen, das Ergebnis möge ausfallen wie es wolle. Er kann nicht auf dem Standpunkte des Kindes beharren, sondern muß mit eigenen Augen zusehn, ob der christliche Glaube als der echte und rechte über die andern, falschen Religionen triumphire. Ein ergreifender Monolog, in dem er sich selbst die innere Nöthigung und Reinheit seiner Absichten lebhaft vorhält, schlägt jeden Verdacht gehässiger Neuerungssucht nieder. Viele Jahre hindurch hat er seine geheimen Aufzeichnungen, die ein schneidendes Nein zum andern fügen, von neuem geprüft und stichhaltig befunden; darum blickt er der Todesstunde gelassen entgegen: „Ich genieße seit der Zeit eine ungestörte Befriedigung des Gemüths, der ich mich in meinem Busen freue." Umsonst mahnten die paar vertrauten Freunde, unter ihnen der deistische Naturdichter Brockes, zu öffentlichem Bekenntnis, das doch dem friedliebenden Wesen des stillen Mannes trotz aller Würdigung der beigebrachten Gründe zuwiderlief. Denn er gesteht: „daß ich stets gerne Streitigkeiten ferne geblieben bin", und unvergessen war in Hamburg der Trotz mächtiger Glaubenskämpen nach oben und unten, manches Beispiel amtsbrüderlicher Gewaltthätigkeit. Die gelehrte Welt kannte ihn als Gräcisten und Orientalisten, als bewährten Schulmann. Er war würdig, in der Vaterstadt Edzardis Professur zu erben und auch den litterarischen Nachlaß seines Schwiegervaters Fabricius zu verwalten; Göttingen bot ihm Gesners Lehrstuhl für griechische Sprache und Litteratur an. Nach der **Vita Fabricii** und dem vollendeten Dio Cassius kehrte er zu den philosophischen Studien seiner Wittenberger Zeit zurück und zeigte sehr zurückhaltend in den verbreiteten, selbst von der Orthodoxie belobten „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" (1754) nur die maßvolle, Wolffisch gefärbte, aber

nicht unselbständig begründete Verehrung des persönlichen Gottes, der die Welt aus dem Nichts geschaffen und ihren Lauf nach seiner unendlichen Vollkommenheit vorbestimmt habe. Noch Kant rühmt diesen Reimarischen Beweis für das Dasein Gottes als unübertroffen. In solche Theologie und Unsterblichkeitslehre mischten sich allerdings schon freigeistige Bedenken gegen alle, der absoluten Causalität Gottes fremden, Wunder nach der Schöpfung; aber der Gegner des Atheismus und Materialismus redete lauter als der unchristliche Philosoph. Hamburg sah ihn mit dem eifrigen Senior Wagner auf gutem Fuß und erfuhr wenig von seiner Bemühung, durch wohlinstruirte Freunde den neuen Katechismus zur naturalistischen Pflanzschule zu machen. Seine „Vernunftlehre" (1756) bezeugte den scharfen Logiker, die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere", im Gegensatz nämlich zur menschlichen Vernunft, den denkenden Naturfreund. Wie größere Philosophen des Aufklärungszeitalters sprach er wohl von Jesus als einem sittlichen Vorbild, schwieg aber von Christus dem Erlöser, ohne geradezu das Visier des Bibel- und Dogmenfeindes antichristlich zu lüften, denn er fühlte sich nicht berufen, in dieser Zeit der Verhetzung Existenz und Namen seiner Familie aufs Spiel zu setzen. Reimarus war ein Freier, aber kein Befreier, sein Kampfplatz die einsame Gelehrtenstube, nicht der laute Markt, und wer die Entwicklungsbahnen der menschlichen Aufklärung auch nur durchflogen hat, wird dem in sich gekehrten, zuwartenden Einsiedler weder Feigheit vorrücken, noch das Martyrium des Schweigens anheften. Ein Latitudinarier wie so viele Zeitgenossen, erklärt er: „Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn (obwohl es ohne meine Schuld geschehen würde) mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich, des Friedens halber, unter den herrschenden Meinungen und Gesinnungen schmiegen, ducken und schweigen, als daß er sich und Andere durch gar zu frühzeitige Äußerung unglücklich machen sollte". Wohl klagt er bitter, das den Türken, Juden, Herrnhutern gegönnte Recht des Bekenntnisses sei allein dem vernünftigen Tugendfreund vorenthalten, aber er hofft doch auf eine rasche religiöse Gährung und Klärung, und seine Resignation entbehrt der tröstlichen Ausschau in eine ersehnte helle Zukunft nicht. Für diese nahen großen Auseinandersetzungen

möchte er in abgelegener Werkstatt Wehr und Waffen geschmiedet haben: „Bewahrt sie also als einen geheimen Schatz mit gewissenhafter Verschwiegenheit auf den Fall der Noth!“ Drum will er nicht sowohl angreifen, als gegen orthodoxe Vorstöße decken, und bezeichnend genug nennt dieser friedsame Widerchrist sein verneinendes Geheimbuch eine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“.

Das Reimarische Werk ist das starke Glied einer langen, ungleichmäßigen Kette, deren erste Ringe schon im Todeskampfe zwischen Heidenthum und Christenthum geschmiedet wurden und deren Mittelstücke die erstarkte Kritik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zusammenschweißte. Bei der unmöglichen Vereinbarung zwischen Philosophie und Glaube, wie sie Leibniz und seine Schule inconsequent einhaltend und abbiegend ausführten, konnte Reimarus nicht bleiben; zu sichten und beiderseitig zu befreien wie Schleiermacher, war dem irreligiösen Kopfe versagt. Die Wurzeln des Christenthums glaubte er zu durchsägen, wohlbelesen in den Urkunden früher und später Aufklärer, welche die Bücher des alten und neuen Bundes mit ihren Fragezeichen und Strichen versehn hatten und immer fort versahen. Hier sei, mit begrenzter Wahl, Weniges angedeutet.

Hat selbst Luther hie und da wider den Stachel des Kanons gelöckt und in der Verlegenheit wohl einmal das Alte Testament den Juden zugeschoben, so steht die Kritik bei Spinoza auf der hohen, freien Warte des „Theologisch-politischen Tractats“: die verschiedenen Bestandtheile der Bibel werden qualitativ abgewogen, ihre Göttlichkeit verneint, der Accommodationslehre gemäß so manche gesetz- und morallose Geschichte aus der Berechnung für die Menge erklärt, mit feinen Winken dichterische Darstellung oder Vorurtheil des jeweiligen Verfassers ins Treffen geführt, die Zwangsheirat zwischen Theologie und Philosophie gelöst, die Sittenlehre auf Elementarsätze zurückgeleitet, die Aufhebung der Naturgesetze im Wunder als gottlos mit allgemeinen tiefgründenden Erwägungen, aber auch mit dem Hinweis auf die steten Widersprüche der Zeugen wie der Chronisten abgelehnt, die ursprüngliche Einfachheit biblischer Lehren und Gebote dargethan. Spinoza behandelt die Bibel nur wie ein profanes Buch aus verschiedenen Federn. Er rechnet mit

der Individualität der Verfasser, fordert und bewährt strenge philologische Schulung und will von der Entstehung, Urheberschaft und Eigenart einzelner Stücke allmählich zum späten Kanon dringen. Seine höhere Kritik schiebt, nicht als erste, den Moses als Autor bei Seite; sie verschmäht gelegentlich eine sehr nüchterne Zahlentafel nicht, um die chronologische Verwirrung der Königsbücher klar zu machen, wie auch Reimarus das Rechenexempel in Ehren hält. Dem Neuen Testament gegenüber zurückhaltend, zeigt Spinoza doch das Urchristenthum in einer menschlichen, von Parteien bewegten Entwicklung, würdigt Paulus als philosophisch gebildeten Heidenlehrer im Gegensatze zu den Judenaposteln und nimmt den vier, im Grund aus Predigt und Erzählung erwachsenen Evangelien jeden Anspruch auf göttliches Dictat. Und seine ausdrücklich nicht für weitere Kreise bestimmte, in mehreren Hauptfragen erst vom neunzehnten Jahrhundert fortgeführte Abhandlung wirkte hinüber auch auf die Pariser Bibelkritik eines Richard Simon, die kein Geringerer als Semler noch 1776 in Deutschland verbreitete.

Ungestümer ging nach mancherlei Vorboten, durch Befreiungsacte der Philosophie beschleunigt, Englands Deismus gegen die biblischen Wälle vor, und unser Reimarus hat dessen Hauptkämpen, die Collins, Tindal, Toland, Woolston, natürlich aus erster Hand, schon auf seiner Jugendreise, kennen gelernt, lang bevor der „Versuch einer vollständigen Engelländischen Freydenker-Bibliothek“ ihre Schriften den Deutschen vermittelte und auch die riesige Apologetik, voran der große Lardner, in Übertragungen und Berichten auf die Leipziger Messe zog.

Alt war das Bestreben, Religion und Sittlichkeit scharf aus einander zu halten, ohne Würdigung der mächtigen religiösen Impulse, bis Shaftesbury vertiefend, verfeinernd, vermittelnd sein Ideal des Virtuoso aufpflanzte; lang vorbereitet die Ausscheidung einer unhistorisch genug construirten natürlichen Religion, die aller Zusätze und Auswüchse der positiven entledigt werden müsse. Von vielen Seiten her wurde der Glaube an Offenbarung heiliger Schrift durchlöchert, der verdächtige Schatz alttestamentlicher Weissagungen Christi aufs Korn genommen, der mosaische Ursprung des Pentateuch vernichtet und solche Zersetzung des Kanons im allgemeinen wie im einzelnen, schlagend z. B. für Daniel, fortgeführt, Wandel und

Fälschung des Textes behauptet. Was sich hinter den Puritanerdämmen gestaut hatte, mußte im vollen Strom überfließen, und den französischen Dragonaden antworteten über den Kanal weg Lockes „Briefe über Toleranz“ mit der Forderung freier Kritik, freier Sittlichkeit, freien Bekenntnisses, freier Rückkehr zur ursprünglichen Religion Christi. Im Bibelsturm griffen die minder Radicalen gern zur bequemen Handhabe der so dehnbaren Accommodation, wie man etwa den von der kühnen Naturforschung mit Kopfschütteln geprüften Schöpfungsbericht allenfalls für eine dem schwachen Begriffsvermögen der jungen Menschheit angepaßte widerspruchsvolle Allegorie gelten ließ, und wie auch Voltaire, in der Heimat der **free-thinkers** geschult, scheinbar demüthig verzichtete, um sich vor dem Gott, der dies und das in weiser Umhüllung uns darzureichen „geruhte“, zu beugen. Sein grenzenloser Haß gegen die **infâme** und ihre Pfaffenschaft ist eine Brandfackel aus dem englischen Feuer. Die Priester lügen, ruft Collins; des Irrthums und bewußten Betruges dazu zeiht Blount Propheten und Evangelisten. Aber auch Keime Straußischer Mythologie sind im englischen Deismus ausgestreut, der von **tale, fable, romance** spricht und Sagen aus der aufgeregten Volksphantasie emporsprießen sieht. In England und Frankreich herrscht Verachtung der Menge, obgleich die ausschweifende Hoffnung auf ein nahes Ende des Aberglaubens, wie der Urchrist das Himmelreich vor der Thür erwartet, diesem kalten **Mundus vult decipi** gröblich widerspricht, da die ersehnte priesterlose Selbstherrlichkeit der natürlichen Religion hienieden doch erst nach vollendeter Volksaufklärung walten könnte. Aber wie Englands religiöses Leben noch jetzt Secten aller Art und Laienprediger aus niederem Stand hervorruft, so fehlt im Deismus nicht die demokratische Stimme. Während der gelehrte Deist einen liberalen Kirchenvater tummelte und trotz dem auch die zuchtlose Kanonkritik treffenden Veto des größten heimischen Philologen den Abgott aller Aufklärer und Popularphilosophen, Sokrates, als Gesinnungsgenossen und athenisches Prototyp Christi feierte, machte ein wackerer Mann aus dem Volke, Chubb, Jesum zum bürgerlichen Lehrer, dessen unentstellte Weisheit, schlichten Conventikeln plan dargeboten, durchaus mit der natürlichen Religion zusammenfalle; womit der größte religiöse Genius der Menschheit wohlwollend auf ein demokratisches

Mittelmaß herabgedrückt wurde. Die wichtigsten Probleme, das Urchristenthum und das Alter des Kanons, wurden schief gestellt und mit kecken Mißgriffen erledigt, so daß den Toland und Woolston gegenüber Lardners vielgepriesene „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“ (1727 ff.), 1750 unter Baumgartens Leitung verdeutscht, den stärksten Eindruck machen mußte: eine apologetische Einleitung in das Neue Testament, eine kirchenhistorische Rettung des Kanons, eine Bestätigung der Wahrheit christlicher Religion durch die erhärtete Wahrheit evangelischer Geschichte. Ohne Reizmittel der Darstellung füllte Lardner, darin noch für Walch ein Muster, ganze Bände mit patristischen Zeugnissen, um zu beweisen, daß nichts im Neuen Testamente der Abfassung durch die heiligen und unabhängigen Augen- und Ohrenzeugen widerspreche und dem Kanon sein ehrwürdiges Alter gesichert sei. In Deutschland war vor Allen Mosheim, der die Kirchengeschichte als Forscher und als sauberer Stilist in neue Bahnen lenkte, schriftlich und mündlich mit großem Erfolge thätig. Die Apologetik stand um Lessings Geburt, im dritten Zehend des vorigen Jahrhunderts, auf einer achtunggebietenden Höhe, von der sie allgemach auf der Rutschbahn neologischer Ansteckung und unpraktischer Beweise in Salbaderei und Gepolter ohne wissenschaftliche Wucht, ohne gemüthliche und sprachliche Wärme sank, bis unter Hamann und Herder die Empfindung gegen die Dictatur des Verstandes vordrang und später ein mit modernem Geist gesättigter Sohn der bildungsfeindlichen, aber an einfachen Dogmen hangenden und in echt religiösem Abhängigkeitsgefühl lebenden Brüdergemeinden den gebildeten Religionsverächtern sagte, was Religion sei, auf welchem Grund sie wachse.

„Meinen Jesum laß ich nicht“ war das A und das O der von der Orthodoxie so scheel angesehenen Stillen im Lande. Aber die schonungslose Behandlung der Patriarchen und Richter, Könige und Propheten, die gleichzeitig von Bayle, dem **advocatus diaboli**, mit ätzender Schärfe fortgesetzt, von den Encyclopädisten behutsamer aufgenommen, bei Voltaire und Friedrich bis zur Parodie beliebt wurde, mußte über den alten Bund hinaus wirken. Schwärmte Tindal, ein ethischer Mensch, aber kein Historiker und ein Utopist gleich Rousseau, für die hehre Tugend des uralten Naturalismus, statt mit Hume vom Polytheismus anzuheben; verurtheilte Morgan

die auf ein Diesseits beschränkte Äußerlichkeit des mosaischen Gesetzes, entkleidete derselbe Zweifler, der aber vor Reimarus einen poetisirenden Zug voraus hat, die alttestamentlichen Ehrenmänner ihrer sittlichen Ansprüche und erklärte er rationalistisch etwa die Fahrt durchs rothe Meer ohne Hilfe des Wunders; faßten Engländer und Franzosen den Samuel als ränkesüchtigen Pfaffen, David als genialen, aber höchst lasterhaften König — so übertrug Woolston diese Methode auf die Wunder der Evangelien, Toland erklärte den Kanon für spät und gefälscht, ja, mitunter wurde selbst die menschliche Hoheit Jesu nicht verschont. Der Gottmensch war wieder Mensch geworden, für Voltaire nur ein Zimmermannsjunge! Und die ehrerbietiger in ihm, dessen Botschaft eine neue Weltgeschichte aufthat, den rein sittlich Lebenden und Lehrenden anschauten, hielten es doch für keinen Raub, seinen nächsten Anhang zu verdächtigen, als könne den Meister achten, wer die von ihm berufenen Jünger schmäht. Ein Beispiel, das bedeutsamste: da Woolston, scheinbar vermittelnd, seine Stange zwischen die streitenden Parteien zur Rechten und zur Linken warf und das Neue Testament als Erfüllung des alten deutete, um zugleich allegoristisch den ganzen Wundernimbus wegzublasen, setzte er den Hebel am kräftigsten an der Stelle an, wo für den Schriftgläubigen wirklich die Gottheit Christi auf dem Spiele zu stehn scheint, bei der Auferstehung. Er erfindet die Zuschrift eines Rabbi, der sogleich unter die Taufe eilen will, wenn jemand ihm dies Wunder beweisen und seine sonnenklaren Gegengründe, das sei eitel Lug und Trug, entkräften könne. Man machte wohl die römischen Soldaten trunken, meint der Rabbi und theilt dem Petrus die Rolle eines verwegenen Cavalleristen zu. Die Auferstehung sei nur von Jüngern Christi, also nur von Interessirten, behauptet worden. Diesen Glauben für alle Zeit zu erhalten, habe wieder im Interesse der Priester gelegen. Aber das Märchen werde schon durch die Widersprüche in den vier Evangelien als Märchen erwiesen. Der Rabbi entlarvt die Engel am Grab als zwei aufgestellte Posten und schließt: auch so wackere Gesellen wie die Jünger mochten wohl einen Leichendiebstahl begehn; sie mochten, um den Ruf des Propheten und ihren eigenen zu retten, den Frauen eine abgekartete Komödie vorspielen und die Auferstehungsfabel durch die flinken, so gern übertreibenden Weiber-

zungen in Umlauf setzen. Woolston freilich, der verschiedene Wunder auf dem Weg bildlicher Vergrößerung erklärt, in einem Fall echt-rationalistisch mit bloßem Scheintod rechnet, im andern zwischen Betrug und Allegorie, dem Feigenblatt für all die aufgedeckten Blößen, wählen läßt, Woolston will seinerseits in der Auferstehungsgeschichte nicht mit dem bösen Rabbi stimmen, vielmehr statt des Betrugs Sage und Dichtung weben sehn. Gleichviel: Christus war nicht auferstanden von den Todten, war also nicht Gottes Sohn, sondern eine verwesliche Creatur; oder er war gar nicht am Kreuz gestorben. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch die englische Kirche; es regnete Gegenschriften, Sherlocks apologetische Gerichtsverhandlung als die beste Zeugenharmonie wurde wieder und wieder aufgelegt, ins Französische und Deutsche übertragen. Annets geschickte Antwort eröffnete eine neue Phase des Streites, worin dem Deisten der Triumph blieb, daß die gläubigen Harmonisten die Widerspruchslosigkeit der Evangelien ihrerseits sehr widersprechend bewiesen. Unter dem Schwall der Schriften fehlt auch die einer gewissen modernen Theologie erhaltene elende Ausflucht, verschiedene Begebenheiten anzunehmen, und ähnliche Verkleisterung nicht.

Reimarus, der Gelehrte des Bücherzimmers, hat die Vorgänger und Zeitgenossen genau gekannt, Spinozas Tractat wie die riesige Litteratur des englischen Deismus, Bayles Wörterbuch wie die „Encyclopädie", des Holländers Balthasar Becker antimosaische „Bezauberte Welt" wie des Wolffianers Schmidt naturalistische Bibelparaphrase, Dippels zur großen Toleranzgemeinde aller Frommen in der weiten Welt aufsteigende Verwerfung des Kanons wie die wüsten Herausforderungen des verachteten Edelmann, der zwischen der in einem liebreichen Leben ausgeprägten Lehre Christi und der systematischen Lehre von Christo einen „großen Unterschied" machte, auch die Auferstehungsgeschichte für bloße Fraubasereien nahm und in seinem trostlosen Nomadenleben mit Hamburger Frommen und Unfrommen zusammenstieß. Aber Reimarus wollte kein mit Citaten gespicktes Buch über Bücher schreiben, sondern, frei vom Rüstzeug der theologischen Zunft, sein Privatbekenntnis über die beiden Testamente, über Judenthum und Christenthum, über den allein giltigen und dem Weisen genügenden Deismus ablegen. Und wenn er ein-

mal auf Bayle anspielt, lehnt er es sogleich ab, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Seine „Schutzschrift" hat zwei Redactionen durchlaufen, deren erste mindestens einige Zeit vor Brockes' im Januar 1744 erfolgten Tod fallen muß, während die zweite mit so manchen Dämpfern, Besserungen und Erweiterungen bis in die letzten Lebensjahre des gründlichen Verfassers hinaufreicht. Sie zerfällt in zwei Theile von mehr als zweitausend Seiten zu fünf und sechs Büchern, deren Gliederung an apologetische Werke wie das von Le Vassor erinnert: der eine ist, nach persönlichem Vorbericht mit langen Anklagen gegen die Unterdrückung vernünftiger Religion in der Christenheit, dem Alten Testament gewidmet, der andre steigt von den Wurzeln des Christenthums zum neutestamentlichen Kanon, beide sind von einem rückhaltlosen Radicalismus erfüllt. Kein Engländer, kein Franzos überbietet den Hamburger Professor an verneinender Consequenz, kein Deutscher hat dem alten und dem neuen Bunde so auf Tod und Leben den Proceß gemacht; mit solchem Scharfsinn, solchem Ernst, den auch manche Wiederholung bezeugt, solcher Klarheit des Ausdrucks, der sich gern zu monologischen Ausrufen und gehäuften Fragen belebt, durch sein Lieblingswörtchen „Mein!" ironisches Staunen kundgiebt, den Herrn Theologen das Ungereimte fein deutlich und umständlich vorbuchstabirt und bisweilen einen gröberen Spott einflicht, wie zur Addition der Wachtelernte in der Wüste den Tischsegen: „Nun so friß denn, daß du Fleisches satt werdest."

Die lange Einleitung behandelt die Duldung der Deisten, die Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, die Offenbarungslosigkeit des Alten Testaments, die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung. Reimarus verurtheilt das aufgezwungene und angedichtete Taufgelöbnis, die Katechisation zum blinden Glauben, die lästernden Predigten gegen die Vernunft, den feindlichen Glaubenseifer. Er huldigt dem Kernsatze, daß echte Tugend ihren Lohn nicht mosaisch in zeitlichen Belohnungen oder christlich in Verheißungen für das Glaubenwollen, sondern in sich selbst allein finde. Aus dem „halbjüdischen System" der von keiner Theopneustie erfüllten Apostel will er nur das Gute herauslesen, was Verstand und Willen des Menschengeschlechts bessern kann, den großen Rest aber in den

Wind schlagen, da eine ferne Winkelreligion nicht der Menschheit fromme, vielmehr grobe Unwissenheit, Aberglaube, falsche Sicherheit bei lasterhafter Lebensführung, heuchlerische Werkheiligkeit, fanatisches und schwärmerisches Unwesen, Spaltung und Verfolgung, endlich als nothwendiger Gegenstoß der bare Atheismus die üblen Früchte des Christenthums seien. Dieser unhistorische Eiferer sieht das praktische Liebesgebot und die vernünftige Religion Jesu alsbald durch die Glaubensgeheimnisse, Streitigkeiten und widerspruchsvollen Schriften des apostolischen Zeitalters verdunkelt; ihm ist die Patristik nur ein Wust von Irrthümern, das Mittelalter eine Brutstätte der Unsittlichkeit und Thorheit, die Reformation eine gesunde, aber halbe Regung der Vernunft ohne Fortgang zu einem **Christianisme raisonnable**, sondern zu neuer Glaubensblindheit. Wenn nun Lutheraner und Calvinisten stritten, so rufe jeder, die andre Lehre laufe der gesunden Vernunft entgegen — also sei die Vernunft dann gesund, wenn sie ins System passe, aber blind, sobald sie es regelrecht prüfe. Er haßt die Pfaffen wie Voltaire und spricht dem jungen Haller nach: „Ist auch je eine Bosheit begangen worden, die nicht auch ein Mönch gethan?" Ohne eine Ahnung vom mystischen Religionsbedürfnis des Individuums steift er sich in allen Dingen auf seine Vernunft; sagt der Gegner: das ist über der Vernunft, so erwidert er ohne Leibnizens fromme Unterscheidung: das ist gegen die Vernunft, weil es in sich ungereimt und mit allen Wahrheiten der Geschichte, Physik, Moral unvereinbar erscheint. Diesem Rationalismus konnte das alte **Credo quia absurdum** nur wie ein Schrei des Irrsinns oder der Heuchelei erklingen. Die einfache Wahrnehmung, daß bei zahllosen Nebenmenschen sich eine gesunde Vernunft mit einem tiefen Glauben vertrug, also sehr verschiedene Mächte des Geistes und Gemüthes spielen, machte auch Reimarus nicht.

Eine allgemeine Offenbarung, die jeder Mensch auf eine gegründete Art glauben könnte, wird als unmöglich bezeichnet, und diesen Reimarischen Negationen über die Erbsünde und die der Weisheit Gottes widerstreitenden Mängel früherer menschlicher Erkenntnis, über das unausbleibliche Verblassen einer Offenbarung und die nichtige Beweiskraft der Wunder, über den Unsinn der Taufe und die prüfungslose Fortpflanzung des Bekenntnisses ent-

gegnet später Lessings verkleidete „Erziehung des Menschengeschlechts“ nur scheinbar im Sinne der Kirche. Der Satz blieb bestehn, so verwegen und so dürr auch vieles in den Gründen ist, und daß eine allzeitige unmittelbare Offenbarung übernatürlicher Erkenntnis an alle Menschen ohne ein ununterbrochenes Offenbarungswunder nicht denkbar sei, hat Kant bestätigt. Reimarus läugnet die Allgemeinheit, den religiösen Beruf der Juden, die Möglichkeit christlicher Welteroberung, wobei z. B. aller Erfolg von Heiden-, Türken-, Judenmissionen rundweg bestritten wird und der Ausbreitung des Christenthums wie der Bibellectüre die paradoxeste Unbill geschieht. Auch lese Jeder aus der Bibel heraus was er wolle, der Christgläubige halte sich an den frommen Betrug eines durchaus ungöttlich zusammengeschmiedeten Kanons und habe für die Offenbarung nichts als die petitio principii, daß die Schrift Gottes Wort sei. Geoffenbart sollte ferner ein Altes Testament sein, das im Gegensatze zu andern Orientalen, Griechen, Römern nichts von der Unsterblichkeit weiß und erst nach der babylonischen Gefangenschaft den Übergang aus Vielgötterei und Abgötterei zu strengem Jehovah- und Gesetzesdienst, Bildung und Unterricht meldet?

Dieser Kritiker des Alten Testamentes ist nicht nur ein unhistorischer, sondern auch ein unpoetischer Kopf. Aber man bemerke wohl, was auch Lessing in einem Brief an Mendelssohn auseinandersetzt, um die verschiedene Kritik der Profangeschichte und der Patriarchengeschichte zu erweisen: daß Reimarus Männer bekämpfte, die im Alten Testament keineswegs die Denkmäler hebräischen Alterthums, östlicher Kosmogonie, jüdischer Poesie, Mythologie, Heldensage, Geschichte u. s. w. erblickten, also keine Lowth, Michaelis, Herder, vielmehr solche, die dem achtzehnten Jahrhundert diese Bibel als ein verbindliches Glaubens- und Sittenbuch predigend, aus- und unterlegend vor Augen hielten, die Gott mit Abrahams Samen lobten, sich an der Christologie des alten Bundes als einer göttlichen Vorbereitung erbauten, keinen Zweifel an der unbedingten Wahrhaftigkeit des Schöpfungsberichtes, der Arche Noäh, des Gebotes Josuas an die Sonne und all der großen und kleinen Wunder gestatteten. Da mag denn Reimarus wohl ein gutes Recht haben, diese Wunder, die er glauben sollte, mit seinen fünf Sinnen zu prüfen, diese Menschen, die er als Muster und als

Leuchten des auserwählten Volkes verehren sollte, mit dem Maßstab seiner modernen Ethik zu messen. Das hat er denn unerbittlich gethan. Vor seinem strengen Blick kann Altvater Noah nur schlecht bestehn. Faßt er alle Motive der Geschichte Abrahams auf einem Blatt zusammen, so ergeben sich ihm lauter zeitliche Dinge ohne christliche Ideen und göttliche Offenbarung, so ist Sara eine alte kinderbegierige hysterische Madame, der Erzvater ein habsüchtiger Betrüger, der eine Niederträchtigkeit nach der andern begeht und ein gar schlechtes Exempel für die Nachkommen giebt, kurz alles andre denn ein Mann Gottes — „und wir überreden uns von der Kindheit an, daß alles, was von Abraham geschehen, göttlich gethan sei." So ist das Opfer Isaaks keine symbolische That, sondern der Molochdienst eines unsinnigen Fanatikers. Und nun die folgenden Glaubenshelden: Loth mit seinen sauberen Töchtern! Isaak, dessen wirre Geschichte so beredt gegen eine Verfasserschaft Mosis zeugt! Jakob, der um die Erstgeburt und um Herden oder Weiber schachert, „als ein Blutigel feist gesogen"! Seine Söhne, selbst Joseph, der im Glück zum ärgsten Leuteschinder und Kronjuden wird! So thürmt der empörte Sittenrichter ein ungeheures Sündenregister gegen die vermeinten Boten einer höhern seligmachenden Erkenntnis auf. Er zerschneidet jede außerordentliche Gemeinschaft Gottes mit derlei boshaften Seelen und erkennt im jüdischen Nationalstolz des Geschichtschreibers den Quell dieser behaupteten göttlichen Privilegien. Eine Scandalchronik soll das christliche System vorbilden? Reimarus zergliedert nun in sehr eingehender Paragraphenreihe die Geschichte Mosis, die Unmöglichkeit seiner göttlichen Sendung, mit besonderem Behagen die innern und äußern Widersprüche der ägyptischen Wunder. Er raisonnirt schlagend als Naturkundiger und als Rechenmeister und widmet, Ziffer auf Ziffer, Beleg auf Beleg, Trumpf auf Trumpf, mit scharfer Schlußpolemik gegen den wackeren Commentator Clericus ein großes Capitel dem Durchzug durch das rothe Meer, auch seine geographische Gelehrsamkeit reichlich verwerthend. So ein Fabulist schreibe die ganze Judenschaft auf der Ochsenpost binnen drei Stunden hinüber, spottet er, hat aber gerade hier Kritikern wie Döderlein und Michaelis manche Blöße geboten. Er schöpft aus den Begebenheiten in der Wüste eine neue Fülle von Erweisen, daß Moses,

ohne göttlichen Beruf zur Offenbarung einer seligmachenden Religion, nur der anmaßende Stifter einer sogenannten Theokratie gewesen sei, wobei unser Polyhistor seinen Scharfsinn weidlich an den Wachteln und dem Manna letzt und einen zweiten Triumphzug gegen die orthodoxen Vertheidiger des buchstäblichen Thatbestandes zurücklegt. Hier blickt auch flüchtig der Schimmer einer poetischen Auffassung der Sage durch, wenn Reimarus beim Sonnenstillstand durch Josuas Gebot einen schwungvollen orientalischen Sänger „aus dem Gedichte eine Geschichte" machen läßt. Freilich verquickt er moralisch-politische Aberweisheit und den ausschweifenden Judenhaß, der dieser Schutzschrift für die Deisten allenthalben eigen ist. „Die ganze Race taugt nicht", lautet sein summarisches Urtheil, das auch die Gegenwart trifft, wie in einer später gestrichenen Stelle über Lug und Trug, Gewinnsucht und Schinderei der Alten: „Vollkommen würdige Väter der Juden! als welche ihnen in allen Stücken bis auf den heutigen Tag völlig ähnlich sind." Reimarus findet das Wasserwunder in hellenischen Dichtungen wieder: „Überhaupt ist fast kein biblisches Wunder, davon man nicht ähnliche in der heidnischen **Historia fabulari** aufweisen könnte. Aber bei andern Nationen hat das **tempus mythicum** doch noch ein Ende, und es folgt bald das **tempus historicum**, wo man aufgehört hat, Abenteuer aus der Geschichte zu machen. Hergegen bei den Ebräern ist von Anfang bis zu Ende alles mit dem Wunderbaren durchflochten. Und dennoch ist, nach ihren eigenen Urkunden, das Betragen derselben jederzeit so voller Schandthaten und Bosheiten gewesen, daß keine Nation auf der Welt weniger verdient hätte, daß Gott um ihrenthalben Wunder thäte, als eben diese." Endlich erscheint Moses völlig im Lichte des großen Betrügers; man mag sich erinnern, daß die Bibliothek des Reimarus „zwei **Manuscripta de tribus impostoribus**" barg, und auch in der langathmigen Anklage gegen den „unvergnüglichen Habegeist" der Priester die Geistesverwandtschaft mit Voltaire, um nur Einen zu nennen, wiederfinden. So wie es leicht ist, in allgemeinen Tendenzen und einzelnen Erweisen die nahe Berührung mit den manchmal ausdrücklich citirten englischen Deisten zu zeigen. Ihm heißt der Hiob ein unklares Drama und das Hohelied ein fleischliches Epithalamium, der Prediger Salomonis eine weltliche Klugheitslehre und die Sprüche eine Samm-

lung bürgerlicher Moralia, während die Psalmen den ganzen Schwulst orientalischer Dichtung zur Schau tragen.

Er zergliedert pragmatisch, moralisirend, hie und da mit höherer Kritik des Textes die Geschichte der Richter und gelangt, nachdem er in Samuel einen pfäffischen Politiker abgemalt hat, bei König David auf die Spur Bayles, um mit tieferem Ernst, eben so unhistorisch wie triftig gegenüber der orthodoxen Beleuchtung, den meuternden, grausamen, straßenräuberischen, geilen König, der noch als alter abgenutzter Fuhrmann nicht zufrieden sei die Peitsche knallen zu hören, seiner vorbildlichen Idealität zu entkleiden und nach weiterer Wanderung durch die Königszeit dasselbe Facit zu ziehen wie am Schluß der Patriarchengeschichte: auch hier finde man keinen wahren Gottesdienst, keine reine Tugend, keine selbstlose Frömmigkeit, sondern Mißbrauch des Namens Gottes, Gier, Gewalt, Betrug als Triebfedern fast all der Menschen, deren überliefertes Dasein eine göttliche Offenbarung sein soll. Und die Blüthen echter Gottesverehrung und Menschenliebe sind verloren im Unkraut der Ceremonien, das Wesentliche durch das Unwesentliche erstickt, der Gottesbegriff heidnisch und unwürdig, die Messiaspropheten je nach den Zeitläuften schwankend und keinesfalls „von der angeblichen Verheißung eines geistlichen Erlösers“ voll, die Sittenlehre an zeitliches Wohl und Wehe gebunden, ohne gute Lehrbücher und Schulen, die Unsterblichkeit erst in so später Zeit unter fremdem Einflusse geglaubt, daß auch hier die göttliche Offenbarung hinfällig wird. Der alttestamentliche Kanon ist ganz allmählich, nicht göttlich, sondern menschlich in seinen Theilen entstanden, das Wenigste darin aus erster Hand auf uns gekommen, vieles unter falschen Verfassernamen und in mannigfacher Verwirrung, manches aus bestimmt nachzuweisender vorgerückter Zeit, die Masse erst sehr spät für kanonisch erachtet. So folgt Reimarus wiederholend, abweichend, erweiternd dem Spinoza und anderen Vorläufern, nicht gemeint, auf dem Weg in den neuen Bund hinüber seine Methode zu ändern.

Auch der neutestamentliche Kanon ist spät und in gewissem Sinne zufällig, die — heute so sicher auf Nero bezogene — Apokalypse eine abschreckende Phantasterei, die Evangelien Menschenwerk und geraume Zeit nach Christus als unter einander mehr oder weniger

abhängige Compendia entstanden, das Johannesevangelium platonisch-mystisch, die Briefe eben Briefe von Menschen an Menschen, kurz: das neue Testament kein einheitliches Geschenk göttlicher Offenbarung, sondern ein spät sanctionirtes Corpus von Schriften aus verschiedenen Federn und darum wie alle menschliche Überlieferung jeder Kritik offen. Bot diese Betrachtungsweise nichts schlechthin Neues, so ist Reimarus, nach Straußens überzeugender Darlegung, bei der zweiten Redaction für die Lehre Jesu noch von dem akademischen Führer der Kanonkritik, Semler, beeinflußt worden, also bis zuletzt nicht müde gewesen, zu lernen und zu bessern. Er scheidet die ewigen Elemente der natürlichen Religion, zu der Jesus esoterisch seine Vertrauten und durch sie die Menschheit führen wollte, und die zeitlichen Elemente und Einkleidungen, die nicht der ganzen Menschheit, sondern dem jüdischen Haufen gehörten. Er scheidet ferner, nicht als Erster, die Lehre Jesu und die Lehre der Apostel. Aber Reimarus führt eine revolutionäre Auffassung mit all dem unaufhaltsam vordringenden Scharfsinn durch, der Unklarheiten durch eine neue Prämisse zu heben sucht: der Tugendlehrer Jesus wollte der politische Messias werden, den die Juden ersehnten, das Himmelreich vor der Thür sollte trotz alledem ein weltliches Reich sein. Er faßte später seine Ergebnisse dahin zusammen:

„Die entfernte Veranlassung“ des Christenthums „war ein falscher jüdischer Wahn, womit die Propheten das gemeine Volk in seinen Drangsalen hingehalten hatten, daß einmal aus dem Geschlechte Davids ein Messias oder gesalbter weltlicher König zu Jerusalem entspringen, die Juden von aller Unterdrückung ihrer Feinde erlösen und ein großes herrliches Reich unter ihnen aufrichten würde“ . . .

„Die nähere Veranlassung des Christenthums ist die Unternehmung Jesu von Nazareth, einen solchen Erlöser vorzustellen und sich als einen König Israels mit Hilfe des Volks und seiner Jünger ausrufen zu lassen; als wohin sein öffentlicher Eintritt in Jerusalem nebst der ungestümen Störung des Gottesdienstes und der aufrührerischen Predigt wider die Obrigkeit zielte. Dieses unmächtige Unternehmen ist ihm und den darauf hoffenden Jüngern mißlungen und hat sich durch seine Kreuzigung als eitel bewiesen“.

Es versteht sich von selbst, daß diese Auffassung jeden Glauben

an Gottessohnschaft und Dreieinigkeit, Mittleramt und Gnade, daß sie auch die Freude des Gerechten auf das himmlische Jerusalem und die Pein des Ungerechten in der ewigen Hölle radical verwarf. Reimarus zerpflückte die wohlberechneten Wunder Jesu und seiner Jünger als Täuschungen und Erfindungen im Dienst eines Systems und ging, gestützt auf eine kluge Anleitung zur Wunderkritik insgemein, ohne seine Truppen im Kleingefecht gegen alle Heilungen, Erweckungen und dergleichen zu verzetteln, mit gesammelter Wucht gegen zwei Vesten des Christenthums vor: Auferstehung und Ausgießung des heiligen Geistes. Hier war mehr als Woolston und Annet, deren Vorarbeit Reimarus allerdings sattsam nutzte, als er, ein unerbittlicher Untersuchungsrichter, die Zeugen der Auferstehung in jedem Punkt eines Widerspruches nach dem andern bezichtigte und im Lauf des haarscharfen Verhörs wirklich so schlagend überwies, daß diese klaffende Disharmonie der Evangelien seitdem jedes Apologeten spottet, wenn auch den Christgläubigen sein unabweisliches Bedürfnis nach dem auferstandenen Menschensohn über die Kluft reißt und die historische Kritik seit Lessing mit andern Motiven als dem Leichendiebstahl der Jünger, die einen Staatsstreich um jeden Preis gebraucht hätten, und der „Erdichtung Matthäi“ rechnen gelernt hat.

Nach Reimarus ist Jesus als verunglückter „conquérant“ am Kreuz gestorben. Bis dahin hatten sämmtliche Apostel nur die Chimäre von Jesu weltlichem Reich und der ihnen versprochenen Mitregentschaft auf den zwölf Stammesstühlen im Kopf; ihr Anhang freute sich, Himmelsactien aus der Heilandscasse zu kaufen. Der Bankbruch ward „die allernächste Veranlassung des neuen christlichen Systems ... In ein paar Tagen, da alle ihre Hoffnung auf das vorige System mit einem Male verschwunden war, satteln sie um und ergreifen das System des leidenden Erlösers; sagen, der Messias habe erst müssen leiden und sterben nach der Schrift, er sei aber vom Tode auferstanden ... Es ist augenscheinlich, daß die Apostel bloß aus Noth wegen fehlgeschlagener Hoffnung von einem falschen System auf ein anderes gleich falsches gefallen waren und ihre vorigen fleischlichen Absichten unter einer andern schmiegenden Gestalt so gut möglich auszuführen gedachten.“ Dies System war aus der Schrift nicht zu erweisen, denn die angezogenen Stellen

zielen sämmtlich anderswohin. Eine Auferstehung hat nicht stattgefunden. Den Auferstandenen hat in den vollen vierzig Tagen bis zur Himmelfahrt außer den Aposteln niemand gesehen. Die Apostel wagten sich mit ihrem Zeugnis von der Auferstehung und den Erscheinungen Jesu erst spät und dann widerspruchsvoll genug hervor. Die Hoffnung der Urchristen — und hier traf Reimarus in seinen Constructionen etwas Richtiges — war auf den nahen Eintritt des tausendjährigen Reiches geheftet; aber Jesus und dies Reich sind ja nicht gekommen. Beim Pfingstwunder ging es menschlich, allzu menschlich zu, wie bei jeder religiösen Gründung. Und die Geschichte der jungen Kirche zeigt sie sofort von Parteiungen getrieben; Reimarus aber ist nicht im Stande, diese fruchtbare, von Semler bis zu Baur und fortan immer tiefer ergründete Beobachtung einsichtig zu verfolgen. Auch den Paulus thut er ohne Sympathie ab, und indem er seine großen Centraldogmen mit aller Entschiedenheit verwirft, führt er mittelbar Streiche gegen die Lutherische Dogmatik. Das Ergebnis dieser durchaus ehrlichen, unermüdeten und klugen, aber in ihrem Pragmatismus und Moralismus jeder Geschichts- und Religionsphilosophie baren Untersuchungen war somit rein negativ. Gezeigt war die Ungöttlichkeit des ganzen Kanons. Grell beleuchtet die vielgepriesene Musterhaftigkeit des auserwählten Volkes Israel, das Reimarus geradezu unbändig haßt. Vernichtet die Christologie des alten Bundes; der neue aber, mittelst verwegener Combinationen und durch eine himmelschreiende Geringschätzung der Triebkräfte größter weltgeschichtlicher Ereignisse, als Ausgeburt eines mißlungenen judenpolitischen Putsches und Gebilde des Wahns und Trugs herabgewürdigt, seine Wunder wie Staub zerblasen, der Kern der Jesulehre auf Elementarsätze der natürlichen Religion zurückgeführt. Ihnen wollte der vernünftige Verehrer Gottes treu anhangen, alles andre war ihm nur ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Irrthums und priesterlicher Täuschung. Was der Mahometdichter im Oedipe sagt, glaubt auch Reimarus von den „Herren theologis“:

Notre crédulité c'est toute leur science.

Dies das Buch, das im Stillen, wie die Mine des Funkens, nur einer kühnen Hand harrte, um als umfassendstes und unbarm-

herzigstes Bekenntnis eines Widerchristen die deutsche Christenheit zu erschüttern.

„Er hatte von seinem Vater freilich eine, in diesem Hause gleichsam erbliche Unzugänglichkeit für jede Offenbarung geerbt", erzählt Rist von dem Sohn, mit dem herzhaften Zusatz, dieser fromme, ja heilige Mann sei durch selbstlose Wohlthätigkeit und demüthiges Gottvertrauen dem Himmelreich näher gekommen als mancher Wortchrist. Ihm blieb bis ans Lebensende die väterliche „Schutzschrift" ein „Panier der Freiheit", für dessen würdige Erhaltung er im Stillen sorgte, auf daß man es entrolle, wenn die Gelegenheit es fordre „und besonders wenn Schwärmer die Menschheit wieder in den Katholicismus zu stürzen drohen sollten". So dachte der Doctor im Grund über das gefährliche Testament des Alten nicht anders als die ungestümere Elise, deren Briefe — sie sind viel reicherer Mittheilung höchst würdig — von häuslichem Geplauder und litterarischen Interessen in Lieb' und Haß immer wieder den ihr ans Herz gewachsenen großen Fragen der Aufklärung zusteuern und dem Reiche der Vernunft huldigen. Während der Bruder seinen physikalischen und ärztlichen Studien oblag und über die besten Blitzableiter sann, wünschte Elise Blitzstrahlen auf den von ihr recht Voltairisch verdammten Fanatismus herab. Wo Lessing, Mendelssohn, der jüngere Freund Hennings ihre Stimme für die Aufklärung erheben, in Deutschland wie in Dänemark, ist sie mit ganzer Seele dabei, hier ungeduldiger als die gereiften Männer, dort frauenhaft mäßigend. Kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch große Geister der Aufklärung, Voltaire, Friedrich, in falscher Würdigung der religiösen Macht und der ganzen Entwicklung des geistigen Lebens einen rasch und rascher um sich greifenden Eroberungszug des Deismus erwarteten und die Herrschaft des Lichts so nahe glaubten wie Moses das gelobte Land, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Lichtfreundin Elise von Einem kühnen Zug auf gewonnenes Spiel rechnete und gern den „schönen Traum" grenzenloser Duldung und Aufklärung träumte. Sie glaubte einem Entscheidungskampf zwischen der Vernunft und der Orthodoxie zuzuschauen und möchte durch die „Schutzschrift" eine Festung aufrichten, woran die Dunkelmänner sich die Köpfe einrennen sollten. Es ist lang ins Gebiet der Fabel verwiesen, daß Lessing heimlich

eine Abschrift erworben oder, mittelst einer bei den Reimarern undenkbaren Durchsteckerei, die Blätter hinter des Doctors Rücken von Elise erhalten habe, vielmehr ist von Seiten des Gebers und des Empfängers zu allem Überflusse bezeugt, daß die Aushändigung durch das männliche Familienhaupt erfolgte. Aber der Charakter der beiden Geschwister, dazu die gedruckte und ungedruckte Correspondenz lehrt: Johann Albert Hinrich war bei dem Vertrag zwischen Lessing und den Reimarern der behutsamer zuwartende Theil, Elise der treibende, dessen weiblicher Übereifer eben so oft durch Lessings Säumen auf harte Proben gesetzt, als ihr gerader Sinn durch die nothwendigen Schachzüge seiner Politik beirrt ward. Der Doctor wünscht keine Veröffentlichung, da er die Besorgnisse des Vaters theilte und um alles nicht seiner ehrwürdigen Mutter die Pein feindseliger Erörterungen über ein ihr wahrscheinlich noch unbekanntes, antichristliches Werk des Gatten zuziehen wollte. Vergebens erklärt Lessing später, nachdem er schon ein Rudel Füchse mit brennenden Schwänzen ausgeschickt hat, alle Gefahr der umfassenden Mittheilung auf sich allein nehmen zu wollen — Reimarus fügte sich diesem Begehren nicht. „Viel zu furchtsam", dem Freunde das ganze Manuscript, d. h. die gesammte endgiltige Redaction der „Schutzschrift" anzuvertrauen, ließ er es dabei bewenden, daß Lessing, offenbar ohne eine bestimmte Vollmacht öffentlicher Benutzung, allmählich sieben Bruchstücke aus der ersten Niederschrift in Druck gab. Er gestattete nur noch die Vergleichung eines vielbekämpften Abschnittes nach der Fassung letzter Hand und lüftete, nachdem er das Gerücht, sein Vater sei der Urheber, entschieden zurückgewiesen hatte, erst in seiner letzten Lebenszeit 1814 durch Schenkung einer Copie der beiden Bände, die urschriftlich der hamburgischen Stadtbibliothek verblieben, nach Göttingen selbst den Schleier, der doch schon lange so durchsichtig war.

„Wegen des Bewußten werde ich auf allen Fall solche Anstalt machen, daß es durch die dritte Hand niemanden als seinen rechten Herren überliefert werden soll", schreibt Lessing in Hamburg, den 10. April 1770, an Reimarus, der dann gen Wolfenbüttel mit seinem von befreundeten Predigern getheilten Dank für den wahrheiterkämpfenden Berengar und etlichen Scrupeln über Mendelssohns Bibelexegese die Meldung sendet: „Was Sie aus unserm Codice

verlangen, gehet hierbei". Ein Nachtrag oder eine Collation wird gemeint sein, wenn anders „unser Codex" die Schutzschrift bedeutet. Offenbar wollte der Doctor das geistige Testament seines Vaters nicht aus den Händen geben, und nur so begreift es sich, daß die minder geklärte, bündigere erste Fassung dem Vollstrecker Lessing zufiel.

1762 hatte Voltaire im Kampfe gegen die infâme ein verborgenes Werk auszugsweise zu Tage gefördert, das hundert Jahre später gleich der viel gründlicheren und durchschlagenderen Reimarischen Schutzschrift in David Fr. Strauß einen neuen zärtlichen Pflegevater fand, das sogenannte Testament von Jean Meslier. Dieser 1733 hochbetagt gestorbene Landgeistliche der Champagne war bei Lebzeiten scheinbar ein gläubiger Hirt der Gemeinde gewesen, der er nach seinem Tode durch die Widmung politisch und religiös aufrührerischer Denkwürdigkeiten ein Licht über sociale Mißstände und die Eitelkeit aller Religionen der Welt aufstecken wollte, um die Lüge seines Daseins durch ein grelles, fressendes Feuer wegzubrennen. Das Testament Mesliers ist in seinem volkswirthschaftlichen Radicalismus bedeutsamer als in seinem religiösen Nihilismus, und von Voltaire wie ein abseits liegendes Scheit rasch in die Flamme der Aufklärung geworfen, hat es keine selbständige Wirkung gethan.

Ganz anders Reimarus. Der erste leisere Ruf aus dem Grab verhallte; die folgenden, gesteigert bis zur unerhörtesten Anklage gegen Jesus und seine Jünger, weckten einen Aufruhr in der gesammten theologischen Welt Deutschlands, über die verschiedensten Parteien der Kanzel und des Lehrstuhls hinaus auch die Laienwelt erfassend, in der Heimat des Deismus von Coleridge, der selbst an eine Übertragung dachte, als eine Summe Voltairischen Witzes, Humischen Scharfsinns, Lardnerscher Gelehrsamkeit angeschaut. Unter denen, die statt bloßer Fragmente das Ganze des Bibelstürmers begehrten, erscheint auch Herder: an Lessing selbst wandte er sich mit einem Verlangen, das, damals unerfüllbar, den Schreiber später, als Lessings nachgelassene Briefwechsel hervorkamen, zwar nicht gereute, aber möglicher Mißverständnisse wegen ängstigte.

Lessings erster Plan war allerdings darauf gerichtet, die ganze Armee des alten Reimarus mit einem Schlag ins Feld zu werfen.

Er besprach das kühne Unternehmen mit seinen Berliner Freunden, ja, Moses, dem hinterdrein ein albernes Scharteckchen antisemitisch die Urheberschaft zuschob, bekam im Herbst 1770 die Handschrift auf den Heimweg mit. Und gerade der Hinblick auf Mendelssohn mußte eben damals Lessings Eifer, die Schutzschrift auszusenden, kräftig schüren. Vor kurzem hatte der fromme Genfer Bonnet aus einem größeren Werk über Palingenesie einen besonderen Theil gelöst und erweitert, die Recherches philosophiques sur les preuves du Christianisme (1770). Sein Übersetzer Lavater forderte, während Bonnet selbst die Zumuthung eines solchen Entweder-Oder verläugnete, den jüdischen Platon öffentlich auf, diese „Beweise" zu widerlegen oder unter die Taufe zu eilen. Mendelssohn, der vor allen Zusammenstößen mit streitbaren Theologen so weit als nur möglich auszubiegen liebte, befand sich diesem „Friß Vogel oder stirb!" des ungestümen Bekehrers gegenüber in einer peinlichen Lage, da es für ihn, den Israeliten und Führer der freieren deutschen Judenschaft, doch große Bedenken hatte, von Berlin nach Zürich hin die „Beweise" für das Christenthum anzufechten. Er war zunächst dem jungen Propheten arglos entgegengekommen und mußte sich nun aus dieser gefährlichen Umarmung winden, ohne den zudringlichen Täufer, den Lessing als Schwärmer und Wunderthäter ins Tollhaus wies, nach Verdienst züchtigen oder wie Lichtenberg auslachen zu können. Wenn nun Lessing vorsprang und diese „Beweise" sammt der Lavaterschen Einladung mit dem Schilde des Reimarus auffing, wenn er durch die Reimarischen „Beweise" gegen das Christenthum nicht bloß seinen Freund aus der ungemüthlichen Bedrängnis löste, sondern eben jetzt, wo wieder einmal der apologetische Weizen blühte, den Hagelsturm aus dem Schlauch entließ? Mendelssohn selbst fand „zu viele Bitterkeit" in der Schutzschrift und behauptete nach Lessings Tod gegen den wahren Thatbestand brieflich, er habe sie nie gelesen, wie er Lessings Zänkereien überhaupt nie um der Sache, sondern nur um der eigenthümlichen Art und Weise willen angesehn habe. Danach kann man sich denken, daß der zaghafte Mann 1770 und 71 mit solchen Wagnissen nichts zu schaffen haben mochte. Nicolai wies auf äußere Schwierigkeiten hin; denn wie schlaff auch der erzrationalistische Oberconsistorialrath Teller die Zügel der Censur anzog, in diesem Fall würde er doch

kaum den Passirschein ausgestellt haben. Darum bot Lessing zwar bei Geldschwierigkeiten im December 1771 das Manuscript seinem Verleger Voß zur Sicherung an, falls er sterbe, bedachte aber drei Jahre später, wo es sich nur um ein Bruchstück handelte, die nöthigen Geschäftsrücksichten und war, schon weil die Reimarer sich all dem widersetzten, 1778 nicht in der Lage, einem mehrmals gestellten Antrag des Gothaer Ettinger auf Druck des „bewußten Werkes" zu folgen.

So begnügte er sich denn mit einzelnen Geschossen, und die Wirkung war nicht geringer. Fragen wir aber, warum Lessing überhaupt die Reimarische Geheimschrift aus dem umschattenden Gewahrsam herauszog, obwohl er selbst dem Alten unmöglich ohne starken Vorbehalt im Ganzen und Einzelnen beipflichten konnte, so bietet sich mehr als ein Beweggrund. Er besaß aus der Feder eines durch wissenschaftliche und populäre Schriftstellerei berühmten, mit reichen Bürgertugenden geschmückten Mannes ein antichristliches Werk von der äußersten Consequenz, nur in wenigen Partien mit Gelehrsamkeit belastet, faßlich, lebendig, durchaus angethan, Jeden, der ein Interesse für oder wider die Sache des Christenthums hatte, aufzuregen; ein starker Gährstoff für eine Zeit, wo die alte Orthodoxie abzusterben, die Apologetik auf eine schiefe Ebene gedrängt, die Neologie der Professoren und Prediger selbstgenügsam mit den brennenden Fragen im Reinen schien. Alle Probleme des Deismus, auch seine Duldung im politischen und gemeinen Leben, der Offenbarung, des ganzen Kanons, der Christologie mußten, sobald diese Bombe platzte, von neuem erörtert werden. „Wenn ein Faß Most im Keller in Gährung geräth", sagt Lessing einmal im Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen, „gerathen sie alle in Gährung". Eine solche „Fermentation", die zur Aufklärung und zum Wachsthum beiträgt, sollte von der geheimen Füllung des Reimarus ausgehn. War doch Lessing stets bereit, diese Gährung, ohne die es keinen hellen Trank giebt, auch durch die Zufuhr minderwerthiger Stoffe zu fördern und zuzureden, wenn etwa Bruder Karl den Dolmetsch irgend eines französischen Libells für den Naturalismus machen wollte. Er selbst gewann durch Veröffentlichung der rücksichtslosen Fehdebriefe eine Handhabe, seine eigenen lang vorbereiteten und durchgearbeiteten Ansichten, sei es in unmittelbaren Bei-

Er besprach das kühne Unternehmen mit seinen Berliner Freunden, ja, Moses, dem hinterdrein ein albernes Scharteken antisemitisch die Urheberschaft zuschob, bekam im Herbst 1770 die Handschrift auf den Heimweg mit. Und gerade der Hinblick auf Mendelssohn mußte eben damals Lessings Eifer, die Schutzschrift auszusenden, kräftig schüren. Vor kurzem hatte der fromme Genfer Bonnet aus einem größeren Werk über Palingenesie einen besonderen Theil gelöst und erweitert, die **Recherches philosophiques sur les preuves du Christianisme** (1770). Sein Übersetzer Lavater forderte, während Bonnet selbst die Zumuthung eines solchen Entweder-Oder verläugnete, den jüdischen Platon öffentlich auf, diese „Beweise" zu widerlegen oder unter die Taufe zu eilen. Mendelssohn, der vor allen Zusammenstößen mit streitbaren Theologen so weit als nur möglich auszubiegen liebte, befand sich diesem „Friß Vogel oder stirb!" des ungestümen Bekehrers gegenüber in einer peinlichen Lage, da es für ihn, den Israeliten und Führer der freieren deutschen Judenschaft, doch große Bedenken hatte, von Berlin nach Zürich hin die „Beweise" für das Christenthum anzufechten. Er war zunächst dem jungen Propheten arglos entgegengekommen und mußte sich nun aus dieser gefährlichen Umarmung winden, ohne den zudringlichen Täufer, den Lessing als Schwärmer und Wunderthäter ins Tollhaus wies, nach Verdienst züchtigen oder wie Lichtenberg auslachen zu können. Wenn nun Lessing vorsprang und diese „Beweise" sammt der Lavaterschen Einladung mit dem Schilde des Reimarus auffing, wenn er durch die Reimarischen „Beweise" gegen das Christenthum nicht bloß seinen Freund aus der ungemüthlichen Bedrängnis löste, sondern eben jetzt, wo wieder einmal der apologetische Weizen blühte, den Hagelsturm aus dem Schlauch entließ? Mendelssohn selbst fand „zu viele Bitterkeit" in der Schutzschrift und behauptete nach Lessings Tod gegen den wahren Thatbestand brieflich, er habe sie nie gelesen, wie er Lessings Zänkereien überhaupt nie um der Sache, sondern nur um der eigenthümlichen Art und Weise willen angesehn habe. Danach kann man sich denken, daß der zaghafte Mann 1770 und 71 mit solchen Wagnissen nichts zu schaffen haben mochte. Nicolai wies auf äußere Schwierigkeiten hin; denn wie schlaff auch der erzrationalistische Oberconsistorialrath Teller die Zügel der Censur anzog, in diesem Fall würde er doch

kaum den Passirschein ausgestellt haben. Darum bot Lessing zwar bei Geldschwierigkeiten im December 1771 das Manuscript seinem Verleger Voß zur Sicherung an, falls er sterbe, bedachte aber drei Jahre später, wo es sich nur um ein Bruchstück handelte, die nöthigen Geschäftsrücksichten und war, schon weil die Reimarer sich all dem widersetzten, 1778 nicht in der Lage, einem mehrmals gestellten Antrag des Gothaer Ettinger auf Druck des „bewußten Werkes“ zu folgen.

So begnügte er sich denn mit einzelnen Geschossen, und die Wirkung war nicht geringer. Fragen wir aber, warum Lessing überhaupt die Reimarische Geheimschrift aus dem umschattenden Gewahrsam herauszog, obwohl er selbst dem Alten unmöglich ohne starken Vorbehalt im Ganzen und Einzelnen beipflichten konnte, so bietet sich mehr als ein Beweggrund. Er besaß aus der Feder eines durch wissenschaftliche und populäre Schriftstellerei berühmten, mit reichen Bürgertugenden geschmückten Mannes ein antichristliches Werk von der äußersten Consequenz, nur in wenigen Partien mit Gelehrsamkeit belastet, faßlich, lebendig, durchaus angethan, Jeden, der ein Interesse für oder wider die Sache des Christenthums hatte, aufzuregen; ein starker Gährstoff für eine Zeit, wo die alte Orthodoxie abzusterben, die Apologetik auf eine schiefe Ebene gedrängt, die Neologie der Professoren und Prediger selbstgenügsam mit den brennenden Fragen im Reinen schien. Alle Probleme des Deismus, auch seine Duldung im politischen und gemeinen Leben, der Offenbarung, des ganzen Kanons, der Christologie mußten, sobald diese Bombe platzte, von neuem erörtert werden. „Wenn ein Faß Most im Keller in Gährung geräth“, sagt Lessing einmal im Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen, „gerathen sie alle in Gährung“. Eine solche „Fermentation“, die zur Aufklärung und zum Wachsthum beiträgt, sollte von der geheimen Füllung des Reimarus ausgehn. War doch Lessing stets bereit, diese Gährung, ohne die es keinen hellen Trank giebt, auch durch die Zufuhr minderwerthiger Stoffe zu fördern und zuzureden, wenn etwa Bruder Karl den Dolmetsch irgend eines französischen Libells für den Naturalismus machen wollte. Er selbst gewann durch Veröffentlichung der rücksichtslosen Fehdebriefe eine Handhabe, seine eigenen lang vorbereiteten und durchgearbeiteten Ansichten, sei es in unmittelbaren Bei-

lagen, sei es in einer Folge von Antworten auf die unausbleiblichen und gewiß mannigfaltigen Erwiderungen an den Mann zu bringen. „Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben. Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen in die Welt gezogen ... Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte ... Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann niemand als das Publicum sein." Auf jede Miene, auf jedes Wort, womit man seinen lichtscheuen Gast empfangen würde, wollte er achten und sein Sprüchlein dazu sagen. Und in Scherz und Ernst bewegte ihn während dieses Feldzugs eine Prophezeiung des Cardanus, der so nochmals seinen Retter anrief, es werde gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine große Veränderung in der christlichen Religion geschehen. „Was der Schwärmer ohne Überlegung vorhersagte, kann das Ungefähr ohne Absicht erfüllen", heißt es in Lessings nachgelassenem Bruchstück über diese Weissagung; natürlich zielt er dabei auf die Reimarische Revolution und all ihre Folgen.

Lessings eigene Theologie war bis zum „Berengar", abgesehn von den der Kirchengeschichte angehörigen „Rettungen" und den ohne seinen Namen ausgegangenen Litteraturbriefen gegen den „Nordischen Aufseher", im Stillen geblieben. Nur ein paar Freunde wußten um jene alten Entwürfe über das praktische Christenthum bei Gelegenheit der Herrnhuter, über die freie Vergeistigung der Dreieinigkeitslehre und der Dogmatik insgesammt im „Christenthum der Vernunft", „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion" ohne Offenbarung durch conventionelle Zusätze zur natürlichen Gottesverehrung, über die geschichtliche „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion", worin Lessings pragmatische Erklärung sich wohl bis zur wörtlichen Wiederholung der hämischen Anklagen englischer Deisten gegen das Urchristenthum verlor.

Nicht daß er nachher sein Damascus gefunden und in der Auffassung des ethischen Gehaltes, des Dogmas, der historischen Ent-

wicklung wesentlich andre Bahnen eingeschlagen hätte; aber im Bekennen von gleicher Kühle, vertiefte er seit Breslau und nun während der einsamen Zwiegespräche mit dem Schatten des Reimarus sein Verständnis. Der einstige Radicalismus, der das Christenthum nur durch das Ansehen eines Stifters, der „vorgab“, seine Satzungen kämen von Gott, geweiht und nicht zuletzt durch Neugier und Rottenwesen fortgepflanzt sah, war abgethan, sein Ohr taub für die ungeheuerlichen Verdächtigungen des Reimarus. Nichts anderes besagt das Bekenntnis (an Moses, 9. Januar 1771): er fürchte nicht erst seit gestern, beim Wegwerfen gewisser Vorurtheile ein wenig zuviel mit weggeworfen zu haben, das er werde zurückholen müssen; aber, fügt er so schroff wie möglich gegen jeden Gedanken einer Bekehrung zum positiven Glauben hinzu: „daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen“. So unumwunden erklärt sich Lessing in all seinen Briefen für einen Nichtchristen, der aber das Christenthum und in ihm den Protestantismus ganz anders verstand als der landläufige Rationalismus, wie er sich ohne zuzulernen in Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ breit niederließ. Launig antwortet Claudius dem Japaner, der ihn nach Lessings Sitz fragt: der brauche seinen eigenen Stuhl, denn die gewöhnlichen Bänke paßten nicht für ihn, oder vielmehr er passe nicht für sie, er sei unparteiisch. Wenn Lessing also nicht mit der Orthodoxie hausen konnte, deren Untergang ihm erwünscht war, so lehnte er zugleich die Neologie ab, deren laue Halbheit er verachtete. In jungen Jahren, da er alle Schriften für und wider das Christenthum heißhungrig verschlang, hatte der beweisende Apologet seinen selbständig prüfenden Sinn in die Arme des Zweifels gestoßen und der triumphirende Läugner ihn wiederum angestachelt, das Christenthum als Herzenssache zu erhalten. Vor allem verhaßt war ihm das Schaukeln zwischen Orthodoxie und „vernünftiger“ Religion. Er selbst stand nach seinem witzigen Vergleich unter den Gläubigen und den Rationalisten, wie er als Dichter der „Minna“ unter den Sachsen und den Preußen gestanden, für sich allein, mit eigenen Augen forschend: **quid liquidum sit in causa Christianorum.** Ein decidirter Nichtchrist, wie Goethes Bekenntnis an Lavater lautet, gesteht Lessing mit aller wünschenswerthen Offenheit, Nathans Ge-

sinnung gegen alle positive Religion sei von jeher die seinige gewesen, und bezeichnet es demgemäß als seinen Endzweck, den Zweifel an der Evidenz einer positiven Religion im Geist ihrer Anhänger zu schüren. Der radical verneinende Reimarus war ihm lieber als der kalt und warm blasende Makler, der Theologie und Philosophie verkuppelte; der radical bejahende Orthodoxe war ihm lieber als der über den verschiedenen Überzeugungsgrund hinwegschauende Orthodoxist, der dem Verstand aufzudrängen suchte, was das Gemüth begehren und umfangen muß. Da er selbst, ohne auf seinem deistischen Standort die Gottessohnschaft des reinen Tugendlehrers Jesu zu postuliren, doch das Bedürfnis anderer Seelen verstand und einsam davon überzeugt war, welche gewaltige Geistesarbeit auch in der neuerdings so hochnäsig verachteten Nachfolge Luthers das Gebäude der Dogmatik aufgebaut habe, konnte er nur mit Verdruß den rührigen braven Nicolai und seine Mannen ihr Spülicht ergießen sehn. Die Beziehungen wurden immer lockerer, und nur die treue Bruderliebe, die den Verödeten zu reicherer Mittheilung antrieb, ließ sich die allzu oft in leeres Geschwätz verlaufenden Aufklärungsreden Karl Gotthelfs gefallen. Der alte Berliner Genosse, der sich einmal im „Sebaldus Nothanker“ den Spaß machte, Lessingsche Anklagen gegen die inconsequenten Neuerer einem Orthodoxen in den Mund zu legen, Nicolai zuckte wohl die Achsel: Lessing sei eben stets auf Paradoxien erpicht gewesen und verfolge auch jetzt eigenwillig eine excentrische Bahn. In der That ist nie eine Partei unduldsamer und so innig vom hohen Bewußtsein, die alleinige Wahrheit erfaßt zu haben, durchdrungen gewesen als die Aufklärung gemeinen Schlags. Lessing erklärte brieflich (20. März 1777), daß er „nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut sein zu können“. Das Vertragen freilich konnte nur einen zeitweiligen Waffenstillstand bedeuten, der die andre Partei aus ihren Schanzen rief.

Lessings eingehendste, jedes Mißverständnis beseitigende Erklärung über seine Stellung und Taktik liegt vor in dem vielberufenen Brief an Karl vom 2. Februar 1774: „Ich sollte es der Welt miß-

gönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene große Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Stückwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen."

Um dieselbe Zeit, wo Lessing dergestalt für Orthodoxie und

Rationalismus das drastische Bild von unreinem Wasser und Mistjauche wie das Gleichnis vom einstürzenden Haus und der Flickarbeit gebrauchte, mag er den kleinen köstlichen Dialog über ein Gemälde „Hercules und Omphale“ geschrieben haben: kein Fragment, sondern ein rundes satirisches Stücklein gegen die Philosophie, die als Hercules im aufgezwängten, in den Nähten platzenden Purpurkleid den Wocken der mit Demonstrationen behangenen, mit dem drohenden Knotenstock Sorites bewaffneten Omphale-Theologie abspinnt. So hat Lessing später als scherzender Kirchenhistoriker den Arianischen Philosophen — und er nennt einmal das Arianische System noch unsinniger als das orthodoxe — auf dem Concil zu Nicäa vorgeführt, um das ganze Aufgebot von siegreichen Ausflüchten und Sophismen endlich am einfältigen Glaubensbekenntnis eines ungelehrten Mannes zerschellen zu lassen.

Es ist natürlich, daß ein Geist, der alle Sectenstifter von Grund des Herzens haßte und dessen Neigung, im Gefecht allerdings auch paradox dem allgemeinen Opfer beizuspringen, etwas Verblüffendes haben konnte, selbst von den Nächsten leicht mißverstanden wurde. Und Lessing war vielgewandter Odysseus genug, um den Kriegsplan sehr vorsichtig zu entwerfen und schon die Kriegführung an sich mit Lust zu betreiben. Er gab in der Reimarischen Gemeinde, wenn Elise berichtete, wie tapfer der junge Hennings einem orthodoxen Landpastor die Wahrheit gesagt habe, sein Urtheil dahin ab, es schade der Person und der guten Sache, mit Meinungen dieser Art so frei herauszugehn. Er versprach sich also Erfolg von einer gedeckten Stellung, während Reimarus in solchen Zeitläuften ganz im Verborgenen bleiben wollte. Endlich bestätigen Lessings Briefe, was schon der Feind witterte, ohne den Meister des Stils packen zu können: „daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht alles, was ich γυμναστικῶς schreibe, auch δογματικῶς schreiben würde“.

Nachdem der Plan, die ganze „Schutzschrift“ in Druck zu geben, auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen war, entschloß sich Lessing sie stück- oder gruppenweise, mit einer berechneten Steigerung in der Auswahl der Geschosse, an den Tag zu fördern. Der „Berengarius Turonensis“ hatte bewirkt, daß die theologische Welt keines feindlichen Überfalles von ihm gewärtig war. Aber, seinen

stummberedten Reimarus vor Augen, schrieb Lessing schon im Spätherbst 1770 an Frau Eva die ironischen Worte: „Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unsern Lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.“

Unbedenklich würde ihm auch ohne Berengarische Lorbeern die 1772 erbetene Censurfreiheit für seine Wolfenbüttler „Beiträge“ gewährt worden sein. Dies Privileg gleich anfangs zu Reimarus' Gunsten auszubeuten und aufs Spiel zu setzen, verbot sich um so mehr, als in der herzoglichen Zusage die übliche Bedingung enthalten war, man nehme an, daß nichts der Religion und den Sitten Nachtheiliges gedruckt werde. Auch wurde das Erscheinen dieser „Beiträge“ durch allerlei Umstände hinausgeschoben: „Emilia Galotti“ drängte zum Abschluß, das Unbehagen in dem neuen öden Ort lähmte die Arbeitsfreudigkeit, und die endlich flott gewordenen beiden ersten Stücke brachten 1773 im Januar und October neben dem philologisch-historischen „Mischmasch“ immer noch nichts von Reimarus, wohl aber zwei Aufsätze, die, im stillen Gegensatze zur neuesten den theologischen Wocken abspinnenden Philosophie, Leibnizens Stellung auf dem Grenzgebiete so geflissentlich objectiv behandeln, daß noch neuerdings wegwerfend von Lessings Scholastik gesprochen werden konnte: „Leibniz von den ewigen Strafen“ und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit.“ Zwei Entscheidungsfragen für Reimarus!

Im ersten Falle galt es dem Ernst Soner, einem Altdorfer Socinianer um 1600, dessen allgemein für sehr scharfsinnig anerkannte Schrift von der Endlichkeit der Höllenstrafen als überaus seltener Druck im Finstern schlich und manchmal als unwiderleglich erwähnt wurde, bis Leibniz einen Neudruck rüstete und eine schon von Mosheim benutzte, von Lessing veröffentlichte Vorrede dazu schrieb. Der „große Mann“ — „der“, fügt Lessing bei, „wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben“ — erklärte sich freimüthig und sicher über die Verbreitung einer heterodoxen Schrift: sie schade, nur Wenigen zugänglich, um so mehr,

denn die Menschen seien geneigt, alles Unbekannte zu überschätzen, und die Herausgabe fromme am meisten, wo eben das Lesen zur Widerlegung genüge. Pagenkopen aber huldigte dem gemeinen Wahn, daß Leibniz die Demonstration Soners, weil er sie herausgeben wollte, auch gebilligt haben müsse; was für Lessings Fall eine durchgängige Übereinstimmung mit der Reimarischen Schutzschrift bedeuten würde. Diesen Wahn zu streifen und das gute Recht freier Editionsthätigkeit hier zu berühren, war dem Hüter der Schutzschrift eine willkommene Gelegenheit, doch nur Nebensache gegenüber dem Leibnizischen Beispiel aus jener großen Reihe von Versuchen, wie sie seit den ersten Jahrhunderten bis auf Hegel und weiter angestellt worden sind, um christliche Dogmen speculativ zu vergeistigen, geoffenbarte Wahrheiten in Vernunftwahrheiten auszubilden. Lessing selbst wandelte schon lang auf dieser Bahn. Wenn er jetzt im Eingang die Hoffnung aussprach, der neu entbrannte Streit zwischen Zeloten und Vernünftlern über die Ewigkeit der Höllenstrafen möge endlich entschieden und beigelegt werden, so konnten nur blöde Augen darin und im Folgenden Lessings Glauben an Hölle und Teufel nach dem groben Sinn etwa des sechzehnten Jahrhunderts lesen, denn es bedarf gar nicht seiner brieflichen Ausfälle gegen die abgeschmackten sinnlichen Begriffe von der Beschaffenheit der Hölle, sondern bloß eines etwas schärferen Zusehens, um Lessings Hölle nur in der Sphäre des Gewissens zu finden.

Leibniz, wie er in der Theodicee das Übel an das Böse knüpfte, erklärte die Unendlichkeit der Strafe aus der Unendlichkeit der Sünde, nicht aus der Ewigkeit Gottes. Lessing sagte nun, ihm komme es hier nicht sowohl auf die vertheidigte Wahrheit als auf den Vertheidiger an, dessen Gesinnungen und Gründe mißdeutet und verkannt worden seien. Darüber setzte er sich mit Mosheim und viel eingehender mit dem trefflichen Aufklärer Eberhard auseinander, der nach Lessings kühler Kritik gerad in einem Buch über Sokrates, also trotz dem „Gorgias“, die Ewigkeit der Strafen nicht hätte bestreiten sollen. Der Berliner Rationalismus fand es ungerecht, daß Lessing, während er selbst in orthodoxer Tonart zu sprechen schien, einem gefährdeten Prediger keine Hülle zugestand. Manche dieser subtilen Darlegungen bietet ein großes allgemeines

Interesse, voran die gegen schiefe Urtheile über Leibnizens Schmiegsamkeit gerichtete Unterscheidung zwischen Exoterisch und Esoterisch: „Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand." Und später: „Aber wozu dieses Alles? Will ich Leibnizen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? Oder will ich ihn in allem Ernste, bis zum Ärgernis unsrer Philosophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat; und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibniz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung, nach allen ihren exoterischen Gründen, gefallen lassen; ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte: weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme, als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr Wahres liege, als in den eben so rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zuviel zu thun, als mit den letztern zu wenig."

Dies lange Citat ist ein unschätzbarer Fingerzeig, auch in Lessings an das Überkommene und Zeitverwandte angelehnten Lehren seiner letzten Epoche durch den exoterischen Vortrag in den esoterischen Kern zu dringen. Wie er selbst hier, Eberhard im Verständnis des

Leibnizischen Gedankenzusammenhangs nach allen Seiten überbietend, aus Leibnizens Hypothese über Wachsthum und Vollkommenheit, aus seiner großen esoterischen Wahrheit, nichts in der Welt sei „insulirt“ und ohne ewige Folgen, des Philosophen Vertheidigung der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammnis ableitet und seinerseits eine verinnerlichte Auffassung von Himmel und Hölle, Lohn und Strafe esoterisch mittheilt; wie er aber exoterisch der alten Kirchenlehre vom Fegefeuer als einem Mittelzustand auf der unendlichen Stufenleiter der beiden Reiche das Wort redet, um endlich, mehr zuspitzender Epigrammatist als demüthiger Diener, zu fragen: „O, meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibniz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?“

Desgleichen verkündigte Lessing nicht sein eigenes Credo, wenn er den socinianischen Sätzen des Wissowatius Punkt für Punkt die halbvergessene Defensio Trinitatis per nova Reperta logica, von Leibniz an Boineburg gerichtet, beigab und zeigte, daß den waffenkundigen Philosophen die Syllogismen des Gegners nicht schreckten, aber ihn keineswegs zur Rettung der Dreieinigkeitslehre durch neue philosophische Gründe, sondern zur Abwehr des Vorwurfs, diese Lehre sei mit sich selbst und unläugbaren Vernunftwahrheiten in Widerspruch, herausforderten. Ganz richtig fühlte sich Moses an seines Freundes älteren Entwurf über das Christenthum der Vernunft erinnert. „Completer Nonsens“, antwortete Lessing, müsse dieser Beitrag scheinen, aber auch hier denke und handle Leibniz als Leibniz, denn es sei unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch zu vertheidigen, als sie unphilosophisch zu verwerfen und zu reformiren. Dieselbe Tendenz wie oben: Leibniz sollte auch hier um des Systems, nicht der Wahrheit willen der Kirche nach dem Munde gesprochen, den Orthodoxen geheuchelt, einen ungeglaubten Glauben simulirt haben! Da vielmehr die Seele seiner ganzen Philosophie sich gegen die Abgötterei des Socinianismus empöre, daß ein bloßes Geschöpf vollkommen genug sei, um neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden. Unparteiisch, zugleich sehr taktisch weist Lessing auf den Grund aller natürlichen und jeder geoffenbarten Religion hin. Oben hieß es, man könne über die verschiedenen Christushypothesen urtheilen, ohne zu glauben;

nun wird ohne Bekenntnis gefolgert: ist Christus nicht wahrer Gott, so sorgt der Muhammedanismus viel eifriger und echter für die Ehre des einzigen Gottes als Christus, der, mochte er sich auch nie für Gott ausgeben, doch hundert Zweideutigkeiten sagte. Aber wenn Lessing nicht bekennt und nicht zu bekennen braucht, was er glaube, so erklärt er aufs unzweideutigste, wie er über Glauben und Beweis in der modernen Theologie denke. Nachdem er die Seichtigkeit des Geistes gescholten, die in der Theologie eben so gern als in der Philosophie auf halbem Wege Halt mache, knüpft er an die gangbare Meinung, Leibniz sei von der Orthodoxie gleich entfernt wie vom Socinianismus gewesen, weil er von der ganzen Sache nichts „glaubte", die nachdrückliche Mahnung an eine für und wider die positive Religion mit Beweisen eifernde Gegenwart: „Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit diesem Worte sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen, muß ich bekennen, ist es mir wenigstens ein wahres Räthsel. Diese Männer haben seit zwanzig, dreißig Jahren in der Erkenntnis der Religion so große Schritte gethan, daß, wenn ich einen ältern Dogmatiker gegen sie aufschlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu sein vermeine. Sie haben so viel dringende Gründe des Glaubens, so viel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzsichtig sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten." Alles was einst Vermuthung, Abwehr, Ermahnung an Nichtchristen war — „alles dieses haben so viele unserer neuerern Gottesgelehrten zusammen so in einander gekettet, und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die muthwilligste Blindheit, nur die vorsetzlichste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der Heilige Geist nun doch dabei thun will, oder kann, das steht freilich bei ihm: aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei thun will, so ist es eben das. Sie haben bewiesen, und so scharf bewiesen, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweise etwas wird auszusetzen finden". Leibniz freilich, fährt Lessing ironisch fort, sei so weit noch nicht gewesen und habe allerdings weder an Dreieinigkeit noch an sonst eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt, wenn glauben soviel bedeute als: etwas aus natürlichen

Gründen für wahr halten. Für Leibnizens altväterische Meinung gab es vielmehr immer zweierlei Gründe der Wahrheit unserer Religion, menschliche oder erklärbare, göttliche oder unerklärbare. So ist, abgesehn vom historischen Gewinn dieser Lessings eigene Stellung zur Trinitätsfrage ignorirenden Abhandlung, ihr Hauptergebnis in dem zweischneidigen Satze zu suchen, daß Religionswahrheiten nicht vernunftmäßig bewiesen, aber auch nicht durch Gegenbeweise zerstört werden können. Das ruft er einer Zeit zu, wo Orthodoxie und Rationalismus ihre Beweise hin und her schossen, und man versteht, warum Lessing an Kästner schrieb, er habe seine besondern Gründe zu einem Neudruck der Leibnizischen Defensio. Für den Argwohn der Berliner, daß er der Orthodoxie den Hof mache, mußte ihn der Beifall einiger Wenigen, unter ihnen der Erbprinz, trösten. Auf Eberhards bescheidene Antwort über die Höllenstrafen hat er im Sturmjahre 1778 nicht erwidert, modernen Arianismus nur noch gestreift in theologischen Bruchstücken.

Während in den beiden Leibniz gewidmeten Aufsätzen der Vorrang nicht dem ketzerischen Neuerer, sondern seinem Bekämpfer zufällt, theilt ein vierter mit dem ersten, dem „Berengarius Turonensis", die Tendenz einer kirchengeschichtlichen Rettung, dies Mal ohne jeden Schein des Pactirens. Das im Herbst 1774 ausgegebene dritte Stück der „Beiträge" brachte nämlich den Aufsatz: „Von Adam Neusern, einige authentische Nachrichten". Der unruhige und unselige Mann, dem hier nach langer Verunglimpfung zu seinem Recht geholfen werden soll, ein Schwarmgeist des sechzehnten Jahrhunderts, war vom Lutherthum zur reformirten Kirche übergegangen und als Pfarrer an der Peterskirche zu Heidelberg nebst dem Ladenburger Inspector Johannes Sylvanus nicht bloß in hitzige Kämpfe um die Kirchenzucht, sondern auch in gefährliche Zweifel über die Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi gerathen. Die Pfälzer Hoftheologen waren rasch bei der Hand, nach dem berühmten Beispiel der von Calvin an dem Antitrinitarier Servet vollzogenen Henkerjustiz Folter und Block für die ketzerischen Frevler zu verlangen. Friedrich der Fromme willigte nach langem Zaudern in ihr grausames Begehren, und Sylvan fiel am 23. December 1572 als abschreckendes Opfer der Heterodoxie. Neuser aber entrann in demselben Zeitalter, das allenthalben gegen den türkischen Blut-

hund donnerte, der Verfolgungswuth der heimischen Amtsbrüder, nachdem er auf dem Sprunge zur Flucht sogar einen Brief an den Sultan entworfen, aber nicht abgeschickt hatte, um den Erbfeind gegen Deutschland zu empören. Er fand nach langer Irrfahrt in Constantinopel ein friedliches Asyl, wurde Muhammedaner und starb in der Fremde. An den Namen des zum Islam entlaufenen Pfarrers heftete sich alle Schmach der Abtrünnigkeit. Dafür gab es keine mildernden Umstände, und noch Jöcher konnte den Renegaten nicht schwarz genug abmalen, — „doch Jöcher ist ein gar zu elender Compilator", fügt Lessing geringschätzig bei. Ihm war ein höchst interessantes ausführliches Schreiben Neusers an einen Landsmann in die Hände gefallen, das treuherzig die Odyssee des Flüchtlings erzählt und seinen Versuch, in Siebenbürgen festen Fuß zu fassen, wie die Verhandlungen mit dem Pascha zu Temesvar so dramatisch darstellt, daß Karl Lessing, immer ruschelig, nach der ersten Lectüre Neuser zum Helden eines Schauspiels machen wollte. Man vernimmt, wie der ausgestoßene Ketzer dem vornehmen Türken seine mit dem Alkoran getheilte Verehrung des einigen Gottes beweglich vorträgt. Da, wo die ersten Streitigkeiten über die Trinität ausgebrochen, wolle er aus der Quelle schöpfen. Jenen unbedachten Brief habe er doch zurückbehalten, und was er darin dem Großtürken gegen Deutschland geschrieben, sei deshalb so ungiltig wie ein widerrufenes Testament. Auf eine gedruckte Rechtfertigung verzichtet er und genießt, da ihm die ganze weite Welt von England bis Polen keine Ruhestätte vergönnt hat, durch Gottes Fügung in Constantinopel Schutz und Schirm eines großmüthigen Kaisers, dem er mit rührender Dankbarkeit anhängt, des pfälzischen Gefängnisses ledig und weit vor dem Schuß der Ketzerrichter, die inzwischen den Sylvanus aus dem Leben geräumt hatten und, zumal auf Grund des vorgefundenen Sendbriefes, mit ihm selbst nicht glimpflicher umgesprungen wären. In seinem Gewissen ist er ruhig und vertraut, ein hartnäckiger Arianer, dem Einen Gott. Der Arm der Widersacher kann ihn nicht mehr fassen — warum sollte er dem Freunde jetzt an diesem fernen sichern Ort die lautere Wahrheit vorenthalten? „Was für einen Nutz hab ich, daß ich solches schreib? Keinen, sondern allein, wie ich gemeldt hab, der Wahrheit zu gutt".

Und nun bringt Lessing nach zweihundert Jahren das 1574

abgefaßte Rechtfertigungsschreiben des alten Schwaben oder Pfälzers an den Tag, mit hinreißenden Begleitworten. Bene est, so hätten 1701 die reformirten Herausgeber der Monumenta Palatina sich über die Lutheraner geäußert, quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint. „Bene? Ich sage, schlimm ist es, daß es nicht geschehen! Schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der erste sein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verschafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Christenheit hinaus verfolget hat! Oder, wenn er Unrecht hatte, daß er sich hinaus verfolgen ließ: hat er darum in nichts Recht? Hatten seine Verfolger darum — ich will nicht sagen, gewonnen Spiel — denn das haben sie leider! — sondern in allen gutes aufrichtiges Spiel gegen ihn, weil sie ihn endlich zu einem Schritte brachten, den freilich niemand vertheidigen kann? Wenn der Ausgang die Seele der Geschichte sein soll, wenn man nach diesem alles Vorhergegangene beurtheilen soll: so wäre es eben so gut, wir hätten gar keine Geschichte“. Er bittet um Revision des Processes und entfaltet eine glänzende Meisterschaft der Vertheidigung, die uns lebendig in die Vorzeit zurückführt und fortwährend Lichter auf die Gegenwart wirft. Nichts Wuchtigeres als diese Ausfälle gegen jede zum weltlichen Schwert greifende Orthodoxie, die „Wütherei gegen Irrende“, die „blutdürstigen Bedenken gehässiger Theologen“. Als Sylvan wegen vermeinter Mitschuld an jenem Briefe hingerichtet werden sollte, stimmten die Juristen gelinder — aber „die Theologen verlangten Blut, durchaus Blut“. Ihr Bescheid ist noch vorhanden. Lessing schlägt ihn auf, um — unmittelbar bevor sein Reimarus den „Herrn Theologen“ unter die Augen treten soll — warnend zu rufen: „Welch ein Bedenken! Wem müssen nicht die Haare zu Berge stehen bei diesem Bedenken! Nein, so lange als Ketzergerichte auf der Welt sind, ist nie aus einem eine sophistischere, grausamere Schrift ergangen“. Damals wurde nur aus dem Grund uneingestandener, vielmehr zurückgegebener Gotteslästerung entschieden und dann, wie das Calvinistengericht, ohne Raum für Reue und Besserung, sich im Namen Gottes ausdrückte, die von Gott eingesetzte Strafe standhaft exequiret. Höhnisch wirft Lessing ein: „Also nur erst den Kopf ab; mit der Besserung wird es sich schon finden, so Gott will!“; aber er läßt es nicht bei dem blutigen Spott

bewenden, sondern fährt, immer mit stiller Rücksicht auf Neusers Nachfolger im „Beitrag", voll tiefer Leidenschaft fort: „Welch ein Glück, daß die Zeiten vorbei sind, in welchen solche Gesinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! Daß sie wenigstens unter dem Himmel vorbei sind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß sie auch unter diesem Himmel einmal wiederkommen könnten!" Vorklänge der „Anti-Goeze". Es ist zu jedem im Vollbesitz des ausschließlich Echten und Rechten schwelgenden Kirchenregiment gesprochen, was Lessing beim Entscheid des Kurfürsten fragt: ob er denn einen andern heiligen Geist gehabt habe als den, der aus Genf wehte?

Wie viel war bis zur Gegenwart über die Asche Servets geschrieben worden! — „Muß man schlechterdings ein Ausländer sein, um unsere Aufmerksamkeit zu verdienen?" Mit klarer, Zeugnis und Nachrede scharf trennender, auf historische Wahrheit oder doch wenigstens Wahrscheinlichkeit gerichteter Kritik rettet Lessing den Neuser, bis er, bei seinem Tod angelangt, den nach elendem Klatsch nicht die Ruhr, sondern die Syphilis herbeigeführt haben sollte, mit einem verächtlichen „Mich ekelt, gegen alte Weiber zu streiten!" die Feder wegwirft. Nicht auf die von Lessing untersuchten, zuletzt durch Häusser und Kluckhohn weiter verfolgten und von Taylor-Hausrath romanhaft aufgegriffenen Einzelheiten der Neuserschen Händel kommt es hier an, sondern auf die allgemeinen Gesichtspunkte und den Faden, der zwanglos zu Reimarus hinübergesponnen wird. Da giebt es den schmählichen Begriff „Ketzer" nicht, und in Neusers ruhigem Brief kann der Leser kein wundes und peinigendes Gewissen entdecken; aber wenn Lessing den Anklägern zuruft: „Apostat und Mameluke so vielmal, als man will!", findet doch auch er, dem ein thörichtes Gerücht die Erbschaft Winckelmanns auch im Sinne des Abfalls zum Katholicismus zugemuthet hatte, strenge Worte über das Renegatenthum. Die Scham, die in jenem Brief Neusers an den Freund das Geständnis seines Übertrittes unterschlug, kann er nachempfinden und zu allgemeinem Ausdruck bringen, um endlich Lavater und andre Proselytenmacher zu verabschieden mit dem Satze: „Recht wohl, daß sich die Religionen unter einander den Übertritt selbst so erschweret haben, daß nicht leicht ein ehrlicher Mann zu einer von der andern laufen wird". Seine durchgeführte

Abwehr aller theologischen Verfolgung schlägt zugleich Brücken von einem Lager ins andre, seine Beschirmung des einen kleinen „Ketzers“ gilt Allen, die ehrlich auf andern Pfaden als dem gemeinen nach Wahrheit suchen, und in eigener Sache thut er über Erastus, den „intimus“ Neusers und zugleich den Freund eines strengen Orthodoxen, die Äußerung: „Ein Anderes ist, der Vertraute irriger Lehrsätze sein, und ein Anderes, solche Lehrsätze selbst hegen“.

Ein unmittelbarer Übergang, als würde nur ein neues Capitel des gleichen Stoffes begonnen, führt zur Mittheilung: „Von Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten.“ Die hauptsächlichste Betrachtung, auf die Neusers Geschichte einen denkenden Leser leite, habe ihn, so erklärt Lessing, an Bruchstücke eines sehr merkwürdigen Werkes unter den jüngsten Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek erinnert, besonders an eines, das er nun als Probe vorlege. Und Lessings Fiction stellt den „Ungenannten“ — so hieß Reimarus fortan, wie seiner Apologie der Name „Fragmente“ verblieben ist — als ein Opfer der wilden Orthodoxie dar, gleich Neuser, aber im Gegensatze zu Neuser geschirmt von einem duldsamen, gütigen Fürsten aus dem Hause Braunschweig. Das Fragment selbst schrie auf jeder Seite gegen die Verfolgung in der ganzen Christenheit, zumal bei den Protestanten, die einst Neuser ins Elend hinausgejagt hatten. „Gehe nur!“ rief der Ungenannte dem Glaubenslosen zu. „Wohin? Zu den Juden, Türken und Heiden?“ — wieder taucht das Bild Neusers auf, der als vernünftiger Verehrer Gottes vom Kreuze zum Halbmond geflüchtet war, zu demselben Alkoran, aus dem auch der Ungenannte das Vornehmste der natürlichen Religion herauslas.

Wer war nun dieser Ungenannte? Lessings kurzes Vorwort sucht den neugierig forschenden Blick seiner Leser auf einen verschrieenen Mann abzulenken, den sogenannten Wertheimer Schmidt. Johann Lorenz Schmidt hatte 1735 als junger Informator im Dienste des freigeistigen Grafen v. Wertheim in einem wüsten Quartband von über tausend Seiten, betitelt „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus“, eine unerträglich weitschweifige, das Klarste platt beschwatzende, das Hohe, Wunderbare, Geheimnisvolle herabdrückende und abstreifende Paraphrase geliefert, zu der er, ein tapferer Wolffianer, den Anstoß durch

Wolffs Begehren nach einer deutlichen Bibel empfangen haben will. Seit Lockes verfehlter Umschreibung der Paulinischen Briefe war diese Litteratur in Schwung gekommen, und den mit antideistischen Anmerkungen gepanzerten Testamenten Englands und Deutschlands setzte Schmidt sein aus dem Bibelwort, der wässerigen Paraphrase und dem entsetzlichen Schwall von Fußnoten zusammengebrautes Pentateuchwerk entgegen, ohne in der Weise Bahrdts feuilletonistisch zu modernisiren, aber schwunglos wie der redliche Damm. Eine wahre Sintflut ist in diesem keineswegs sehr dreisten Commentar über die fünf Bücher Mosis ergossen, und man bedarf einer ehernen Geduld, um nicht schon gleich am Eingang („Alle Weltkörper, und unsere Erde selbst, sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft" ...) die ungefüge Last gähnend bei Seite zu stoßen, sondern von Adham zu Jizchak und zu Mosche, nach den Regeln der Wohlredenheit und der Grundsprache der Jisraelen, sich durchzuringen. Die langathmige Vorrede führt mit Nennung etlicher Deisten in eine gährende Zeit religiöser Kämpfe gelassen ein. Sie verräth überall eine consequente Wolffische Schule und gipfelt im Wunsche, das auf diesen ersten Theil beschränkt gebliebene Bibelwerk möge eine gründliche Erkenntnis Gottes und die Ausübung rechtschaffener Gottseligkeit befördern. Dafür steckten die Theologen den unreifen Wertheimer ins Loch und confiscirten sein übereiltes, trotz aller Vorsicht und Langweiligkeit dem Wunder- und Prophezeiungsglauben gefährliches Buch. Eine mannhafte Beschwerde vermochte in Regensburg nichts als die Anweisung eines anderen Kerkers, dem Schmidt entsprang. Er wurde ein Märtyrer seines unerfreulichen, aber ehrlichen Rationalismus. In der Zeit, da er unter einem fremden Namen in Altona weilte und Tindals Hauptwerk sammt Fosters Widerlegung, Spinozas Ethik nebst Wolffs Gegenschrift verdeutschte, gewährte ihm auch Reimarus Unterstützung, obwohl er 1736 den Wertheimer in einer Zeitung wegen ungeschickter Schaukelei zwischen Deismus und Orthodoxie von der Bibel weggejagt hatte. Früh gebrochen, fand Schmidt in Wolfenbüttel ein Asyl; hier ist er 1751 gestorben, und die handschriftliche Umarbeitung seines deutschen Pentateuch soll, wie Lessing in den Collectaneen notirt, dem Herzog verblieben sein. Die Wolffische Bildung, die — übrigens sehr anfechtbaren — orientalischen Kenntnisse, den

Wolfenbüttler Aufenthalt nahm Lessing für seine Fiction in Anspruch, die Fragmente möchten von Schmidt stammen, wobei er insgeheim auch eine ableitende Verwerthung der Hamburger Beziehungen überlegt haben wird. Die Zeit, das vierte Jahrzehend, stimmte etwa zur Abfassung der ersten Reimarischen Redaction; doch braucht man nur eine Seite des Wertheimers gelesen zu haben, um die bare Unmöglichkeit des Lessingschen Spieles zu erkennen. Der Erfinder selbst gab, als Mascho und Andre ihn bestritten, seinen „Einfall", seine „übereilte Vermuthung" preis und griff nach einer neuen Deckung, indem er mehrmals den Umlauf vollständiger Handschriften behauptete, während er selbst nur Bruchstücke einer älteren Fassung vor sich habe. An Reimarus dachte zunächst niemand. Das Fragment, ein allgemeines Vorspiel und durch eine längere Ausführung zugleich ein Beleg für die Gelehrsamkeit des Ungenannten, blieb überhaupt ohne jeden irgend erheblichen Widerhall, denn solche Beschwerden über den schlimmen Stand der vernünftigen Deisten inmitten einer unvernünftigen, unduldsamen Christenheit waren nichts Neues und den Gestrengen gar nicht so unangenehm zu hören, da sie ihre Macht bezeugten. Auch Lessings Zugabe machte kein Aufsehen. Er hatte zunächst die Fragmente rühmlich charakterisirt: „Sie sind mit der äußersten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu sein, und nirgends" — das war wohl zuviel gesagt — „nirgends erlaubt er sich Spöttereien und Possen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt seine Meinung geradezu und verschmähet alle kleinen Hilfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen". Dann fügte er nur, um den Ungenannten nicht ganz ohne Geleit abtreten zu lassen, ein paar lose Seiten bei, die das Verhältnis des alten und des neuen Ketzers zum Muhammedanismus streifen, die einzelne Frage der altjüdischen proselyti portae, d. h. der von Reimarus für Deisten erachteten Judengenossen, theils einschränken, theils mit Anwendung auf die Gegenwart berühren und endlich in raschen Sätzen, nicht ohne die Genugthuung, daß heut im protestantischen Deutschland alle bürgerliche Verfolgung von Schriften und Schriftstellern aufgehoben sei, das sogenannte vernünftige Christenthum heraus-

fordern, von dem man leider so eigentlich nicht wisse, wo ihm die Vernunft, wo ihm das Christenthum sitze.

Dieses Nachwort zielte mitten in die theologische Bewegung der Zeit. Das Fragment erschien, als Damm 1772 mit seinem altfränkischen Testament die Trinität wegraisonnirt und rationalistisch aus Kreuzestod und Auferstehung eine bloße Ohnmacht herausgeklügelt, als Bahrdt 1773 seine neumodischen Fratzen geschnitten hatte, als auf den Höhen der akademischen Gelehrsamkeit der Neuschöpfer alttestamentlicher Wissenschaft, Michaelis, und der Vater der modernen Kanonkritik, Semler, die Blicke der gesammten theologischen Welt auf Göttingen und Halle gerichtet hielten.

Unter dem starken Einfluß der von ihm gern überschätzten Engländer errang sich Michaelis die Befreiung aus der Enge seiner Hallischen Studienzeit und das große epochemachende Vermögen: orientalische Urkunden orientalisch zu erklären, wobei auch die Analogie reichlich verwerthet, hebräische Alterthumskunde ausgebreitet, grammatische Sicherheit als Grundlage aller Interpretation für klare Paraphrasen ohne Stilkunst aufgeboten wurde. Behutsam, aber doch unbekümmert um die Forderungen des Lutherischen Schriftprincips, ging er mit den Bestandtheilen des Neuen Testamentes um, indem er der Inspiration nur ein kleines Gebiet einräumte und unter den „Göttlichen Büchern des neuen Bundes“ sichtete, strich, anzweifelte. Für seine Person mußte er gestehen, daß er den innern Beweis des heiligen Geistes nie gespürt habe, und er freute sich, nicht Professor der Theologie zu heißen, da trotz seinem Glauben an die „Hauptsache unserer Religion“ eine Unterschrift der Symbole ihm „viel Unruhe verursacht“ hätte. Lessing bewunderte die historisch-philologische Meisterschaft des Göttinger Gelehrten, war aber dem Menschen, seinem ehemaligen Gönner und Recensenten, abhold, nicht bloß, weil zwischen Michaelis und dessen Schul- und Fachgenossen, dem lieben Reiske, eine böse Spannung bestand, sondern auch, weil persönliche Begegnung an der Leine 1766 entfremdend gewirkt hatte. Der leidige Professorenhochmuth und Lessings freier Stolz waren auf einander gestoßen. Michaelis' Biograph Hassencamp vergleicht mißgünstig die Leutseligkeit britischer Gäste mit dem absprechenden, „sehr hoch einherfahrenden“ Wesen unsers berühmten Landsmannes und schildert die Verlegenheit des guten

Dieze, der Lessing eingeführt hatte. Wichtiger als dieser äußere Verlauf ist das von dem Ohrenzeugen Schulz in seinen „Bemerkungen über J. D. Michaelis litterarischen Charakter“ berichtete ergebnisreiche Gespräch des zünftigen und des unzünftigen Theologen. Lessing gab danach geradezu den Anlaß zu Michaelis' erläuternder Übersetzung des Alten Testamentes (1769 ff.), indem er sich ironisch darüber beschwerte, daß die Christen so wenig von dem erführen, was die Schriftgelehrten in ihren Studirzimmern ausmittelten, in ihren Hörsälen vortrügen und in ihren lateinischen Werken bekannt machten. Lessing wollte also die Scheidemauer zwischen der kritischen Universitätstheologie und dem Publicum niederreißen, den Gewinn der neuen Kritik popularisiren, den Zustand, daß diese Kritik sich hinter der spanischen Wand einer todten Gelehrtensprache wie eine ängstlich behütete Geheimlehre vor der lebendigen Antheilnahme der Laien verbarg, beseitigen. Es war nothwendig, diesen scheuen Professoren ein weiteres Auditorium aufzuthun und Muth einzublasen: denn wie seiltänzerisch rettete der profane Göttinger Deuter der Genesis die Inspiration wenigstens für den Schöpfungsbericht, der ihm doch nur ein urzeitlicher Mythus war; wie vorsichtig verschloß Reiske seinen Hiobcommentar im Pult; wie grundsätzlich beharrte Ernestis zurückhaltende Theologie hinter den lateinischen Schanzen; wie streng schied Semler zwischen der vielgestaltigen Privatreligion der stillen Kammern und der öffentlichen, von geistlichen Beamten geleiteten, keinen Bahrdtischen Neuerungen auszusetzenden Staatsreligion. Diese große, aber verschwiegene Theologie auf einen offenen Markt mit lautem Widerhall zu locken, zu rufen, zu zwingen, war Lessings vornehmste Absicht. Er selbst hat im Kampf um die Reimarischen Waffen die Ergebnisse Semlers Jedem eingeprägt, der Ohren hatte zu hören. Es galt der Erkenntnis, die später Eichhorn kurz also formulirte: „Die Schriften des neuen Testaments wollen menschlich gelesen und menschlich geprüft sein.“

Johann Salomo Semlers Hauptwerk, die „Abhandlung von freier Untersuchung des Canon“, 1771—75, übte eben damals, noch unvollendet, aber im Ziel und Ergebnis klar, die stärkste Wirkung, so daß der Werther-Dichter 1774 Allen verständlich war, wenn er in der Caricatur einer Frau Pfarrerin den Zug anbrachte, der dürre, kränkliche Blaustrumpf melire sich in die Untersuchung des

Kanons. Semler, von den fleißigen deutschen Stubengelehrten der alleremsigste, nur zwischen Katheder und Schreibpult rastlos und zugleich formlos getheilt, bot hier die Summe seiner Kritik. Aus einer gedrückten, nie frei und froh überwundenen Jugend, deren treue autobiographische Spiegelung Gustav Freytag zum Gemeingute gemacht hat, war seine Bahn allmählich angestiegen. Nun saß Semler in Halle auf dem Lehrstuhl des dankbar verehrten Baumgarten und durfte im Verfolg seiner ungeheuren Schriftstellerei und Lehre der Zeiten gedenken, wo die jungen Theologen die Lectüre eines Grotius und anderer Bibelstürmer nur mit schweren Strafen erkauften. Auch er hatte in den sanften Banden des Pietismus gelegen; seinem schwachen Bruder war darin alle Lebenskraft erstickt, ihm jedoch blieb eine schlichte Ergebenheit gegen den gütigen Gott, ohne alle Schwärmerei für das Jesulein der Gemeinde; und pietistische Scheidung zwischen Kirchlein und Kirche, Privatreligion und Theologie trieb ihn an, weitab von Mosheims Pfaden, die Entwicklung der Religion Christi in den Parteien, Büchern, Dogmen der christlichen Religion mit „Modestie“ im Ausdruck, aber aller Strenge kritischer Methode zu prüfen. Die Ausbildung des Lutherthums war seiner riesigen Belesenheit bis in ferne Winkel bekannt. Wie Gottfried Arnold durchsuchte er die gesammte Ketzergeschichte. Als Philolog begrüßte er in Erasmus den Vater der neutestamentlichen Kritik, als Historiker sah er sich durch Basnage gefördert. Er wollte seine Facultät nicht länger durch einen Zaun von den Werkstätten der weltlichen trennen lassen, denn die Wissenschaft sei nur Eine und der Anspruch nichtig, daß von der Theologie „immer so sehr groß und prächtig geredet“ werde. Er hielt es mit dem Reformator Luther gegen die kleinen „Päpste“ der Orthodoxie, mit den älteren Helmstedtern gegen Calov und seine Enkel. Kein lauter Rufer im Streit — und woher sollte diesem allzeit eingeengten, in kleinlichen Verhältnissen schleichenden Dasein der heroische Pulsschlag kommen? — ist er doch trotz dem anschwellenden Geschrei der empörten Rechtgläubigkeit, die dem Braven satanische Bosheit, dem Unbefangenen greuliche Irrlehren vorwarf, fürbaß geschritten, bis ihm endlich bange ward vor den Geistern, die er hatte rufen helfen.

Semler protestirte dagegen, die Theologie, die wie jede Wissenschaft fortschreitende Veränderungen durchlaufe, festzunageln. Er

verlangte protestantische Lehrfreiheit, nach allzu langer Knechtschaft unter dem „Handgewehr“ der Compendien und der „orthodoxen Routine“ theologischer Ober- und Untergerichte: „Gern lasse ich mich widerlegen, aber überschreien, verketzern, anathematisiren lasse ich mich nicht.“ Das Lutherische Schriftideal entthronte er: die christliche Religion ist nicht die Bibel, und in der Bibel sind keineswegs alle Bücher gleich unentbehrlich zur Heilswahrheit. Ja, er gleitet wirklich dem Naturalismus zu, dessen man ihn so oft zieh, wenn er schon 1759 behauptet, daß der größere Theil der Bibel bloß die natürliche Religion wiederhole, die auch ohne Bibel den Menschen bekannt sei, während der kleinere Theil die sehr wenigen Sätze vortrage, welche die heilige Schrift von der natürlichen Religion unterschieden. Sein positives Glaubensbekenntnis über das Christenthum ist schwer zu fassen, nicht sowohl, weil nach Michaelis' collegialem Tadel das, was Herr Semler sagt oder sagen will, überhaupt dem Verständnisse trotzt, als weil Semler zwar seine Meinung von der Gnade mit offener Heterodoxie ausdrückt, seine Christologie aber auf den vagen Satz beschränkt, christgläubig sei wer an Christum als befreienden Heiland glaube. Moralische Ausbesserung ist auch ihm wie der ganzen Aufklärung die Hauptsache, der „Gehalt“ des Christenthums. Und so viel Semlers Erledigung der urchristlichen Probleme der Forschung unseres Jahrhunderts seit Baur übrig gelassen hat, die Inspiration des Kanons war zu Ende geträumt, eine neue geschichtliche Betrachtung eröffnet. Für Semler heißt Kanon nicht Maß, Norm, Regel, sondern einfach Reihe. Diese Reihe für gottgegeben zu erachten, gehört nicht zur christlichen Religion. Die christliche Religion in ihrem Grund und ihrer Fortpflanzung hängt nicht von einem hebräisch-griechischen Kanon ab. Im einzelnen haben Stücke wie Ruth, Esther, Chronica, Hoheslied u. s. w. mit unsrer Religion nichts zu schaffen. Andre Zeiten, andre Leser: darum sind die historischen Schriften des alten Bundes für die Juden von höherer Wichtigkeit als für uns, die wir nicht an ein auserwähltes, um Geschichte und Cultur der übrigen unbekümmertes Volk glauben. Nur die abgethane altjüdische Denkart kann in den Thaten Simsons und der Könige Göttlicheres als in den Begebenheiten andrer Nationen entdecken. Die Lehren des Alten Testaments sind nach dem besondern göttlichen Plan in „Regierung des menschlichen Ge-

schlechts" dem kindlichen Standpunkte der ehemaligen Juden angepaßt, z. B. durch die Einkleidung des Sündenfalls oder den Schöpfungsbericht, den nur „ganz einfältige Leute" in Bausch und Bogen festhalten könnten: „Die Hauptsache ist, Gott ist als Urheber von den andern Dingen außer ihm zu unterscheiden. Dieser Lehrsatz wird in dieser Einkleidung beschrieben, um ihn diesem Volke bekannt und eindrücklich zu machen. An physikalische, astronomische, mathematische Untersuchungen, zu denen Menschen aufgelegt sind nach ihren ganz andern Umständen, ist in jener Zeit, unter diesem Volke der Juden, gar nicht gedacht worden. Wer solche Untersuchungen anstellen kann, hat keine Verbindlichkeit, sie hintanzusetzen." So führt Semler den Grundsatz durch, daß die Bibel neben ihrer Religionslehre gar viele Elemente enthält, die, ohne unlösbaren Zusammenhang mit der Religion, jeder wissenschaftlichen Kritik offen stehen.

Wie Semler gern einen gediegenen Auszug aus dem Alten Testament zu christlichem Hausgebrauch und Unterricht sähe, mit Ausscheidung des Specifisch-Jüdischen, so ist ihm weiter die alttestamentliche Vorbereitung auf Christus zu „undeutlich". „Die alte vorüberseiende Haushaltung Gottes unter den Vorfahren der jetzigen Juden" konnte nicht die Grundlage einer Juden und Heiden vereinigenden Christenlehre sein, und die Heiden kamen ohne das ferne Licht des Judenthums zu Christus. Hier nun liegt der Schwerpunkt der Semlerschen Erweise: Jesus kleidete seine Lehre für die Juden in eine „morgenländische Vorstellungsart", und seine Wunder, für unsre Gegenwart deshalb von geringerer Bedeutung und zum Theil aus einer biblischen Dämonologie als Nichtwunder zu erkennen, zielten auf die Bekehrung der damaligen Juden. Es gilt also das „Judenzende" der christlichen Frühzeit temporär und local als „Particularia" zu betrachten, diese Schalen, die den Kern umhüllten, als unwesentlich zur Religion historisch zu verstehn und besonders im heidenchristlichen Paulinismus die fortschrittliche Religion des Geistes zu erfassen. Wir müssen uns vom Buchstaben befreien. Schon der Umstand, daß kein genuiner Text vorliegt, verbietet die Annahme einer wörtlichen Inspiration. So wird Semler, indem er der göttlichen Inspiration nur die neuen Begriffe von Gnade und Vergebung sparsam überläßt, Griesbachs

Vorfahr in der Recension des orientalischen und des occidentalischen Textes. Er scheidet Glosseme aus. Er achtet philologisch auf den Sprachgebrauch und bricht einer heut unendlich verfeinerten Methode die Bahn. Hatte immerhin bereits Luther, als er kühn das „Deuterokanonische“ in den Hintergrund schob, eine Sonde in die apostolischen Briefe gesenkt, so verwarfen Michaelis und Semler den Paulinischen Ursprung des Hebräerbriefs. Die Kritik erkannte z. B. im Schluß des vierten Evangeliums einen fremden Nachtrag und stellte mit aller Schärfe den Satz auf, daß das Evangelium Johannis und die von Semler wahrhaft gehaßte Apokalypse nicht denselben Verfasser haben könnten. Sie prüfte die Evangelia menschlich als die Erzeugnisse gewisser Individualitäten aus gewisser Zeit. Dem geschriebenen Wort war das mündliche vorausgegangen, also war ein Christenthum vor den Schriften der Apostel. Diese folgten ihrer Eigenart, beobachteten als Erzähler eine ungenaue epische Zeitfolge und hatten bestimmte Kreise im Auge, wie denn manche Stellen der Paulinischen Briefe nur den jeweiligen Verhältnissen der angeredeten Gemeinde galten. Es gab eine größere Zahl von Evangelien, und die erhaltenen stimmen nicht überein. Während Matthäus so vernehmlich „judenzt“, um durch Wunder und Figuren seinen Zuhörern gerecht zu werden, setzt Johannes geistigere Leser voraus. Kurz, Parteiungen und Strömungen wirkten in der alten Kirche, deren Glieder nicht unsre vier Evangelia in Händen hielten, geschweige den ganzen allmählich aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengefügten und von der Kirche geheiligten Kanon. Mochte Semler in seiner Kritik der Quellen manchmal unschmiegsam falsche Maßstäbe des achtzehnten Jahrhunderts anlegen, mochte auch er mit der ganzen Aufklärung die Geburt der christlichen Dogmatik aus der Religion Christi äußerlich entwickeln, mochte seine Scheidung der „Sachen“ und der zeitlich-örtlichen Formen mancher absichtlichen und mancher unabsichtlichen Unklarheit zu zeihen sein — eine Reihe zukunftsfroher Sätze hat der ernste, schwerfällige Gelehrte, dessen Hermeneutik den Studenten „wirklich ein ganz neues Land in der theologischen Gelehrsamkeit“ eroberte und auch für Laien den Zugang

nicht ganz verrammeln wollte, als dauernde Errungenschaft aufgepflanzt: Religion und Theologie sind zweierlei; die Dogmen sind

allgemach am Baum der Kirche gereift und zur Privatreligion, der Frömmigkeit des Individuums, nicht wesentlich; das Christenthum zeigt unverkennbar die Stufen seiner Entwicklung; die apostolischen Urkunden sind menschliche Werke mit persönlichen, landschaftlichen, temporären Eigenthümlichkeiten; die Religion Christi wurde mündlich gelehrt, später unter dem Einfluß verschiedener Strömungen, messianisch-jüdischer, allegorisch-essenischer, griechischer, gnostischer, niedergeschrieben; die Bibel enthält vieles, was keinen Stempel der Göttlichkeit trägt; sie regt eine Menge Fragen reinhistorischer, dem Gebiete des Glaubens fremder Art an; die Wunder haben ihre Beweiskraft eingebüßt; der Kanon ist der für uns unverbindliche Abschluß jahrhundertelanger Bemühungen in der Kirche; die freie Forschung, nicht die „eiserne Reihe" eines theologischen Systems verbürgt das Heil des Protestantismus.

Die Jenenser und Göttinger traten gegen diese Kritik und ihre unausbleiblichen Consequenzen ins Gewehr, orthodoxe Pastoren nahmen den Mund voll gegen diesen Wolf im Schafstall, carikirten Semlers sachtes Vorgehen als einen Handstreich des Naturalismus und schrieen nach der Polizei. Lessing aber dachte den Hallenser mit seinem Wolfenbüttler Ungenannten zu übertrumpfen: „Eine noch freiere Untersuchung des Kanons Alten und Neuen Testaments" wollte er, eben da Semler seine „freie Untersuchung" beschloß, mit einer Vorrede in Berlin drucken lassen (an Karl, 11. November 1774), um die Gährung zu befördern. Es blieb aber bei dem Gedanken, und Lessing verschwand für drei Jahre vom theologischen Schauplatz. Die furchtbare Unruhe seiner Werbe- und Wartezeit und die Reise in den Süden schob alle Arbeit, die einen freien Kopf forderte, zurück. Erst als er gewiß ist, Eva bald die Seine zu nennen und an ihrer Seite aufzuleben, greift er, und diesmal reichlicher und tiefer, in den Vorrath der Fragmente. Im Juli 1776 sind die an die Reimarer gesandten Aushängebogen des vierten „Beitrags" eilige Vorboten seiner eigenen Hamburger Reise: „Was geschehen soll, muß bald geschehen oder niemals; was hilft es, wenn der Pfeil erst dann abprallt, wenn das Ziel verrückt ist?" Die Theologen, die sich inzwischen ein wenig über Semlers Schüsse beruhigt hatten, sollten in Athem gehalten werden. Elise, die noch jüngst, da Abt Chapuzeau in Hannover um die Schutzschrift des

Vaters bat, die Mißachtung der Lessingschen Bibliotheksschätze als bloßer Antiquitäten beklagte, sprach freudig ihren Segen: so möge es denn drauf losgehn, bis das Ziel so durchlöchert und verrückt sei, daß es gar kein Ziel mehr abgeben könne! Im Januar 1777 trat das vierte Stück der „Beiträge“ ans Licht:

„Es ist ganz theologisch, und ich bin begierig, zu vernehmen, ob die Orthodoxen mit meiner oder des Ungenannten Arbeit zufriedner sein werden.“ Und doch war die „dreisteste und stärkste“ Ladung noch unverschossen.

So erschienen die fünf Fragmente: „Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln“, der grimmigste Protest gegen die Orthodoxie, „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten“ und „Daß die Bücher Alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren“, zwei Todesurtheile gegen die christliche Weltreligion und ihre göttliche Voraussetzung im alten Bunde, dazwischen die zersetzende Kritik des „Durchgangs der Israeliten durchs rothe Meer“, am Schlusse jene feindseligen Bedenken „Über die Auferstehungsgeschichte“.

„Und nun genug dieser Fragmente!“, ruft Lessing im Eingang der von ihm beigefügten Gegensätze, die den durch den Ungenannten ausgebreiteten panischen Schrecken sogleich ein wenig dämpfen wollen. Niederschlagen, so tröstet der Herausgeber, könnten sie vielleicht den gelehrten Theologen, der für seine Stützen und Strebepfeiler, seine Hypothesen und Beweise fürchte, nicht aber den Christen, der sein Christenthum beseligt fühle. Und in einem allerdings künstlichen Bilde faßt Lessing hier unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges die Religion als ein im Innersten scrupellos Empfundenes. Dies Gefühl versteht er und tastet es nicht an, wie wenig sein eigenes Herz von den Strahlen des frommen Glaubens vibrirte: „Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des electrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat“. Was Semler so weitläufig und mühsam auseinandergesetzt hatte, nimmt Lessing in knappen, jedem Leser mundgerechten Formeln zum Grundtext aller künftigen Kampf- und Friedenspredigten: der Buchstab ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion; folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Ein-

allgemach am Baum der Kirche gereift und zur Privatreligion, der Frömmigkeit des Individuums, nicht wesentlich; das Christenthum zeigt unverkennbar die Stufen seiner Entwicklung; die apostolischen Urkunden sind menschliche Werke mit persönlichen, landschaftlichen, temporären Eigenthümlichkeiten; die Religion Christi wurde mündlich gelehrt, später unter dem Einfluß verschiedener Strömungen, messianisch-jüdischer, allegorisch-essenischer, griechischer, gnostischer, niedergeschrieben; die Bibel enthält vieles, was keinen Stempel der Göttlichkeit trägt; sie regt eine Menge Fragen reinhistorischer, dem Gebiete des Glaubens fremder Art an; die Wunder haben ihre Beweiskraft eingebüßt; der Kanon ist der für uns unverbindliche Abschluß jahrhundertelanger Bemühungen in der Kirche; die freie Forschung, nicht die „eiserne Reihe“ eines theologischen Systems verbürgt das Heil des Protestantismus.

Die Jenenser und Göttinger traten gegen diese Kritik und ihre unausbleiblichen Consequenzen ins Gewehr, orthodoxe Pastoren nahmen den Mund voll gegen diesen Wolf im Schafstall, carikirten Semlers sachtes Vorgehen als einen Handstreich des Naturalismus und schrieen nach der Polizei. Lessing aber dachte den Hallenser mit seinem Wolfenbüttler Ungenannten zu übertrumpfen: „Eine noch freiere Untersuchung des Kanons Alten und Neuen Testaments“ wollte er, eben da Semler seine „freie Untersuchung“ beschloß, mit einer Vorrede in Berlin drucken lassen (an Karl, 11. November 1774), um die Gährung zu befördern. Es blieb aber bei dem Gedanken, und Lessing verschwand für drei Jahre vom theologischen Schauplatz. Die furchtbare Unruhe seiner Werbe- und Wartezeit und die Reise in den Süden schob alle Arbeit, die einen freien Kopf forderte, zurück. Erst als er gewiß ist, Eva bald die Seine zu nennen und an ihrer Seite aufzuleben, greift er, und diesmal reichlicher und tiefer, in den Vorrath der Fragmente. Im Juli 1776 sind die an die Reimarer gesandten Aushängebogen des vierten „Beitrags“ eilige Vorboten seiner eigenen Hamburger Reise: „Was geschehen soll, muß bald geschehen oder niemals; was hilft es, wenn der Pfeil erst dann abprallt, wenn das Ziel verrückt ist?“ Die Theologen, die sich inzwischen ein wenig über Semlers Schüsse beruhigt hatten, sollten in Athem gehalten werden. Elise, die noch jüngst, da Abt Chapuzeau in Hannover um die Schutzschrift des

Vaters bat, die Mißachtung der Lessingschen Bibliotheksschätze als bloßer Antiquitäten beklagte, sprach freudig ihren Segen: so möge es denn drauf losgehn, bis das Ziel so durchlöchert und verrückt sei, daß es gar kein Ziel mehr abgeben könne! Im Januar 1777 trat das vierte Stück der „Beiträge" ans Licht:

„Es ist ganz theologisch, und ich bin begierig, zu vernehmen, ob die Orthodoxen mit meiner oder des Ungenannten Arbeit zufriedner sein werden." Und doch war die „dreisteste und stärkste" Ladung noch unverschossen.

So erschienen die fünf Fragmente: „Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln", der grimmigste Protest gegen die Orthodoxie, „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten" und „Daß die Bücher Alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren", zwei Todesurtheile gegen die christliche Weltreligion und ihre göttliche Voraussetzung im alten Bunde, dazwischen die zersetzende Kritik des „Durchgangs der Israeliten durchs rothe Meer", am Schlusse jene feindseligen Bedenken „Über die Auferstehungsgeschichte".

„Und nun genug dieser Fragmente!", ruft Lessing im Eingang der von ihm beigefügten Gegensätze, die den durch den Ungenannten ausgebreiteten panischen Schrecken sogleich ein wenig dämpfen wollen. Niederschlagen, so tröstet der Herausgeber, könnten sie vielleicht den gelehrten Theologen, der für seine Stützen und Strebepfeiler, seine Hypothesen und Beweise fürchte, nicht aber den Christen, der sein Christenthum beseligt fühle. Und in einem allerdings künstlichen Bilde faßt Lessing hier unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges die Religion als ein im Innersten scrupellos Empfundenes. Dies Gefühl versteht er und tastet es nicht an, wie wenig sein eigenes Herz von den Strahlen des frommen Glaubens vibrirte: „Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat". Was Semler so weitläufig und mühsam auseinandergesetzt hatte, nimmt Lessing in knappen, jedem Leser mundgerechten Formeln zum Grundtext aller künftigen Kampf- und Friedenspredigten: der Buchstab ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion; folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Ein-

würfe gegen den Geist und gegen die Religion; denn die Bibel enthält mehr als zur Religion gehört und ist in diesem Mehrern nicht gleich unfehlbar; auch war Religion vor der Bibel, Christenthum vor den Schriften der Evangelisten und Apostel; auf diesen Schriften, die spät zum großen Kanon anwuchsen, kann also die ganze Wahrheit der Religion nicht beruhen; sondern die Religion, die von Evangelisten und Aposteln gelehrt wurde, weil sie wahr ist, nicht aber wahr ist, weil sie gelehrt wurde, könnte nach Verlust jedes Buchstabens bestehen, wie sie vor dem Buchstaben bestand durch ihre innere Wahrheit, die ihr, wenn sie keine hat, alle schriftlichen Überlieferungen nicht geben können. Nach diesem inhaltschweren Vorspruch tritt Lessing in die Mitte der Bekämpfer und Vertheidiger, um nach beiden Seiten vor der bloßen Verzerrung des Widerparts zu warnen, mit einer durchaus dem Kampf entlehnten Bilderkette das noch nicht erschienene Ideal eines Gesammtangriffs und einer Gesammtvertheidigung dem Streit um einzelne Bastionen entgegenzuhalten und den Anfang des großen neuen Turniers abzuwarten. Was er selbst, nur scheinbar dem christlichen Apologeten vorarbeitend, an Fragezeichen und Widerlegungen auf den Rand der Fragmente schrieb, die „Maulkörbe“, die er ihnen nach Claudius' witziger Bezeichnung anlegte, das war keineswegs bloß eine raffinirte, larventragende, sophistische Politik, wie der gerade Sinn Elisens manchmal wähnte, obgleich den theologischen Schriften Lessings die „Feinheit“ und die Halbmaske nicht fehlt. Der Wunsch der Reimarischen Gemeinde, ihr Freund möge sich damit begnügen, einfach den ganzen Brocken hinzuwerfen, verkannte den nothwendigen innern Drang ungesäumter eigener Stellungnahme. Auch Lessing schwor zum ethischen Ideal des Ungenannten, auch Lessing war des positiven Glaubens bar. Er verwarf die Offenbarung des biblischen Wortes und die Ansprüche des Christenthums auf alles Heil in der weiten Welt. Er sah im Durchzug durchs rothe Meer eine wunderbar ausgeschmückte Sage, in den Auferstehungsberichten eine Reihe unvereinbarer Widersprüche, und es konnte seine geistige Gymnastik wohl einmal vergnügen, sehr Reimarisch „Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind“ vorzurechnen. Auch er schied überall, am klarsten in einem nachgelassenen Frag-

ment, die „Religion Christi", des erhabenen Menschen, und die Christum vergöttlichende „christliche Religion", die weit ungewisser als jene in den Evangelien enthalten sei. Aber nichts lag ihm ferner, als sich mit den Zielen und Wegen des Fragmentisten einverstanden zu erklären oder durch Stillschweigen einen solchen Verdacht zu nähren. Also, um mit einer Einzelheit anzuheben, Lessing vergeistigt das mosaische Märchen vom Sündenfall zur Erfahrung des Sündigenmüssens, oder er ertheilt dem Orthodoxen den Rath, das Wunder jenes Durchzugs, wenn der Bericht wirklich einer auch von Lessing, wie von Michaelis und vielen Andern vorher und nachher versuchten natürlichen Erklärung spotten sollte, allen Scrupeln gegenüber eben für ein Wunder zu erklären, weil er über die Macht des Beweises anders denkt als Reimarus. Wiederum lehnt er die neue Mode des Glaubens als bekräftigter Vernunft, der Vernunft als raisonnirenden Glaubens ab und antwortet auf Reimarus' allgemeine Kritik der Offenbarung mit Reflexionen über die Vernunft, die sich gefangen gebend ein Bekenntnis ihrer Grenzen ablege; auf seine pädagogischen Beschwerden erstens mit dem Satze, daß die geoffenbarte Religion die vernünftige in sich schließe, und weiter mit denselben Gedanken über den schwierigen pädagogischen Übergang von Vernunftwahrheiten zu geoffenbarten, die einst seine „Litteraturbriefe" dem Schüler des Reimarus, Basedow, schroffer zu Gemüthe geführt hatten. Dem zweiten und vierten Fragment aber erwidert Lessing, nachdem er den Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sei, in seiner Strenge anerkannt hat, exoterisch dahin: mag eine solche Offenbarung unmöglich sein — sollte Gott deshalb gar keine ertheilt haben? Nein, die höchste Weisheit und Güte wählte den kürzesten Weg, um die meisten Menschen zum Genusse der Offenbarung zu befähigen. Und wirklich habe das jüdische, „unendlich mehr verachtete als verächtliche", Volk wie kein anderes in der Geschichte mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert. Er hält dem Ungenannten den gefährlichen Mangel einer Unterscheidung zwischen Offenbarung und Offenbarungsbüchern, Christenthum und christlichem System, zwischen Unkenntnis der Offenbarung und Ausschluß von der Seligkeit, zwischen mühsamer Erforschung und herzlicher Annahme beredt vor und giebt der ganzen Frage eine andre,

unendlich tiefere, positive Wendung, indem er von den Reimarischen Beschwerden über den Mangel des Unsterblichkeitsglaubens im Alten Testament aus einen Blick wirft in das, was er wiederum exoterisch mit den Theologen die Ökonomie des Heils nennt: Gottes Offenbarung ist eine weise, von Stufe zu Stufe hinanführende Pädagogik. Aus seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" theilt Lessing hier, ohne sich als Urheber zu bekennen, die Folge der ersten dreiundfünfzig Paragraphen mit, einen entwickelnden Überblick über den unteren Cursus der Offenbarung oder Erziehung im alten Bund, in der Kindheit der Menschen, bis Christus erschien und eine neue Weltära eröffnete. Hier bricht Lessing ab. Er hat einen genügenden Vorschmack seiner eigenen, von des Reimarus Rechnungen und mörderischen Raisonnements unabhängigen Religionsphilosophie gegeben, und in der sicheren Ahnung, auf welches Ziel die herausgeforderte Apologetik zunächst rennen werde, scheidet er mit knappen, unübertrefflich klaren Sätzen zur Fragstellung über die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte: kein einziger Evangelist war bei allen Erscheinungen gegenwärtig; man trenne Widersprüche unter den Zeugen und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Zeugenaussagen; es ist nach aller Erfahrung nur scheinbarer Widerspruch, wenn Zeugen in mehreren Berichten über dieselbe Sache sich selbst und einander widersprechen; wir wissen auch gar nicht, ob unter den ersten Zeugen wahre Widersprüche vorhanden waren; aber der große Proceß, der von der glaubwürdigen Aussage der Zeugen abhing, ist gewonnen, denn das Christenthum hat über Juden und Heiden gesiegt, und es wäre ungereimt, den Proceß heute nach den unvollständigen und widersprechenden Geschichtsnachrichten von jenen durch den Erfolg beglaubigten Zeugnissen zu revidiren. Nun jedoch kehrt Lessing den Spieß gegen die Götzendiener des Buchstabens und behauptet mit einer sehr unorthodoxen Wendung über die Wirksamkeit des heiligen Geistes, daß nicht die Zeugen, aber allerdings die Geschichtschreiber einander widersprechen und daß ohne ein fortdauerndes Wunder solche Ausartungen einer jahrzehendelangen mündlichen Erzählung unvermeidlich waren. Wer dies Wunder durchaus schaffen will, der muß alle Widersprüche begleichen, nicht nach dem ungenügenden Verfahren der bisherigen Harmonien, nicht mit den abgenutzten Waffen der englischen Apologeten, aus

deren Schaar Lessing drei Typen herausgreift. Wer die Untrüglichkeit der Evangelisten in jeder Silbe behauptet, „versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle! Denn diesem und jenem nur etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt, keinen beantworten“.

Dies Mal drangen die Theologen von allen Seiten heran, um den Handschuh aufzunehmen. Vielstimmiger Widerhall antwortete; aber, wie es zu gehn pflegt, die Berufensten und darum in den weit aufgethanen Schranken des Fragmentenstreites Willkommensten prüften gemächlicher, von der Bedeutung dieses Waffengangs durchdrungen, den Gegner und ihre eigene Rüstung, während kleinere Leute rasch entbrannten und mit hastig aufgeraffter Wehr herbeiliefen, um den namenlosen Feind des Christenthums zu strecken. Das Beispiel des Ersten rief den Zweiten und Dritten ins Feld, dann regnete es Artikel, Broschüren, Bücher, so daß Massenrevuen wie die lahmen Berichte des Berliner Predigers Lüdke in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ einen Erntesegen, der seit Tindals Tagen unerhört war, nicht bergen konnten und der Geschichtschreiber heute, schon wegen der Überzahl dieser rührigen Federn, gern der Regel folgt, nicht alle gemeinen Soldaten, die am Feldzug theilgenommen, herzuzählen, sondern sich wesentlich auf die Namen zu beschränken, die durch seinen Helden der Nachwelt übermittelt oder mit hervorragenden Leistungen verknüpft sind.

Wer wüßte ohne Lessing ein Sterbenswörtchen von dem hannoverschen Lyceumsdirector Johann Daniel Schumann, der im September 1777 ein Heft „Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion“ abschloß? Wohlmeinend und brav, breit und seicht, ohne gelehrtes Rüstzeug, stellt er sich trotz Lessings Gegensätzen auf den Standpunkt, das Christenthum müsse in allen Dingen, auch für die Laien, demonstrirt werden. Er „beweist“ also und glaubt felsenfest an die durchschlagende Kraft seiner „Beweise“. Ihm sind die geschriebenen Nachrichten der Jünger die einzige Quelle der christlichen Religion, Lehre und Nachricht eins, das Bibelwort ein Gefüge, dem nicht Ein Stein entzogen werden darf, ohne daß alles dahinsinkt. Er kann nicht mit gewissen englischen Apologeten und Herrn Lessing die Schwierigkeiten durch Unter-

scheidung zwischen Offenbarung und Offenbarungsgeschichte lösen, denn das Evangelium muß seinen übernatürlichen Beistand behalten, sonst büßt die Lehre Jesu ihre Zuverlässigkeit ein. Also Beweise her! Den Kanon hat ja Lardner gerettet; aber Schumann sieht wohl, daß die bloßen Anleihen bei den Vorgängern nichts fruchten, seitdem die Gegner soviel gescheiter geworden sind. Er beschimpft den Ungenannten, einen „Mann von Kenntnissen", nirgend und erklärt, mit einer achtungsvollen Verbeugung vor Lessing, gegen Ende: „Ich hielt es um so viel nöthiger, mich aller bloß beredenden, nicht ganz überzeugenden, Gründe zu enthalten, nachdem wir in diesem Jahr einen Gegner bekommen haben, der sich nicht bei Nebendingen aufhält, nicht auf Voltärisch lacht und witzelt, sondern die Hauptstützen angreift. In der That ist seine Schrift nicht nur wegen des gelehrten Tons und der allenthalben durchscheinenden Wahrheitsliebe, sondern auch wegen des großen Gewichts, welches der in seinen Verdiensten glänzende allgemein verehrte Herausgeber in den Zusätzen darauf legt, der bedeutendste Anfall, der unsere Religion je getroffen hat". Das zweite Fragment des „Beitrags", über die seit Rousseau (im **Vicaire Savoyard** nämlich) noch nie so abschreckend dargestellten Schwierigkeiten einer allgemeinen Offenbarung, beschäftigt ihn vorzüglich. Von den Rechenexempeln des Ungenannten wird abgesehn; sie hätten ungedruckt bleiben sollen. Gegen die Vorstellung politisch wühlender und trügender Apostel werden vernünftige Einwürfe beigebracht. Die Hauptwaffe aber liefert die ἀπόδειξις πνεύματος καὶ δυνάμεως, der „Beweis des Geistes und der Kraft", den Origenes einst aus Paulus (1. Kor. 2, 4) geschöpft hatte: der Geist wirkt in den Weissagungen des alten Bundes, die so klar und deutlich sind, daß sie Jeden überzeugen müssen; die Kraft in den Wundern, die Christi Lehre bestätigen und auch von den Ketzern der ersten Jahrhunderte geglaubt wurden; aus den erfüllten Weissagungen und den erhärteten Wundern, die beide nur von Gott kommen können und dem Christenthum den Sieg über jede andere Religion sichern, ist die unvermittelte göttliche Offenbarung ganz sicher zu erschließen. Ein Beweis, den Origenes und Irenäus noch durch fortdauernde christliche Wunder ihrer Zeit befestigen wollten, den aber auch neuere Theologen von Huet bis zu Michaelis trotz manchen Einwänden ins Feld führten, während etwa

der Verklärung über das kindliche Vermächtnis des alten schwachen Johannes ergießt. Nur Ein ironischer Ton darf sich leis hervorwagen, um dem aus tiefster Seele gesprochenen Wort „göttlich", das Klopstocks Zeitalter durch Hyperbeln an die Schöne verschwendet und abgenutzt hatte, seine ernste Weihe zu retten. Und trotz allem Kampfe blieb Lessings Seele der Caritas ergeben; ihr sollte der volle reine Ausklang nach so vielen Dissonanzen gehören.

Schade, daß Schumann den Johanneischen Gruß der Liebe zwar mit Höflichkeiten für den Geist und Freisinn, die Eleganz und Würde des Anonymus heimzahlt, aber seine im December 1777 verfaßte „Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft" recht untriftig mit kleinen Nachträgen zur Origenesstelle und armseligen Abweisen der unverstandenen Werthschätzung von Geschichtswahrheiten anfüllt. Jetzt überhebt er sich, sieht die „strengste Vernunft" auf seiner Seite gegen das „Pamphlet", spricht von nöthigeren Pflichten, die ihm den Abbruch dieses Briefwechsels gebieten, und denkt, mit einer Wendung falscher Bescheidenheit, Andern das letzte Wort zu überlassen. Lessing fand die Antwort unter aller Erwartung schlecht, wollte aber doch den offenbar harmlosen Mann schonen und lieber nichts erwidern, als ihn lächerlich machen. Seine Replik, die freilich Schumanns üblen Satz, er habe ja den Spruch bloß als unschuldiges Pförtchen benutzt, um mit einiger Manier in die Laufbahn zu treten, nicht ohne leichten Spott durchschlüpfen läßt, ist leider nur eines der vielen Bruchstücke von dem Scherbenberg geblieben: sie sollte den „Beweis" bei Paulus und bei Origenes noch klarer stellen und ihrem zuversichtlichen Erben vollends aus der Hand winden.

Mittlerweile wetzten andere Strenggläubige ihren Degen. Da sandte der Wolfenbüttler Superintendent Johann Heinrich Reß anonym seine mit allen Gebresten vertuschender Harmonistik behafteten Gespräche „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi" aus einem Haus ins andre hinüber, lendenlahme Dialoge jener kläglichen Art, wo ein schwachköpfiger und mattherziger A die Irrlehre vertritt und ein wackerer B ihn so überwältigend ins Gebet nimmt, daß der Herr A nach ein paar Tagen in allen Punkten klein beigiebt und sehr befestiget dankbar abgeht. Reß führt seine Sache

listischen Hauptsatz, den wohlfeile Hinweise auf dies oder jenes Beispiel absoluter historischer Gewißheit, aber auch Kants tiefere Gegensätze nicht umstoßen können, dessen Bedenklichkeit jedoch später dargethan werden soll, gelangt Lessing zu sehr kühnen Folgerungen: kann ich historisch nichts dagegen einwenden, daß Christus einen Todten erweckte — muß ich deshalb glauben, Gott habe einen Sohn, der mit ihm gleichen Wesens sei? Oder kann ich historisch die Auferstehung Christi nicht bestreiten — ist damit die Gottheit des Auferstandenen bewiesen? Lessing war ein zu guter Logiker, um nicht solche Sprünge als μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, nach dem Aristotelischen Ausdruck, entschieden abzulehnen. Und will ihm sein Gegner über den „garstigen breiten Graben" hinüberhelfen, indem er mahnt: derselbe Christus, dessen Auferstehung du historisch gelten lassen mußt, sagt, er sei Gottes Sohn — so wird er folgerichtig antworten: daß Christus das gesagt hat, ist auch nur historisch gewiß; nein, betheuert der Andre: inspirirte unfehlbare Schriftsteller zeugen dafür — daß sie inspirirt waren, ist auch nur historisch gewiß. Diesen der orthodoxen Beweisführung tödlichen Streitsätzen nimmt Lessing durch seinen steten Schluß die Spitze für den Christen: der weiß, daß einst durch Weissagungen und Wunder die Menge aufmerksam gemacht wurde, aber er hält sich an die reifen Früchte der alten Saat. Nicht verneinend, sondern versöhnend scheidet Lessing: „Möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich". In allen Kirchen am augenfälligsten Ort möchte er das Testament Johannis mit goldenen Buchstaben verzeichnet sehen, sagt Lessings inniger kleiner Dialog, der aus Hieronymus und Augustin die sanfteste Botschaft liest und als Seele des Christenthums die Liebe predigt. Das lateinische Motto vergegenwärtigt den Lieblingsjünger, „der am Busen des Herrn ruhte und das Bächlein der Lehren aus dem reinsten Born schöpfte", das Gespräch selbst den Greis zu Ephesus, der nur noch ein Gebet sprechen kann: „Kindlein, liebet einander!", dies aber, als seine Hörer endlich nicht immer das Gleiche vernehmen wollen, für gottbefohlenes Genügen erklärt. Nie ist Lessings Rede so lind erklungen wie hier, wo er die christliche Liebe über die christlichen Glaubenslehren emporhebt und den rührendsten Glanz

Damm sagte, mit Wundern sei für die damaligen Juden geläutet worden, Semler ganz ähnlich unsre Erkenntnis durch „erzählte miracula“ nicht gefördert sah und der spätere Rationalismus sie weginterpretirte. So schämt sich Schumann der Verlegenheit, in die ihn anfangs das „gefährlichste“ dritte Fragment und des Herausgebers „unglaublich wundervoller Ausweg“ gebracht hatten, und fordert getrost das Erscheinen der übrigen Fragmente, die im Dunkel nur größere Verwirrung stiften würden, mit dem beliebten Wunsch, man möge dergleichen Aufsätze aus billiger Nachsicht für die Schwachen in fremder Sprache darbieten.

Anonym erließ Lessing zwei Antworten: „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“ nebst den friedlichen Blättern „Das Testament Johannis“. Längst hatte er den kirchenväterlichen Vertheidigungen des Christenthums gegen heidnische Angriffe die Beweiskraft für die Gegenwart aberkannt und auch öffentlich schonungslos die neuesten Fortschritte in der Religionserkenntnis aufgedeckt, wodurch die einstigen Aufforderungen zu einer ernsten Prüfung des Christenthums in ausgefeilte und zugespitzte unumstößliche Argumente in einander gekettet waren, daß nur muthwillige Blindheit und vorsätzlichste Bosheit sich nicht überführt bekennen konnte. Jetzt bezwang ihn die „Evidenz“ des aus dem Origenes erneuerten Beweises mit Nichten. Nachdem er in einer halbironischen Zuschrift voran seinen Hunger nach Überzeugung ausgesprochen hat, widmet er den Bogen einer durchlaufenden Antithese zwischen der historischen Überlieferung und der eigentlichen Erfahrung, wie sie so präcis noch keinem englischen Prüfer der evidence gelungen, aber doch namentlich von Butler (1736), allerdings mit einem versöhnenden Rückblick auf die durch achtzehn christliche Jahrhunderte erfüllten Weissagungen, vorbereitet war. Der Beweis des Geistes und der Kraft habe jetzt weder Geist noch Kraft mehr: denn ein andres sind erfüllte Weissagungen und mit eigenen Augen gesehene und geprüfte Wunder, ein andres solche, von denen ich nur historisch durch ein Medium weiß, daß Andere sie wollen erlebt, gesehn, geprüft haben. Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden. Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden. Von diesem rationa-

listischen Hauptsatz, den wohlfeile Hinweise auf dies oder jenes Beispiel absoluter historischer Gewißheit, aber auch Kants tiefere Gegensätze nicht umstoßen können, dessen Bedenklichkeit jedoch später dargethan werden soll, gelangt Lessing zu sehr kühnen Folgerungen: kann ich historisch nichts dagegen einwenden, daß Christus einen Todten erweckte — muß ich deshalb glauben, Gott habe einen Sohn, der mit ihm gleichen Wesens sei? Oder kann ich historisch die Auferstehung Christi nicht bestreiten — ist damit die Gottheit des Auferstandenen bewiesen? Lessing war ein zu guter Logiker, um nicht solche Sprünge als μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, nach dem Aristotelischen Ausdruck, entschieden abzulehnen. Und will ihm sein Gegner über den „garstigen breiten Graben“ hinüberhelfen, indem er mahnt: derselbe Christus, dessen Auferstehung du historisch gelten lassen mußt, sagt, er sei Gottes Sohn — so wird er folgerichtig antworten: daß Christus das gesagt hat, ist auch nur historisch gewiß; nein, betheuert der Andre: inspirirte unfehlbare Schriftsteller zeugen dafür — daß sie inspirirt waren, ist auch nur historisch gewiß. Diesen der orthodoxen Beweisführung tödlichen Streitsätzen nimmt Lessing durch seinen steten Schluß die Spitze für den Christen: der weiß, daß einst durch Weissagungen und Wunder die Menge aufmerksam gemacht wurde, aber er hält sich an die reifen Früchte der alten Saat. Nicht verneinend, sondern versöhnend scheidet Lessing: „Möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich“. In allen Kirchen am augenfälligsten Ort möchte er das Testament Johannis mit goldenen Buchstaben verzeichnet sehen, sagt Lessings inniger kleiner Dialog, der aus Hieronymus und Augustin die sanfteste Botschaft liest und als Seele des Christenthums die Liebe predigt. Das lateinische Motto vergegenwärtigt den Lieblingsjünger, „der am Busen des Herrn ruhte und das Bächlein der Lehren aus dem reinsten Born schöpfte“, das Gespräch selbst den Greis zu Ephesus, der nur noch ein Gebet sprechen kann: „Kindlein, liebet einander!“, dies aber, als seine Hörer endlich nicht immer das Gleiche vernehmen wollen, für gottbefohlenes Genügen erklärt. Nie ist Lessings Rede so lind erklungen wie hier, wo er die christliche Liebe über die christlichen Glaubenslehren emporhebt und den rührendsten Glanz

der Verklärung über das kindliche Vermächtnis des alten schwachen Johannes ergießt. Nur Ein ironischer Ton darf sich leis hervorwagen, um dem aus tiefster Seele gesprochenen Wort „göttlich", das Klopstocks Zeitalter durch Hyperbeln an die Schöne verschwendet und abgenutzt hatte, seine ernste Weihe zu retten. Und trotz allem Kampfe blieb Lessings Seele der Caritas ergeben; ihr sollte der volle reine Ausklang nach so vielen Dissonanzen gehören.

Schade, daß Schumann den Johanneischen Gruß der Liebe zwar mit Höflichkeiten für den Geist und Freisinn, die Eleganz und Würde des Anonymus heimzahlt, aber seine im December 1777 verfaßte „Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft" recht untriftig mit kleinen Nachträgen zur Origenesstelle und armseligen Abweisen der unverstandenen Werthschätzung von Geschichtswahrheiten anfüllt. Jetzt überhebt er sich, sieht die „strengste Vernunft" auf seiner Seite gegen das „Pamphlet", spricht von nöthigeren Pflichten, die ihm den Abbruch dieses Briefwechsels gebieten, und denkt, mit einer Wendung falscher Bescheidenheit, Andern das letzte Wort zu überlassen. Lessing fand die Antwort unter aller Erwartung schlecht, wollte aber doch den offenbar harmlosen Mann schonen und lieber nichts erwidern, als ihn lächerlich machen. Seine Replik, die freilich Schumanns üblen Satz, er habe ja den Spruch bloß als unschuldiges Pförtchen benutzt, um mit einiger Manier in die Laufbahn zu treten, nicht ohne leichten Spott durchschlüpfen läßt, ist leider nur eines der vielen Bruchstücke von dem Scherbenberg geblieben: sie sollte den „Beweis" bei Paulus und bei Origenes noch klarer stellen und ihrem zuversichtlichen Erben vollends aus der Hand winden.

Mittlerweile wetzten andere Strenggläubige ihren Degen. Da sandte der Wolfenbüttler Superintendent Johann Heinrich Reß anonym seine mit allen Gebresten vertuschender Harmonistik behafteten Gespräche „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi" aus einem Haus ins andre hinüber, lendenlahme Dialoge jener kläglichen Art, wo ein schwachköpfiger und mattherziger A die Irrlehre vertritt und ein wackerer B ihn so überwältigend ins Gebet nimmt, daß der Herr A nach ein paar Tagen in allen Punkten klein beigiebt und sehr befestiget dankbar abgeht. Reß führt seine Sache

bescheiden als ein unberühmter Mann, mit pastoralem Bedauern, selten mit heftiger Rede gegen den fälschenden Schwätzer der Fragmente, und ohne Lessing auch nur zu nennen. Sein Stil ist kraus, seine Logik machte sonderbare Sprünge. Da die Evangelien keine Protokolle in re praesenti, sondern unter Gottes Einfluß niedergeschriebene, je nach der Absicht der Verfasser verschiedene spätere Erzählungen seien, so „folge hieraus", daß unter ihnen kein Widerspruch bestehen könne und der Ausleger nur den einen Bericht aus dem andern zu ergänzen habe.

Lessing verspürte keine Lust, den Herrn A in solchen Dialogen zu machen und auch der neuesten frommen Entdeckung, daß der Auferstandene die vierzig Tage bis zur Himmelfahrt ununterbrochen mit seinen Jüngern verlebt habe, Beifall zu nicken. Seine eigenen Hypothesen über die Entstehung des neutestamentlichen Kanons, deren erste Ausarbeitung in den November 1777 fällt, wollte er zur Vertiefung, Verschärfuug und Verallgemeinerung der Disputationen aufpflanzen, mit dem Nachbar aber spielte er eine theologische Komödie in der „Duplik" und parirte die „unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien" nochmals im ersten und im elften „Anti-Goeze." Die glimpfliche Geduld, die Schumann erfahren hatte, wird dem geistes- und stilverwandten Reß nicht mehr zu Theil, und wer von seinem schleichenden Gespräch zu Lessings fliegenden Dialogpartien kommt, muß sich fragen: warum diese Hitze und dieser Hohn? Gewiß pflegt andauernder Streit einem temperamentvollen Mann das Blut in raschere Wallung zu treiben und die Rede gegen den Zweiten über die Rede gegen den Ersten hinaufzuschrauben; gewiß hatte Reß die wuchtige Warnung am Schlusse der Lessingschen Zusätze gar nicht beachtet und ohne jeden neuen Gedanken ins Gelag hinein geredet; aber das war es nicht allein und nicht vornehmlich, was in Lessing einen solchen Strom von Galle entfesselte. Die theologischen Händel brachen ja aus, als Frau Eva ihrer schweren Stunde entgegensah. Dann kam die furchtbare doppelte Katastrophe! Mitten in den Nachrichten vom Krankenbett und von der Bahre geben die Briefe Kunde von erfolgten Angriffen, geplanter Abwehr. „Mag er alsdann immer ein bischen bitter sein", schrieb im Verlauf dieser Fehden die einsichtige, treue Elise, die aus all den heftigen Worten Lessings Klage um die verlorene häus-

liche Seligkeit heraushörte. So ist „das haut-comique“ der dramatischen Polemik, von dem Lessing sagt, es mache ihm die andern theatralischen Arbeiten so schal und wässerig, mit einer Lebenstragödie verflochten, und der gute Reß wurde das erste Opfer dieses erbarmungslosen Zorns. Die „Duplik“ ist vor Evas Niederkunft begonnen, nach ihrem Tode beendet worden. Sie setzt mit einer launigen Begrüßung des schwachen, abgelebten Nestor ein, der sich anstatt jüngerer und stärkerer Griechen dem ausfordernden Hektor stellen will, und führt zum Motto den Spruch, hier werde mehr gestritten als etwas durch die Rede gewonnen; sie bricht mit dem Versprechen ab, nie wieder wolle Lessing es sich auch nur vornehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgiltig zu bleiben. Erschüttert meint man die Stelle, ja, das Wort zu treffen, wo Lessing nach der Heimkehr ins verödete Zimmer fortgefahren ist. „Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgiltig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich Vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines eigenen Halses zu sprechen.“

„Duplik“, nicht Replik, sagt der Titel, denn Lessing erklärt jene seine Zusätze für eine Vertheidigung der angeklagten Evangelisten, Reßens falsche Harmonie für eine die Evangelisten anders als der ungenannte Ankläger schädigende Replik — „Also Duplik!“ Diese Duplik baut sich in meisterlicher Gliederung auf: eine kurze, mit Lessings Namen unterzeichnete Zuschrift, dann die dreifache Einleitung, der Haupttheil mit einem Einschnitt zwischen den beiden Hälften der zehn, Stück für Stück durchgenommenen Widersprüche, und der vom zehnten Widerspruch zum Eingang zurückdringende Epilog als ein „unwillkürlicher Ausbruch meiner innigsten Empfindung“. Eine neue Bilderfülle beleuchtet das Ganze. Eine polemische Figur nach der andern wird aufgeboten, und wo bleibt der träge Trott des Reßischen Dialogs gegen diese machtvollen Reden, diese sprühende Unterhaltung mit dem Leser, diese unerbittlichen Verhöre der Evangelisten und ihres übel berathenen Vertheidigers,

diese grausamen Farcen, die Lessing mit dem immer wieder einnickenden Nachbar aufführt! Zwischen biblischen, patristischen, moderntheologischen Citaten stehen Scherze aus Molière, Verse aus dem „Messias“. Hier ein derbes, ja, ein lästerliches Wort, da ein poesievolles Gleichnis; hier eine polemische Parade des Fechtmeisters, da ein tiefes Bekenntnis, das sich der ganzen Nation eingeprägt hat und auch dem theilnehmenden Ausländer im Ohr tönt, sobald er sich Lessings erinnert. Auf den ersten Seiten, wo er der Person des Ungenannten die Gerechtigkeit zollt, die seine Sache darum noch nicht habe, und den Mann, der aus Überzeugung und guter Absicht scharfsinnig und bescheiden die Unwahrheit durchzusetzen suche, dem Manne, der die beste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung des Gegners alltäglich vertheidige, unendlich vorzieht, wo er schlechterdings nicht zugeben will, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe, sagt er die goldensten Worte über den ewig strebenden und im rastlosen Suchen, nicht im ruhigen Halten beseligten Dienst der Wahrheit:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

Die Orthodoxie aber, blind für den Tiefsinn dieser Parabel*),

---

*) Adolf Harnack schreibt mir: Vielleicht interessirt es Sie und Ihre Leser, daß ein alter Kirchenvater, ja, der erste kirchliche Theologe im strengen Sinne des Worts, Clemens Alexandrinus (gest. um 202), ein Dilemma gebildet hat, das dem Lessingschen sehr verwandt ist. Er sagt in seinen Stromateis IV 22, 136: „Gesetzt, es schlüge jemand dem christlichen Denker (τῷ γνωστικῷ, im Sinn und Sprachgebrauch des Clemens: dem Idealchristen) vor, er möge zwischen der Er-

nahm es wörtlich, daß Lessing die Wahrheit aus der göttlichen Rechten verschmähe, und bejammerte seine Verstocktheit, die allerdings für ihre harmonistischen Kunststücke so unempfänglich war. Lessing will von seinem Nachbar nicht schonungsvoll aus dem Spiele gelassen sein und interpretirt ihm die Zusätze. Verschiedene Geschichtschreiber derselben Ereignisse bleiben glaubwürdig auch ohne unsre harmonischen Paraphrasen ihrer Widersprüche; wer einen Livius frank behandelt, aber die Evangelisten um jede Silbe auf die Folter spannt, verficht nicht die Auferstehung, sondern die Theopneustie, nicht das Evangelium, sondern die Dogmatik. Lessing schickt den Orthodoxisten heim mit seiner Annahme eines heiligen Geistes, der „anscheinende Widersprüche" der Evangelienschreiber zulasse, und erklärt von neuem, unter stillschweigender Replik auch für Schumann, seinen Standpunkt: die Auferstehung hängt nicht bloß von jenen Aussagen ab; die Güte eines Hausfundamentes wird durch den sicheren Bestand, nicht durch Aufwühlen des Grundes erwiesen; die Religion ist da, und das fortdauernde Wunder der Religion selbst bestätigt die Überzeugungskraft der begründenden Wunder Jesu und seiner Jünger für die Zeit des ersten Christenthums; die historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion gehören in den Winkel des Zeughauses zurück. So hat Lessing freie Hand gegenüber den Widersprüchen der Evangelisten, und mit mehr als Reimarischem Scharfsinn zerpflückt er des Nachbars harmonistischen Kranz Blatt für Blatt. Es thut nichts zur Sache, daß wohl jemand in diesen peinlich genauen Vernichtungsurtheilen über die vertuschende, da verdoppelnde, dort zwängende, jetzt den Matthäus, darauf den Marcus mißhandelnde Harmonistik doch noch einen geringen sachlichen Irrthum oder eine anfechtbare

---

kenntnis Gottes und der ewigen Seligkeit wählen — angenommen, die beiden Güter wären getrennt, während sie in Wahrheit streng identisch sind — so würde sich der christliche Denker keinen Augenblick besinnen und die Erkenntnis Gottes wählen." Es ist mir wahrscheinlich, daß der patristisch so ausgezeichnet belesene Lessing diese Stelle gekannt und geradezu aus ihr die Anregung geschöpft hat, aus dem ersten Dilemma ein noch feineres zweites zu entwickeln. Das ist ganz seine Art, sich durch eine geistvolle Bemerkung zu einer noch tieferen anregen zu lassen. Ist die Clementinische Stelle der Grundtext für Lessings Parabel, so tritt die Eigenart und Feinheit seines Geistes sowohl in der Form der Erzählung als in den Nebenzügen und dem neuen Acumen besonders deutlich hervor.

Interpretation (ὀψὲ σαββάτου) aufstechen konnte. Noch weniger dürfen die Klagen über manchen höhnischen Ausdruck von Dingen und Menschen der Evangelienharmonie, nicht der Evangelien, Lessings Triumph einschränken, der, ohne die Folgerungen des Ungenannten und ohne Rettung all seiner „Widersprüche", die Manoeuvres der Orthodoxisten als „engbrüstig, lahm, schielend, Thersitisch" dem Untergang preisgab.

Als Michaelis nach langem Bedenken 1783 seine „Erklärung der Begräbnis- und Auferstehungsgeschichte Christi nach den vier Evangelisten" vorlegte, konnte er sich die „wissentliche Chicane" und die „grobe Unwissenheit" des Fragmentisten, die wohl zum Wertheimer passe, schlechterdings nicht mit der anerkannten Gelehrsamkeit des Mannes reimen, den die Welt hinter dem Anonymus erblickte. Er hält ihm eine langwierige und ungnädige Lection; mit Lessings Gesichtspunkten aber verträgt sich der berühmte Kritiker fast durchweg, nicht gesonnen, den „seligen Lessing" für seine Beurtheilung der menschlichen Evangelien unter die Ungläubigen zu verstoßen, sondern gleich ihm davon durchdrungen, die Lehre von der Inspiration sei unhaltbar. Er wendete auch nichts dagegen ein, daß Lessings antiorthodoxe Polemik die Überzeugung, der christlichen Religion geschehe durch den Fall der göttlichen Bibeloffenbarung kein Schade, einmal mit einem großen Citat aus der Michaelisschen „Einleitung" verschanzt hatte. Er verstand, daß und warum Lessing „den Harmonien nicht recht gut war", und so viel Entgegenkommen in allen Fragen der historischen Kritik macht den Einwand unerheblich: Lessings Gebot, der Vertheidiger müsse allen und jeden Widerspruch befriedigend lösen, sei zu straff gespannt. Aber Michaelis kam, nicht ohne Absicht, zu spät. Unberufenere, auch Ritter von der traurigen Gestalt, haben bei Lessings Lebzeiten zuerst das Wort ergriffen.

Seine Mahnung, es genüge nicht die Fragmente in die eine und die Bibel in die andre Hand zu nehmen, um kurzweg jene aus dieser abzutödten, und die ganze zermalmende Wucht der „Duplik" schreckte dennoch fromme und ehrgeizige Herren nicht ab, an dem Ungenannten zum Meister zu werden. In keiner Litteratur ist das Sprichwort vom aufgewärmten Kohl triftiger als in dieser. Dem einen braunschweigischen Superintendenten folgte 1778 ein zweiter, der Hauptpastor J. Lüderwald zu Vorsfelde, und bewies,

ebenfalls Lessing völlig ignorirend, „Die Wahrheit und Gewißheit der Auferstehung Jesu Christi", indem er das Fragment stückweis einrückte und widerlegte. Er harmonisirt behutsamer und etwas kritischer als Reß und läßt den heiligen Geist aus dem Spiel. Er stellt die Übereinstimmung in allen Hauptsachen dar, um die Verschiedenheiten theils zu heben, theils für unbedeutend zu erklären, und faßt seine Meinung endlich in einem pedantischen Gleichnis zusammen: „Dies tetrachordon lässet sich so gut in Einstimmung bringen, als eine vierstimmige Instrumental-Musik, worin bisweilen dissonantien und hart klingende halbe Töne sich finden, worin das eine Instrument bisweilen ein oder etliche Takte, ja wohl gar ein ganzes Stück mehr spielet, die andern, oder ein Paar aber pausiren, oder wenn diese wieder pausiren, die andern mehr spielen, im Ganzen aber und nach den Regeln der völligen Composition doch sehr wohl und zum Vergnügen der Zuhörer concertiren und einstimmen." Ihm, den er einst in der Vossischen Zeitung flüchtig recensirt hatte, antwortete Lessing nicht. Mit der Auferstehungsgeschichte war er fertig.

Nicht bloß dem Fragment über die Auferstehung, sondern der ganzen Reihe, und nicht bloß dem Ungenannten, sondern auch dem Herausgeber und seiner Duplik meinte 1778 G. C. Silberschlag, Lutherischer Pastor in Berlin, die Spitze bieten zu können im „Antibarbarus oder Vertheidigung des christlichen Verfahrens des evangelischen Lehramtes im Religionsunterrichte gegen und wider die Einwürfe neuerer Zeiten. Erster Theil". Was diesem trivialen und langweiligen Buch an Kenntnissen und Gründen abgeht, macht es an manchen Stellen durch Schmähungen wett. Aus den Wolfenbüttler Schätzen habe man ganz anderes erwarten dürfen, und es sei erstaunlich, daß Herr Hofrath Lessing sich mit der Veröffentlichung des elendesten aller antichristlichen Werke bemüht habe, da doch des Fragmentisten Wissen und Moral, Denken und Methode von der schlimmsten „Barbarei" zeuge. — „Barbaren haben die Philosophie erfunden. Von Barbaren schreibt sich die wahre Religion her. Wer sollte nicht gern ein Barbar heißen?", so beginnt Lessing einen offenen Brief an Silberschlag, und in jedem Satze wirft er ihm das Trotzwort „Barbar" erst im griechischen, darauf im Silberschlagschen Sinn ins Gesicht. Dann schiebt er das Blatt wie so

manches andre bei Seite, dahin wo auch der Entwurf gegen des Herrn Mascho „Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion“ oder vielmehr gegen die „Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion des Herrn Mascho“ liegen blieb. Der Vorsatz, einen jeden Kritiker des Ungenannten zur Rede zu stellen, erschien unausführbar, und der Rector emeritus von Ruppin, zur Zeit Kinderlehrer in Hamburg, war ein nichtssagender Schreier und Hetzer, der den Fragmentisten theils wie einen Schuljungen abkanzelte, theils als „jüdisch grollichten Naturalisten“, als einen von jüdischem Zaubertrank berauschten Kostgänger jüdischer Giftbuden mit pöbelhaften Faustschlägen zudeckte, und wiederum diese aus den Fingern gesogenen antisemitischen Liebenswürdigkeiten dadurch selbst erstickte, daß er in der Knappenrolle dem erzorthodoxen Vorkämpfer mit allerlei Gemunkel über den wahren Urheber der Fragmente zur Seite ging. Es genügte, den entworfenen Anti-Mascho im elften „Anti-Goeze“ zu verwerthen. Doch diese leeren Salbadereien und Ränke, an deren näherer Darlegung die Kritik erlahmt und ohne Schaden vorbeistreichen darf, führen schon ins Jahr 1778 und darüber hinaus. Wir kehren in den December 1777 zurück, wo gegen Lessing selbst noch keine Feder sich gerührt hatte.

Da trat aus den Reihen der bedrängten Orthodoxie ihr unermüdlichster Kämpe beherzt hervor, um den Stier bei den Hörnern zu packen und den Sturm wider die alte Burg des christgläubigen Lutherthums als treuer Vogt zurückzuschlagen, der hamburgische Hauptpastor Johann Melchior Goeze. Der wollte nicht sein gleich den stummen Hunden, kein zager Mietling und unnützer Knecht, sondern ein geistlicher Soldat auf seinem Posten, wie er es in ungestümer Erneuerung jenes alten Ideals vom apostolischen Krieger so oft beschworen hatte. Daß er, der keine Menschenfurcht spürte, den antichristlichen Unbekannten und seinen Erwecker nicht ruhig in den Schafstall einbrechen lassen würde, lag auf der Hand; denn wo und wie immer während dieser Jahrzehende großer theologischer Abrechnungen eine Herausforderung an die Christenheit erging, hob Goeze den Handschuh auf. Sollte er hier schweigen, weil er einst Lessings „ehrlicher Goeze“ gewesen war und trotz einer kleinen bibliothekarischen Verstimmung den alten geistreichen Besucher noch im Herzen trug? Seine ganze Vergangenheit im Dienst der streitbaren Kirche

und seine felsenfeste Überzeugung von den Pflichten eines evangelischen Priesters in bedrohlichen Zeitläuften riefen ihn ins Gewehr.

Goeze ist der letzte Orthodoxe, der starr und grimmig wie ein alter Flacianer jedes Titelchen des göttlichen Buchstabens vertheidigt und von dem Glaubensgrunde der Augsburgischen Confession, auf dem die nächstfolgenden Geschlechter in harter Gedankenarbeit ihr Lehrgebäude gemauert hatten, keinen Fuß breit weicht. Ihn beherrscht die innerste Überzeugung, daß der Protestantismus allein im Beharren, nie und nirgend aber im rollenden Fortschritt einer freieren, für Goeze nur dem Abgrund geweihten Entwicklung sein Heil finde. 1717 einer Pastorenfamilie entsprossen, hatte der ernste und gründliche Jenenser und Hallische Student, auch er ein Lieblingsjünger des mächtigen, aber schwanken Baumgarten, ohne jeden Scrupel noch Zweifel den Weg auf die Kanzel genommen und in den Jahren, da er erst seines Vaters Gehilfe zu Aschersleben, dann Prediger zu Magdeburg war, neben der Seelsorge eine rege, theils auf gelehrte lateinische Bibelerklärung, theils auf heilsame, stets mehr verwarnende als erbauende „Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit" gerichtete Schriftstellerei entfaltet. Sein Talent und Verdienst blieb nicht im Stillen. 1755 erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, der so sehr „alle Zeichen der Göttlichkeit" trug, daß Goeze dieser Führung des Herrn nicht widerstreben zu dürfen meinte. Eine rhetorische Jubel- und Abzugspredigt bringt dem Staate Friedrichs sein Lebewohl: „Wir genießen die unaussprechliche Wohlthat der völligen Geistesfreiheit . . . wir leben unter dem Scepter eines Monarchen, welcher allen Gewissenszwang auf das äußerste verabscheuet und die evangelische Lutherische Kirche in seinen Landen auf keine Art beunruhigen lässet". Aber ganz anders als dieses zur Feier des Religionsfriedens erpreßte Lob fridericianischer Kirchenpolitik klang seine Antrittsrede in der St. Katharinenkirche, die nun auf drei Jahrzehende Goezes Schau- und Kampfplatz wurde. Er betrat eine noch strenglutherische Freie Stadt, deren Geistlichkeit früh dem sanften Melanchthon (den „Patriarchen aller Aufklärer" schilt ihn Goeze) jede Gefolgschaft gekündigt, in Abendmahls- und Höllenfahrtshändeln ihren Trotz gezeigt und im achtzehnten Jahrhundert von dem fanatischen Neumeister an siegreich das Banner der Orthodoxie geschwungen hatte. In einem abgeschlossenen Ge-

meinwesen, wo Katholiken und Reformirte noch nicht staatlich anerkannt, sondern dem Schutz fremder Residenten überlassen waren, begann der neue Hauptpastor mit gewaltigem Bekenntnis gegen das Joch des Papstthums und leidenschaftlicher Verpflichtung auf das lautere Evangelium. Als gleich das erste Jahr durch jenes Erdbeben, das Lissabon verschlang, die Frage der Theodicee mit ungeheurem Nachdruck schärfte, da vernahm die Gemeinde manches Donnerwort vom Straf- und Weltgericht Jehovahs, wie seit dem dreißigjährigen Kriege kein Redner Gottes mehr gesprochen hatte. Dieser dreuende Homilet, der dann 1763 weniger die Segnungen des Friedens begrüßte, als sündigenden Mißbrauch dieses Friedens befürchtete, rief trotz einem Propheten des alten Bundes sein Wehe: „O Hamburg! auch für dich hat Gott Ruthen, Heere und Feuerflammen, Erdbeben, Wasserfluten und tausend andre Mittel, dich zu züchtigen, dich zu verderben, dich zu Grunde zu richten, und ein Adama und Zeboim aus dir zu machen". Was den Goezischen Predigten, von denen wir außer den nach Hamburger Brauch zuvor gedruckten und verkauften „Text"-Blättchen eine große Last besitzen, den eigenen Stempel giebt, ist und bleibt im ganzen doch der furchtbar veraltete Geist des Eifers, der nicht tröstet, sondern schreckt, nicht belehrt, sondern straft und das machtvollste Glaubensmittel, ein herzliches Gebet zu Gott, beständig durch dogmatische Polemik und harte Verwünschung durchkreuzt. Er schleppe seine Leute an den Haaren gen Himmel, sagt dann Lichtenberg. Goezes Vortrag, durch äußere Gaben wenig unterstützt, strömt nicht wie Luthers schlichtes und im Herzeleid so unversieglich mildes Gotteswort aus der Fülle des Gemüths, aber es trachtet lebendig und eindringlich dem ausgesprochenen Stilideale nach: er lehrete gewaltig, daß solche Lehre wie Spieße und Nägel in das Herz der Hörer traf! Nur als häuslicher Jammer den starken Mann beugte und der Verlust zweier heißgeliebter Kinder eine Predigt über elterliche Liebe und Hoffnung weihte, fand Goeze sanftere Töne. Sonst ist er nimmer müde, den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen, Aussichten auf die „erschröckliche Rechenschaft" am jüngsten Tage zu eröffnen und den verstockten Sündern, nach allerlei Angriffen mit Centnersteinen, Blitzstrahlen und höllischem Feuer, ein furchtbares „Wehe ihnen auf ihrem Sterbebette! wehe ihnen in der Ewigkeit!" ins Ohr

zu rufen. Im Stil des sechzehnten Jahrhunderts schreit er den bösen Feind an und bestreitet die modernen Belialssöhne; mit Luther, den er schier abgöttisch als den mit Himmelsmuth ausgerüsteten Nachfolger Christi ehrt, verabscheut und vermaledeit er faule Nachgiebigkeit, damit niemand das zage Herz mit dem Feigenblatt falscher Friedensliebe bedecke. Den Seelenmördern, den rasenden Jesufeinden, den gottlosen Sittenlehrern, frechen Bibelstürmern und Zeitungsschreibern verlegt er den Weg, um trotz dem Unfug einer verseuchten Gegenwart aus innerster Überzeugung zu triumphiren, daß die Auferstehung des Heilands, dieser allerunwidersprechlichste Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion, das Gift der Gegner zu Schanden mache. Wohl lehrt auch Goeze die Christenpflicht liebreicher Hilfe ohne Unterschied der Confession und die nöthige Erfüllung des Bekenntnisses durch werkthätige Übung, aber nie unterläßt er es, dabei laut gegen den neumodischen Satz zu protestiren: Gott sehe nicht sowohl auf den Glauben als auf Zeichen der Nächstenliebe, nie fehlt die Erläuterung: daß der Mensch die Feinde Jesu als Menschen liebe, doch als die Verfolger Jesu hasse, und daß auch dem tugendhaftesten unbekehrten Heiden das Himmelreich verschlossen sei. Wenn er, dessen Bewußtsein der Erbsünde jedes ruhmredige Pochen auf Christentugend abwies, öfters den Juden das schlimme Verhalten der Christen zu Gute rechnete, so wollte er doch um alles nicht durch ein Lob Mendelssohns die jüdische Verstocktheit befestigen helfen. Mit den Unchristen giebt es kein Pactiren; wer nicht für mich ist, der ist wider mich; wer nicht alles glaubt, der glaubt gar nichts — und Goeze betet: „Unsre Seele komme nicht in ihren Rath, und unser Ende sei nicht wie ihr Ende!“ In diesen dunklen Tagen, wo ein ausgeschmücktes Heidenthum auf den Thron begehre, gelte es einen guten Kampf zu kämpfen, ohne Angst davor, daß die pflichtmäßige Verfechtung der Wahrheit vom Feind aus persönlicher Rachgier hergeleitet werde, ohne falschen Glimpf: denn, so sagt er höchst charakteristisch, „oft können Worte und Handlungen, welche äußerlich das Ansehen einer wirklich feindseligen Begegnung haben, Wirkungen einer wahren Liebe sein, oder wenigstens mit derselben gar wohl bestehen“. Dergestalt hat der Hauptpastor, so lang er den Athem zog, nicht abgerüstet, im tiefen Gefühl der Pflicht. Den Schwur auf die Symbole, der jedem Geistlichen Ham-

burgs oblag, wollte er halten und forderte ein Gleiches ohne Abstrich von den Amtsbrüdern und Candidaten Ministerii.

Nicht bloß Kränklichkeit und Tod der Gattin (1774) und nach dem Heimgang dreier Kinder, auch des ältesten in Leipzig studirenden Sohnes (1767), das Alleinbleiben mit seinem Gottlieb, für den er Münzen sammelte und die reiche Bibelcollection mehrte, entzog ihn den geselligen Zerstreuungen. Er war kein Weltkind, als strenger Prediger dem Vergnügen abhold, äußerst mäßig in seinen Bedürfnissen, ein eiserner Arbeiter, der zur Erholung und stillen Meditation seinen vorstädtischen Garten aufsuchte, aber wissenschaftliche Triebe zügelte, um alle Pflichten des Predigers und Apologeten zu erfüllen, bevor die kurze Muße seinen besondern Neigungen gehörte. Goezes Lebensführung bot auch in den Jahren, wo die Streitschriften wie Schneeflocken wirbelten, keine Blöße; selbst was frecher Klatsch und sinnloses Fabuliren ausheckte, um es weiterhin trätschenden Reisebeschreibern oder gar litterarischen Vereinen zur Fortpflanzung preiszugeben, war dürftig und mit einem Hauch wegzublasen; mußte doch der dreisteste Witzling zuguterletzt dem alten Manne das Zeugnis der Ehrlichkeit zollen.

Hätte Goeze sich mit der mühsamen Verwaltung seiner Ämter begnügt, daneben sein Bibelstudium gepflegt und die allzu rasche Feder nicht bei jedem nahen und fernen Anlaß alsbald eingetaucht, so würde er in Hamburg das Ansehen eines harten, ehrenfesten Zuchtmeisters und exemplarischen Seniors behauptet, in Deutschland, außer dem gegründeten Ruf des asketischen Popularschriftstellers, auch für seine, von einzelnen Irrthümern über die Handschriften nicht freie, glückliche Vertheidigung der complutensischen Bibel gegen Semler (1765 f.) und den mit hingebendem Sammeleifer geschaffenen „Versuch einer Historie der niedersächsischen Bibeln" (1775) dankbaren Beifall von Fachgenossen und Bücherliebhabern eingeheimst haben. Aber ihn forderten die Kämpfe des Tages, und sein überaus streitbares Temperament schuf sich Händel auch da, wo gute Hirten ohne jeden Verdacht der Menschenfurcht und ohne jeden Schaden der Kirche schweigend bei Seite treten durften. Auf der ganzen Linie und ohne Waffenstillstand sollte für Altar und Herd des Evangeliums gefochten werden. Dies Evangelium vertrat Goeze als engstes Lutherisches Vermächtnis. Schon 1766 stemmte er sich dem

Gelüst der reformirten Brüder nach Gleichberechtigung entgegen. Wohl mag er den scharfen Eifer der Frühzeit nicht ganz rechtfertigen, aber er stellt die Gegenfrage, ob denn Zwingel und der Genfer Papst etwa heilige Engel gewesen seien, erstreckt seine unionsfeindliche Polemik unberufen bis nach Worms hin, schließt ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Orthodoxie zu Frankfurt, schickt auch ein handfestes Andachtsbuch mit geharnischter Widmung in die Goethestadt und bleibt in Wort und Schrift bis an sein Ende der unentwegte Thürhüter gegen die Reformirten, die sich wirklich erst 1785 in Hamburg die Parität eroberten. Die Paulinische Mahnung „Lasset uns Gutes thun an jedermann, sonderlich aber an des Glaubens Genossen" faßte Goeze so eng, daß einzelne Verpönung des abscheulichen Religionshasses allenthalben überschrieen wird durch Kreuzpredigten gegen die Andersgläubigen und durch den bösen Bruderzwist im Hause der Reformation. Denn freisinnige Wallungen hat Goezes Geblüt nur, wo er etwa den Katholiken ihr Sündenregister von den Autodafé bis zum Justizmord des Jean Calas empört zu Gemüthe führt, hier einmal Arm in Arm mit dem Teufelskinde Voltaire. Die großen und kleinen Fragen der Orthodoxie, alte und neueste, endlich die Ehe mit der Frauen Schwester setzen seinen Kiel zu Protesten, Repliken, Dupliken in Bewegung. Und das letzte Wort mußte ihm bleiben. Der Neologie, der zerstörenden Kritik, den Klotzianern und Berlinern wirft er sich entgegen und schreibt seinen Namen in die Actenstöße eines theologischen Processes gegen die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wie die Asche des friedfertigen Melanchthon vor diesem Epigonen keine Ruhe hat, so muß die sanfte Heterodoxie des Göttinger Leß von ihm festgenagelt werden. Der Theaterfeind drückt auch unter sittenrichterliche Ausfälle gegen den „Werther" sein Siegel, setzt sie fort und wiederholt das Anathema über das Giftbuch, die Mißgeburt der Finsternis, die höllische Anpreisung des Selbstmordes noch spät, als die Genesung der Jugend vom Wertherfieber seine anfangs einigermaßen begreifliche Entrüstung und seine unästhetische Cur längst überflüssig gemacht hatte; sowie er, bloß in Gellert und Lessing etwas genauer eingelesen und dem frommen Haller aufrichtig zugethan, in den anstößigeren leidenschaftlichen Wirren der „Stella" nur eine Einladung zur Bigamie erblicken konnte.

Goezes erste Feldzüge, gegen benachbarte oder fernere Neologisten, sind seine glücklichsten und rühmlichsten, wieviel Haß und Schimpf sie auch über ihn brachten. Seit 1760 Senior des Ministeriums, durfte er es nicht gelassen mit ansehn, daß der täppische Basedow im nahen Altona mit seiner leichtfertigen Umsturztheologie auch die Schulen zu erfassen drohte, ein polternder Feind der Taufe und Trinität; obwohl Goezes „väterliches“ Pastoralschreiben die Gefahr gleich so schwarz malte, als sei Hamburg im Nu ein gottloses Sodom geworden. Er schrieb und predigte 1764 gegen die neusüchtige Pädagogik, welche die religiöse Bildung der Kinder vertagen und verwischen wollte, kaum ahnend, daß er als Bestreiter Basedows eine Reihe Lessingscher „Litteraturbriefe“ in andrer Ton- und Sinnesart fortsetze. Ihm secundirte von Mohrungen her jener verhaßte Stockmeister des jungen Herder, Trescho; und ohne nähere Einsicht in die Acten fiel die journalistische Miliz der Aufklärung über Beide her, auch Ziegra, den Herausgeber der hamburgischen „Freiwilligen Beiträge“, der sogenannten schwarzen Zeitung, nicht verschonend. Durch das ganze gelehrte und halbgelehrte Deutschland erscholl das lateinische Verspaar:

> Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,
> Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Thurm und die Kirche.

Und Abbt, der später ein Denkmal von Herders Hand verdiente, ließ sich 1766 zu einem Pamphlet hinreißen: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden erwünschten evangelisch lutherischen Autodafé.“ In diesem Zerrbild hielt es einer unsrer vornehmsten Prosaiker für keinen Raub, nach possenhafter Ausmalung der Execution, des brandschürenden Seniors „fette Wange“ jenem nichtsnutzigen Pasquin Hamburgs preiszugeben, Dreyer, der sich in frechen Versen gern an Goeze rieb. Wer nun Goezes Predigten von damals und seine starke Abwehr einer Basedowschen Schutzschrift kennt, der weiß, daß diese sehr lebhafte Polemik zwar klotzig, doch nicht inquisitorisch geführt ist. Aber der Ruf „Lutherisches Autodafé!“ schlug durch, denn wer wollte nicht einstimmen in die Verbannung aller Ketzerrichter? Wie maß- und würdelos Basedow, dem gegen die Pfaffen jedes Mittel recht schien, eine

wahre Hetzjagd für die Toleranz betrieb, dem fragte im Heerlager der Lichtfreunde fast niemand nach, und die „Christ-herzliche Danksagung" eines frommen Anonymus verklang ungehört. Goeze selbst sprach dann gelassen über Abbt und betheuerte, ihm werde durch solche Unbill kein Blutstropfen gekränkt, kein Stündlein Schlaf gestört. Der Vergleich aber mit den spanischen Mordbrennern war eingebürgert, und noch 1784 tummelte Cranz, diesmal zum großen Ärger des in seiner Geduld erschöpften Goeze, das fahle Pferd, wie denn überhaupt die ewigen Wiederholungen in Goezes Schriftenwust durch die abgedroschenen Redensarten seiner Gegner wett gemacht werden.

In Abbts „Erfreulicher Nachricht" erschien der widerwärtige C. F. Bahrdt noch als Büttel der Orthodoxie. Dieser Wildling sollte, nachdem er sich aus frommem Puppenstand mit den „Neuesten Offenbarungen Gottes" zur ödesten Neologie aufgeschwungen hatte, in Goeze seinen Mann finden. Sicherlich war es gescheiter, dem Schwätzer, der da erfunden klug: die Bibel sei ein schlechtes Buch, ein paar Jagdhiebe aufzumessen, wie sie Goethes köstlicher Prolog auf den breiten Rücken des Gießner Professors und Dr. theol. niederfallen ließ — Goeze konnte dergleichen nicht humoristisch nehmen und den geschmacklosen Testamentfälscher auslachen, sondern ging 1773 der Spottgeburt ingrimmig zu Leibe mit dem „Beweis, daß die Bahrdtische Verdeutschung des Neuen Testaments keine Übersetzung, sondern eine vorsetzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sey, aus dem Augenscheine geführt." Erst scheidet er ruhig die unfreiwilligen Irrthümer eines Dolmetsch von dem „schröcklichsten crimen falsi", dann feiert er in hohem Ton seinen Luther, der zwar nicht aus unmittelbarer Inspiration, doch unter besonderem Beistand des heiligen Geistes gearbeitet habe. Hier spricht Goeze gewiß vortrefflich über das in Kleinigkeiten fehlerhafte, als Ganzes unantastbare Bibelwerk des Reformators, von dem modische Witzlinge die Hand lassen sollten, und beleuchtet den Segen, daß Luthers Bibel nicht in jeder neuen Epoche umgegossen worden sei. Der „vollkühne Giessische Schriftverderber" wird darauf derb abgefertigt von einem sehr bibelfesten Diener am Wort, der sein Lutherisches „Selig sind, die da Leid tragen" nicht vertauschen wollte gegen das neue Gewäsch „Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden

Freuden des Lasters vorziehen", das „Himmelreich" nicht gegen die „Religionssocietät", das „Hosiannah in der Höhe" nicht gegen den Toast „Er lebe! er lebe!": „Mich wundert, daß er nicht Vivat! Vivat hoch! übersetzet hat". Goeze mußte die neu entdeckte „Grazie" Jesu viel ärgerlicher finden als die von ihm anderswo, im stillen Hinblick auf Klopstock, getadelte dichterische Vorstellung des jünglinghaften Jesus oder den Herrnhuter Cultus des Bruder-Lamm, den er schweigend ablehnte, weil er den ehrlichen Glauben der Pietisten trotz alledem nicht bekriegen wollte. Bahrdts „täppisches Modernisiren", Bahrdts „galante Bibel" verdiente die Züchtigung. Freilich nimmt Goeze den Mund gegen „unsre z. Th. erbärmlich schönen Geister" zu voll und den zuchtlosen Gesellen, den er so verachtet, doch wieder viel zu ernst, indem er ihn zornig nicht bloß mit dem „groben Irrgeiste" Damm, sondern auch mit den alten Socinianern zusammenspannt, Bahrdts kirchengeschichtliche Irrgänge eingehend verfolgt, seine bösen Leipziger Abenteuer straft — das aber steht außer Zweifel, daß Goeze hier in gerechtem Streit einem unwürdigen und unverschämten Schwarmgeist den Fuß auf den Nacken gesetzt hat. Bedenklicher ist schon wegen ihrer Consequenzen die Wendung zur Obrigkeit: mit Abdruck alter landesherrlicher Mandate gegen Schmidt ruft Goeze wider den „allerverwegensten **Falsarium**, dergleichen noch nie in der Kirche aufgestanden" die Häupter der Christenheit an, wie „sie ehemals die Verwegenheit des Wertheimischen Übersetzers zu dämpfen, nöthig fanden, der doch nur ein bloßer Studiosus und kein, mit einem vielfachen feierlichen Eide auf die heilige Schrift und auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche verpflichteter Doctor, Professor und Prediger war." Bahrdt aber, in seinen Frankfurter gelehrten Anzeigen, spuckte aus vor dem Manne, der aus einem ungeschickten Marktschreier ein verwegener Bootsknecht geworden sei.

Dieser Waffengang fällt zwischen die beiden einheimischen Streitigkeiten, die nicht nur in Hamburg Goezes Machtstellung empfindlich schmälerten und seinen Anhang lichteten, sondern auch den von Basedow her übel berufenen Pastor für ganz Deutschland zum typischen Dunkelmann, zum „Papst Hammoniens" stempelten, wie ihn Klamer Schmidts sonst so stumpfe „Hendekasyllaben" 1773 mit einem jubelnd aufgenommenen Stichnamen tauften.

Goeze besaß seit dem ersten Jahr einen recht ungleichen Amtsbruder in dem Hannoveraner Julius Gustav **Alberti**, der als Mann der liberalen Gruppe mit diesem Hauptpastor unmöglich lang an einem Strange ziehn konnte. Bald wurden denn auch die Morgen- und Nachmittagspredigten in St. Katharinen ein geistlicher Zweikampf, unter dem alle Kirchenzucht litt. Der schwelende oder offen auflodernde Zwist der Führer spaltete die Gemeinde, die mündliche Erörterung für und wider artete in Verhetzung durch Artikel und Scharteken aus, Aller Augen waren auf Goezes Kirche gerichtet, Berufene und Unberufene warfen ihr Urtheil in die Wagschale. Schon in Erscheinung und Lebensführung prägte sich der Contrast beider Prediger aus. War der kerngesunde und wohlbeleibte Goeze, obgleich er dann und wann gern einen Gast bewirthete und auch einmal eine Schnurre zum Besten gab, priesterlich streng, einsam und humorlos, so schien Alberti, an dem die Schwindsucht zehrte, mit dem Talar alles geistliche Wesen abzustreifen, um in das berühmte Ergo bibamus seines Freundes Basedow einzustimmen. Keineswegs ein liederlicher Schlemmer und Kartenknecht, wie eine dem Block verfallene Schandschrift es mit abscheulichen Lügen und Flüchen ausmalt, aber ein jovialer Tischgenosse. Er hielt ein Spielchen nicht für Sünde, vergaß in lustiger Gesellschaft gern seiner Kränklichkeit und der Sorgen um die Jahr für Jahr wachsende Familie, aus der sich Ludwig Tieck später die Gattin holte, und trieb zwischen Gesprächen, worin eine reiche Bildung hervortrat, die übermüthigsten Possen. Seinen losen Mund ließ Alberti, dem einmal auch Klopstocks Freundschaft dadurch verloren ging, unbedenklich laufen, und mit der ihm eigenen Virtuosität im urwüchsigen Platt lieferte er leichtsinnig das Satyrspiel zum Kirchenkampf gegen den Hauptpastor. Wenn er, ein Meister der Mimik, Goezes gurgelnden Ton beim Vortrag des hamburgischen Bußgebetes parodirte, bewies er zugleich, daß ihn im Grunde der äußere Hauptanlaß ihres Haders wenig anfocht, während Goeze mit heiligem Eifer bei der Sache war.

Dieses seit siebzig Jahren regelmäßig verlesene **Bußgebet** aus dem 79. Psalm, „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen“ u. s. w., war besonders durch seine rohe Vorstellung des

rächenden Gottes allen Liberalen ein Dorn im Auge. Alberti unterschlug es. Goeze druckte dagegen eine „Richtige Erklärung“ aus dem Zusammenhang der Schrift, der doch den Anhörern dieses jüdischen Kriegsgeschreis nicht gegenwärtig war, und wollte den kräftigen Spruch als eine eigentliche christliche Fürbitte für Heiden, Türken, Juden, laue Christen der Gemeinde nimmer rauben lassen: man habe vielmehr die höchste Ursach und Verbindlichkeit, auch ferner also um Gottes heilsamen Zorn zu beten, nicht wider die schuldlosen Afrikaner und Indianer, wohl aber gegen Jehovahs Feinde, z. B. den katholischen Verfolgungsgeist. So erblickt Goeze im Fall des Jesuitenordens eine sichtbare Erhörung dieses vom heiligen Geist dictirten Gebets. Dagegen veröffentlichte Alberti, anonym als „ein Freund des vernünftigen Gottesdienstes“, eine gesinnungsstarke, aber schriftstellerisch schwache „Freymüthige Prüfung“, worin er zur Duldung und Milde mahnte mit dem Wink, daß man nach dieser Verwandlung der Heiden in Katholiken und nach Goezes sonstigen Reden auch die Reformirten in das Bußgebet einbeziehen müsse. Hatte Goeze die neusüchtigen Prediger an ihre Eidespflicht erinnert, so trat nun Alberti für das fortschrittliche Princip des Protestantismus ein, das doch mit Luther nicht erschöpft sei. Der Handel kam, indem auch eine Beschwerde des kaiserlichen Gesandten wegen Schmähung der katholischen Kirche einlief, vor den Senat, dessen kluger Spruch allen Theilen gerecht ward, da man zwar den frommen Wunsch beibehielt, ihn aber durch einen erläuternden Zusatz klar stellte und milderte. Von den befragten Facultäten hatte Göttingen gegen, Wittenberg und Altdorf für Goeze gestimmt, dem 1770 auch Consistorialrath Jacobi von Celle, ein Oheim des Dichters und des Philosophen, mit wundersamen Vergleichen zwischen dem fluchenden Beter und einem frommen Kanonier beisprang. Goeze, von der weltlichen Behörde, wie er fühlte, im Stich gelassen, legte nun als ein Mann von starrer Consequenz nach zehnjähriger, vielfach musterhafter Verwaltung das Seniorat nieder und fröhnte mit voller, erbitterter Kraft der, wie Alberti einmal sagt, „allen bekannten, und sehr löblichen Gewohnheit die Kanzel zum Schauplatz seiner Kriege zu machen“. Schon 1768 hatte er sich öffentlich die Behauptung verbeten, man habe ihn zu Tode recensirt, da er doch nach Gottes Vorschrift und mit Gottes Beistand die Wahr-

heit vertheidigen werde, „so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann“.

Als daher Alberti sich zum Apostel der Toleranz in Hamburg aufwarf, den Hauptpastor durch Predigten über Eintracht und Lästersucht, sowie durch das Lob aufklärerischer Schriften „Vom falschen Religionseifer“ herausforderte und, Paulinisch mahnend: „Alle Bitterkeit und Grimm und Geschrei laßt ferne von euch sein“, mit dem Zeigefinger auf Goeze hindeutete, als er an der Hand Semlers Wesentliches und Unwesentliches in der Bibel schied und Köhlerglauben sammt Verfolgungsgeist aus der Kirche wies, da erfuhr er ein Mal übers andre, daß dem Feind Goezes „der Ketzer am Halse sitzt, ehe man sich's versieht“. Goezes „Predigt von dem wahren und falschen Frieden“ griff weit zurück in die Zeiten des unvergessenen Wagner, seines gottseligen Vorfahren im Seniorat; sie führte wiederum den Basedowschen Hagelschlag vorüber und schwor auf die apostolische Berufung: „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi.“ Die von Paulus geforderte Einigkeit im Geist beruhe im rechten alleinigen Glauben, und die nichtorthodoxen Prediger mit ihrer verderblichen Toleranz gegen die Reformirten als unsre protestantischen Glaubensbrüder seien Wölfe im Schafskleid, „welchen man muß das Maul stopfen.“ Daß Alberti gar, in einer auch Lessing wenig anmuthenden Weise, wie einst die Reimarisch-Basedowsche Partei den alten Katechismus bei Seite schieben wollte durch eine neue „Anleitung zum Gespräch über die Religion“, schlug dem Faß den Boden aus. Sein Buch, nicht kalt, nicht warm, bemüht, den nöthigen Schein der Orthodoxie zu wahren und sich doch an Trinität und Gottheit Jesu schweigsam vorbeizuschleichen, mußte einen herzhaften Orthodoxen in Harnisch bringen. „Sehet zu, daß euch niemand verführe!“ rief Goeze seinen Pfarrkindern zu. Wenn er jetzt die gute alte Lehre verfocht gegen eine gewisse neue Schrift, bedurfte es keines Namens, damit jedermann sagte: heute hat er's dem Alberti wieder tüchtig gegeben. „Ermunterungsschreiben“ an Goeze, „welcher des Herren Kriege führet“, aber auch an Alberti, eine „Gewissensrüge für den Sünder“, der Goeze den händelsüchtigsten Mann in der ganzen Christenheit schalt, eine offene „Frage“ an verkappte Feinde Albertis, ernste Bedenken, Prüfungen Albertischer Rechtgläubigkeit, aufgewärmte Anekdoten von pro-

phetischen Warnungen des sel. Gottesmannes und lautern Katecheten Wagner vor dem Neuling Alberti, gemeine Schmähungen nach links und rechts ergossen sich in wüstem Schwall über Hamburg und Altona. Albertis freimüthiger Satz, lieber wolle er in zwanzig Lehrpunkten irren als durch seinen Lebenswandel ein einziges Laster predigen, löste dem Privatklatsch vollends die Zunge. Das galt als äußerste Verwegenheit eines antichristlichen Wütherichs und reizte gelehrige Jünger, im Ton des Meisters einen siechen Mann zeternd ans letzte Stündlein und Gericht zu mahnen. Gewiß war Schuld und Unmaß auf beiden Seiten anzutreffen, und die über die Grausamkeit der Goezischen Secte gegen den kranken Aufklärer sich so laut empörten, haben ihrerseits Goezes in den Tagen, da er seinen Sohn beweinte, nicht geschont.

Im Streit über das Bußgebet warf sich Lessing schalkhaft gegen Alberti zum „distinguirenden“ Vertheidiger des Segens und des Fluches auf und schrieb, um die Wette zu gewinnen, rasch ein humoristisches Meisterstück im Stil seines geliebten Lorenz Sterne, das in ein paar Exemplaren gedruckt wurde, uns aber nur durch Nicolais lebendige Nacherzählung des Anlasses bekannt ist: „Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w., und über Matth. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Yorik. Aus dem Englischen übersetzt.“ Die Einleitung berichtete, daß Oberst Shandy und Korporal Trim auf einem Spaziergang einen elenden Krüppel in französischer Uniform trafen, dem der Oberst eine reichliche Spende, Trim jedoch einen Penny gab mit den Worten: **French dog!** Der Oberst mahnt: es ist ein Mensch, kein Hund! und Trim giebt einen zweiten Penny, er giebt einen dritten, vierten, endlich die ganze Barschaft, als sein Herr ihm den Soldaten, den tapfern Invaliden, den braven Gatten und Vater zeigt, und sagt jedesmal sein **French dog!** Das letzte Mal leise, mit thränendem Auge. So erzählt Shandy zu Haus, und Yorik sieht, daß Trim zwar die ganze feindliche Nation haßt, aber jeden liebenswerthen Menschen aus diesem Volke liebt. Darauf schreibt Yorik seine Predigt über zwei Texte, voll Laune und Humanität, Scharfsinn und Güte; ihr Verlust ist nicht genug zu beklagen.

Als „Butenminsch“ griff Claudius, schalkhaft im Ton, ernsthaft

in der Sache, gegen Goeze ein: die knechtischen Straf- und Teufelslehren möchten nur wegbleiben, für die religiöse Besserung der Kinderherzen sei der simpelste und kräftigste Trunk aus der Quelle, ohne den Unrath am Eimer, der beste. Er war damals noch nicht in St. Martinsche Nebel verirrt und ließ seinen „Wandsbecker Boten" den ihm angesonnenen Pasquillantengang nicht thun, vielmehr gerieth 1772 ein daselbst veröffentlichter Briefwechsel zwischen dem Druckherrn Bode und dem allzu rührigen Goeze keineswegs zum Vortheil des Hauptpastors. Sein „Text", eine Rettung des Satans gegen Alberti, blieb confiscirt. Der Senat, des langen Haders müde, beobachtete allen beweglichen Klagen Goezes zum Trotz die Politik des Schweigens. Und Alberti that seinem Amtsbruder den größten Tort vor der Welt, indem er am 30. März 1772 starb. Am offenen Grabe gleichsam wurde fortgerauft. Die alten schwächlichen Ritter aus dem Theaterstreit verherrlichten den Todten als idealen Märtyrer und stichelten auf Goeze, der, beinah während die Glocken zu Albertis Begräbnis läuteten, die Irrlehren des Entschlafenen mit ungedämpfter Heftigkeit bestritt: der Mann war dahin, aber sein Gift fraß fürder an den Seelen.

Tantaene animis caelestibus irae? fragte die öffentliche Stimme diesen unbeugsamen Todtenrichter; ja, wer schlechterdings nicht glauben wollte, daß Christi Wort einst Leichen belebt habe, glaubte gern den in raschen Umlauf gesetzten anklagenden Mythus, daß Goezes wüthige Kanzelrede eine tödliche Wirkung in die Ferne hauchen könne. Nicht auf den so berechtigten Vorwurf lieb- und friedloser Härte beschränkte man sich, sondern „Den hat Goeze auf dem Gewissen!" wurde geraunt und gerufen, obwohl Alberti längst ein vom Tode gezeichneter Mann gewesen war. Als dann 1776 der Hauptpastor an St. Petri, Friederici, der ähnlich wie Alberti, ohne Farbe zu bekennen, freiere Ansichten über die Gottheit und das Leiden Jesu verclausulirte, geraume Zeit nach Goezes selbstverständlich gegen solche „Basedowischen Irrsale" nicht ausgebliebenem Donnerwetter das Zeitliche segnete, als böse Kundgebungen bis in die Gotteshäuser hinein und journalistische Katzbalgereien auch bei diesem traurigen Anlaß nur das Eine bewiesen: daß Goeze eben noch der alte war, da beklagte die öffentliche Meinung in Friederici das zweite Opfer der mörderischen Inquisition.

Vom Senat als ewiger Ruhestörer aufgegeben, im geistlichen Ministerium von Jahr zu Jahr ohnmächtiger, so manches Anhängers in der Gemeinde beraubt, ja selbst mit seinem duldsameren Bruder, dem Quedlinburger Hofdiaconus und Naturforscher, zerfallen, verlor Goeze keinen Augenblick das trotzige Bewußtsein, einen guten Kampf zu kämpfen. Er stand allein, aber aufrecht, als er später den Liebling Hamburgs, Pastor Sturm, wegen leichter aufklärerischer Wallungen in Schrift und Rede vor seinen Stuhl forderte. Die alten Bahrdtischen Witze, „Herr Goeze ist kein Kirchenvater; seine ‚Betrachtungen' sind keine norma fidei", hatten ihn nicht angefochten; die neuen Angriffe nahm er hin im Gefühl des Gerechten, der viel leiden muß. Erst in der allerletzten Zeit seines kriegerischen Erdenlaufes machte sich hie und da eine Ermüdung bemerklich. Ihm, der zwei freisinnige, vom Ruf verklärte Geistliche zu Tode gepredigt haben sollte, wie die landläufige Formel hieß, reimten schon bei Lebzeiten anonyme Witzlinge die schnödesten Nachrufe. Derlei fand gleich den gemeinen Flugblättern, die 1786 auf seine Bahre fielen, keine weitere Beachtung; nur Göckingks „Grabschrift auf den orthodoxen ***":

> Der Papst H[ammonia]s liegt unter diesem Stein.
> Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden,
> So wenig als den Ketzer A[lberti] leiden.
> Giebt Gott ihm keinen Himmel allein,
> So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

ging seit dem September 1779 von Mund zu Mund, und Goeze wurde den alten Klamer-Schmidtischen Titel nicht mehr los. Er selbst hängte die Grabschrift niedriger, indem er sie im „Reichspostreuter" mit Ergänzung der Namen aus dem Musenalmanach abdruckte und vor Ärgernis warnend ironisch sagte, es werde ihn freuen, im Himmel auch Sokrates und Alberti zu finden. Endlich aber erklärte er mit denselben wunderlichen Bibelwendungen, die Luther der Lüge von seinem Tod entgegengerufen hatte: „Ich Johann Melchior Goeze, nicht Pabst, sondern Diener des göttlichen Wortes in Hamburg, bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich diese läppische Grabschrift fast gern und frölich gelesen habe, doch aber die Versündigung beklage, deren sich der Verfasser, die Herausgeber und der Verleger damit schuldig gemacht haben. Es

thut mir sanft auf der rechten Kniescheibe und linken Ferse, daß meine Feinde, Verfolger und Lästerer nichts anders, als solche handgreifliche Lügen von mir auszusprengen wissen. Gott bekehre sie". Immer von neuem bemächtigte sich die Caricatur seiner als eines Typus, im Süden wie im protestantischen Norden. Dort travestirte ihn Blumauers niedriger Witz als den Pfaffen, der die Weihrede über das unheilschwangre trojanische Pferd spricht; hier mußte er in Nicolais „Nothanker" 1773 als Ehren-Stauzius am Pranger stehn, und mit überhitztem satirischem Pathos hielt 1784 Friedrich Leopold Stolberg, noch kein Unfreier, im neunten Stück seiner jugendlich kampfesfrohen „Jamben" ein Gericht über „Die Schafpelze", sicherlich zur lebhaften Genugthuung Vossens, der als Candidat auch dem Ehren-Goeze hatte hofiren müssen und nun wohl seine Hand hier im Spiele hat. „Zu Katharinens Kirche laß uns gehn", so fordert der Graf seinen Begleiter auf; der aber wendet sich mit Grausen und trägt noch einmal Goezes Fluchgebet und Doppelmord voll flammender Entrüstung vor:

„Kennst du den argen Pfaffen nicht?
Den Gözen seines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen seines Gallenkelchs,
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
Zween fromme, weise Männer, seines Amts
Genossen, hat er frömmelnd angezischt,
Und wütend angebrüllet, bis zulezt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und einer nach dem andern schwindend starb.
Wie strömts ihm von der Quelle wenn er fleht:
Herr schütte auf die Heiden deinen Grimm,
Und auf die Nazionen, welche dich
Nicht kennen!" So? ist das der Ehrenmann,
Der wo ein Leuchter der Gemeinen stralt,
Die Brandklock Zions läutend, Feuer! ruft?
Nun denn, zur Lieben Frauen laß uns gehn!

In diesem Licht erblickte selbst ein norddeutscher Adeliger von angestammter Frömmigkeit den unermüdlichen Eiferer.

Wir haben vorgegriffen; aber die heiße Fehde mit Lessing konnte weder Goezes Streitlust brechen, noch seinen alten Ruf als orthodoxer Klopffechter und allzeit fertiger Correspondent „von Todesstunden und jüngstem Gericht" verschlimmern. Sie hat ihn un-

sterblich gemacht. Er ist ein Typus der crassesten und verfolgungssüchtigsten Orthodoxie, sein Name, wie Gervinus sagt, ein Schandname geworden, und ein solches durch Mißbrauch der großen „Anti-Goeze“ auch den flachsten Freigeistern eingeprägtes Urtheil mag unausrottbar sein; es mag, eben weil der längst Begrabene nicht als Individuum, sondern als Urbild einer verhaßten bildungsfeindlichen Richtung fortgenannt und selbst von Eingeweihteren nur in den vernichtenden Streitschriften des Meisters aller deutschen Polemik seit Luther angeschaut wird, jedes Versuchs einer „Rettung“ spotten — so hat doch die Wissenschaft die Pflicht, das Schwert des Polemikers mit der Wage des Historikers zu vertauschen und, ohne in Fragen, wo es Farbe bekennen heißt, eine blutlose Unparteilichkeit aufzustecken, den Unterschied zwischen einem darstellenden Rückblick und einem Todschlag zu wahren. Es ist gar zu wohlfeil, dem alten Goeze nochmals all die starken Worte seiner einstigen Gegner, des berühmtesten voran, ins Grab zu rufen; aber es war anderseits ein Irrthum, wenn der hochverdiente Röpe als treuer und kundiger Sachwalter Goezes, statt für mildernde Umstände zu plaidiren, den verlorenen Proceß gründlich umstoßen zu können meinte. Für uns ist er entschieden, das Goezische Lutherthum hat abgehaust.

Mitte December 1777, in den reactionären „Freiwilligen Beiträgen“ Hamburgs (Nr. 55 f.), die damals noch Canonicus Ziegra leitete und die nach seinem im nächsten Januar erfolgten Tode bald eingingen, eröffnete Goeze das Feuer. An Evas Sterbelager empfing Lessing die beiden Zeitungsblätter, und er dankte Eschenburg für die Abschriften mit der prophetischen Bemerkung, diese Dinge seien die einzigen, die ihn zerstreuen könnten (7. Januar). Goezes zweiter Artikel (Nr. 61—63) erschien Ende Januar. Sechs weitere kamen erst unmittelbar vor Ostern dazu in der Anklageschrift „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Leßings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion, und den einzigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift“. So heftig, wie dieser bloße Titel anzeigt, hatte Goeze nicht von Anfang an geblasen, als er seine Herde nicht nur von der Kanzel herab vor den Fragmenten und den Gegensätzen des „Herrn Herausgebers“ — Lessings Name blieb ungenannt — warnte; aber daß seinem in Religionshändeln geschärften Blick von vornherein der Beiträger

ungleich gefährlicher schien als der Fragmentist, tritt schon klar genug zu Tage. Ein paar kräftige Schlußzeilen nur sind den Lästerungen des Verfassers gewidmet, die den verstockten Juden noch bessere Dienste thun würden als ihre feindseligen Toldos Jeschu, und dessen schwarze, stumpfe Seele die Jünger zu den schlimmsten Verbrechern und Lügnern stemple. „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müste, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, so vielen Seelen höchst gefährlichen, und der Ehre unsers großen Erlösers so nachtheiligen Aufsätze, die Rechenschaft an jenem Tage von mir würde gefordert werden. Ich wünsche, daß uns der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgesetzet ist, künftig etwas bessers liefern möge, als Gift und Ärgernisse“. Und im zweiten Artikel überläßt er in riesigen Auszügen dem unbekannten vortrefflichen Vertheidiger, d. h. Reß, die Widerlegung all der höllischen Anklagen, „wodurch der Verfasser den Matthäus zum ärgsten und dummsten Lügner, die Apostel zu den ärgsten Bösewichtern und Betrügern macht“, mit der lauten Herausforderung: nun müsse Herr Lessing, da er sich zum Pflegevater der hinterlassenen Mißgeburt aufgeworfen, entweder die im Fragment gerügten Widersprüche aufrecht erhalten oder stillschweigend das Bekenntnis der Scham ablegen, er habe die Fragmente überschätzt und die Früchte der Finsternis mit Unrecht aus dem Dunkel gezogen. Ein Ausblick auf „jenen Tag“ darf bei Goeze natürlich nicht fehlen. Aber wie er im dritten Stück den belobten Behn nur kurz zu Worte kommen läßt, um seinerseits die „Chikaneurs“, die „**temerarii litigatores**, auf deutsch: frevelhafte Zänker“ Lessing, Semler, Bahrdt wegen ihrer Bibelkritik zu berennen, so mußte er schon vorher in der schwarzen Zeitung, wo er hinter Ressens A und B zurücktrat, ausdrücklich erklären, er habe die Gegensätze Lessings mit viel größerer Betrübnis gelesen als die frech und grob lästernden Fragmente. Goeze schwört auf das Schriftideal. Sein Bekenntnis lautet: „daß die Evangelisten in jedem Worte untrüglich gewesen“, seine Losung: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben“. Von der vollen Eingebung des heiligen Geistes will er kein Jota streichen, und seine innerste Überzeugung liegt in dem Lutherischen Motto besiegelt: „Darum heißt es rund und rein, ganz und alles geglaubt, oder nichts geglaubt. Die heilige Schrift läßt sich nicht trennen oder

theilen, daß sie ein Stück sollte wahrhaftig, und das andere falsch lehren und glauben lassen". So hatte Calov und seine Wittenberger Schule gelehrt, die Schrift sei von Irrthümern und Fehlern jeder Art, auch topographischen, physikalischen, stilistischen völlig frei, ein heiliges Dictat, zu dem die Schreiber nur ihre Hand liehen.

Auf diesem Standpunkte gab es kein Vertragen mit den Neuerern, die Wesentliches und Unwesentliches, Lehre und Geschichte im Gotteswort schieden. Keinen einzigen Satz Lessings will und kann Goeze einräumen. Sagt Lessing: „Der Buchstab ist nicht der Geist", so betheuert Goeze das gerade Gegentheil: „Der Buchstab ist der Geist, und die Bibel ist die Religion", womit natürlich alle Folgerungen Lessings zu Boden fallen. Also sind Einwürfe gegen den Buchstaben eben auch Einwürfe gegen den Geist, wie Einwürfe gegen die Landesordnung zugleich Einwürfe gegen die urkundliche Landesverfassung sind; ein schiefer Vergleich, der erste, den Goeze im Wetteifer mit der verhaßten Bildersprache aufbringt, ihm aber besonders lieb, weil er erst leise, dann unverblümt, ja unter ausdrücklicher Anwendung auf die braunschweigischen Herrschaftsrechte, zu Winken an die Obrigkeit benutzt werden konnte. Ihm sind die inspirirten Apostel wie die Schreiber einer Verfassungsurkunde, sie dürfen schlechterdings nichts Unrichtiges aus ihrem eigenen Hirn einfließen lassen, darum enthält auch die Bibel nicht mehr als zur Religion gehört, keinen minder unfehlbaren Überschuß. Eben so kann Goeze zwar einräumen, was selbst die äußerste Wittenberger Orthodoxie schon willig zugestanden hatte, daß nämlich das Christenthum vor den Schriften der Evangelisten und Apostel da war und daß eine sehr beträchtliche Zeit bis zum Abschlusse des ganzen Kanons verlief; aber „unsere Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften", denn die mündlichen Lehren und die Thaten Jesu und der Apostel können wir nur aus ihnen wissen. Dieser Lutheraner wehrt sich mit Händen und Füßen gegen eine historische Entwicklung des Christenthums ohne Schrift und wittert, ohne es ausdrücklich zu sagen, in Lessings kühnen Sätzen über den vor der Schrift und bei Verlust der Schrift gesicherten Bestand des Christenthums einen gefahrdrohenden Kryptokatholicismus; wie denn seit der Romantik wirklich, z. B. noch von Clemens Brentano, eifrige Versuche gemacht

werden sollten, Lessings dem engen Schriftprincip des Lutherthums widerstrebende Behauptungen als Wasser auf die römische Mühle der Tradition zu treiben. Für Goeze ist in der ganzen Bibelsperre vom neunten bis ins fünfzehnte Jahrhundert die christliche Religion des großen Haufens nur ein verwandeltes Heidenthum. Ihm fällt — und man sieht, wie alles, was er in seinem felsenfesten Glauben an das geoffenbarte Bibelwort sagt, sich immer um dieselbe Achse dreht — ihm fällt innere Wahrheit und Überlieferung schlechthin zusammen, und Lessings vermeinte Rettung durch die von der Schrift gelöste innere Wahrheit ist für Goeze nur ein Strohschild gegen die feurigen Pfeile der Fragmente. Er sah richtig, daß Lessing einen „Plan“ hatte, wenn er seinen Ungenannten trotz alledem mehr deckte, als durch Gegensätze schwächte, daß Lessing die Herausgabe keineswegs aus bibliothekarischem Pflichteifer oder gar aus apologetischer Absicht vollzog, daß Lessing geschickt mit allerlei Gedanken hinter dem Berge hielt, und er wollte nicht sowohl erforschen, was Lessing über das Christenthum behaupte, als was er vom Christenthum glaube. Er las die beiden Schriften gegen Schumann und drängte, mit dem Licentiaten Wittenberg vereint, Lessing möge das Visier lüften, die Blätter verläugnen oder auf sich nehmen; denn da stand ja, wenigstens für Goeze, in einem hypothetischen Satzgeflecht zu lesen, daß des Verfassers ganze Vernunft sich gegen die Gottheit Jesu sträube! Er ist entsetzt. Als er aber im „Testament Johannis“ den ironischen Satz über ein gewisses dumpf gewordenes Salz der Erde, will sagen die Orthodoxie, las, da wurde er grob und trumpfte Lessings Wort, dies Salz schwöre jetzt auf das Evangelium Johannis, mit unholden Gegengeschenken von Meineiden der Bankbrüchigen und Arsenik ab. Lessings Friedenswunsch, das Testament Johannis möge vereinigen, was das Evangelium Johannis trenne, ist ihm ein neues gotteslästerliches Zeichen, denn Johannes schrieb sein Evangelium aus unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes, und wie kann der wahre Gott die Christen trennen?

Bald fällt ihm auch die „Duplik“ in die Hände, und, mit Lessings Namen ausgestattet, gießt sie Öl in Goezes Feuer. Jetzt wirft er dem Ehmalsgeliebten die allergrößte Leichtsinnigkeit, den blauen Dunst seines Theaterwitzes und seiner zweideutigen Bilder, das Verfahren eines schlechten Sachwalters gegen den lieben Nachbar

vor, spannt Lessing ohne weiters mit „seinem, ihm so ehrwürdigen Fragmentenschreiber“ zusammen und ruft: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt! sagt der, der an jenem Tage den Ungenannten, Hrn. L., mich und uns alle richten wird“. Er schreit und überschreit sich, aufs äußerste gereizt durch Lessings Hartnäckigkeit gegen Reß und die Drohung der „Duplik“: die Herren möchten auf der Hut sein, sich nicht ganz lächerlich zu machen, wenn man endlich erführe, wer der ehrliche und unbescholtene Mann sei, über den man so christmilde gespottet, wer der unstreitige Gelehrte sei, den man so gern zum unwissenden und muthwilligen Laffen erniedrigt hätte. Also hatte Lessing mit dem Gerede über den Wertheimer nur gespielt, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen? Man begreift die Erregung: der Fragmentist sollte nun gar ein Muster von Tugend und Weisheit sein! er, dessen Auferstehungsfragment doch eine neue Ausgabe von Wagenseils „Feurigen Teufelsgeschossen“ eröffnen müßte! der mehr als jüdische Verleumder des Erlösers! Goeze will Lessing gradezu mit diesen grimmigen Anfällen reizen, daß er, ihn lächerlich zu machen, den Verfasser nenne. An Lessing selbst aber richtet er, um ihn, wie er sagt, des Papillonflugs müde bei einem Punkt festzuhalten, die Gewissensfrage: ob er die von Matthäus erzählte Geschichte der Grabwache u. s. w. für wahr nehme? Kaum hat er „diese demüthigen Bitten“, die reine Bahn schaffen sollten, formulirt, so wird ihm der Hamburgische Correspondent auf die Stube gebracht, und er liest, daß in der Bohnschen Buchhandlung unter den Neuigkeiten der Ostermesse Lessingsche Schriften gegen ihn aufliegen. Auch Goeze erfaßt in seiner Polemik die dramatischen Momente, und wer seinen Stil mit Verachtung straft, der kennt ihn nicht; es fehlt dieser Rede keineswegs an Lebendigkeit und Steigerung. Hier giebt sich der Hauptpastor, nachdem er im allgemeinen die bittersten Angriffe Lessings gleich den Lästerungen der Dippel und Edelmann für Ehrentitel eines rechtschaffenen Theologen erklärt hat, die Miene hochgemuther Gleichgiltigkeit: vor dem Fest habe man Wichtigeres zu thun, meint er und wiederholt das in der Vorrede; nach den Feiertagen soll ihn eine müßige Stunde belehren, ob es der Mühe werth sei, sich weiter einzulassen. Aber er hat doch wohl dem streitlustigen Kitzel nachgegeben und die Blätter ungesäumt durchflogen, denn, abgesehn von

der Parenthese vorn: „so weit ich solche gelesen habe“, schmeckt der Epilog mit seinen Vermuthungen über Lessings Ton, Lessings wahrscheinliche Rache für die Mahnung an die Todesstunde, Lessings theologische Ohnmacht nach der Quelle. Noch einmal schüttet er die sattsam aufgetischten Proteste gegen die „Zusätze“ und die „Duplik“ aus und schreit: Christen, laßt euch nicht verführen! Herrn Lessing wird die bestimmte bildlose Erklärung abgefordert, was er unter christlicher Religion begreife und was in der Bibel göttlich oder menschlich sei. „Christen!“, ruft er, als stehe er schon zur Osterpredigt auf St. Katharinens Kanzel, „werdet ihr euch eure euch von Gott gegebene Bibel von Herrn Lessing abnehmen lassen? Eine schlechte Komödie kann er abwürdigen, aber an unsrer Bibel muß er anlaufen und zu Schanden werden.“ So ist Goeze eigentlich mit dem Gegner fertig, ohne dessen Libelle der Prüfung zu unterziehn, denn er behauptet — und wieder bricht der Ärger über jene Stelle im „Testament Johannis“ durch —, Lessings Salz sei nach der „Emilia Galotti“ etwas dumpf geworden. Ja, er greift in der Fußnote bis zur alten „Rettung“ des Lemnius zurück. In Poesie und schönen Wissenschaften läßt er ihn gelten, ein Bewunderer des „Laokoon“, der Antiquarischen Briefe, „vornehmlich aber seines unnachahmlichen Meisterstückes, der Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet“; doch der Übergang ins Feld der Philosophie und Theologie ist ihm wahre μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, die Herausgabe der Fragmente das Grab des Lessingschen Ruhmes. Doppelte Klage wird in der den Titel erläuternden Vorrede erhoben: über die mittelbaren Angriffe auf Christenthum und Bibel durch den Druck der Fragmente und die „Advocatur des Verfassers derselben“, über die unmittelbaren durch die beigefügten Scheingründe, besonders den Rath, die Wahrheit der christlichen Religion auf das bloße possidemus quia possidemus zu gründen. Es lag ja nahe, und diese gefährlichste Consequenz ist auch von Goeze, wenngleich nur flüchtig, anderswo gezogen worden, zu fragen, ob nicht der Muhammedaner denselben Beweis des siegreichen und fortwirkenden Bestandes, ohne Alkoran und historische Wunder des Propheten, für seinen Islam beanspruchen könnte. Goeze mußte den Läugner des Beweises von Geist und Kraft viel ärger fürchten als den ungenannten Offenbarungshasser. Er redet Lessing um seines ewigen Heils willen

ins Gewissen, das innere Zeugnis des heiligen Geistes durch die Kraft der Schrift reiflich zu erwägen. Er verweist ihm die „Theaterlogik“, die Überraschung der Phantasie durch das beständige Spiel mit Gleichnissen, Instanzen und Antithesen, die Blendung blöder Augen durch „Sophismen, Equivocen und Fallacien“, und verspricht seinen Lesern, zum Spaß Lessings Bilder nach dem Alphabet in ein Regiment zu sammeln, damit diese irregulären Truppen und Marodeurs vor dem gesunden Menschenverstand Spießruthen liefen. So geladen ist diese vom 7. April datirte Vorrede, so oft nimmt sie, keine Wiederholung scheuend, einen neuen Anlauf gegen den „Chineser“, der sich allein zwei Augen, dem Ungenannten eines, allen andersgläubigen Maulwürfen gar keines zutraue, daß niemand Goezes Bedenken, ob er für den Verirrten nur desto herzlicher beten oder auch „nach dem Feste“ auf die ihm besonders geltenden Schriften erwidern solle, ernst nehmen kann. Goeze durfte kraft seiner ganzen Vergangenheit und seiner tiefgefühlten Berufung nicht „ohne Nachtheil der Wahrheit“ schweigen.

Die Hand auf eine blutende Wunde gepreßt, hatte Lessing zur „Zerstreuung“ im Januar die Antwort auf Goezes ersten Zeitungsartikel entworfen, die sich nach der zweiten Reihe als Ostergeschenk abrundete: „Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg.“ „Friedliche Blätter“ dürfen die beiden ersten Stücke wohl heißen, wenn man sie an dem dritten und seinen enggeschlossen andringenden Nachfolgern mißt. Aufrichtige Erinnerung eines vortheilhaften Verkehrs in Hamburg, ironischer Dank für die neue Gewogenheit, daß Goezes Wächterstimme noch den Namen Lessings habe verschonen wollen, kühle Ablehnung einer freundschaftlichen Titulatur ergeben die Anrede „Ehrwürdiger Mann“, die allmählich in einen schneidenden Gegensatz zum Stoff und Ton dieser Unterhaltung tritt. Eine Parabel macht den Schluß aller religiösen Botschaften Lessings, eine Parabel — „nicht das Schlechteste, was ich geschrieben“ — den Anfang seiner langwierigen Händel mit Goeze. Die christliche Religion, die in der Bibel als Vaterhaus, in der Lutherischen Kampf- und Erbauungslitteratur so gern als Burg angeschaut wird, erscheint hier als Königspalast von unermeßlichem Umfang und sonderbarer, allen Regeln der Architektur wider-

sprechender, doch gefälliger, zweckmäßiger Bauart, innen überall licht und zusammenhängend, außen befremdlich durch die wenigen, zerstreuten, mannigfaltigen Fenster und die vielen Thore. Geistreich erklärt Lessing die Helle der vornehmsten Gemächer aus dem Oberlicht, das in sie fällt, und seine so durchsichtige Construction, daß statt eines Portals auf jeder Seite zahlreiche kleine Pforten den kürzesten Weg für alle Bedürftigen öffnen, trifft unbewußt mit dem weisen Sofi zusammen, der die Frage des persischen Sultans, welche der vier Secten des Islam auf der rechten Bahn wandle, dahin beantwortet:

Du throneſt hier in einem Saal,
Zu dem geöffnet sind vier Thüren,
Und deinen Thron sieht allzumal,
Wen du durch eine lässest führen.

Nun stellt Lessing mit überaus feinen Streiflichtern die Spaltungen im Christenthum als Zwistigkeiten vermeinter Kenner über alte Grundrisse des Palastes dar und erzählt, wie die große Mehrheit nur noch ihre verschiedenen Grundrisse, nicht mehr den Palast mit all seiner gütigen, segensreichen Weisheit anschaute, sich aus den alten Plänen neue nach Belieben zusammensetzte, wie man aber die Wenigen, die am Palast selbst ihr Genügen fanden und einmal einen solchen Grundriß beleuchteten, für Mordbrenner nicht der Grundrisse, sondern eben des Palastes ausschrie. Der Wächter ruft: Feuer im Palast! Sofort läuft jeder — nach Hause, seinen Grundriß zu retten. Der Palast aber stand gar nicht in Flammen, die Feuersbrunst war ein Nordlicht. Die Anwendung auf den Fragmentenstreit ergiebt sich von selbst, doch der Sinn der Parabel hat einen die ganze christliche Kirche, ja alle Religion umspannenden Gesichtskreis. So weitet Lessing den Horizont und ruft, unbekümmert um alles Pochen und Schwören auf Grundrisse, sein „Tretet ein!“, bevor er den ersten Spruch gegen Goeze thut, der vor Anderen den Grundriß schwang.

„Ein andres ist ein Pastor, ein andres ein Bibliothekar“, der eine ähnelt dem Schäfer, der zweite dem Kräuterkenner. Mit diesem witzigen Vergleich deckt Lessing Recht und Pflicht der Herausgabe jener sehr unchristlichen Fragmente nach dem sehr christlichen „Berengar“. Er will alles lieber als Stockung im Christenthum und

erklärt die christlichen Secten nur für Phasen. Seine Bitte aber geht dahin, Goeze möge im nächsten Stück der „Freiwilligen Beiträge“ die Entstellung zurücknehmen: Lessing habe die Einwürfe gegen die Bibel für schlechterdings unbeantwortbar erklärt, was zu sagen er sich allerdings gehütet, Goeze jedoch in der Hitze des Gefechts und immer mit der Alternative, Alles oder Nichts, ihm zuschob. Hatte die „Parabel“ eine rechthaberische, selbstsüchtige Systemtheologie und die frommgläubigen Gottesverehrer, hatte die „Bitte“ zwischen jenen Palastwächtern und freien Laien unterschieden, so liegt der Schwerpunkt des „Absagungsschreibens“ in der Charakteristik des wahren und des falschen Lutherthums. Was konnte Lessing, wenn er nun die Stimme gemäß der gesteigerten Tonart des Pastors höher erhob, dem Gegner Schlimmeres anthun, als seine Ansprüche, der treue Eckart und Reichsverweser des wahren Lutherthums zu sein, vernichten? Mit Keulenschlägen traf er die Spätlinge einer mehr als Lutherischen Orthodoxie. Goeze trotzte auf das erstarrte Glaubensprincip „Alles oder Nichts“; Lessing nahm sich, da der Hauptpastor unermüdlich über Ärgernis schrie, das tapfere Wort des Reformators zur Losung: „Ärgernis hin, Ärgernis her!“ Treu seiner Scheidung zwischen Buchstaben und Geist, treu seiner Gewißheit, daß wie alles in der Welt, so auch die christliche Religion, ohne Stillstand und trotz allen Versuchen sie zurückzuschrauben, sich fort bewege und weiter entwickle, rief er Luthers Geist auf gegen das Wittenberger Schulsystem und seine Compendien und deutete in der berühmten pathetischen Stelle schon über Luther und Christus hinaus das Evangelium einer neuen Ära an: „Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgiltig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, aber wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!“ Solche Worte haben Alle angefeuert, die seither dem Protestantismus im Sinne der freien Forschung und der vorwärts schreitenden Bewegung dienten. Den Lutherischen Pastoren, die als Päpstchen dem Forschen und der Mittheilung des Erforschten Halt gebieten

wollen, zieht Lessing den Einen Papst vor. Da er den Reformator als eine geschichtliche Figur ansah, groß, aber doch durch sein Jahrhundert beschränkt wie jeder Mensch, so scheute er sich nicht, den höhnischen Wendungen über Wittenberger Orthodoxie kühne und kaum durchweg zutreffende Gedanken über Luthers Bibelwerk und Schriftideal beizufügen, die noch unholder das Ohr der Epigonen berührten, und in wichtigen Fragen den Katholiken entgegenzukommen.

Es war nur eine rhetorische Figur, daß er Goezen in der Absagung fragte, ob nicht dieser Strauß der erste und letzte bleiben solle. „Ich schreibe auch", lautete das Valet. Und Lessing schrieb zuvörderst seine dem Inhalt nach gewichtigsten antigoezischen Blätter, die, weil Goeze ein paarmal von den zuversichtlichen Axiomen des Gegners ironisch gesprochen hatte, den Titel führen: „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt." Es sind die bekannten Gegensätze in veränderter Ordnung mit Belegen, Verstärkungen, Erklärungen, polemischen Excursen, von dem Satz an „Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört" bis zum letzten Schluß über das Verhältnis der innern Wahrheit und der schriftlichen Überlieferung. All diese Fundamentalartikel, an denen Goeze umsonst rüttelte, vertritt Lessing in maßvollem, Punkt für Punkt erörterndem Vortrag; nur die eine Frage: ob denn die Religion vor der Offenbarung gewesen sei, lehnt er als windschief und bloße Störung ab. Sonst bleibt kein Einspruch und keine Frage unbeachtet. Lessing hat Goezes Artikel neben seinen Schreibblättern liegen und schaut nach jedem Absatz wieder hinein. In der „Duplik" und in einem besondern Entwurf macht er sich den Spaß, die Citate aus Goeze zu einer neuen Gesprächsgattung zu verwenden, dem Kanzeldialog, wo der Eine wie eine aufgezogene Uhr abläuft, ohne dem Andern im geringsten zuzuhören. Aber auch hier ist Lessings Ton sachlich. Er, der nur als freier Liebhaber der Theologie und armer Laie auftritt, gebietet über seine reichen patristischen Kenntnisse und führt den Zunfttheologen durch den Beweis ab, daß in der alten Zeit der Wunder und Erleuchtungen das Verlangen nach der Schrift zum Glauben, den der Bischof forderte, sogar für ein Verbrechen galt, da die Schrift als Bestätigung, nicht als Quelle des Glaubens diente. Er präcisirt seinen angefochtenen Satz „Christen-

thum ohne Bücher" durch die selbstverständliche Einschränkung: „nicht ohne den Inhalt dieser Bücher" und tritt von neuem für die Kraft mündlicher Überlieferung ein, mag er auch damit den Katholiken näher rücken als der Mehrheit unter den Protestanten, deren Schriftprincip schließlich den Spott erfährt, demnach scheine zum Christenthum das Lesenkönnen so nöthig wie die Taufe. Wohlverstanden, Lessing ist nicht so parador, die erhaltende und festigende Macht der Schrift, die später Kant so stark betonte, zu läugnen; nur ihre alleinige Geltung gegenüber der Fortpflanzung von Mund zu Mund, den Symbolen, der Aufbewahrung durch secundäre Bücher im Fall des Verlustes will er brechen, Bibel- und Dogmenstudium des Gottesgelehrten, kurz, Theologie nicht für Religion nehmen, dem Gefühl des frommen, aber theologisch unbeschlagenen Laien die Beruhigung des christlichen Lehrbegriffes wahren, eine Wirkung durch achtzehn Jahrhunderte nicht an ein Buch fesseln. Goeze hatte die Frage, ob ohne Abfassung und Erhaltung der neutestamentlichen Bücher eine Spur von Jesu Thaten und Lehren in der Welt übrig geblieben wäre, unumwunden verneint. Nun wallt Lessings Empörung über: „Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur deine Lehren, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe?" Da Lessing selbst wie sein Sultan immer ein Freund war von Geschichten, gut erzählt, so illustrirt er die Folge der Axiome über die Unabhängigkeit der Religion vom Buchstaben mit einer episch-parabolischen Erfindung, die ihm durch den patriarchalischen Christenstaat der „Insel Felsenburg" und ähnliche Dichtwerke nahe gelegt sein möchte. Ein hessischer Feldprediger wird auf ein Eiland verschlagen und findet da ein frohes Völkchen, Abkömmlinge einer vor hundert Jahren gestrandeten Pfarrerfamilie, deren einziger Bücherschatz nach dem Schiffbruch in Luthers Katechismus bestand. Seitdem ist dieser Katechismus verbraucht bis auf den Einband, aber die Guten reden Lutherisch, glauben Lutherisch, und für sie, die nicht lesen können,

steht noch immer alles zwischen den Deckeln — „Unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Christo.“ Diese Leutchen können für Goeze keine Christen sein, für Lessing sind sie es. Man bemerke wohl, daß unser Geschichtchen zugleich auf die langathmigen Beschwerden des Offenbarungsfragmentes über blöden Köhlerglauben und papageienmäßiges Nachsprechen irgend eines auswendig gelernten Katechismus antwortet. In demselben Jahrzehend, wo neue Propheten erstanden und Faust vor dem kindgläubigen Gretchen Schall und Rauch des Namens in den Wind schlug, denn „Gefühl ist alles“, hat Lessing, der kein Prophet und kein Schwarmgeist war, eben das auf seine Weise gesagt, was der Sturm und Drang der Empfindung den vernünftigen Aufklärern entgegensprudelte: der fühlende Christ bedarf nicht theologischer Behauptungen und Beweise. Sein Liebling unter den Kirchenvätern, Irenäus, hat es schon gewußt, daß die Religion ohne unmittelbaren Bibelgebrauch bestehe: cui assentiunt multae gentes barbarorum, eorum, qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem; Worte, die auch Coleridge in seinen den „Axiomata“ verwandten Reflexions of an inquiring spirit nicht vergißt. Darauf, nicht auf die Richtigkeit aller Lessingschen Ausführungen über Copien, Drucke und Gebrauch der Bibel kommt es an, und die Umschwünge, die sich an Luthers Bibelwerk und Schriftprincip knüpften, Umschwünge, die Lessing nicht läugnen konnte, thun dem Axiom keinen Schaden: die Bibel ist nicht die Religion. Politisch erhält Michaelis in einem langen Citat das letzte Wort zur Bekräftigung, daß die christliche Religion nicht mit der Frage nach der göttlichen Eingebung des Testaments stehe oder falle.

Mit den „Axiomata“ hatte Lessing sich zur Genüge gründlich ausgesprochen und die Arme frei gemacht, um diesen Gegenstand erst in den Briefen an Walch wieder aufzunehmen. Nun kamen die persönlicheren Händel zum Austrag in einem Schwarm von elf „Anti-Goeze“, denen endlich nach dem erzwungenen Abstrich am Dutzend die „Nöthige Antwort“ und ihre Fortsetzung als vierzehnte, fünfzehnte Schrift gegen einen und denselben Mann folgten. So hielt Lessing, in der Lust des Zweikampfes Vergessenheit und frischen

Muth suchend, sein Wort, überschreien möge ihn der Pastor, überschreiben solle er ihn nicht. Auch das war Lutherisch gesagt.

Die Reihe der „Anti-Goeze“ hat, wie oft große und kleine Männer ihrem Stil und ihren Wendungen nachgegangen sind, ihresgleichen nicht in der deutschen Litteratur und findet in der gesammten ausländischen Polemik ein Seitenstück nur an Pascals Provinciales, welche inneren Gegensätze auch den Heiligen des Port-Royal und den freien Sohn der Aufklärungszeit von einander trennen. Hat Lessing an Pascal das Interesse genommen, das Kopf und Herz dieser großen Persönlichkeit jedem Leser der Briefe und der Pensées mit dem ersten Satz abgewinnen? Hat er sich gefragt, was Bartholomäusnacht, Jansenismus, Widerruf des Edictes von Nantes für das französische Geistesleben bedeuteten? Wir wissen es nicht, und wenn für Lessing wenigstens die Lectüre des ersten Bandes von Gibbons Geschichtswerk über Roms Niedergang bezeugt ist, ohne jeden urkundlichen Aufschluß, mit welchen Eindrücken er etwa das berühmte zweite Capitel über den glücklichen Religionsfrieden und die nur von Christen und Juden nicht getheilte Duldsamkeit unter den Antoninen gelesen hat, so fehlt selbst der bloße Name Pascals, eine flüchtige Nennung ausgenommen, in allem, was aus Lessings Feder auf uns gelangt ist. Aber die Nachwelt besitzt in den Schriften großer Männer nur Bruchstücke ihrer geistigen Antheilnahme, und so zweifelhaft es sein mag, wie Lessing sich mit der Verbindung des schärfsten Denkens und des ergebensten Glaubens in Pascal abgefunden habe, vorbeigeeilt ist er auf den vielverschlungenen Pfaden seiner Wißbegier an dem Franzosen sicherlich nicht und neuerdings wohl durch Kleukers treffliche Übersetzung und Erläuterung der damals noch recht unvollkommen bekannten Pensées (1777), nicht zum ersten Mal, dem Einsamen genähert worden. Zwischen den Ausschreitungen des Unglaubens und dem Glauben aus Aberglauben sieht Pascal die wahren Christen. Er glaubt, er dürstet nach Gnade. Sein Geist, fähig auch das Fremdeste zu durchdringen, weicht vor keinem Problem zurück und berührt ohne Entrüstung mit klarem Blick die stärksten antichristlichen Behauptungen. Ihn können sie nicht beirren in der Gewißheit seines Gemüths: das Herz, sagt er, hat seine Gründe, welche die Vernunft nicht kennt; das Herz fühlt Gott, nicht die Vernunft, denn was

ist der Glaube? Gott ist dem Herzen fühlbar, nicht der Vernunft. Dieser mathematische Kopf, dies fromme Herz, dies der Tugend rein ergebene Gemüth unternimmt in den „Provinzialbriefen" den Kampf gegen die unsittliche Casuistik der Jesuiten; der Kranke führt ihn mit unerschöpflicher Schaffenskraft zu Ende. Keine Fäulnis läßt er im Verborgenen um sich fressen, keine Lüge weiter schleichen. Nirgend vermag ihn ein Machtspruch zurückzuschrecken, die beschworene Thatsache muß er mit eigenen Sinnen erhärtet finden, eh er sie für erwiesen nimmt, das Buch mit eigenen Augen gesehn haben, bevor er glaubt, dies oder das stehe darin, und kein römisches Decret kann ihm Galileis Entdeckungen umstoßen. Er zerfasert das sophistische Geflecht der Gegner, um sich auf den Schwingen des herzlichsten Pathos in den Äther der Liebe, der charité, welche die Seele und das Leben der christlichen Tugenden ist, zu erheben, nachdem seine Beredsamkeit allen Schlichen und Kniffen der Verhaßten nachgegangen ist. Wo er spottet und höhnt, blickt immer der ernste, unantastbare Mann durch. Sein Stil wirkt mit der größten Unmittelbarkeit durch das lebendigste Plaidoyer, das regste Gespräch, die dramatischsten Scenen. In seinem Munde wird die höfliche Anrede „Mein Vater" vernichtend, und die Frage des Erstaunens hat ein Sturzbad anaphorischer Zurufe im Gefolge. Bald jagt er die Feinde auf einen Haufen, bald treibt er sie auseinander, so daß die gröblichen Widersprüche dieses Trupps von allen Seiten mißtönig zu Gehör kommen, oder er zeigt, wie im Handumdrehn was unlängst noch abscheulich hieß heute das Unschuldskleid zur Schau trägt. Auch er liebt parabolische Darstellung und entwirft ein Gemälde der Kirche frei nach dem Gleichnis vom Samariter, auch er kehrt gern bei den Kirchenvätern ein und labt sich im heißen Gefecht an köstlichen Worten Tertullians. Fragt man ihn aber, warum er die Verfasser so schändlicher Dinge mit ihren Namen vor das Publicum geschleppt habe, so dient ein Bild zu seiner Rechtfertigung: „Befände ich mich in einer Stadt, wo es zwölf Brunnen gäbe, und wüßte ich sicher, einer von ihnen sei vergiftet, ich wäre verpflichtet, alle Welt zu ermahnen, daß sie kein Wasser aus diesem Brunnen schöpfe; und da man glauben könnte, es sei eine reine Einbildung meinerseits, so wär' ich verpflichtet, lieber den Giftmischer zu nennen als eine ganze Stadt der Vergiftung auszusetzen" Nicht so auf-

richtig verglich Lessing gegen Goeze die verborgenen Fragmente einem geheimen Gift oder einer schleichenden Pest, sich selbst aber dem Gesundheitsrath, der die Gefahr zur Anzeige bringt. Er braucht Finten und Deckungen, die Pascal nicht kennt, aber unerschöpflich und wandelreich wie dieser, weiß er auch den tiefen Brustton anzuschlagen, den die vollkommenste dialektische Kunstfertigkeit sich nicht geben kann, weil er nur von der Natur verliehen wird; dann ist's, als schwinge in den mörderischen „Anti-Goeze“ aller Seelenschmerz und alle mannhafte Läuterung des persönlichen Wehs gleich einer tiefen Glocke mit. Es gewährt einen seltenen Genuß, ein paar Blätter Pascals neben einem „Anti-Goeze“ zu lesen, wie es erfrischt, nach dem abgestandenen Einerlei der Antifragmentisten sich Pascals prägnante Sätze über die apôtres trompés ou trompeurs zu vergegenwärtigen.

Ein unmittelbares sachliches Ergebnis konnte den Waffengängen mit Goeze nicht entspringen, denn der Orthodoxe hatte über den Ungenannten und was an ihm hing eine so felsenfeste Meinung wie über die Offenbarung; darum ließ er sich nicht nach gegnerischen Kampfregeln stellen und bei der Stange halten, achtete der feinen Unterscheidungen Lessings kaum und blieb, schwach im Beweis, stark im Bekenntnis, wirklich der Rolle treu, die ihm Lessings Kanzeldialog zugetheilt hatte. Über diese Unmöglichkeit, dem Feind irgend ein Zugeständnis zu entwinden, ist Lessing sich ganz klar gewesen, als er durch die „Anti-Goeze“ sein Schnellfeuer gegen den orthodoxesten Widersacher eröffnete und lächelnd zu dem Titel „Anti-Goeze. D. i. Nothgedrungener Beiträge zu den Freiwilligen Beiträgen des Hrn. Past. Goeze Erster“ ein „Gott gebe, letzter!“ fügte. Ein drastisches Bild im zweiten verspricht, den Eimer faulen Wassers, worin ihn Goeze ersäufen möchte, tropfenweis auf den entblößten Scheitel des Gegners fallen zu lassen; an einer andern Stelle sagt Lessing, er rücke dem Herrn Hauptpastor Schritt vor Schritt auf den Leib, bis er ihn ganz umzingelt und in dem Winkel habe, wo er nicht entwischen könne.

Mitten hinein aber warf er, eben da Mascho die Jagd nach dem Ungenannten in ein neues, gefährliches Kesseltreiben gebracht hatte, Ende Mai als besondre Schrift das stärkste Fragment „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger“ und lieferte somit die Vorder-

sätze zur Kritik der Auferstehung. Nun erst wurde klar, warum Reimarus die Apostel in ein solches Ränkespiel verwickelt und was das „neue Systema“ im Eingang jenes früheren Bruchstückes zu bedeuten hatte. Lessing selbst, in der kurzen, auf Schrauben gestellten Vorrede, ermahnt achtungsvoll die berufeneren Gegner, zu dieser Aufklärung Stellung zu nehmen, während er auf Goeze und Genossen zielt mit dem Sprichwort, Krüppel wolle überall vortanzen und jeder Homilet, der sich getraue, eine Osterpredigt zu halten, getraue sich, mit dem Ungenannten anzubinden. Grob und dummdreist fand auch Herder, dem „das Buch vom Zweck Jesu in den Eingeweiden weh that“ und schwierige Zweifel schuf, die meisten Antworten.

Am 7. Juni kennt Karl Gotthelf schon dies selbständige Fragment und sieben „Anti-Goeze“, Doctor Reimarus bezeugt am 16., daß Stück Fünf, Sechs, Sieben binnen wenigen Tagen mit Geschwindschüssen abgefeuert wurden, am 30. sind neun heraus, Anfang Juli elf, am 18. muß Lessing die zwölfte Flugschrift gleich beim fulminanten Motto aus Cicero abbrechen: Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum!

Die erste antwortet auf eine Anpreisung Maschos in den „Freiwilligen Beiträgen“, die aber nicht von Goeze stammte, was im Grund gleichgiltig ist; auch hatte Lessing sich durch den Ausdruck „Goeze und Compagnie“ den Rückzug offen gehalten. Die andern haben es in erster Linie mit „Etwas Vorläufigem“ zu thun. Das Thema, das mit Unterbrechungen, doch nach vorbestimmter Gliederung abgehandelt wird, ist Lessings Verhältnis zum Ungenannten und Goezes Kritik dieses Verhältnisses. Überflüssig zu sagen, daß der erwähnte vorgeschobene Vergleich mit dem Gesundheitsrath eben so eine taktische Wendung ist, wie im Fragment gegen Töllner der Vergleich mit dem Arzte, der eine ausgebrochene Seuche nicht alsbald zum Schrecken der Gesunden für die Pest erklärt, wohl aber seine Vorsichtsmaßregeln trifft; und solcher an sich bewundernswerther, für Lessings eigenste Politik aber gar nicht unbedingt rückhaltloser Wendungen sind viele in diesen Bogen und den übrigen Entwürfen; keine poetischer als das Vorspiel zur „Bibliolatrie“, wo Lessing, wie des Euripides junger Jon auf den Stufen des Apollotempels, die Schwelle des Hauses Jesu fegt als frommer Diener.

Und die Anklage, Goeze wolle ihn aus seines Vaters Hause hinauswerfen, ist wiederum mehr wirksam als im innersten Grunde gerecht, denn unter den vielen Wohnungen in unsers Vaters Hause, das dem Pastor nur die christliche Herberge sein und bleiben konnte, stand einem Streiter, der ja alles Positive von sich abwies, keine zu. Er war für seine Person ausgeschieden, wenn er auch viel besser wußte, wie das Haus aufgebaut, eingerichtet, verwaltet sei, als der geistliche Gegner, der Unrath witterte, aber den großen Dialektiker nicht mit seiner Faust erwischen konnte. Wer möchte eine Seite der „Anti-Goeze" missen und wer wiederum sich gegen die unbefangene Wahrnehmung verschließen, daß Lessings so blankes wie scharfes Schwert manchmal zu heftig gemäht und auch einige Hiebe geführt hat, die von der einen Seite trotz alledem nicht verdient, auf der andern zum mindesten entbehrlich waren. Nicht genug, daß Goezes Glimpf und Unglimpf im ersten und zweiten Artikel das prachtvolle Doppelbild von der Katze, die um den heißen Brei geht, und dem Eber, der auf den Spieß rennt, herbeiruft, daß Goezes Pastoralton ihm einen Schwarm böser Anspielungen auf Polterpredigten „alle acht Tage — Sie wissen wo", auf Postillen und „des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo", auf den Katechismusstreit und andres Hamburgische zuzieht, daß ihn die furchtbare Antithese der „Axiomata" trifft: „Barmherziger Gott!" Unbarmherziger Priester!", oder in niedrigerer Sphäre der Vergleich mit einer frommen Hure. Nicht genug, daß er in dieser schonungslosen Gerichtsverhandlung „Blut und Verdammung wiehert" und sein leises Blinzeln nach der Behörde als „pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit" entlarvt wird. Nicht genug, daß Lessing auf seinem glorreichen Siegeszug es nicht verschmäht, das Wörtchen „Equivocen" aus Goezes Schrift zu einem billigen Wortspiel aufzuraffen, um dem Gegner ja nichts zu schenken. Kurz, nicht genug, daß hier von Bogen zu Bogen alle Stiche und Schläge der Polemik von der leichten Abfertigung des Einwurfs bis zum höchsten Pathos und dem verächtlichsten Hohn ausgetheilt werden — selbst Albertis Schatten wird noch einmal aus dem Grabe beschworen mit der schlimmen Wendung, daß Goeze gern seine Herren Collegen ewig schlafen mache; und Lessing wußte doch, was diese feindselige Auslegung in Wahrheit auf sich hatte. Die zärtliche Empfindung

für sein einträgliches Pastorat soll der Hebel der Goezischen Umtriebe sein; und Lessing wußte doch, daß der Senior aus innerem Zwang von einem einflußreichen Posten zurückgetreten war, um seinem Pflichtgefühl nichts zu vergeben. Man wird es Goeze nicht zu tief ins Kerbholz schneiden, wenn auch ihn nach derlei bis zur persönlichsten Beleidigung getriebenen Anfällen Zorn und Wuth übermannten.

Hat es der erste „Anti-Goeze" noch mit den losen Zeitungsblättern zu thun, so beginnt mit dem zweiten die wohldisponirte Zurückweisung des zusammenfassenden Libells „Etwas Vorläufiges". Lessing legt hier sein ausführlichstes Stilbekenntnis ab, das ihm durch Goezes unablässige Querelen über Theaterlogik und Bilderstand abgefordert war, und die folgenden Bogen lehren deutlich genug, daß der Meister einer Sprache, die im Bild Erleuchtung, keine dichterischen Zieraten sucht, auf diesen Reichthum nicht verzichten kann und mag. Der Rechtfertigung seiner Form folgt die Geschichte seines Verhältnisses zu Reimarus, die geschlossene Reihe der Vertheidigungsreden gegen die Anklage auf mittelbaren und unmittelbaren Religionsfrevel, so zwar, daß meistens der neue Bogen in einem Athem an den vorigen anknüpft und ein Mittelstück die früheren Erweise vorläufig summirt. Der dritte zeigt, welche Vortheile die Religion objectiv aus Zweifeln und Einwürfen ziehe und wie verschwindend dagegen der mehr befürchtete als vorhandene subjective Nachtheil sei. Allenthalben greift Lessing in seine patristische Belesenheit hinein, wie er geradezu Tertullians Schrift **De praescriptione haereticorum** mit Anmerkungen über die Verwandtschaft der modernen deistischen und naturalistischen Ketzereien auszustatten begann und auch auf diesem Gebiete die Schätze der Guelferbytana sich nutzbar machte. Fast kein theologischer Entwurf Lessings entbehrt solcher weislich vorgeschobener Bollwerke aus den Kirchenvätern. Also war es kein sündhaftes Unterfangen, den Pflegevater der Mißgeburt zu spielen, wie Goeze sagt, oder ein ausgesetztes Geisteskind ins große Findelhaus der Druckerei zu bringen, wie nun der Bibliothekar die Schmähung wendet. Die Kirche selbst, so lehrt der vierte Anti-Goeze, läßt es sich im wahren Verständnis ihres Besten nicht einfallen, die Freiheit der Religionsbestreitung zu zerstören; darum will Lessing von jener beliebten Forderung, der Zweifler

solle wenigstens die Gelehrtensprache reden, nichts wissen. Und immer wieder vertritt er sein vornehmstes Credo, daß die Bewegung die Seele alles Seins ist; wenn auch nicht mit den geheimnisvoll wogenden Urworten des Faustischen Erdgeistes über Geburt und Grab, so doch in diesem Sinne heißt es: „Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?“ Und wenn ich auch unvorsätzlich keinen Wurm zertreten soll, so dürfte ich mich überhaupt nicht mehr rühren . . . Das war zugleich die gesunde Antwort an die empfindsamen Werther, die das Würmchen auf dem Wege beseufzten und vor dem zerstörenden Ungeheuer dieses Erdengetriebes verzweifelten. Doch mußte Lessings Kampf gegen allen Stillstand und alle Einschnürung ihm die Sympathie aller Werdenden und Fordernden eintragen, da was hier für die Theologie so tapfer und frei verfochten ward, jedem Gebiet menschlicher Bethätigung zum Heil gereichte. Auch der politischen Ermannung, ja, dieser ganz unmittelbar durch die entschiedenste Ablehnung des Polizeistaats, dessen Gewalt ein geistlicher Wächter bei jedem Flammenzeichen lärmschlagend anrief. Eine Stelle im fünften Stück ist sogar die geradeste Abfertigung der Mahnrufe Goezes gegen die revolutionären Triebe der rheinischen und Göttinger Genies: „Witz und Landessprache“, so citirt er den Hauptpastor mehr als daß er ihn parodirt, „sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reifet. Heute ein Dichter: morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac und Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.“ Vor drei Jahren hatte Goeze die Obrigkeit angefleht, das bellettristische Gift munter zu confisciren und den leichtsinnigen Zeitungsschreibern Zaum und Gebiß anzulegen, denn „Schriften von der Art, wie die Leiden des jungen Werthers sind, können Mütter von Clements, Chatels, Ravaillacs und Damiens werden“. „Etwas Vorläufiges“ aber brachte neuestens, an den Haaren herbeigezogen, einen kleinen Epilog über jüngst erschienene staatsgefährliche Tiraden zu Ehren von Brutus und Consorten; niemand konnte einen Augenblick zweifeln, daß damit der unreife Lobredner Klopstocks, sein Eckermännlein C. F. Cramer, dem Augenmerk einer hohen Polizei

empfohlen wurde. Der Protest gegen die theologische Censur war der Protest gegen die Censur überhaupt, die, zwar in Berlin und Braunschweig ohne Knebelung gehandhabt, in Wien mehr Bücher verschlang als der römische Index. Lessing kennt hier keinen Vorbehalt; in dieser grundsätzlichen Frage tritt er, gleich Schlözer, offen und ohne eine Silbe des Tadels für Bahrdt gegen den aufgehetzten Reichshofrath ein, und wie bedenklich seine Zusammenstellung des treuen Dolmetsch Luther und jenes eklen Wiederkäuers sein mag, in der Sache konnte der Herausgeber des Reimarus keinen andern Schritt thun. Es ist auch ganz gleichgiltig, ob man Goezes tückische Anspielungen auf das Haus Braunschweig für halbe oder ganze, verschämte oder unverschämte Begrüßungen der Obrigkeit und demnach Lessings empörte Worte, der Pastor hetze den Reichshofrath zu einem Schritt, der uns vor zweihundertfünfzig Jahren um alle Reformation gebracht haben würde, für unzutreffend oder für voreilig oder für eine ungerechte Vermengung Goezes und Wittenbergs nehme — die Warnung war am Platze. „Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger bereits zu entblößen wagt!" Auch hier heißt „Goeze" dasselbe wie oben „Goeze und Compagnie", und schließlich hat Lessing nach den „Anti-Goeze" beide Männer zusammen genannt: „ein Lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat".

Goeze wird in diesen ungestümen Heften als Typus und als Individuum behandelt. Als Typus schließt er die gesammte rückläufige Orthodoxie in sich, als Individuum hat er bestimmte Gesellen. Darum wird neben Rector Mascho an zwei Stellen der Lübecker Behn abgefertigt, den Goeze im „Vorläufigen" mit vollen Backen als einen gründlichen und selbstdenkenden Gelehrten gelobt hatte. Ehemals Docent in Jena, war dieser Schulmann ein seichter Vielschreiber, eben so bereit, Gedanken über die Dreieinigkeit wie philosophische, mathematische, naturwissenschaftliche Aufsätze aus dem Ärmel zu schütteln. Sein dickleibiger Torso „Vertheidigung der vornehmsten Wahrheiten der Christlichen Religion vornämlich gegen die neuern Angriffe" (1778), ein positiver Sprößling des zahmsten Wolffianismus, hat mit den Fragmenten noch gar nichts zu schaffen, sondern begnügt sich, den „elenden Voltaire" als „kriechendes In-

ject", „habsüchtiges Monstrum" und „Abschaum der niederträchtigsten Wollust" zu brandmarken. Es berührt komisch, daß der ärmliche Phrasenmacher seine Wassersuppe mit einigem Fett aus Lessings „Laokoon", ohne die Bezugsquelle zu nennen, und aus den „vortrefflichen Büchern des großen Weltweisen" Reimarus schmälzt. Er ahnte nicht, daß sein Gewährsmann, der den Cartesius „nach Gewohnheit, d. i. sehr gründlich" widerlegt habe, und der bestochene Fragmentist, dessen Schlingen er nun in der „Vertheidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu" mit schwacher Hand zerreißen will, eine und dieselbe Person sei: „Schmidt, oder wer er sein mag". Von Lessing meint er bloß, seine Vertheidigung der Bibel gegen Reimarus habe ein „sonderbares Ansehen". Da das nichtige Büchlein und der schale Stil so gar nicht zu der Aufgeblasenheit stimmten, mit der sich Behn vorweg als Subdirector seiner Vaterstadt in Positur setzt, durfte Lessing ihn sehr von oben herab striegeln, als er die Frage der lateinischen Tarnkappe behandelte und allerdings, was Behn in der Schwebe gelassen, sein Lobredner aber ohne weiters als Behns Meinung festgestellt hatte, für ein Gebot des Lateinschreibens nahm. Der „Anti-Lessing" war die unglaublich leere Antwort. Nachdem der unbedeutende Mensch sein großes Buch mit bedientenhafter Schweifwedelei vor den erhabenen Lübischen Magnificenzen eröffnet hatte und den anonymen „Anti-Lessing" mit einem Wortschwall über die Unbill, daß Lessing auf seiner Hofrathshöhe ihn als Subconrector, da er doch wirklicher Subrector sei, verachte, war der lustige Willkomm an den verkappten Helden und seinen „Hochzeitbitter-Beweis" über die Ranggleichheit eines reichsstädtischen Subrectors und eines hofräthlichen Bibliothekars verdient, obwohl Anti-Lessing so sanft lispelte. „Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubnis, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector?"

Grimmiger als dieser Gruß und die folgenden Personalwitze klingt Lessings Hohn gegen den Journalisten der „Freiwilligen Beiträge" und des Altonaer „Reichspostreuters", den Licentiaten Albrecht Wittenberg, einen Wühler und Klopffechter schlimmster Sorte, der nach allerlei Gezänk mit nordischen Schriftstellern und dem vorstürmenden Jungdeutschland seine freche Zunge auch gegen Lessing

wetzte. Nicht gar lange stand er zu Goeze; wenn auch der Spötter, Dreyer natürlich, der von handgreiflichen Balgereien erzählte und „auf der Brust des Senioris des Licentiaten Knie“ erblickte, nur Lügen ausheckt, so hat Wittenberg doch erst 1774 seine antigoezische Haltung im Theaterstreit widerrufen. Goezes Klagen über die von Lessing übernommene „Advocatur“ des Ungenannten secundirte der Reichspostreuter (1778 St. 34) durch hämische Plänkeleien und das Epigramm An Doctor Schrill:

> Ein großer Advocat ist Schrill,
> Processe lenkt er, wie er will,
> Vom Rechte weiß er zwar nicht viel,
> Und meistens trifft er weit vom Ziel:
> Doch jeden kann er überschrein,
> Und braucht er mehr, ein großer Advocat zu sein?

Den Wertherfeind Wittenberg hatte die Satire der rheinischen Genies längst in Wort und Bild als Reichspostreuter ohne Kopf dem Gelächter preisgegeben, und wer nun sein Epigramm las, summte wohl zur Antwort die drolligen Verslein des Wandsbecker Boten vor sich hin:

> Es war einmal ein Reuter,
> Der hatt' ein schönes Pferd;
> „Gut das, und was denn weiter?“
> Er aber war nichts werth.

Nun warf Lessings achter „Anti-Goeze“ den Schwager vom Gaul und ließ sich, vielleicht zu gründlich für ein schnurriges Intermezzo, in Gespräche mit dem „edlen Houyhnhnm“ ein: das Scheckchen, nicht der Reiter habe ja jenes Epigramm verfaßt. Aber der Reiter wollte seine Sattelfestigkeit ausgiebig beweisen; Wittenberg trug Anfang Juli alten und neuen Unrath auf einen Fleck zusammen im „Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing“. Wie eine handwerksburschenhafte „Epistel an den Hochehrwürdigen Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg von'n Layen“ Lessings unschuldigen Freund Moses bei den Haaren herbeischleppt oder 1779 fade „Episteln eines Antiquars und seiner Frau an den Herrn Hofrath Lessing“, die vielleicht der Seifersdorfer Pfarre entstammen, ihr qualmendes Lichtchen bis auf Lessings Frühzeit zurückwerfen und mit dreister Indiscretion Mittheilung aus einem Trauerbriefe Gottholds an

Theophilus machen, so rächte sich Wittenberg, indem er Zweideutigkeiten in Lessings alten Jugendepigrammen aufstach und den untersten Schlamm des Hamburger Theaterklatsches aufwühlte. Sein ironischer Beweis, die „Anti-Goeze“ könnten unmöglich von Lessing stammen, gipfelt in dem frommen Wunsch: andernfalls wäre es besser, „daß Sie, als Sie an Ihrem Hochzeitstage in die Elbe, oder in einen zur Elbe führenden Graben stürzten, Ihr theures Leben vielmehr eingebüßt hätten“. Weiter konnte die blinde Niedertracht sich nicht verirren, als dieses Gift auf Lessings offene Wunde zu streuen. Wittenberg trägt in der That die eherne Stirn, die ihm das Motto des achten „Anti-Goeze“ nachsagt, zur Schau, wenn er höhnisch vorrechnet, wie dankbar Lessing einst für seine Anzeigen der „Minna“, des „Laokoon“, der „Emilia“ gewesen sei. Jetzt soll jeder Absatz durch falsche Schlüsse, seichte Einfälle, unerträgliche Witzelei, Grobheit, niedrigste Pöbelsprache den Bierbruder und Stallknecht verrathen, und wegen der Schnurre über den Gaul heißt Lessing gleich viermal auf einem Blatt ein Schurke! Nun schreit dieser rabulistische Winkeladvocat Mordio über all die strafbaren Frechheiten, die das verehrungswürdige Tribunal des Reichshofrathes auf Grund dieser und jener angeführten Gesetze gewiß nicht ungeahndet lassen dürfe. Er hatte auch, nach Maschos tastenden Anspielungen, dem Gerücht, Reimarus sei Verfasser der Fragmente, seine Zeitungsspalten aufgethan; zum großen Unbehagen des Doctors, der nicht umhin konnte, der Redaction einen abläugnenden Brief zu schicken, mit dem Elise sehr unzufrieden war, und gleichzeitig in der Correspondenz mit Lessing sowohl seine Verstimmung als den dringlichsten Wunsch nach Ruhe kundzuthun. Jenen Brief schwenkt Wittenberg in der Hand: jetzt müsse auch Lessing dem verleumderischen Gerücht öffentlich widersprechen, und als der zehnte „Anti-Goeze“ alle Personalien abwies, rückte Wittenberg im Nachwort seiner Schmähschrift mit der perfiden Enthüllung heraus: Lessing selbst sei im Privatbrief eines Freundes nach Hamburg als Gewährsmann der Reimarischen Urheberschaft genannt worden. Lessing versicherte die „Gemeine“ seiner strengen Verschwiegenheit; trotzdem ging im Februar 1779 aus der Stockholmer Lärda Tidning vom Vorjahr das „ärgerliche Gerede“, wie Elise sagt, in Schlözers weitverbreiteten historisch-politischen „Briefwechsel“ über: „daß Hr. Lessing

ohnlängst in Hamburg selbst geäußert haben solle, Reimarus sei der Verfasser der Fragmente". Übrigens stellt schon im October 1777 Hamann, in einem Schreiben an Herder, diesen Ursprung als bekannt hin.

Langsam rückten die „Anti-Goeze" auf den unumgänglichen Punkt, wo nach manchen inquisitorischen Fragen ein Wort über den großen Unbekannten gesprochen werden mußte. Der Doctor hatte bereits im März, als Mascho allein sich regte, dem Goezicus oder Goeziomastix Lessing für seine edle Vertretung des Fragmentisten herzlich gedankt; dann schien ihm das ungestümere Nachfragen thöricht, da Goeze den Vater doch nicht mehr verbrennen könne. Als Lessing die Hypothese der Schmidtischen Urheberschaft fallen ließ, als das Gerücht einer Berliner Abschrift auftauchte und Wittenberg immer deutlicher wurde, wuchs Doctor Reimarus' noch dazu durch den ohne sein Wissen, gegen sein Wollen erfolgten Druck des letzten Fragments gesteigerter Unmuth so hoch, daß Lessing um keinen Preis den Schleier lüften durfte. Die Fama schwieg dann auch oder deutete ohne Namensnennung umschreibend auf Reimarus, wie Jerusalem, als Michaelis ihn 1781 vergebens um die beseitigte Schutzschrift anging. Kleuker suchte 1778 den Verfasser in Damm; in Göckingks „Journal von und für Deutschland" wurde 1784 über einen Secretär der Herzogin-Wittwe hin und her geredet; Paulus empfing 1787 die Bestätigung des Reimarischen Ursprungs mit den falschesten Angaben über die Handschrift verquickt; ja, selbst nachdem durch den Sohn endlich jeder Zweifel aufgehoben und sogar 1815 im Anhang zur Autobiographie des Doctors die Herkunft offen eingestanden war, konnte noch 1839 Illgen die Fragmente unter mehrere Federn vertheilen. Lessing aber ließ sich keinen Namen abpressen. Schon die grundsätzliche Darlegung von Nutzen oder Schaden, Freiheit oder Unterdrückung religiöser Revolutionsschriften baut klüglich der gemeinen Neugier vor, indem sie dem Fragmentenstreit einen weiteren Hintergrund giebt. Das feige Gebot des Lateinschreibens war im vierten Stück niedergeschlagen; das fünfte gilt der Sache, dem Inhalt: nur eine theologische Memme könne dem forschenden Zweifel die Berührung gewisser Dinge verwehren und durch solche Schranken das Vorhandensein wunder Stellen und heikler, schonungsbedürftiger Schwächen der Religion

zugestehn. Es ist nicht zu läugnen, daß Lessing hier, soweit der Ungenannte vertheidigt wird, neben guten Gründen auch sophistische Hilfen herbeigeholt hat, denn mochte Reimarus die ihm von Goeze in den Mund gelegten Schmähworte wie „Leichenräuber“ oder „Betrüger“ auch nicht so unverblümt gebraucht haben, es war doch zweifelsohne der Sinn, und die Erläuterung, selbst die ältesten und angesehensten Kirchenväter hätten den Aposteln ihre eigene Anschauung über einen in guter Absicht gethanen Betrug zugeschrieben, verliert sich doch zu weit in Casuistik. Gewiß ist die alte Kirche, wenn man citirte, heilige Bücher auf würdigste Verfassernamen taufte und Beweise beibrachte, von den Pflichten historisch-philologischer Kritik sehr entfernt, aber solche Menschlichkeiten gehören auf ein andres Blatt als die Reimarischen Wahngebilde der apostolischen Geheimverschwörung. Um so schlagender setzt der sechste „Anti-Goeze“ den allgemeinen Beweis fort: die altchristliche Kirche selbst verschmähte das Recht, häretische Schriften gewaltsam zu unterdrücken. Lessing erörtert nach den patristischen Belegen ein paar Fälle, in denen er selbst verschollene Ketzereien so gut wie die Fragmente ans Licht ziehen würde, und läßt Goeze mit seinem Schreckensbild der Toldos Jeschu, die doch der fromme Wagenseil schaudernd herausgegeben hatte, ablaufen. Im Anschluß daran behandeln die Bogen Sieben bis Elf die „Advocatur des Ungenannten“, mit dem Zwischenspiel gegen den „Advocaten“ Wittenberg. Der Fragmentist selbst erhält das Wort, und hier zuerst, nach all dem Gezeter über sein gotteslästerliches Seelengift, hört die Welt jene scheuen Bekenntnisse des Einsiedlers, der die „Schutzschrift“ für spätere Zeiten einschloß, um niemand zu verwirren, und den Lessing, nicht nur ohne, sondern gegen seinen Willen aus dem Dunkel zog. Die Advocatur, wenn sie durchaus ein völliges Übereinstimmen mit dem Clienten meinen soll, durfte Lessing von sich weisen, aber je hitziger der Gegner den Unbekannten geschmäht hatte, um so nachdrücklicher betont Lessing seine Tugenden und, allzu verächtlich auf Goezes Bibelgelahrtheit herabschauend, die alte Rechnung, sieben Goeze machten kein Siebentel des Fragmentisten, wiederholend, seine Gelehrsamkeit: den weiten Blick des selbstdenkenden Kopfes im Gegensatze zu den Stäubchen aus der Litterargeschichte. Jetzt, da er eben mit Mascho und seinem hamburgischen Herold abrechnen will, drückt

ihm Wittenberg kraft jenes Briefes die Pistole auf die Brust, doch Lessing hält sich den Klätscher, oder besser: die Klatsche Mutter Else vom Leibe, wieder im gegebenen Fall nicht ohne unvermeidliche Finten, wieder auch, die allgemeine Frage betreffend, mit der Vornehmheit, der die Sache höher steht als ein Name und was mit ihm Gutes und Böses für Mit- und Nachwelt zusammenhängt. Die „Phantasie“, dem Ungenannten möge etwa Herostratische Ruhmsucht sein Zerstörungswerk eingegeben haben, benutzt Lessing zu einem höchst rhetorischen Abschluß: Wollt ihr den Namen auf ewig unterdrücken? fragt er als Stimmensammler die **patres conscripti** des Lutherthums; alle stimmen mit Ja, nur Einer, Einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmt mit Nein. „Nein! donnert er, und nochmals Nein! nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu! Amen!“ Denn, so schließt Lessing den elften Bogen zur Rechtfertigung seines Tons, Goeze verschreie ihn als Lästerer Gottes und des Christenthums, Goeze komme mit diesem Dolch auf ihn eingerannt, und er solle sich mit dem Hut in der Hand vertheidigen, um den Firnis elender Tugenden eines weibischen Zeitalters nicht aus den Augen zu setzen? Goeze wolle ihm die Nase abschneiden, „und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig **assa foetida** räuchern?“

Nach diesem Sturm kann niemand erwarten, der Hauptpastor werde seinem Widersacher mit einem linden Gesäusel friedselig entgegnen. Bombardirt ihn Lessing mit „Stinktöpfen“ (ein Lieblingswort der Goezischen Polemik), so hat er nunmehr jede Schonung verwirkt. Am 24. April 1778 beginnt Goeze in den „Freiwilligen Beiträgen“ mit einer Recension Lüderwalds seinen zweiten Feldzug; während der „Anti-Goeze“ bindet er im Mai den stachligen Strauß „Leßings Schwächen, gezeigt von Johan Melchior Goezen. Das erste Stück“, das Elise am 21. Mai, Lessing laut seinem achten Bogen „eben itzt“, da er den Wittenberg fällt, empfängt. Nach dem letzten Fragment und diesem Anti-Wittenberg erscheint das zweite Stück der „Schwächen“, das dritte erst nach Lessings „Nöthiger Antwort“.

„Lieber Herr Hofrath!“ hebt Goeze, Vertraulichkeit mit Vertraulichkeit heimzahlend, an; „Lieber Herr Hofrath!“ sagt er beichtväterisch an einer Stelle, die, so verächtlich Lessing dies Flehen und

Bedrohen auch anschauen mußte, doch mit ihrer einzigen Liebeserklärung nicht als grotesk belacht, sondern als ein letzter ehrlicher Spruch an das Gewissen des vormals Hochgeschätzten ernst genommen sein will. Sie finde hier Platz und diene zugleich als Stichprobe Goezischer Beredsamkeit:

„Lieber Herr Hofrath! Erbittern Sie sich nicht, wenn ich bei dieser Gelegenheit ein Wort aus einem ganz andern Tone, als derjenige bisher gewesen ist, den Sie mir abgedrungen haben, mit Ihnen rede. Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe. Ich verkenne die schönen Talente nicht, die Ihnen die Güte Gottes geschenket hat, auch nicht die vorzüglichen Einsichten und Kenntnisse, die Sie sich durch rechte Anwendung derselben in manchen Theilen der sogenannten schönen Wissenschaften erworben haben. Ich vergebe es Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, mich vor den Augen der Kirche, der gelehrten Welt und meiner Gemeine, zum unwissenden und dummen Laffen zu erniedrigen, und das müßte und würde ich sein, wenn meiner sieben nicht einem Siebentheile von Ihrem Fragmenten-Schreiber das Gleichgewichte halten könnten: aber eben diese Liebe, eben diese Achtung beweget mich, Sie vor dem Angesichte Gottes zu bitten, folgendes in einer stillen Stunde, da Ihre Leidenschaften nicht brausen, in reife Betrachtung zu ziehen. Sie erklären sich — und mein ganzes Herz bebet vor dieser Erklärung — daß Sie um des Druckes der Fragmente willen, und um deswillen, was Sie dabei gethan haben, vor Ihrer Todesstunde nicht zittern würden. Bedenken Sie um Gottes und Ihres ewigen Heils willen, was Sie hier niedergeschrieben haben. Ach! verschließen Sie sich den Weg zur Buße nicht selbst auf diese Art, Sie möchten ihn hernach nicht wieder finden können, und auch nie in den Stand kommen, ihn mit Thränen zu suchen. Denken Sie an die Rechenschaft, welche der HErr, dessen Ehre durch die Fragmente so frevelhaft angegriffen und gelästert worden, dessen Wort Sie so tief unter elende menschliche Schriften herunter zu setzen suchen, an jenem Tage, insonderheit von dieser Handlung, von Ihnen fordern wird. Fragen Sie Ihr Gewissen, ob es eine lebendige Überzeugung habe, daß die Scheingründe, welche Sie zur Rechtfertigung desselben itzt vorwenden, und mit welchen Sie die Augen schwacher Christen, noch leichter aber der Freigeister ver-

blenden können, auch vor dem einen Werth haben werden, dessen Augen heller sind als Feuerflammen? Stellen Sie sich vor, daß an jenem Tage, nicht einer, sondern Hunderte gegen Sie auftreten, und sagen werden: HErr! wir sind im Unglauben gestorben, aber wir glaubten entweder schon an dich, oder wir würden doch zum Glauben an dich gebracht sein, denn unser Herz war noch nicht völlig verstockt, und wir hatten noch zu Zeiten starke Rührungen durch dein Wort; allein der Mann da ist Ursach, daß wir deinem Geiste hernach beständig widerstrebt haben . . . HErr! sei Richter zwischen uns und ihm!“

Das Goezische Kernlied, sein **Dies irae dies illa**, ließ Lessing ungerührt, wie Elise sogleich erwartet hatte, als sie den Priester zum Beichtkind sprechen hörte. Auch vom ehemaligen Verkehr der Beiden wird das Publicum auf eine Weise unterrichtet, die unzweideutiger für Goezes „Liebe“ zeugt: „da ich bei seinem hiesigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen lernen, da er mir einigemal die Ehre erwiesen, mich zu besuchen, da ich in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen: denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch vertragen, er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kenntnis anderen mitzutheilen — er war damals noch nicht Hofrath — da er sein Verhalten gegen mich nicht änderte, ob er gleich darüber von Klotz auf eine unvernünftige und ungezogene Art gelästert wurde.“ Ein unliebsamer Zwischenfall hatte lang vor dem Fragmentenstreit Goeze, den Bibliophilen, gegen Lessing, den Bibliothekar, verstimmt, und Sammler sind stets empfindlich, wenn sie auf einen Mann mit zugeknöpften Taschen zu stoßen meinen. Der Historiker der niedersächsischen Bibeln war auf die kleine Bitte, Lessing möge ihm einige Stellen des Lottherschen Neuen Testamentes von 1523 im Wolfenbüttler Exemplar nachschlagen, da das hamburgische defect sei, ohne jede Antwort geblieben und nach ungeduldigem Harren erst durch ein Gesuch an Knittel, von diesem aber umgehend, über seinen Lotther aufgeklärt worden. Diese Ungefälligkeit, richtiger Vergeßlichkeit Lessings, den er einmal in Wolfenbüttel umsonst gesucht hatte, wurmte ihn tief. Nicht im „Vorläufigen“ zwar, aber schon in Ziegras Zeitung lieh er dem Verdruß Worte (2. Aug. 1774, 9. Sept. 1777), indem er

ganz gerechter Weise forderte, eine große öffentliche Bibliothek dürfe kein Bibelgrab, ein Bibliothekar kein βιβλιοτάφος sein; das zweite Mal durch die ausführlichere, zuletzt gar noch weitläufiger den „Schwächen" einverleibte Erzählung von „einem berühmten Bibliothecario", der es sich zum Gesetz gemacht habe, keine Anfragen auswärtiger Gelehrten zu beantworten. Derselben Beschwerde fügt Goeze selbst eben damals in einem Brief an den hilfreichen Generalsuperintendenten Knittel die sehr nöthige Einschränkung bei, Lessing halte ja andre Gelehrte durch Auskünfte in den Wolfenbüttler „Beiträgen" schadlos. Im Grund eine Lappalie, liegt die Sache doch so, daß Lessing in einer freien Stunde Goezes Bitte gleich dem Kleinkram philologischer Anfragen hätte erledigen können und daß erst Goeze, dann aber auch Lessing bis zum sogenannten Kanzeldialog „Ob die Bibel von dem gemeinen Mann zu lesen", unnöthig viele Worte darüber verloren hat. Und da weder die emsigen Studien Goezes ohne Frucht, noch das Schweigen Lessings ganz ohne Schuld war, brauchte der erste „Anti-Goeze", mit Rücksicht auf die versteckten und vergessenen Beschwerden, wohl nicht die Stichelei vorzubringen: Lessing würde der Welt freilich statt mit den Fragmenten aus der Guelferbytana besser damit gedient haben, „wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte." Es ist kein Grund zu der von Lessing selbst erst angedeuteten (A. G. 7), dann im „Märchen von 1000 Ducaten" festgestellten Annahme, die bibliothekarische Ungefälligkeit habe Goezes Zorn gegen den Advocaten der Fragmente geschürt. Das war nicht nöthig; aber der höhnische und für Bibliothekare, die keine Lessing sind, bedenkliche Satz der „Kleinen Bitte": „Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein möchte, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt", dieser Satz hat Goezes volle Wuth erregt, und ein Strom von bittrer Galle fließt daher durch die Erörterung in „Leßings Schwächen".

Lessing behält auch in der Hitze, die seine Sprache befeuert, den hellen Feldherrnblick und die taktische Gliederung; Goeze, keineswegs ohne Wucht des Kanzelstils und selbst in seinem feindseligen Wetteifer mit Lessings Bildern und Gleichnissen nicht immer unglücklich, geht blindlings drauf los, wirft Altes und Neues kunter-

bunt durcheinander und ermüdet sich und die Geduld des Lesers durch seine Wiederholungen, nicht im Stande, dem Gang des Gegners zu folgen. Er sieht wohl, daß es auf die „Axiomata“ ankomme, viel mehr als auf die „Antigoezischen Blätter“, aber seine Argumente sind bald erschöpft, zudem verlegene Waare. Daß die „Parabel“ eben eine Parabel ist, geht ihm in seiner Polemik gegen diese „Mondkälber“ so wenig ein, wie daß mit all den triumphirend aufgedeckten Widersprüchen unter Lessings Bildern für die Fragmente: Nordlicht, Hauptsturm, Seuche u. s. w. die Schlacht nicht zu gewinnen sei. Lessings herrliches Wort über die Wahrheit in Gottes Hand heißt ihm „Unsinn“ und eine „schröckliche, zur Verzweiflung führende Lehre“, der danach zum Verzicht gezwungene Mensch ein Tantalus, und einem Schwall von Bibelsprüchen folgt die orthodoxe Parodie: „Wenn Gott mir in seiner Rechten den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, aber mit dem Zusatze: mich immer und ewig zu irren, und in der Linken das allerschröcklichste Schicksal, vernichtet zu werden, vorhielte und sagte: wähle! so würde ich mit Zittern in seine Linke fallen, und sagen: Vater, vernichte mich!“ Goeze besitzt, das ist sein Glaube und seine Zuversicht, die volle Wahrheit in der Schrift, die da macht, daß wir nicht irren. Das „Joch des Buchstabens“ sichert ihm unser von Christo bestimmtes Erbtheil.

Im gerechten Schauder vor der Verleumdung des „Zweckes Jesu und seiner Jünger“ stellt er die schiefe Frage, ob denn ein Regierungssystem erst nach dem Druck aller erdenklichen Lästerungen gegen Herrscher und Minister Beifall verdiene oder die Keuschheit erst nach der weitesten Verbreitung aller unflätigen Schriften? Er aber weicht auch vor den neuen Stinktöpfen um keinen Fuß zurück. Da wird ihm der achte „Anti-Goeze“ gebracht: „Ich las diesen Bogen, aber mit innigster Wehmuth meines Herzens, welche aus einem aufrichtigen Mitleiden mit Herr Leßings dadurch nun völlig geäußerter Gemüthsfassung entsprang. Ach! dachte ich, wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutschen in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten. Wie sichtbar ist hier das gerechte Gericht Gottes. Röm. 1, 21. φάσκοντες εἶναι σοφοὶ, ἐμωράνθησαν.“ Die forcirte Schnurre gegen Wittenberg, der zuerst

ohne Goezes Wissen eingegriffen hatte, stemple den Urheber zum neuen Lucifer; doch er bezwingt sich, empfiehlt Lessings Seele der Gnade, die aus einem Saul einen Paulus machen konnte, und kehrt beruhigt in die ausgetretenen Geleise zurück. Es ist unergiebig, seine Schritte nachzuzählen, auch wo sie das Feld der eigentlichen „Anti-Goeze" stampfen und er die **ferrea frons** jenes Mottos dem Mann zurückgiebt, dessen Schimpfworte keinen Rechtschaffenen in seiner Ehre schmälern könnten. Derlei Ausbrüche erfolgen periodisch zwischen der Widerlegung der älteren Schriften, bis der Hauptpastor seine Kräfte endlich gegen den unablässig andringenden Schwarm sammelt. Gewiß ist es ihm gelungen, dieser Lessingschen Anklage die unbedingte Sachlichkeit abzustreiten, jenem Lessingschen Bilde, dem vom Gesundheitsrath besonders, die Zugkraft zu nehmen, seinen eigenen Schwur auf die Symbole als kein Muß von außen und seine Sprache als keine dictirte zu erhärten, sowie in Sachen Bahrdts und Luthers einige Brückenpfeiler Lessings zu sprengen. Doch seinen Hauptschlag führt eine Frage, auch sie nicht neu, nur mit stärkerem Accente gestellt: „Ich werde mich nicht eher in die Beantwortung der Hauptsache der Axiomen einlassen, bis Herr Leßing die gerechte Forderung erfüllet hat, die ich in dem Vorläufigen S. 50 an ihn gethan habe, bis er mir sein vollständiges Glaubensbekenntnis vorlegt, bis ich weiß, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heiden streite. . . Hier erfordert die Natur der Sache, daß ich erst die bestimmteste Erklärung von ihm fordere, was für eine Religion er durch das Wort ‚christliche Religion' verstehe, und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennet, und deren so großer Freund und Vertheidiger zu sein, er sich rühmet." Diese „Erklärung, die Erklärung, mein Herr!" heischt Goeze so dringend wie Beaumarchais bei Clavigo. Er schließt: „Für dieses Mal keinen Schritt weiter, bis Herr Leßing erst die oben geforderte Erklärung gegeben haben wird. Giebt er sie, so wird solches unserm Streite erst die rechte Richtung geben. Bleibt er sie schuldig, so werden verständige Leser selbst wissen, was sie daraus schließen sollen."

Jedermann muß oder müßte doch begreifen, daß viele Leser, nicht bloß Goezischen Schlages, von den „Gegensätzen" zu Rei-

marus an die Reihe der Streitschriften hindurch immer stärker eine Klarstellung des oft so verhüllten Standpunktes begehrten. Was sagte, was wollte, was dachte Lessing eigentlich? Denn daß man ihn nicht einfach beim Wort nehmen könne, entging Keinem. Wo hörte der exoterische Vortrag auf, wo begann die esoterische Meinung? Im Gegensatze zur übergroßen Klarheit der ästhetischen Hauptwerke, wo die beziehungsreichsten und mannigfaltigsten Fragen nach strengen Grundsätzen geschlichtet wurden, erschien Lessings Theologie nicht selten zweideutig. Sie bot Stellen, die dem Uneingeweihten die Frage aufdrängen konnten, ob das alles etwa gar bloß Spiel, formale Geistesübung, Gymnastik sei ohne eigene Überzeugung des Sprechers, nur bestimmt, den und jenen aufzureizen, die Gegner auf einander zu stoßen, Systemschwächen rechts und links zu beleuchten, so immer mehr Menschen in die Arena zu locken und geistig zu tummeln. Gewiß fehlte dieser Trieb nicht, aber hinter den Einkleidungen und Verkleidungen lag mehr als ein heuristisches Zielen hierhin und dorthin, lag doch ein Glauben des einen, ein Nichtglauben des andern. Freilich schwer zu fassen; damals viel schwerer als jetzt, wo nicht bloß die „Duplik" am Schluß ihres ersten Theils zur Prüfung der Taktik auffordert, sondern die völlige „Erziehung des Menschengeschlechts", Privatbekenntnisse Lessings und sein theologischer Nachlaß vorliegen. Betont der Verfasser der „Bibliolatrie" die Nothwendigkeit, den „gymnastischen" in den „präcis dogmatischen Ton zu übersetzen", so ist heute die Rückübersetzung und die Scheidung beider Arten erleichtert. Zum Herauslösen des Kerns aus der Schale war Goeze mit Vielen nicht genug logisch geschult. Er kann nicht den Fingerzeigen folgend das Supranaturalistische als bloße Anbequemung feststellen, weil sich eine Discrepanz solcher Streitsätze mit nebengeordneten aufthut oder weil gewisse thaumatologische Voraussetzungen daran scheitern, daß die Folgerungen auf gerad entgegengesetzte Prämissen führen. Goeze sah wohl, daß Lessings leichtes Spiel mit Klefekers hamburgischem Gesetzbuch gegenüber dem Bibelwort auf keinen Glauben an die heilige Schrift und ihre Inspiration schließen ließ. Es mußte ihm sehr unbehaglich und ärgerlich sein, über solche Fragen kein Ja ja, Nein nein, sondern dies und das zu lesen. In der „Duplik" einen schroffen Ausfall gegen den „crudesten Begriff" der dogmatischen

Theopneustie und eine das Mitwirken des heil. Geistes auf ein nichtiges Maß herabdrückende Erwägung, daß die geistig und gemüthlich, durch Kenntnis und Verständnis sattsam gerüsteten Evangelisten nur noch einen gar nicht nöthigen Antrieb zum Schreiben empfingen; ferner die unumwundene Abwehr des Ressischen Unsinns, Widersprüche nicht als Kriterien menschlicher Geschichtschreibung, sondern als schlaue Maßregeln des heil. Geistes zu betrachten, damit niemand an eine Verabredung der Schreiber oder ihre gemeinsame Benutzung derselben Quelle glaube. Dagegen die „Axiomata“! Hier wird, abgesehn von mehr oder minder deutlichen bloßen Citaten gegnerischer Worte, doch mit urchristlichen Wundern und unmittelbarem Beistand des heil. Geistes so hantirt, daß nicht der gedankenlose Leser allein Thaumatologie und Theopneustie bei Lessing selbst vorzufinden meinen kann. Oder vielmehr wähnen, nicht meinen: denn bei Lessing sind die Wunder Christi und die göttliche Schriftinspiration ausgeschlossen. Ohne Gottessohnschaft keine Theopneustie; aber in Lessings „Neuer Hypothese“ (§. 28. 36) ist die Inspiration des Matthäus eine bloße bedeutungsleere Metapher, und die Gottheit Christi trotz dem zweideutigen Ausdruck „Wundermann“ wenn nicht mit dürren Worten geläugnet, so doch für Jeden, der seine Gedanken beisammen hat, gleichfalls bloße Einkleidung.

Goeze witterte Unrath; er wollte also klipp und klar hören, ob ihm ein Christ oder ein Widerchrist gegenüberstehe.

Die Frage, eine echte, aber seitens der mißtrauischen Orthodoxie gar nicht unberechtigte „Inquisitorfrage“ (nach dem Ausdruck, den Goeze selbst gleich anfangs dem Feinde vorweggenommen hat), ist klärlich eine doppelte: was verstehst du unter christlicher Religion? wozu bekennst du dich? Das Bekennen war schwierig; Lessing bog aus und hörte nur den ersten Satz, um diesen mit neuer Taktik zu ergreifen. „Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht“, schreibt er an Elise; „Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion *glaube*, sondern was ich unter der christlichen Religion *verstehe*, so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Vollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium“. Er ließ Ende Juli zugleich in Hamburg und in Berlin die „*Nöthige Antwort*

auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze" drucken. Als dann Goeze Mitte August der „Schwächen" drittes Stück den Streitschriften insgesammt entgegenwarf, es mit Versen Klopstocks und Gellerts umrahmte, Lessings Christenthum für ein bloßes Spiel, seine halbe Antwort für papistisch erklärte und die schweigsamen Doctores Theologiä mit beredtem Hinweis auf Luthers Heldenkampf an Eid und Pflicht mahnte, da schickte Lessing der „Nöthigen Antwort . . . Erste Folge" nach, seine letzte antigoezische Schrift, die er schon Anfang September vollendete und in Hamburg herausgab. Beide Broschüren hat der Unermüdliche, dessen „Steckenpferd" diese Streitigkeit nun einmal geworden war, bald nach dem Druck revidirt, hie und da erläutert und mit kirchengeschichtlichen Excursen befestigt, die sich zum Theil gegen den milden Apologeten Leß in Göttingen richten.

Endlich komme Goeze vor die Klinge! Nach Goezes Forderung erwidert er ohne alle Bilder, Gleichnisse und Anspielungen in kurzen Thesen: „die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken", wie Lessing später an Walchs Adresse schreibt. Er versteht „unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind", was die ältesten Väter **regula fidei** nannten. Diese **regula fidei**, früher als Schrift und Kirche, habe den Urchristen und überhaupt jenen Jahrhunderten für vollkommen hinlänglich zum Christenthum gegolten, da die neutestamentlichen Schriften, wie sie allgemach aufkamen, nicht den Erweis der christlichen Religion, ja nicht einmal den authentischen Commentar der älteren und authentischeren **regula** lieferten, sondern nur Belege der Glaubenslehren mit einem zur Seligkeit nicht nothwendigen, wahren oder falschen, so oder so zu verstehenden Mehr gegenüber der **regula**. Diese Antwort, die Lessing aus wiederholter sorgfältiger Lectüre der Kirchenväter gezogen hat und über die er sich mit dem gelehrtesten Patristiker in die strengste Prüfung einlassen will, traf das extreme Schriftideal der Lutherischen Orthodoxie ins Herz und lenkte den „Fortgang der Controvers" aus der bisherigen „Katzbalgerei" auf die bedeutsamsten Fragen der Dogmen- und Kanongeschichte, die seit Grotius (1639) gestellt waren. Das Axiom „Christenthum ohne Bibel", die Angel des ganzen Goezestreites,

so weit er nicht persönlicher Natur ist, schien nun erst unzerstörbar gegründet, und als Goeze nach Lessings Trutzwort, auch der Belesenste könne keine patristische Quelle mehr beibringen, triumphirend einen Satz des Irenäus hinzutrug, um Lessings „Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebenen zwanzig Sätze auf einmal niederzuschlagen“, bewies der gewappnete Gegner in der „Ersten Folge“ aus dem Irenäischen Zusammenhang, Goeze habe nicht ausgelegt, sondern bestechenden Worten des Zeugen nur den Sinn Lutherischer Polemik untergeschoben, und las ihm weiter ein rasches Collegium publicum über die in der Kirchenversammlung von Nicäa siegreichen Waffen.

Dies waren die Abschiedsworte, die Lessing als kriegerischer „Liebhaber der Theologie“ im Fragmentenstreit öffentlich gesprochen hat, wenn man von der sachlichen Berichtigung einer Lüge und dem Nachhall in der letzten Poesie und Prosa absieht. Der Pastor hatte Lessings Antwort als neuen „Anti-Goeze“ zu lesen erwartet; doch eben da der rechte Tanz beginnen sollte, ging die Saat der lauten und leisen Denunciationen auf: Zwangsmaßregeln suchten die Flamme zu ersticken und die so kräftig hineinbliesen zu knebeln. Schon im Januar bat ein hamburgischer Priester von der Kanzel herab seine Obrigkeit, sie möge nicht weniger Eifer für die wahre Religion bethätigen als der Kaiser, der jetzt auf den Verfasser der Fragmente fahnde. Dann, als Lic. Wittenberg wühlte, meldeten Lessings Freunde, daß Goeze die fromme Göttinger Facultät dränge und dem kaiserlichen Residenten wegen eines gegen Lessing zu erlassenden Schreibverbotes in den Ohren liege. Sogar in Kopenhagen wurden die Hebel angesetzt: der Goezianer Schönheider, ein Dorn im Auge der Reimarer und Hennings', schämte sich nicht, als Herzog Ferdinand bei Hofe zu Gast war, dem redlichen Hauptprediger Münter anzusinnen, er möge beim Herzog die Verjagung Lessings aus Wolfenbüttel betreiben! Münter erwiderte: da Gott diesen Lessing auf Erden dulde, müsse ihm ein ruhiger Platz vergönnt werden, wo es auch sei. Es gab also wirklich noch Gottesdiener, die in der Jagd auf die Neuser und Wertheimer ein löbliches, nachahmenswerthes Beispiel des Religionsschutzes erblickten. In Berlin war die Reaction, so lange zwei große Augen noch Aufklärung ausstrahlten, ohnmächtig; erst 1788 sollte Wöllners

famoses Religionsedict das von dem schwachen Nachfolger des Philosophen von Sanssouci beinah an Friedrichs Gruft gegebene Versprechen wider alle deistischen und naturalistischen Bibelhasser und Zerstörer der Religion Jesu vollauf einlösen, die Geistlichen auf starre Vorschriften verpflichten und mit Absetzung bedrohen, peinliche dogmatische Verhöre einführen, einer Censur, die unter Teller der „Nöthigen Antwort" Beifall geklatscht hatte, den Garaus machen. Vorher war der Minister Zedlitz lax genug, um selbst den Hallischen Ankömmling Bahrdt voll Hochachtung und Hoffnung „in unsern glücklichen Staaten herzlich willkommen" zu heißen, was denn doch über Duldung und Höflichkeit hinausschoß.

Als Lessing vor dem letzten Fragment die Worte niederschrieb, Goezes Ton komme dem Racha in der Bergpredigt gleich, „nur freilich, daß der Große Rath nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll", war er versichert, das von Goeze wiederholt angestachelte Haus Braunschweig werde seinen Bibliothekar nicht in die Fäuste des „Hohepriesters", wie er mit Elise sagte, ausliefern. Das wäre allem Brauch dieser stolzen Welfen zuwidergelaufen. Herzog Carl hatte 1753, als der mächtige Cardinal Querini ihn „in Demuth anflehte, auch meiner Nächstenliebe den Beistand Eurer Durchlaucht landesherrlicher Gewalt zu bewilligen", d. h. zwei entsprungenen Mönchen den Schirm der Helmstedter Universität fortan zu versagen, diese Zumuthung der Eminenz so entschieden wie hochsinnig abgewiesen und von den ärgerlichen Zweifeln des Einen, eines Philosophen, edel gesagt: „Gott ist die Hauptsache dabei, und da ich weder die Ansicht des Ewigen über diese Einzelheit, noch die verborgensten Falten der Herzen kenne, so lasse ich unsern Mann in voller Freiheit zu kommen oder zu gehen. Und wenn er sich, wegen meiner Kälte oder wegen des Eifers Eurer Eminenz, in seinen Ansichten im Geringsten änderte, würde er dann nicht der größte Taugenichts, entweder Eurer Kirche oder der meinigen sein?" Wer den armen Professor Rothfischer so fürstlich beschützt hatte, konnte, auch im matten Alter, „seinen lieben Lessing" nicht ohne den unwiderstehlichen Zwang höherer Gewalten preisgeben. Der Erbprinz war trotz Anwandlungen von Blasirtheit ein Lichtfreund, ja, er kannte seit 1771 durch Moses und Lessing die Handschrift des Fragmentisten und hatte

noch 1778 Stücke davon in seiner Verwahrung. Und der biedere alte Soldat Ferdinand, wie würde er die Schönheider und Genossen abgefertigt haben: ein Ritter und ein Pfaffe!

Lessing erfreute sich bekanntlich seit sechs Jahren braunschweigischer Censurfreiheit, während in Wolfenbüttel die Censur von Knittel liberal geübt wurde, und er berief sich einfach auf sein gutes Recht, wenn er dem Director der Waisenhausbuchhandlung, Professor Remer, der dann 1778 als freisinniger Censor für Braunschweig bestellt ward, ein heikles Manuscript einhändigte. Schon der bloße Gedanke, diese Freiheit entbehren zu müssen, selbst in der unfühlbarsten Art, wäre ihm unerträglich gewesen, schreibt Lessing, als er dem verehrten Knittel seinen ersten „Beitrag“ ins Haus schickt. Er hatte im „Laokoon“ zwar mit den Alten dem Gesetzgeber einen Entscheid in Kunstsachen eingeräumt, aber jede angemaßte Gewalt über die Wissenschaften abgewiesen, denn der Zweck aller Wissenschaft sei Wahrheit, und der geringste Zwang werde Tyrannei gegen die wahrheitsbedürftige Seele. Die Herrschaften dachten nicht daran, ihrem berühmtesten Diener plötzlich jene Formel über Religion und Sitte befehlerisch vors Gesicht zu halten. Aber wie Carl August nachmals widerwillig liberale Flaggen streichen mußte, wie sich die freisinnigen Theologenfacultäten seines und andrer Kleinstaaten späterhin kaum einer Hengstenbergischen Ächtung erwehren konnten, so wurde der alte absterbende Herzog überrumpelt und behauptete nur dadurch seine Unparteilichkeit, daß er mit gleichem Maße messend das Gebot des Schweigens auch auf die einheimischen Apologeten, die Reß und Lüderwald, ausdehnte, Lessing aber durch eigenhändige Correcturen der Schlüsse seines Geheimrathscollegiums vor weiterer Unbill schützte. Der fremdem Einfluß schwer zugängliche Erbprinz war gerade verreist, als das Consistorium, an der Spitze Herr v. Praun und der allzeit lavirende Jerusalem, der selbst vor Goezes Bannstrahlen nicht sicher war, in Sachen der Fragmente vorstellig wurde. Dies geschah am 6. Juli, nachdem schon Ende Mai der Leiter der Waisenhausbuchhandlung sich wegen des Heftes „Von dem Zwecke Jesu“ und auch des sechsten „Anti-Goeze“ verantwortet hatte, da man den Reichsfiscal fürchtete. Das Consistorium hielt sich in seinem Gewissen verbunden, durch Auszüge aus dem letzten Fragment das gegebene Ärgernis grell

zu beleuchten und weiterer Veröffentlichung zu steuern. Umgehend wurde Remer angewiesen, den Verkauf einzustellen, von Lessing aber kein Wort mehr ohne ministerielle Genehmigung zu drucken. Lessing wendete sich am 11. ausführlich an den Herzog, um durch eine lebhafte, ja leidenschaftliche Schilderung seiner Streitigkeit mit Goeze, die er als der Angegriffene unmöglich abbrechen könne, den censurfreien Fortgang der „Anti-Goeze“ zu retten. Er stellte Goeze auch hier als den isolirten Theologen hin, der nur für seine persönlichste Religion mit wüthender Bitterkeit fechte, und unterstützte diesen Ruf an den gnädigen Herrn auch mit dem auf den „Berengarius“ bezüglichen „Zeugnis von ganz Deutschland, daß ich mich bei aller Gelegenheit als den orthodoxesten Vertheidiger der Lutherischen Lehre bewiesen habe“, was freilich 1778 der Harmloseste nicht glauben konnte. Umsonst; der Herzog unterzeichnete zwei Tage darauf ein schroffes Rescript, das mit Androhung „schwerer Ungnade und schärferen Einsehens“ jede fernere Publication „dieser Fragmente und anderer ähnlicher Schriften“ untersagte und die Auslieferung der Handschrift befahl. Das Buch „Von dem Zwecke Jesu“ wurde confiscirt; wie es zu geschehn pflegt, waren die Exemplare zuletzt reißend abgegangen.

Erst 1787 gab ein Pseudonymus C. A. E. Schmidt (Canonicus Riehm?) mit der Vorspiegelung, er habe eine der vielen Handschriften von Lessing selbst in einer seiner verdrießlichen Stunden erhalten, die erste Redaction der Kritik des Alten Testamentes als „Übrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlischen Fragmentisten“ heraus, ohne ein lautes Echo zu finden; 1851 blieb Kloses Abdruck der endgiltigen Fassung in der „Zeitschrift für historische Theologie“ schon im Pentateuch stecken; zehn Jahre später rundete Strauß einen sehr geschickten Auszug aus der „Schutzschrift“ mit Benutzung beider Redactionen und reichen eigenen Beigaben zu einem Denkmal für den „vernünftigen Verehrer Gottes“, seinen alten Vorkämpfer im Evangeliensturm. Und auf dem hamburgischen Standbild durfte das Profil des lichtscheuen Fragmentisten nicht fehlen.

In Lessings Selbstbetrachtungen steht zu lesen, wie ihn die Spitzbübin Irascibilität übermannte, doch der Schatten seines Vaters selig mit treuer Warnung vor der angeerbten hitzigen Übereilung soweit beruhigte, daß er sich nach Nicäa zurückversetzen und im

Gelasius fortfahren konnte. „Es war Abends um sieben Uhr, und ich wollte mich eben hinsetzen, meinen XII. antigoezischen Bogen auf das Papier zu werfen, als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich sehe, daß ich es damit nur anstehen lassen kann — daß ich es damit vielleicht auf lange werde anstehen lassen müssen. Das ist doch ärgerlich! sage ich mir, wie wird der Mann (Goeze) triumphiren! Doch er mag triumphiren. Ich, ich will mich nicht ärgern, oder mich geschwind, geschwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde und mir den Schlaf nicht verderbe, um dessen Erhaltung ich besorgter bin als um alles in der Welt." Er schrieb unter solchen Monologen weiter. „Heute, den 18. Julius 1778" führt er, fast im Vademecumstil, ein Gespräch mit dem senex Abcdarius über die Wolfenbüttler Bibeln und Goezes jüngste kirchengeschichtliche Schnitzer; übermorgen aber liefert er dem Herzog das verlangte Manuscript aus, wiederholt die alte Behauptung, es laufe in mehreren Abschriften um, schilt die Unbedachtsamkeit des mordlustigen Consistoriums und stellt nochmals die Bitte um Censurfreiheit seiner eigenen Werke, vor allem der „Anti-Goeze", deren Beschlagnahme nichts fruchten werde, da er sie dann zum Schaden der Waisenhausbuchhandlung auswärts nachdrucken lassen und auswärts fortsetzen müsse. Remer selbst wollte Lessings Schriften ausgenommen sehn. Im ersten Drang zeigt sich Lessing entschlossen für den Fall, daß man die „Anti-Goeze" einziehe, Amt und Land zu räumen. Elise, die ihren Freund kennt, spricht ihm herrlich zu, indem sie nichts beschönigt, aber ein heitres Fortwirken zum Wohl der Menschen trotz aller Lumpenverlegenheit verheißt; auch sei Confiscation von jeher nur ein stummes Zeugnis der Wahrheit gewesen. Es ist, als kühle diese echte Tochter ihres Vaters die Stirn, die um Reimarus' willen so brennt. Die Nachricht vom Einschreiten der Behörde fliegt rasch umher. Man weiß nicht gleich, ob Braunschweig unmittelbar oder das Corpus Evangelicum, d. h. die Regensburger Gesandtenconferenz der evangelischen Reichsstände unter sächsischem Vorsitz, dies Machtwort gesprochen habe. Moses will einen offenen Brief an Lessing über ein solches „Verbot, in geistlichen Sachen zu schreiben" erlassen und schickt ihn zur Prüfung ein; der Druck unterbleibt. Am 3. August bestätigt eine neue Resolution durchweg die frühere, obwohl der Herzog, Lessing entgegen-

kommend, censirten Druck weiterer „Anti-Goeze" hatte gewähren wollen, was offenbar Praun nicht für gut fand. Ja, zur Rüge wegen ungebührlicher Beschuldigung des Consistoriums trat noch das Verbot, ohne ministerielles Einverständnis eine auswärtige Presse zu benutzen. Lessing, der seine oft furchtbare Verstimmung immer wieder bemeisterte und „den Stall für sein Steckenpferd" im Braunschweigischen schon behalten wollte, wartete nur, bis er die „Nöthige Antwort" aus Berlin und Hamburg in Händen hielt, um dann, als habe er nicht recht verstanden, die Frage zu stellen: das Verbot erstrecke sich doch nicht auf auswärts Gedrucktes? Allerdings, gab ihm eine dritte Resolution zurück, die wiederum den guten Herzog gerechter zeigt als seine Räthe, denn er merzte eine Verdächtigung Lessings aus; und man tadelte, daß „Wolfenbüttel" als Druckort auf das Titelblatt gesetzt war.

Eine schwüle Ruhe trat ein. Die Unterdrückung griff in den scandinavischen Norden hinüber. Die Sachsen setzten eine erkleckliche Geldstrafe auf Lesung und Verbreitung der Fragmente, die in Österreich längst verpönt gewesen wären, wenn man sich dort auf dem Laufenden der protestantischen Theologie gehalten hätte. Und erst im November 1780 wurde dem Herzog aus Regensburg gemeldet, der Dresdener Gesandte habe in der letzten evangelischen Conferenz sich sehr mißliebig über die Fragmente geäußert — die offenbar der Sachse wie der Vertreter Braunschweigs nur vom Hörensagen kannte — und einen üblen Eindruck in Wien befürchtet, da die christliche Religion darin noch viel anstößiger als in der Schrift des Doctor Bahrdt angetastet sei. Jetzt saß Carl Wilhelm Ferdinand auf dem Thron, zwar kein Freund populärer Aufklärung, „doch immer ein edler Mann, der sich von Keinem vorschreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als sich abbetteln läßt". Er rief Lessing zu einer persönlichen Besprechung, worin dieser trotzig rieth, der Herzog möge sein Ministerium gewähren und ihn selbst die Sache allein austragen lassen. Zwei Tage später erging die Antwort nach Regensburg in einem andern Ton, als ihn die ältern Resolutionen anschlugen, denn diese Rechtfertigung Braunschweigs war zugleich eine Rettung Lessings, ohne Schmähworte gegen den Ungenannten, und verbat die Gleichstellung des vorliegenden Falles mit dem des Doctor Bahrdt.

Während Lessing zur Ruhe kam, erging es Goezen übel. Verdienter und unverdienter Haß überschwemmte ihm Haus und Kirche; er war doch mürber geworden nach den Lessingschen Bogen und dürfte sich kaum noch mit seinem drastischen Spruch getröstet haben: wenn ein schlimmeres Stück Ärger kommt, „so nehme ich gleich Rhabarber und führe es dorthin ab, wohin es gehört". Was half ihm das Gejammer des guten Pfeffel über die Herrn Fragmentenschreiber, die lieber Straßenräuber werden sollten, wenn die Heiden allerseits wider den Papst Hammonias tobten? Als z. B. Gleim, das alte Kind, „des schändlichen Priesters zu Hamburg Ausgespieenes" sah, nämlich „Leßings Schwächen", da mußte er sich Luft machen: Priester-Ungeheuer, Giftspeier, pfaffiger Pfaff! Aus niedrigeren Regionen wäre gar Vieles zu holen, was aber besser im Dunklen bleibt. Nach dem dritten Stück der „Schwächen" schwieg Goeze, und es ehrt ihn, daß er fortan kein böses Wort über Lessing hat ausgehn lassen. „Nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der Freiwilligen Beiträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt." Seine überlutherische Kanzelbravade, daß weder Papist noch Calvinist erhörlich beten könne, zog ihm schwere Conflicte mit dem Senat zu, beinahe gar die Demüthigung eines förmlichen Widerrufs in St. Katharinen. Elise berichtet über diese Vorfälle an Lessing, der dazu meint, nur beharrliche Vertheidigung alles Unsinns, den er je geschrieben und gesprochen, könnte den Pastor bei kümmerlicher Ehre erhalten, durch eine Widerrufspredigt würde er vollends ein Dummkopf und Schurke.

Lessings letzte Kundgebung in Sachen der Fragmente betrifft ein Zeitungsgerücht, dessen Niederträchtigkeit nur durch seine Albernheit überboten wird. An zwei Stellen der „Schwächen" hatte Goeze behauptet, die Herausgabe des Ungenannten sei für Lessing eine **affaire de finances**, da ein solches Unternehmen größeres Honorar verspreche als die bei Seite geschobene Herausgabe des Berengarius, deren Vorläufer allerdings so dürftigen Absatz gefunden hatte, daß Eschenburg den posthumen „Beitrag" nicht mit Schmids längst bereit liegender Copie zu belasten wagte. Wie man nun lange vor unsern Tagen judenfreundliche Urtheile gern in einen ursächlichen Zusammenhang mit dem jüdischen Mammon brachte, so war in jener kriegerischen Zeit, da Goeze die Geldfrage stellte, nicht bloß über

den Ungenannten, diesen erklärten Antisemiten, gemunkelt worden: der Kerl ist ein Jude, oder gar: haltet euch nur an Mendelssohn, sondern es war auch die dummdreiste Verleumdung ausgegangen: Lessings Lohn für den Druck der Fragmente habe in jüdischen Silberlingen bestanden. Mit unglaublicher Naivetät brachte das „Wiener Diarium“, dessen Leiter offenbar nicht die leiseste Ahnung von den Fragmenten hatte, am 23. October 1779 ein Eingesandt, „daß Herr Leßing, dessen Verdienste schon so allgemein berühmt und bekannt sind, daß sie nicht erst nöthig haben, durch unseren schwachen Federzug besonders erhoben zu werden, wegen Herausgabe einiger Fragmenten, von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenke von 1000 Ducaten erhalten habe. Belohnungen dieser Art verdienen es allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil sie zugleich die Überzeugung wirken, daß ächte Verdienste, und wahre Gelehrsamkeit nie unbelohnt bleiben, und jedes Genie zur unverdrossenen Nacheiferung aufmuntern müssen.“ Schon in der nächsten Nummer widerrief der klägliche Officiosus nicht etwa das von seiner groben Unwissenheit nachgeschwätzte Gerücht, sondern das moralisch-politische „Lob des Lessings“, da man „durch eine noch bessere Hand“ über die Anstößigkeit der Fragmente aufgeklärt worden sei und „Aufsätze, welche das Heilige der Religion antasten, sie mögen auch mit dem schönsten Prunke der Gelehrsamkeit prangen, nicht lobens-, nein, sondern im höchsten Grade verabscheuungswürdig sind.“ Wenn's für den „Nathan“ wäre! scherzten Lessings Freunde; denn er hätte sie brauchen können, diese tausend Ducaten, auch um wackre jüdische Gläubiger zu befriedigen. Wittenbergs Journalismus aber sorgte für die Verbreitung der beiden Wiener Artikelchen. Darauf ließ Lessing, der erst spaßhaft die Summe dem Reichspostreuter zum Ankauf eines bessern Gauls anbieten wollte, unter dem Namen seines damals in Wien beschäftigten Stiefsohnes Theodor im Januar 1780 die zu Regensburg — so wird ironisch vorgegeben — gedruckte „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Ducaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten“ ergehn. Es ist ein wohlberechneter tendenziöser Auszug der Acten Lessing-Goeze, bestimmt, das Synedrium noch weiter zu spalten, denn Goezes erst jüngst von neuem bestätigte antikatholische Gesinnung und Lessings dem Katholicismus genehme Verwerfung der Schrift als des alleinigen

Glaubensgrundes sind hier gegensätzlich in den Vordergrund geschoben. Die ihn dem Reichsfiscal überantworteten, sollten mit ihrem eigenen Stricke gewürgt werden. Elise schüttelte den Kopf zu diesem politischen Schachzug: das heiße Goezen mit Goeze bezahlen. Und was mußten erst die protestantischen Lichtfreunde Norddeutschlands davon denken, denen Katholisch- und Verrücktwerden gleichbedeutend war und das „Jesuitenschnopern“ als edelstes und dringendstes Waidwerk der Aufklärung galt, obgleich die Wenigsten den Katholicismus im allgemeinen und die Gesellschaft Jesu im besonderen mehr als vom Hörensagen kannten.

Es geht doch wohl nicht an, Lessings Rückzug auf die Confinien des katholischen und des protestantischen Bekenntnisses lediglich aus einer geschickten Tagespolitik zu erklären. Er war auch dem Katholicismus gegenüber Partei für sich; hat er doch sogar, als Clemens XIV. 1773 den Orden Loyolas aufhob, in seinen Collectaneen, also ohne jeden streitsüchtigen Drang zur Paradoxie, diese Maßregel mit der Vergewaltigung der Tempelherrn gepaart und, indem er an einen ältern Geschichtschreiber, der den Jesuiten die göttliche Nemesis vorhersagte, anknüpft, die bedeutsamen, aber wenig beachteten Worte hingeschrieben: „Es ist nun geschehen, was er prophezeite, und nur unsern bessern Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine eben so ungerechte Sache wenigstens mit weniger Grausamkeit ausgeführet worden.“ Dabei kann er über die Casuistik und die Ränkespiele der Jesuiten nicht nachgiebiger geurtheilt haben als Pascal oder als Voltaire und Diderot, der Verfasser des durch seine trockene Chronologie so wirksamen Aufsatzes der „Encyclopädie“, aber er verabscheute auch hier Zwang und Gewalt. Ihm mußte es am Herzen liegen, das Testament Johannis auch den beiden großen Parteien des Christenthums als ideale Forderung ins Gedächtnis zu rufen — „oder sind die Katholiken keine Christen?“ fragte er die Lutherischen Päpstchen, denen seine Ansicht von der Tradition und derlei Ketzereien so widrig waren. Anderseits schlummerte in Lessing kein Fünkchen der romantisch-künstlerischen Vorliebe für die Kirche und Marienminne des Mittelalters, die Vielgötterei und den mystischen Cultus der katholischen Mythologie; noch konnte ihm in einer Zeit, die einen einzigen Tempel aufthun wollte, die auch heute den norddeutschen Pro-

testanten selten erschwingliche Überzeugung von dem gewaltigen Machtbestande des Katholicismus und seiner Priesterschaft im rechten Umfang zu eigen sein. Aufmerksam verfolgt jedoch hat er die katholische Unionsbewegung, die zeitlich dem Fragmentenkrieg ungefähr parallel läuft und von „Febronius“, dem Trierer Weihbischof Johann Nicolaus v. Hontheim, ausging. Schon 1763 war der **Liber singularis** über die Lage der Kirche und die gesetzliche Macht des Papstes erschienen, worin der katholische Ungenannte Unfehlbarkeit, weltliche Gewalt und andre vom römischen Stuhl angemaßte Rechte bestritt und die Fürsten, voran den Kaiser, anrief, sie sollten ohne Concil und Curie die Kirche auf den Stand der ersten Jahrhunderte zurückführen, **ad reuniendos**, wie gleich der Titel sagte, **dissidentes in religione Christianos**. Dies Buch von löblicher Grundgesinnung, doch eben so bedenklich wie unpraktisch in seinen Reformvorschlägen, machte großes Aufsehen durch ganz Europa. Es hat in Wien trotz aller Censur den Acker für die Josephinische Saat bestellen helfen. Gegenschriften und Repliken schossen während der ersten siebziger Jahre ins Kraut. Ein Jahr nach dem **Febronius abbreviatus** von 1777 nöthigte die Curie, längst über Hontheims Verfasserschaft im Reinen und auf ein leises Vorgehen klug bedacht, den Greis zu einem mit dem stärksten innern Vorbehalt abgegebenen Widerruf, dessen spätere Rechtfertigung keinen Zweifel darüber bestehn ließ, wie unfreiwillig diese „freiwillige **Retractatio**“ gewesen war. Als dann Johannes Müller in den „Reisen der Päpste“ die Febronischen Forderungen an Staat und Kirche kritisirte, stellte F. H. Jacobi 1782 Lessing als Gesinnungsgenossen des Historikers dar. Sein Schriftchen „Etwas das Lessing gesagt hat“ bucht eine mündliche Äußerung des großen Todten: was Febronius und sein Anhang behaupteten, enthalte eine unverschämte Schmeichelei für die Fürsten, denn alle Gründe gegen die Rechte des Papstes seien entweder nichtig oder doppelt und dreifach auf die Fürsten zu erstrecken, wie jedermann begreifen müsse; daß noch niemand dies mit aller nöthigen Bündigkeit und Schärfe öffentlich gesagt habe, erscheine, je mehren der Beruf dazu obliege, seltsam genug und als ein äußerst schlimmes Zeichen. So hielt Lessing allenthalben die Meinung fest, die religiösen Fragen müßten ihren freien Lauf ohne geistlichen oder weltlichen Hochdruck nehmen.

Als im December desselben Jahres 1780 das Consistorium eines protestantischen Reichsstandes beim Regensburger Corpus ein „Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, besonders der evangelischen Kirche“ einreichte, der Herzog aber vertrauensvoll das schriftliche Urtheil Lessings forderte, sprach dieser seinen alten Grundsatz von den heilsamen „Fermentationen“ nachdrücklich aus, ohne der eigenen Sache unmittelbar zu erwähnen, und verglich die benachbarten Religionen mit gährenden Fässern im Keller, deren eines das andre anstecke: nie bewegt sich Eine allein, die gewaltigen Schritte der Reformation trieben auch den Katholicismus vorwärts, „der Einfluß des Papstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig als der Einfluß der evangelischen Kirche.“ Kein anderer Aufklärer theilt diese äußerste Unbefangenheit.

Im Schauspiel der brausenden theologischen Gährung, die Lessing mit Hilfe des Ungenannten erzeugt hatte, traten, von brieflichem und mündlichem Beifall abgesehn, wenige Männer offen auf seine Seite, und in die Tiefen hat doch nach vereinzelten Beschauern erst die Romantik den Blick gesenkt, voll Bewunderung und auf ihre Art voll tendenziösen Mißbrauchs. Der Vergleich mit der einsamen Mühle, den Lessing in den Klotzischen Händeln so ergreifend durchgeführt hatte, stellt sich für die theologische Aristeia wieder ein. Wohl mußte es ihn heiter anmuthen, daß Goezes Nachbar, der treue Wandsbecker Asmus, seine Kampfstellung munter würdigte und die „Gegensätze“ in ein spaßhaftes Japanisch-Deutsch übertrug, weil er Lessings Kopf hochschätzte, ob er gleich sein Credo nicht annehmen konnte. Wohl erfreute ihn manche Zustimmung aus Weimar, der neuen geistigen Hauptstadt Deutschlands, dem Superintendentensitze Herders, wo auch Wieland entbrannte, durch Freund Merck für die Anti-Goeze „Lessing, der doch wahrlich ein ganz herrlicher Kerl ist, ein Io triumphe zuzurufen“.

Er selbst aber hatte im Motto eben diese Streitschriften triumphlose Kriege genannt:

Bella geri placeat nullos habitura triumphos.

und sie, von denen Moses meinte: es werde „zu viel scharmützelt“, nur als die leichten Truppen vor der Hauptarmee ins Feld geworfen. Mit Goeze kam man nicht weiter, denn er verharrte

störrisch auf dem gleichen Fleck und zwang durch seine Wiederholungen und Gewissensreden den Gegner zu Variationen derselben Weise, worin zwar dialektische Kunst ihre siegreiche Machtfülle entfalten, die großen Probleme aber nicht zum Austrag rücken konnten. „Text", so spricht der Hauptpastor in Lessings Parodie des Gerippes einer „nicht gehaltenen" Predigt, „Text heißt ein kleiner Spruch, woraus sich eine lange Rede machen läßt, so wie sich aus einem Büschchen Wolle ein langer Faden ziehen und dehnen läßt". Darum erklärte Lessing schon anfangs, der Ungenannte scheine ihm noch nicht in die rechten Hände gefallen zu sein, und strebte weiterhin, durch namentlichen Aufruf der patres conscripti die vornehmere wissenschaftliche Theologie aus dem Verhau ihrer akademischen Zurückhaltung zu locken. In wohlbedachter Würdigung des Rufers im Streite nahm sie sich lange Muße, theils aus Unbehagen, theils zur ernsten Sammlung. Keiner von den theologischen Führern band gern mit Lessing an. Michaelis sprach erst nach Lessings Hingang über eines der Fragmente und versuchte, durch Jerusalem die ungedruckten Theile der Handschrift kennen zu lernen. Der Hoftheolog antwortete, das sei unthunlich, und erging sich in schiefen Deuteleien über Lessings theologische Wandlungen. Persönlich wohlgesinnt und dem pietätvollen Freunde seines unseligen Sohnes verpflichtet, hatte er sich den leidigen Fragmentenstreit durch jenes Consistorialgebot des Schweigens vom Halse schaffen wollen. Der Göttinger Leß säuselte Beschwörungsworte in den Sturm, wie das seine Art war, und wurde von rechts und links übertönt. Sein College Walch schritt langsam mit einem schweren Pack kirchenhistorischer Gelehrsamkeit heran, die jede Wirkung auf den Tag und das Laienpublicum verschmähte. Rascher und populärer trat der junge Döderlein 1778 auf 79 mit „Fragmenten und Antifragmenten" vor, ein kritischer Kopf, der in seiner klar geschriebenen Arbeit nicht kleinlich der Person des Ungenannten nachfragt, diesen für scharfsinnig und gelehrt erkannten Mann nie beschimpft und Lessing dankt als dem „wahren Kenner von Gelehrsamkeit, durch dessen Veranstaltung aus den Schätzen der Weisheit jene Schätze der Spötterei und Feindschaft gegen die Religion ans Licht gezogen worden". Er druckt die Stücke vom rothen Meer und der Auferstehung ab und erhebt sich beim zweiten von rationalistischen Gegengründen auch zu

allgemeinen Erwägungen, wie sie der ungleich gewichtigere Gegenstand fordert, wobei er mannigfach mit Lessing übereintrifft. Auch für ihn, den zünftigen Lehrer der Theologie, beruht der Glaube an Jesus nicht auf der Wahrheit des biblischen Buchstabens, einer unmöglichen Evangelistenharmonie, der Evidenz aller erzählten Wunder. Und dem Fragment über die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung setzt er unter vielen triftigen Ausführungen den Fortschritt, die innere beseligende Wirkung des Christenthums, die dem Gang der Menschheit entsprechende allmähliche Entwicklung der Religion entgegen, wobei auch er dem Gedanken einer göttlichen Erziehung huldigt. Er rettet die Bibel vor der umstürzenden moralisch-pragmatischen Kritik, denn eine aus lauter Heiligenleben zusammengesetzte Weltgeschichte würde ein Roman sein; aber er scheidet gelehrte Theologie und Religion wie Lessing und findet das Axiom, die Bibel sei nicht die Religion, sondern enthalte nur die Religion, so treffend, daß auch er Lessings witzige Frage an die Orthodoxie stellt: ob niemand gesunden könne, der nicht die Arznei sammt der Schachtel verschlucke? Mit diesen verständigen, wenngleich nicht sonderlich originellen Betrachtungen konnte sich Lessing stillschweigend vertragen. Dagegen ignorirte er Kleukers Buch „Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Wanderung der Israeliten durchs rothe Meer und Auferstehung Christi von den Todten“ (1778), das sich mit allen Fragmenten zu schaffen macht, den Durchgang theils rechnerisch, theils als ein Wunder zur Glaubensstärkung erklärt und auf die Disharmonie der Auferstehungsberichte das neue Pflaster streicht, der eine Evangelist folge einer griechischen, der andre einer hebräischen Wortfügung. Auch Lessings Zusätze und „Duplik“ werden kritisirt.

Anders ging Semler zu Wege. Das unwillige Staunen des großen Gelehrten über die wilde Kritik, die der Ungenannte an Jesu und den Jüngern verübt hatte, wurde zu maßloser Bitternis gewiß durch die Furcht hinaufgetrieben, nun werde die theologische Rechte gen Himmel schreien: seht hier die giftigen Früchte der modernen Wissenschaft, seht hier die Forschung der Semler in ihrer nackten Verruchtheit! Zu solchen Unkenrufen lag zwar ein ehrlicher Anlaß nicht vor, aber ihm graute, welchen Nährstoff die Feinde daraus schöpfen möchten, wenn etwa im dritten „Anti-Goeze“ sein Name zwischen den Namen Basedows und Bahrdts paradirte. Gewährs-

männer wie Sulzer und Zimmermann wollten sogar wissen, Semler habe in Berlin die Unterdrückung des Lessingschen Fragmentenstreits heimlich betrieben, wie er denn dem neuesten Offenbarer Gottes ein elendes Hallisches Dasein zu zerstören strebte. Ostern 1779 erschien sein unerfreuliches und nach der von Semler stets vernachlässigten schriftstellerischen Seite ganz ungenießbares Buch „Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten insbesondere vom Zweck Jesu und seiner Jünger“, für das er sich auch die vorläufige Approbation der in besserem Glaubensgeruch stehenden Amtsbrüder zu Göttingen erbeten hatte. Nicht ohne kleine collegiale Spitzen stellte ihm Miller das gewünschte Zeugnis aus; er war darauf gefaßt gewesen, es möchte der Kritiker des Kanons bei den Thatsachen des Christenthums, besonders den Wundern, in einige Verlegenheit gerathen, fand sich aber enttäuscht und auch die Stellen von der Gottheit Jesu und der heiligen Dreieinigkeit „sehr vorsichtig und unanstößig“ erklärt. Semler ist kein Freund des öffentlichen Radicalismus, mit dem am besten eine stille Correspondenz in einem zu gründenden und wirklich alsbald gegründeten Religionsmagazin gepflogen werden sollte. Er bezeugt die ungeheure Wirkung der Fragmente. Ihre Voraussetzungen, Wege und Ziele mit methodischer Gelehrsamkeit zu überfluten, dem bösen Naturalisten Fehler über Fehler, Trugschluß über Trugschluß nachzuweisen, konnte einer Kennerschaft wie der Semlerschen nicht schwer fallen. Das sei mit einem Wort zugestanden, denn die Kreuz- und Quergänge durch diesen Urwald von Paragraphen abzuschreiten ist unmöglich, der Kreis der leitenden Gedanken aus Semlers Hauptwerk bekannt. Nirgend polemisirt er gegen Lessing, mit dem er vielmehr in einer Reihe von Axiomen, in Erörterungen der Beweiskraft von Wundern und Weissagungen, in der Schätzung der regula fidei nah übereinstimmt. „Ganz recht“, lesen wir einmal, „hat Herr Hofrath Leßing schon angemerkt, der Glaube war eher als diese Bücher“. Um so straffer hat er die Sehne gegen den Fragmentisten gespannt. Der heißt ihm ein unverschämter, unwissender, lahmer, seichter, eilfertiger, mürrischer, keifender Wäscher, seine Kritik ein Witz von Schlaraffenland, und er sieht kein gutes Haar an dem „Deisten“, so daß schon Leß außer den vielen Abschweifungen die mißgünstige Behandlung des Gegners tadelt.

Nach dieser über fünfthalbhundert Seiten ausgedehnten Streitschrift, die den Urheber des ganzen Krieges ungeschoren ließ, erscheint geradezu verblüffend ein von Semler eingeleiteter Anhang „Von dem Zwecke Herrn Leßings und seines Ungenanten. Ein Paar Fragmente eines Ungenanten aus meiner Bibliothek. Herausgegeben von A—Z.“ Semler rühmt diesen Anonymus oder seinen Herausgeber als einen sehr gelehrten, verdienten und tugendhaften Mann, der aus dem Studium der Theologie längst mit großem Erfolg in einen Kreis „festerer Wissenschaften“ („vermuthlich handfesterer“, spaßt Lessing) übergegangen sei. Die Maske ist nie gelüftet worden; an Semler selbst darf man schon dem Stil nach durchaus nicht denken, vielleicht an einen alten Klotzianer? oder den Bruder Eberhards? Als Herder im April den Band empfing, schrieb er seinem Hamann: „Semlers Buch gegen den Ungenannten ist hier . . ich habe aber noch nichts, als die Vorrede und die Beilage am Ende gelesen. Jene ist, ganz außer Semlers Ton, demüthig und fast furchtsam; die letzte, ohne Zweifel von einem Preußischen Offizier, schnippig, doch nicht untreffend“. Dies Urtheil überrascht aus dem Mund eines Mannes, der gleich darauf sein reges Interesse an Lessings „Anti-Goeze“ und seine Verachtung gegen die erst so schweigsamen, nun so kläffenden berühmten Theologen, „diese **illustria capita** voll Mohnsamen“, bezeigt. Denn die Beilage enthält ein Vorwort voll ironischer Complimente an den Geburtshelfer des Ungenannten, ein von Semler allein hervorgehobenes Rechenexempel für den Durchgang durchs rothe Meer und ein satirisches Mittelstück: „Fragment eines Gesprächs“ zwischen dem Lord Mayor von London und einem Brandstifter Sir John Bowling. Dieser Narr hat, als er auf dem Nachbarboden ein brennendes Licht bemerkte, schnell etliche Bünde Stroh daraufgeworfen und die Luken geöffnet, um der Flamme Luft zu machen, weil — so verantwortet er sich — die Feuerfestigkeit des Hauses, die Unerschrockenheit des Besitzers, die Zuverlässigkeit der Feuerwehr ihm wohlbekannt war und solcher ehrenvoller Probe werth schien. Sir John wandert dafür nach Bedlam. Und hat Lessing, wie nun ein hamburgischer Kaffeehausdialog über diese lächerliche Geschichte ergiebt, nach seinem Satz „Dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll“ bei Herausgabe der Fragmente den „perfekten Sir

Bowling" gespielt, so ist wohl auch er ins Tollhaus zu verweisen. Diese Folgerung überläßt der anonyme Witzbold dem Leser und wirft lieber noch ein paar bösartige Streiflichter auf Lessings geheime Absichten: den Orthodoxen wehe zu thun „und die übrigen Gottesgelehrten, die bisher die christliche Religion von den Zusätzen der Theologen zu reinigen gesucht haben, zu zwingen, noch weiter zu gehen", was in erster Linie nur auf Semler gemünzt sein kann.

Der nicht unwitzige Hohn, der sich so tückisch an eine bloße Einkleidung heftete und, obwohl Semler dieses parodistischen Kerns weder in der allgemeinen noch in der besondern Vorrede Erwähnung that, unter der offenen Flagge des berühmten Theologen ausging, rührte Lessing die Galle auf. Den Kritiker des Fragmentisten wollte er den Orthodoxen überlassen, dem Herausgeber des Anhangs, dem „Schubiack", der „impertinenten Professorgans", aber selbst heimleuchten mit einem „Briefchen aus Bedlam". Ende August wird es auch öffentlich angekündigt, doch nur ein winziges Bruchstück liegt vor, worin Lessing, auf ein bekanntes Gedicht seines Kleist anspielend, den Spott heimzahlt: „Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doctor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen sperren möchten". Das Motiv hat er noch im Vorbeigehn angeschlagen, nachdem sich der Plan einer Zusammenfassung älterer und neuerer Entwürfe zu einem Denkmal des zweiten, nachgoezischen, Actes dieses kriegerischen Schauspiels in ihm befestigt hatte. Schon Ostern 1780 sollte ein Band „Briefe an verschiedene Gottesgelehrten" erscheinen und Walchs Adresse den Reigen der „einseitigen Dialoge" eröffnen, aber vergebens sehnte Herder einen Geist herbei, der ihm diese Correspondenz zutrüge. Im Herbst meldet dann Jacobi, Lessing gedenke bald eine Reihe von Sendschreiben an all seine Angreifer im Fragmentenstreit herauszugeben, um nachher mit kirchengeschichtlichen Gaben seine theologische Laufbahn zu beschließen. Der jäh abfallende Pfad des Lebens hat keinem dieser mannigfachen Entwürfe die Vollendung gegönnt.

Da sollte Reß noch einmal vor die Klinge, da sollten Teller und Töllner über alten und neuen Arianismus ausgefragt und berichtigt werden, da sollte Semler zu seiner peinlichen Verlegen-

heit rund heraus erklären: erstens, worin die allgemeine christliche Religion bestehe; zweitens, was das ausscheidbare Locale der christlichen Religion sei; und was drittens das so vag gepriesene Moralleben des Christen ausmache. „Der Philosoph auf der Kirchenversammlung", der schon im Sommer 1778 aufgerufen wurde, als Lessing mit der „Nöthigen Antwort erster Folge" abtreten mußte, hätte die jüngsten Streitigkeiten im Spiegel des Concils von Nicäa gefaßt, und neben dem neutestamentlichen Kanon wäre auch die höhere Kritik des alten Testamentes nicht ganz leer ausgegangen, da es galt, die lang und viel besprochene Frage nach Esras Thätigkeit am Pentateuch mit Abt Jerusalem achtungsvoll wieder aufzunehmen. Der hohe Wogengang der „Anti-Goeze" hat sich beruhigt, wo nicht Zwang oder Lust, den Verhaßten wiederum anzurennen, Sturzwellen des alten Zorns über die geglättete Fläche dieser sachlicheren Polemik emporjagt. Selten ertönt jetzt das Pathos der früheren Streitrufe, und das schöne Bekenntnis „Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes" ist nur bestimmt, ein launiges theologisches Familienmärchen, frei nach Swift, zu eröffnen, wie jene Verse aus dem „Jon" des Euripides nur die Pforte kränzen, die zu streng wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit C. W. F. Walch führt. Woran Goeze bloß tappte, das suchte die profunde, schwerfällige Gelehrsamkeit des Göttinger Professors 1779 in der „Kritischen Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten" mit aller Beherrschung des patristischen Materials und aller schleppenden Breite, deren die damalige Theologie sich im rechten Gegensatze zu Lessings leichtgeschürzter Bündigkeit und Eleganz ungern entschlug, festzustellen: alleinige Erkenntnisquelle der christlichen Religionslehren war schon während der ersten Jahrhunderte die heilige Schrift, nachdem der apostolisch-schriftliche Unterricht den ersten mündlichen ersetzt hatte. Die alten Christen haben als Hörer, durch Vorlesen und Predigt, und mittelst eigener Lectüre, die Semler willkürlich auf die Lehrer beschränke, die Bibel als einzigen Grund der Überzeugung und Religionsübung angesehn, und die Symbola wurden aus der Schrift bewiesen. „Seht" oder „Leset" rufen all die Zeugen, aus deren Sätzen Walch eine riesige Mauer ohne Mörtel aufbaut, erst in historischer Folge, dann nach Rubriken. Seine Vorrede ist gegen

die Neuerer gerichtet, die uns vom rechten evangelischen Sinn, nur durch die Bibel weise, christlich tugendhaft und selig zu werden, ganz andre Begriffe beibringen wollen, und sie verurtheilt vor allem die Pest der unbewiesenen Behauptungen auf kirchengeschichtlichem Gebiet: viel weiter als Semler gehe Herr Hofrath Lessing in den Paragraphen der „Nöthigen Antwort", von denen Walch die meisten abdruckt, um die versprochenen Beweise zur schärfsten Prüfung abzuwarten. Lessings kleinere oder umfangreiche Bruchstücke, die mehrmals auch die Absicht einer Gliederung nach einzelnen Kirchenvätern andeuten und durch Aufnahme der Tertullianstudien gerundet werden sollten, bezeugen, wieviel Scharfsinn, Wissen und Sorgfalt nach innen und außen der Liebhaber der Theologie für die große Verhandlung mit einem hochansehnlichen Oberhaupte der Zunft angestrengt hat. Schon bei den Vorboten im December 1778, schrieb er, nach einer lustigen Wendung über den abgethanen Goeze sich aufreckend, an die treue Theilnehmerin all seines Strebens, Elise: „Endlich lassen sich die großen Wespen doch auch aus dem Loche sterlen. Die Göttingsche (Leß) sumset nicht so arg, als sie zu stechen drohet".

„Bibliolatrie", im weitesten Sinne des Bibelgebrauchs und der Schriftverehrung unter den Christen, betitelte Lessing seine ersten Entwürfe, die noch die Nabelschnur tragen, die sie mit ihrer Mutter, den antigoezischen Schriften, verbindet. Sie sind zur gleichen Zeit wie die Revision der „Nöthigen Antwort" entstanden und versprechen einen dreistöckigen Aufbau, nämlich den „historischen" Bericht über den Goezestreit, die „thetische" Lieferung von Beweisen für seine Sätze, die, weil unbewiesen, unbeweisbar gescholten wurden, die „epanorthotische" Unterstützung und Rettung dieser Beweise gegen Walch. So holt Lessing weit von seinem jugendlichen Zwiespalt zwischen Apologetik und Verneinung aus. Auch die späteren „Briefe" beginnen mit einem Rückblick auf Goezes Einwürfe gegen die „Axiomata" und erheben fortschreitend an den „competentesten Richter in dieser Sache", Walch, dessen Gelehrsamkeit von Lessing alle Ehre erfährt, die Forderung, er solle Lessing nicht aus Goeze, sondern aus ihm selbst verstehn, um dann zu bekennen, daß Lessing weder in den Tag hinein plaudre, noch feindselige Angriffe auf die christliche Religion thue, wie jener Schreier ihm so hämisch Schuld

gebe. Er behauptet seinen Posten der Tradition und fertigt eine Reihe von Scheinzeugen des Göttinger Kirchenhistorikers mit geschärfter Interpretation ab, wie auch der erbauliche Leß mit seinem Ignatius zwar respectvolle Aufnahme, aber keinen Glauben bei diesem Prüfer fand. Am Faden der Geschichte geht er von Justinus zu Irenäus, hier recht „epanorthotisch“ verweilend, zu Clemens, der pädagogisch Tugend-, nicht Glaubenslehren aus der Schrift, dieser **disciplina**, nicht **regula fidei**, zog; von solchen Wort für Wort peinlich untersuchten Stellen des schwer zu packenden alexandrinischen Rhetors zu Tertullian, dem eine größere Rolle vorbehalten war. Ein Abschnitt über die **regula fidei** unterbricht nur scheinbar das Zeugenverhör, in dessen Verlauf Walchs Buch immer mehr zusammenschrumpft; der Arianismus sollte wieder zur Sprache kommen, die Bibelauslieferung unter Diocletian in einem vorläufigen Sendschreiben „Von den Traditoren“ gegen zwei Excurse Walchs schon erledigt sein. Diese Studien, welche die moderne Theologie allem überordnet, was im achtzehnten Jahrhundert über die Grundlagen der altkatholischen Kirche geschrieben worden ist, und deren leitende Gedanken sich ihr bewährt haben, drängen fort und fort auf die Frage nach der Geschichte des Kanons, auch wo „meiner Hypothese über Entstehung des Neuen Testamentes“ nicht so ausdrücklich erwähnt wird wie einmal bei Hermas.

Mit einer selbständigen Kritik des Kanons hoffte Lessing am Schluß des bewegten Jahrzehends, über dessen Eingang Semler seinen Namen geschrieben hatte, sein theologisches Gebäude zu krönen. Die Balken waren längst zugehauen und erwarteten die letzte Hand des Meisters. Daß die Religion Christi, die Jesus als Mensch erkannte und übte, anders in den Evangelien enthalten sei als die christliche Religion, die ihn selbst als Übermenschen anbetet, stand so fest wie das unüberwindliche Axiom „Die Bibel ist nicht das Christenthum“. Unter anderem sollte eine skizzenhafte und in manchen Punkten sehr anfechtbare Einleitung in die Apokalypse den Beweis für die planlose Bildung des Kanons verstärken. Doch schon im Winter 1777 auf 78 will Lessing die „Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet“ zum Vorschmack eines „seit vielen Jahren“, sagen wir: seit Breslau, geförderten Buches für den engeren Kreis derjenigen

Theologen, „deren Geist eben so reich an kalter kritischer Gelehrsamkeit als frei von Vorurtheilen ist“, ausarbeiten und zu Ostern bei Voß herausgeben. Lessing, im Eigenlob so sparsam wie Einer, freute sich des fruchtbaren Keims seiner Entdeckungen und meinte nichts Gründlicheres, nichts Sinnreicheres dieser Art geschrieben zu haben. Hätte er damals abgeschlossen, sein Eingreifen wäre in der Entwicklungsgeschichte der theologischen Kritik sofort ungleich kräftiger gespürt worden, als ein hinterlassenes Stückchen die Forscher auf- und anzuregen vermochte; aber auch so ist die nachhaltigste Wirkung von der „Neuen Hypothese“ ausgeströmt.

Der erst durch Baur und seine Schule zur vollen Bedeutung erhobene Satz, daß die urchristlichen Nazarener mit ihrem Glauben an den Messias Jesus nicht aufhörten, Juden zu sein, steht bei Lessing an der Spitze. In diesem Kreis, dieser Urphase einer späterhin durch Paulus der weiten Welt gepredigten Religion sucht er die ersten schriftlichen Nachrichten über Jesu Leben und Lehren, geschöpft aus mündlicher Überlieferung glaubwürdiger Leute, die mit Jesu verkehrt hatten, und gemäß dem Mehr oder Minder solcher Mittheilung in stetem Fluß begriffen, einem bald wachsenden, bald abschmelzenden Schneeball oder einer von jedem Besitzer nach Lust behandelten Familienchronik vergleichbar. Auch die vertrauten Frauen trugen ihre kleinen Anekdoten herbei; da jedoch selbstverständlich die Apostel als vornehmste Gewährsmänner nachwirkten, hieß diese flüssige Sammlung das Evangelium der Apostel, wenn man es nicht nach denen, die es brauchten, Nazarener- oder Hebräerevangelium nannte. Mag Lessing auch die Schrift unter den ἄνθρωποι ἀγράμματοι zu früh ansetzen, gewiß betritt er die Pfade richtiger Erkenntnis, wenn er der mündlichen Geschichte die Sammlung biographischer Denkwürdigkeiten und Lehren Jesu, wohlverstanden: ohne den dogmatischen Charakter der christlichen Religion, folgen läßt, wie ja heute λόγια κυριακά für die erste Urkunde evangelistischer Schriftstellerei gelten. Von diesem Nazarenerevangelium war, auf Grund der Kirchenväter, lange vor Lessing und oft die Rede gewesen. Auch der Ungenannte hatte damit zuversichtlich hantirt, Semler die Priorität vor unserm griechischen Matthäus stets verfochten, während Lardner im Gegentheil einen hebräischen Auszug aus dem Matthäus annahm, denn er deutet das Zeugnis des

Papias um und dictirt: Origenes hätte dies Urevangelium finden müssen, wenn es ein solches gegeben hätte. Heute sind die Fragen der Evangelienkritik so unendlich vertieft und verfeinert, die Fäden der Muthmaßung auf einem Gebiet, wo erste Denkmäler und Mittelglieder fehlen, so ineinander geschlungen und geknotet, daß jeder Nadelstich in das Testament ein Nest von Hypothesen trifft und in vielen Punkten die Resignation des Nichtwissenkönnens und eine beherzte Vereinfachung der Fragstellung platzgreifen muß. Für Lessing und seine Zeit lagen die Dinge bei weitem nicht so schwierig und verwickelt, als sie in Wirklichkeit sind. Er sieht in dem chaldäisch-syrischen Nazarenerevangelium des vierten Jahrhunderts das urchristliche Apostel- oder Hebräerevangelium, das, auf die natürlichste Weise entstanden, in abweichenden Abschriften umlief. Scharfsichtig bemerkt Lessing, daß die älteste Nachricht von Jesu nur so lang in der Landessprache bleiben konnte, als das Christenthum palästinisches Judenchristenthum blieb. Matthäus machte aus dem hebräischen Text den ersten griechischen Auszug, und wenn Papias sagt: „Matthäus verfaßte in hebräischer Sprache die Reden, es übersetzte sie aber jeder, wie er es konnte“, so meint er nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das hebräische Original, das Matthäus als erster Dolmetsch in Umlauf gebracht hatte. Hier ist die Voraussetzung der aramäischen Schrift vor den griechischen Evangelien und der zeitliche Vorrang des Matthäus vor den andern Evangelisten sowie die Quelle des judenchristlichen Matthäusevangeliums richtig erkannt, wenn auch die Verfasserschaft des Matthäus heut auf einem ganz andern Blatte steht. Das Urevangelium macht Lessing weiter zur Quelle der dem Matthäus nachschreitenden Lucas und Marcus und gewinnt so eine neue Erklärung, die in Marcus nicht den Epitomator des Matthäus, sondern den Benutzer derselben Vorlage, nach einem minder vollständigen Exemplar, sieht. Alles ist rein menschlich zugegangen: Matthäus befriedigte mit seinem Buch nicht Jeden, das Bedürfnis wuchs, Lucas traf eine andre Wahl und Anordnung und schrieb ein besseres Griechisch, Marcus machte von dem allgemeinen Recht Gebrauch, die Geschichte Jesu zu bearbeiten „so wie jeder es vermochte“, die Schreiber thaten das mit würdiger Hingebung und Vorsicht, getrieben von einem guten Geist, den den heiligen nennen mag, wer sich dazu gedrungen fühlt. Lessing

jedenfalls nicht. Kühn setzt er, nachdem ganz richtig, nur ohne die subtilen Filiationen der Gegenwart, die Drei, die man seit Griesbach Synoptiker nennt, zusammengerückt sind und die Hypothese ihre Übereinstimmungen aus dem hebräischen Urevangelium erklärt hat, den Fuß weiter zum Vierten, Johannes. Die hebräische Urkunde des Matthäus und die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia lehrten nach alter nazarenischer Auffassung Jesum als den ehelichen Sohn Josephs und Marias kennen oder näherten sich wenigstens einer höheren Idee nur von fern. „Sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Secte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bleiben, so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben": das Evangelium des Geistes für die ewige Zeit, da es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, nach dem durch Matthäus repräsentirten Evangelium des Fleisches. Die Kluft zwischen Beiden füllte die Kirche mit den Evangelien des Petrusschülers Marcus und des Paulusschülers Lucas. Lessings 1780 geschriebener knapper Auszug, die sechsundfünfzig „Theses aus der Kirchengeschichte", führt über dies letzte Motiv hinaus in die weitere Geschichte des Kanons, die erst so spät die Geltung von nur vier Evangelien kennt und so lange den Bischöfen eine gleich dem Apostelwort maßgebende mündliche Entscheidung beimißt. Schlagend ist von Lessing für immer festgestellt worden, daß der zufällige Platz im Kanon kein chronologisches Zeugnis liefert. Heute wissen wir, daß der neutestamentliche Kanon erst um das Jahr 180 in seinen Hauptstücken dastand, erst um das Jahr 400, mit der katholischen Kirche herangewachsen und befestigt, das Gemeingut der gesammten Christenheit wurde. Manche Hilfsmittel, von denen Lessing nichts ahnen konnte, wie das älteste Verzeichnis im Muratorischen Fragment, sind aufgetaucht. Ägyptens Sand liefert überraschende Stücke. Die Betrachtung des Urchristenthums und seiner Parteiungen, des Judenchristenthums und des vom jüdischen Gesetz erlösten Heidenchristenthums, des Essenismus und der Gnosis, der Sagenbildung und der ersten Schriften, die mehr als ein Niederschlag aus den Wolken christlicher Mythologie, sondern die Denkmäler bestimmter Strömungen und individueller Schriftsteller waren, der

Papias um und dictirt: Origenes hätte dies Urevangelium finden müssen, wenn es ein solches gegeben hätte. Heute sind die Fragen der Evangelienkritik so unendlich vertieft und verfeinert, die Fäden der Muthmaßung auf einem Gebiet, wo erste Denkmäler und Mittelglieder fehlen, so ineinander geschlungen und geknotet, daß jeder Nadelstich in das Testament ein Nest von Hypothesen trifft und in vielen Punkten die Resignation des Nichtwissenkönnens und eine beherzte Vereinfachung der Fragstellung platzgreifen muß. Für Lessing und seine Zeit lagen die Dinge bei weitem nicht so schwierig und verwickelt, als sie in Wirklichkeit sind. Er sieht in dem chaldäisch-syrischen Nazarenerevangelium des vierten Jahrhunderts das urchristliche Apostel- oder Hebräerevangelium, das, auf die natürlichste Weise entstanden, in abweichenden Abschriften umlief. Scharfsichtig bemerkt Lessing, daß die älteste Nachricht von Jesu nur so lang in der Landessprache bleiben konnte, als das Christenthum palästinisches Judenchristenthum blieb. Matthäus machte aus dem hebräischen Text den ersten griechischen Auszug, und wenn Papias sagt: „Matthäus verfaßte in hebräischer Sprache die Reden, es übersetzte sie aber jeder, wie er es konnte“, so meint er nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das hebräische Original, das Matthäus als erster Dolmetsch in Umlauf gebracht hatte. Hier ist die Voraussetzung der aramäischen Schrift vor den griechischen Evangelien und der zeitliche Vorrang des Matthäus vor den andern Evangelisten sowie die Quelle des judenchristlichen Matthäusevangeliums richtig erkannt, wenn auch die Verfasserschaft des Matthäus heut auf einem ganz andern Blatte steht. Das Urevangelium macht Lessing weiter zur Quelle der dem Matthäus nachschreitenden Lucas und Marcus und gewinnt so eine neue Erklärung, die in Marcus nicht den Epitomator des Matthäus, sondern den Benutzer derselben Vorlage, nach einem minder vollständigen Exemplar, sieht. Alles ist rein menschlich zugegangen: Matthäus befriedigte mit seinem Buch nicht Jeden, das Bedürfnis wuchs, Lucas traf eine andre Wahl und Anordnung und schrieb ein besseres Griechisch, Marcus machte von dem allgemeinen Recht Gebrauch, die Geschichte Jesu zu bearbeiten „so wie jeder es vermochte“, die Schreiber thaten das mit würdiger Hingebung und Vorsicht, getrieben von einem guten Geist, den den heiligen nennen mag, wer sich dazu gedrungen fühlt. Lessing

jedenfalls nicht. Kühn setzt er, nachdem ganz richtig, nur ohne die subtilen Filiationen der Gegenwart, die Drei, die man seit Griesbach Synoptiker nennt, zusammengerückt sind und die Hypothese ihre Übereinstimmungen aus dem hebräischen Urevangelium erklärt hat, den Fuß weiter zum Vierten, Johannes. Die hebräische Urkunde des Matthäus und die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia lehrten nach alter nazarenischer Auffassung Jesum als den ehelichen Sohn Josephs und Marias kennen oder näherten sich wenigstens einer höheren Idee nur von fern. „Sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Secte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bleiben, so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben": das Evangelium des Geistes für die ewige Zeit, da es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, nach dem durch Matthäus repräsentirten Evangelium des Fleisches. Die Kluft zwischen Beiden füllte die Kirche mit den Evangelien des Petrusschülers Marcus und des Paulusschülers Lucas. Lessings 1780 geschriebener knapper Auszug, die sechsundfünfzig „Theses aus der Kirchengeschichte", führt über dies letzte Motiv hinaus in die weitere Geschichte des Kanons, die erst so spät die Geltung von nur vier Evangelien kennt und so lange den Bischöfen eine gleich dem Apostelwort maßgebende mündliche Entscheidung beimißt. Schlagend ist von Lessing für immer festgestellt worden, daß der zufällige Platz im Kanon kein chronologisches Zeugnis liefert. Heute wissen wir, daß der neutestamentliche Kanon erst um das Jahr 180 in seinen Hauptstücken dastand, erst um das Jahr 400, mit der katholischen Kirche herangewachsen und befestigt, das Gemeingut der gesammten Christenheit wurde. Manche Hilfsmittel, von denen Lessing nichts ahnen konnte, wie das älteste Verzeichnis im Muratorischen Fragment, sind aufgetaucht. Ägyptens Sand liefert überraschende Stücke. Die Betrachtung des Urchristenthums und seiner Parteiungen, des Judenchristenthums und des vom jüdischen Gesetz erlösten Heidenchristenthums, des Essenismus und der Gnosis, der Sagenbildung und der ersten Schriften, die mehr als ein Niederschlag aus den Wolken christlicher Mythologie, sondern die Denkmäler bestimmter Strömungen und individueller Schriftsteller waren, der

Daten, der Verfasser, der Zusammenhänge hat sich seit Lessings Tagen gewaltig erweitert. Die Sonderstellung des „pneumatischen" Johannes, die Lessing, ohne Paulus zu streifen, so lebhaft betonte, ist geblieben, aber die Kritiker sprechen das Evangelium dem Apostel ab, indem sie an einen andern Johannes als Verfasser denken, und die antineronische „Offenbarung" umwogt heut ein chaotischer Kampf. Die Hypothese des Urevangeliums in der Landessprache als gemeinsamer Quelle der Synoptiker lebte bei Professor Paulus fort und wurde 1804 von Eichhorn neu und nachhaltig zur Verhandlung gestellt, indem er erst wie Lessing unmittelbar die aramäische Vorlage, dann aber eine griechische Mittelstufe annahm. Dabei gab er leider dem Vorgänger nicht die Ehre, die ihm gebührte, ja, es gelang Eichhorn wirklich, vor den Zunftgenossen Jahrzehende hindurch Lessings Verdienste zu verdunkeln.*) Eingestandener Maßen jedoch steht David Fr. Strauß der Hypothese Lessings so nahe, daß sie diesem Aufrührer der neutestamentlichen Kritik „ein Schriftchen von zwei Bogen" heißt, „welche aber die fruchtbaren Keime aller späteren Forschungen über diesen Gegenstand enthalten". Und ein Fackelträger bleibt Lessing mit seinen allzu bündigen Schlüssen auch auf diesem schwierigsten Arbeitsfeld, wenngleich zur Zeit das „Urevangelium" Hypothesen gewichen ist, die entweder eine Spruchsammlung an die Spitze der evangelischen Schriftstellerei rücken oder den Marcus oder eine Combination beider Annahmen.

Was er über das Evangelium Johannis im Sinn hatte, war der Welt lang entzogen, aber sein Testament Johannis, das auch Gleim als Friedensbotschaft an alle deutschen Kirchenthüren schlagen wollte, tauchte in siegreichem Glanz aus jeder Verfinsterung des Fragmentensturmes hervor. Es bleibe dahingestellt, wie und wo

---

*) Ich buche gleich hier, nicht in den Anmerkungen hinten, die gewichtigen für Lessing so ehrenvollen Worte Zahns: „Nicht die Eichhornsche Hypothese, sondern der Gedanke Lessings, welchen Eichhorn ohne Dank sich angeeignet, hat fortgelebt und ist später wieder aufgelebt" und: „Abgesehen von der Künstlichkeit und Kleinlichkeit der Hypothese bei Eichhorn, welche gegen die großgedachte Lessingsche Skizze sehr absticht, berührt gradezu peinlich das völlige Schweigen über Lessing, von welchem Eichhorn sein Bestes entlehnt hatte. Seitdem Herder den Sachverhalt richtig dargestellt hat — ‚Vom Erlöser der Menschen' 1796 S. 174 [Suphan 19, 204] — hätte man Eichhorn nicht als den Begründer der neuen Evangelienkritik rühmen sollen" (Neutest. Einleitung 1898 II 184, 196).

Lessing all die Entwürfe des zweiten Feldzugs an den Mann zu bringen gedachte, ob auswärts trotz dem Verbot oder mit Remers gelindem Visum? Keiner ist zur Vollendung und Mittheilung gekommen, wiewohl Lessing einmal daran dachte, die Antwort an Walch als „Einschnitzel" ins Göttingische Magazin zu schmuggeln, wenn Lichtenberg nicht alle theologischen Brocken für seine frische Milch ablehnen oder collegiale Rücksicht üben wolle (23. Jan. 80). Erst 1784 erfuhr ein engeres Publicum aus dem „Theologischen Nachlaß", daß Lessing unter äußerem Zwang zwar seinem „Steckenpferd", den antigoezischen „Schnurren", aber nicht dem freien Bemühen, unaufhörlich die religiöse Gährung zu fördern und die Forschung vollends aus den Banden des Wahns und der Halbheit zu lösen, entsagt hatte.

Seine „Hauptarmee" war mobil gemacht, als der Befehl kam, sie dürfe nicht ausrücken. Lessing ließ den Muth nicht sinken und sann auf einen Ausweg. Die Nacht des 10. August 1778 bescherte ihm eine plötzliche Erleuchtung. Warum sollte ihm mißglücken, was Voltaire mehr als einmal angestrebt hatte: den Schauplatz der Aufklärungskämpfe auf die Bretter zu verlegen und sein „Kindlein, liebet einander!" statt in Flugschriften durch den lebendigen Mund der Bühne auszurufen? „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen".

Der zwölfte „Anti-Goeze" heißt „Nathan der Weise". Er donnert und blitzt nicht, sondern wölbt sich in reinem Glanz als Regenbogen nach dem Gewitter.

IV. Capitel. Nathan der Weise.

Introite, nam et hic dii sunt. Motto aus Gellius.

Schon in seiner ersten dramaturgischen Zeitschrift, 1750, hatte Lessing als feuriger Lobredner einer erhöhten und erweiterten Schaubühne auf Voltaire zurück und zugleich prophetisch vorwärts blickend behauptet: „Ja selbst die Streitigkeiten verschiedener Religionen können auf das Nachdrücklichste darin vorgestellet werden“; und wenn der Forschung eine bestimmtere Antwort auf die Frage, zu welcher Zeit und an welchem Ort die Motive und Gestalten des „Nathan“ ihre ersten Umrisse empfingen, versagt bleibt, so sind uns doch die Anregungen und Tendenzen geläufig, aus denen die jugendlichen Keime dieses Werkes hervorsproßten, um nach langsamem Wachsthum im Geist des reifenden Dichters und Denkers endlich wie edle Pflanzen den letzten Schuß zu thun und die volle Blüthenkrone in der Luft zu wiegen. Wir kennen die religiösen Kämpfe der Lessingschen Frühzeit, seine Verwahrung gegen das Gebot, einen Glauben von den Eltern her gedanken- und zweifellos hinzunehmen, seinen Bruch mit der positiven Religion. Wir sahen ihn auf die christliche Liebe und die Übung humaner Pflichten alles Gewicht legen und der Übereinstimmung im tugendhaften Handeln das Meinen und Vernünfteln kräftig unterwerfen. Seine emporstrebende, auf neuen Gedankengehalt bedachte Dramatik erzog den ungläubigen und verbitterten, aber guten Jüngling Adrast nicht durch Predigten, sondern durch edle Thaten eines geistlichen Freundes. Sie suchte modernes christliches Vorurtheil im Anblick wackrer Handlungen eines Juden zu besiegen. Sie segnete den geistigen Bund des Griechen und des Persers, die aus Einer Schale opfern. Halbdramatisch ließ die Rettung des Cardan Muhammedaner und Juden

ihre Sache führen. Auch Lessings Dichtung wählte mit Deutschen und Franzosen den Orient zum Schauplatz, und in der Geschichte des Islam leuchtete ihm früh Saladins Bild entgegen, wie es namentlich Voltaire durch einen glänzenden Firnis aufgefrischt hatte, unter anderm berichtend: dieser Idealfürst habe in seinem Testament für arme Muhammedaner, Juden und Christen die gleichen Summen ausgeworfen zum Zeugnis, alle Menschen seien Brüder, und ihnen beizustehn müsse man nicht nach ihrem Glauben, sondern nach ihren Leiden fragen. Derselbe Saladin forschte bei Boccaccio den klugen Juden über die drei Religionen aus, deren Gründe und Ansprüche, deren Sittenlehre und positive Unterscheidung immer wieder Lessings helles Auge fesselten.

„Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat", schreibt er im November 1778; zu seinen alten dramatischen Versuchen zählt er den „Nathan" schon in der öffentlichen Ankündigung. Die Skizze aber, die jetzt im Hause Mendelssohn-Bartholdy wie ein urväterlicher Ehrenbrief gehütet wird, scheint aus dem Februar 1776 zu stammen, wo Lessing, unmittelbar nach seiner italienischen Reise, das Stück vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollte, auch schon mit Schmid und Eschenburg dies Vorhaben besprach. Unzweifelhaft ist das Heft im wesentlichen die saubere, fast correcturlose Reinschrift einer Vorlage, die außer dem Grundstock des auf die einzelnen Seiten vertheilten und in einem Zug geschriebenen Scenariums schon kleine Dialogstückchen enthielt; hinzu kamen auf diesen von vornherein für spätere Einträge berechneten Blättern, deren gesammter Inhalt nur durch sehr geringe Pausen geschieden werden kann, Erweiterungen während der Copie und hingekritzelte Zusätze nach ihrer Vollendung. Im August 1778 ergriff Lessing seinen Entwurf als Text für den rasch beschlossenen Versuch, ob man ihn wenigstens auf der alten Bühnenkanzel ungestört predigen lassen wolle, und Anfang September sah Schmid den Freund „über dem Propheten Nathan schwitzen und brüten". Noch war trotz der Vollständigkeit des Gerüstes auch am Grundriß wie an den Trägern der Handlung gar manches umzugestalten. Da ferner die Absicht eines Flankenangriffs auf den Feind in den älteren Plan eindrang und die Polemik nun ent-

binden half, was Lessing schon vor dem eigentlichen Fragmentenstreit und vor allem antigoezischen Krieg in sich getragen hatte, so trat zum Bedürfnis des ausbauenden und rundenden Künstlers auch der Wunsch nach stärkeren Accenten in lehrhaften Partien und nach einer zeitgemäßen Zuspitzung der Patriarchenscene. Anfang November sind diese Veränderungen festgestellt, am 14. beginnt die Versification, am 1. December wandert die erste Jambenreihe nach Berlin, bis Weihnachten soll alles „geflickt" und „polirt" sein. Aber so rasch ging es doch nicht von Statten: zum Fest waren nur zwei Acte endgiltig abgeschlossen, und im Januar meldete der Wolfenbüttler v. Döring, begeistert durch die Lectüre des ersten Aufzugs, Lessing hoffe, Anfang Februar „mit seinem Nathan ganz fertig zu sein. Alle Morgen macht er dreißig Verse." So begann er am 2. Februar den vierten, am 7. März den fünften jambischen Act. Im Mai 1779 war Deutschland um eine classische Gabe der Kunst und Weisheit reicher.

Ein Vorwort, worin Lessing mit erhobenem Zeigefinger auf die Tendenz hinwies, dem christlichen Pöbel darzuthun, daß von Alters her unter allerlei Völkern gute Menschen ohne positive Religion gelebt hätten und daß geschichtliche Betrachtung der Kreuzzüge ihn zu solchen Juden und Muhammedanern hingeführt habe, entfiel, weil das mittelbar und unmittelbar lehrende Gedicht weder der didaktischen Einführung noch des streitbaren Vorklangs bedurfte. Mochte es nun ohne Geleitbrief ausgehn und die Leser fragen, ob neben der eigenthümlichen Tendenz auch genug eigenthümliche Schönheit gewonnen sei; mochte es nun ohne einen Glückwunsch an den Ort, der zuerst die Freiheit einer Aufführung besäße, sein Heil versuchen.

Als Lessing am 8. August 1778 zur Subscription aufforderte, verschmähte er jeden Lockton des Werbers. Ironisch leitet seine Einladung den theologischen Feierabend vom Mangel an der nöthigen frommen Verschlagenheit her und antwortet dem Argwohn, ob denn Augenblicke des Verdrusses die schickliche Zeit zur Vollendung eines Dichtwerks abgeben möchten, mit ein paar ruhigen, geistreichen Sätzchen über die beste der Welten. Das Publicum erfährt nur den Titel des „etwas ungewöhnlichen" Versuchs, aber nichts vom Inhalt: „Genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst

würdig ist, und ich alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein", fügt Lessing, dem die Strenge gegen sich selbst einen so stolzen Ton erlaubte, hinzu. Nur die Vertrautesten durften schon im Voraus wissen, daß die alte Parabel von den drei Ringen den Rumpf des begierig erwarteten Dramas bilde.

Wo immer verschiedene Bekenntnisse auf einander stoßen, nachbarlich ihren Göttern Altäre bauen und religiöse Eigenart mit Waffen weltlicher Macht oder innerer Kräfte des Geistes und Gemüthes zur Geltung bringen, muß alsbald eine Vergleichung des Trennenden und des Gemeinsamen Platz greifen. Dann werden fremde Heiligthümer zu Gunsten des allein seligmachenden umgestürzt, oder man lernt im Hinblick auf einen anderen Glauben und die sichtliche Gnade, den achtungswerthen Wandel seiner Anhänger die Evidenz des eigenen preisgeben, um sich entweder zu unterwerfen oder außerhalb confessioneller Schranken im Bund einer höheren freien Andacht und im Zweifel an jedem Glaubensmonopol das Heil zu suchen. Hellenischer Nationalstolz trennte die Weltbewohner in Griechen und Barbaren, aber die Stoa lehrte, alle Menschen seien Brüder. Die Kirchenväter machten, da die alte Welt aus ihren Fugen ging, den Abgöttern des Heidenthums den Proceß, aber ein milder Irenäus tröstete, daß auch multae gentes barbarorum durch den heiligen Geist zur Seligkeit gelangen könnten. In seiner Zuversicht schwankend, huldigte der Athener zu Paulus' Zeit auch dem unbekannten Gott, wie nachmals der Sultan des Islam durch eine Vertheilung seines letzten Schatzes an drei göttliche Nebenbuhler sicher zu gehn hoffte. Und wenn die Scholastik alle Verläugner Christi mit unermüdlicher Beredsamkeit bedrängte, so ließ doch Abälard (falls das Gespräch von ihm herrührt) den Streit zwischen Christen, Juden, Philosophen vor dem Tribunal seines Richters in der Schwebe.

Eine neue Wendung brachten die Kreuzzüge. Nicht in akademischen Dialogen, sondern leibhaft auf dem heiligen Boden, der dem Volk Israel gehört hatte und um den nun Kreuz und Halbmond stritten, trafen Christen, Muselmänner, Juden zusammen. Die Geschichte meldet von religiösen Disputationen, die im Waffenstillstand zwischen Abendländern und „Ungläubigen" stattfanden und, wiewohl ohne greifbaren Erfolg, doch dem Kreuzfahrer nach

der geprüften Tapferkeit des Gegners auch seine unverächtliche geistige Rüstung zum Bewußtsein brachten. Bald erschien der fromme Saladin als ein hoheitsvolles Muster jeder Ritter- und Herrschertugend. Auch mit dem Vertreter des Talmud verschmähte der Anhänger des Evangeliums einen friedlichen Gang nicht, so daß, bei zunehmenden Niederlassungen und Mischheiraten, bei Wechsel und Kreuzung der Bekenntnisse, sowohl eine kühle Confessionslosigkeit als auch mitten in einem intoleranten Zeitalter von Religionskriegen und Judenhetzen hier und dort eine sanfte Stimme der Duldung laut wird. Bis Friedrich II., mehr als Namensvetter des freigeistigen Preußenkönigs, ein verfrühter selbstherrlicher moderner Mensch; der mit Juden und Muhammedanern mündlich und schriftlich die letzten Fragen verhandelt und allen positiven Glauben über Bord geschleudert hat, das freyle Wort hinwirft, das ihm eine päpstliche Bannbulle nachsagt: Moses, Christus, Muhammed, die drei Betrüger! Im 16. Jahrhundert hat ein unbekannter Rebell durch das Pamphlet **De tribus impostoribus** den Wahrheitsbeweis für dies ungeheure Kaiserwort angetreten und nach einer langen nihilistischen Einleitung hurtig seine Lauge über die Bücher Mosis gegossen. Noch Friedrich dem Großen ist das Schlagwort für den **Juif imposteur** und Mahomet, nicht aber für Christus, ganz geläufig.

Jenes schneidende Nein des Staufers, mag er nun selbst seinen Unglauben in ein so scharfes und schroffes Epigramm gepreßt haben oder nicht, wurde kaum von irgend einem Zeitgenossen nachgesprochen. Unter den Dichtern der mittelhochdeutschen Blüthe ist der einzige Gottfried einer zersetzenden Auffassung göttlicher Dinge hingegeben, während Wolframs Tiefsinn in weihevoller Andacht einen Familienbund internationaler Ritterschaft vereinigt und unsre poetischen Herolde der Kriegsreisen über Meer solche Fahrt zur Heiligung der Seele preisen, ohne den Islam zu schmähen. Schlicht gewahrt Walther überall da Einen Quell des Segens von oben, wo der Kaiser den gleichen Ausfluß trügerischen Menschenwitzes sah, und er verkündigt: Christen, Juden, Heiden dienen alle Einem Gott. So lehrt der geistesverwandte Freidank, daß Gott in Christen, Juden, Heiden dreierlei Kinder besitze, deren jedes seinen besondern Zustand für eine Gottesgabe halte:

Si wellent alle haben reht.
was got mit den kinden tuo,
dâ hœrt niht tôren vrâge zuo.

Die Entscheidung über die Rechtstitel der Kinder des Hauses steht allein beim Vater; und mehr als einmal warnt der weise Spruchdichter davor, das Heer des Teufels durch Zuweisung aller Ketzer, Juden, Heiden, über denen doch Gottes Sonne leuchte, zu vergrößern.

Was der Deutsche im unverblümten Vortrag des Lehrgedichts einfältig darlegt, das kleidet der bilder- und märchenfrohe, scharf- und spitzsinnige Geist des Hebräers in das schillernde Farbengewand einer Parabel, wie ja der weite Orient im Judenthum, Buddhismus, Islam überall und immer seine Weisheit und Lebensklugheit zu bedeutsam unterrichtenden und ergetzenden Fabeln auszuprägen weiß und die reichen Gleichnisse des Neuen Testaments einem von Alters gepflegten morgenländischen Mutterboden entsprießen. Die Ringparabel des Juden Nathan ist, wenn nicht alles trügt, ums Jahr 1100 von einem spanischen Juden recht im Geiste seines Volks erfunden und schon in mancherlei Fassungen durch die Lande getragen, auch handschriftlich festgehalten worden, bevor gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Rabbi Salomo ben Verga, Altes und Neueres zusammenraffend, im Schebet Jehuda die erste und einfachste jüdische Gestalt für uns aufbewahrte:

Pedro von Arragonien versucht eines Tages auf Rath seines Ministers den im Ruf großer Weisheit stehenden Juden Ephraim Sanchus durch die Frage, ob Judenthum oder Christenthum die bessere Religion sei, in die Enge zu treiben. Eine heikle Frage das; denn mit christlichen Königen ist für den ohnmächtigen Juden, der Zwangstaufen und andre Gewaltthaten als bündigen Abschluß solcher Religionsgespräche wohl kennen mag, schlecht disputiren. Hält er's mit seinem Moses, so schmäht er den gebietenden Fragsteller — giebt er Christus den Preis, so verläugnet und verliert er den Glauben seiner Väter; drum darf er keine positive Antwort ertheilen, sondern muß vor der schlau gestellten Falle als vielgewandter Hebräer mit überlegener Schlauheit ausbiegen. Er sucht sich zunächst durch eine persönliche Nutzanwendung zu salviren: unser Gott hat uns aus Ägypten in die Freiheit geführt, euer Gott

hat euch die Herrschaft beschert; so haben wir beide allen Grund, zufrieden zu sein. Aber Pedro läßt sich so nicht abspeisen, sondern fragt wieder: welche Religion ist an und für sich die bessere? Ephraim erhält dreitägige Bedenkzeit, die ihm nicht fruchtlos verstreicht. Eine wohlüberlegte Komödie soll ihn decken. In scheinbarer Verwirrung eilt er vor den Thron und begründet diesen Zustand mit folgendem Geschichtchen: vor einem Monat habe sein Nachbar, ein Juwelier, im Begriff eine weite Reise zu thun, die beiden Söhne durch Schenkung je eines kostbaren Steins getröstet; heut Morgen nun hätten die Brüder ihn, den Ephraim, über Werth und Unterschied der Kleinode befragt und auf seine Erklärung, man müsse die Rückkehr des allein zuständigen Vater-Juweliers abwarten, geschmäht und geschlagen. Pedro meint, dies schnöde Benehmen der Söhne verdiene Strafe. Darauf der Jude: Möge dein Ohr hören, was dein Mund sagt; auch die Brüder Esau und Jacob haben jedweder einen Edelstein, doch willst du wissen, wem der bessere gehört, so schick' einen Boten zum großen Juwelier da droben, der allein den Unterschied kennt. Mit solcher Antwort zufrieden, entläßt Pedro den Juden geehrt und beschenkt.

Ob gerade dies schlaue Märchen und seine Einkleidung ein sonderliches Zeugnis spanischer Toleranz abgiebt, wofür man es angesprochen hat, möge dahingestellt bleiben; doch die Geschichte lehrt, daß lange Jahrhunderte hindurch die Juden in Spanien am ruhigsten und glücklichsten lebten und nur ganz vereinzelte Verfolgungen sie im Ansammeln weltlicher und geistiger Schätze, im doppelsinnigen Speculiren und in melodienreicher Poesie, im Genuß mancher Freiheiten und Ehrenstellen störten, bis endlich das Verbannungsedict der katholischen Isabella, gleichzeitig mit der Inquisition, diesen Frieden in Wuth und Haß verkehrte. Trotzdem werden auch früher Juden und Gojim ihre Religionen eifersüchtig bewacht haben, und Ephraims so echtjüdische Parabel, List wider List, mit ihren kostbaren Steinen als Glaubenssymbolen und ihrem auf Handlungsreisen ziehenden Vater-Juwelier, ihrer immer engeren Schürzung der Schlinge und ihrer geriebenen Dramatik, die den Juden eine Verlegenheitskomödie spielen, dann die Achsel zucken und endlich heil und bereichert abziehen läßt, Ephraims Parabel drückt kein Toleranzsiegel auf die kluge Abwehr der Religionsfrage.

Aber das Schwebenlassen der Entscheidung, die allein dem Vater gebührt, hält doch ein Pochen auf Privilegien und ein herrisches Menschenurtheil fern. Zwischen dieser Ringparabel, der durchsichtigsten und einfachsten, und der Lessingschen Gestaltung, als der reichsten nach innen und außen, liegen viele Mittelglieder und Varianten, von denen zwar nur ein Theil auf uns gekommen ist, doch erschallt ein vielstimmiger Chor des Glaubensstolzes und der Geistesfreiheit, der ausschließlichsten Zuversicht und der schonungslosesten Skepsis, der umfassendsten Menschenliebe und des engherzigsten Hasses.

Leicht mochte gerad in Spanien schon früh zu den zwei Religionen des fragenden Christen und des ausweichenden Juden die maurische als dritte in die Erzählung eingedrungen sein. Das non liquet der Parabel konnte in Geltung bleiben, aber auch, indem man ihrem Gesicht einen tendenziösen Ruck nach rechts oder links gab, entschiedener Bejahung: ein Glaube ist der wahre, entschiedener Verneinung: alle Glauben sind falsch, weichen. Die frühe christliche Umbildung hat die Klarheit der spanisch-jüdischen Anekdote bald getrübt. Wir stoßen zunächst auf ein verworrenes kreuzfahrerisches Gedicht, das in der Provence um 1185 gereimt und gleich durch den Titel Li dis dou vrai aniel als Tendenzwerk gekennzeichnet ist. Der reisende Juwelier hat sich in einen ägyptischen Biedermann verwandelt, der einen Ring von wunderbarer Heilkraft besitzt und vor seinem Ende zwei täuschend ähnliche anfertigen läßt. Die falschen giebt er den nichtsnutzigen ältern Söhnen, den echten eben so verstohlen, aber mit ausdrücklicher Bekräftigung, seinem Liebling, dem tugendreichen jüngsten. Er stirbt. Die Echtheit wird natürlich rasch entschieden, wie nach einer frommen Legende nur eines der von der Kaiserin Helena auf Golgatha gefundenen Kreuze sich als Siechentrost erweist oder wie in der an zauberischen Steinen nicht armen Poesie des Mittelalters der heilige Gral allein dem Beschauer ein jugendfrisches Leben schenkt. Der unbekannte Verfasser kann sich kaum genug thun, die älteren Brüder, will sagen: Juden und Muhammedaner, deren Religionen keine Heilkraft innewohnt, mit Schmähungen anzufallen, um alles Licht über den edlen Busensohn und seinen wundermächtigen Ring zu spreiten. Dieser Ring aber bedeutet nicht bloß den christlichen Glauben, sondern im

mühsam angeschweißten zweiten Theil auch das heilige Land, das die Fürsten von Frankreich, Artois und Flandern dem rechtmäßigen Erben gewinnen sollen. Die Rolle des Erblassers, hier so schief, ja thöricht angelegt und überhaupt gefährlich, die Bestellung gleicher Ringe, der Erbstreit unter den Brüdern blieb seit dem ungeschickten altfranzösischen Gedicht oder einer entschwundenen früheren Umprägung der ersten Parabel im Schwange.

Wie häßlich hat gleich um 1250 der Dominicaner Etienne de Bourbon in einem Sammelwerk über die sieben Gaben des heiligen Geistes unser „Beispiel zur Erweisung des wahren Glaubens“ eingeleitet! Ein Reicher, der unter andern Schätzen auch einen heilkräftigen Ring besitzt, übergiebt das Kleinod seiner ehelichen Tochter, denn die jüngeren sind von der verführten Frau aus schnöden Liebschaften geboren. Das Testament weist das Erbe der Besitzerin des Ringes zu, die illegitimen Töchter bestellen sich ähnliche, aber der weise Richter entscheidet nach der Wundermacht des Steins.

Nur die fabulösen **Gesta Romanorum**, die seit 1300 eine sehr lange europäische Beliebtheit genossen, haben es dem französischen Mönch einmal an Gehässigkeit gleich gethan und die nichtchristlichen Religionen als Hurenkinder aus dem Vaterhause gejagt. Die alte, weit verbreitete Geschichte vom Wettschießen nach der Leiche des Vaters muß, wie später noch engherziger bei Pastor Rinckhart, zu einem confessionellen Bruderzwist herhalten. Einem König gebiert seine Gattin drei außereheliche Söhne, aufrührerisch und dem Hausvater völlig unähnlich, und aus des Königs Samen einen vierten, der dann allein den Schuß nach dem theuren Körper wehklagend verweigert und darum die Krone erbt, während die Bankerte, jeder Würde und Habe beraubt, fortgejagt werden. Die übliche Auslegung sagt, der König sei Gott, die drei Bastarde Heiden, Juden, Ketzer, der jüngste echte Haussohn der **bonus Christianus**. Und alle edlen Qualitäten auf den Ehrenscheitel dieses „guten Christen“ zu häufen, ist die vornehmste Aufgabe des mönchischen Sammelsuriums. Von der obersten Staffel jeder Stufenleiter der Tugend und Gnade, die hier errichtet wird, schaut er triumphirend herab auf die Lastertypen der Menschheit, auf Juden und Saracenen. Von den drei Königssöhnen, die nach altem Brauch sich einen Gott auslesen sollen, wählt er am besten, weil er sich nicht den reichen

und mächtigen Juppiter, nicht den klugen Saturn, sondern den frommen und mitleidigen Mercur erkiest. Von den drei Königssöhnen, die sich in das Erbe, einen heilkräftigen Baum, theilen sollen, erbt er allein oder doch am besten, denn die ältern Brüder sind illegitim oder der Sohn Marias siegt über Adam und Moses. In solchem Bereich darf die Ringparabel nicht fehlen; sie behauptet durch mannigfachen Wandel unverbrüchlich das christliche Privileg. Der König, der drei Söhne und einen Ring hat, „liebt einen Sohn vor den andren"; diesen giebt er falsche Glasringe, „dem Sohn, den er liebte" den besseren, der dann seine Wundermacht erweist: „und so lag offen zu Tage, daß der Vater ihn mehr geliebt hatte". Die mystische Erläuterung dieser frommen Posse fügt hinzu: „Es ist klar, daß Gott die Christenheit mehr liebt, deshalb hinterließ er ihr den Ring, der die Blinden erleuchtet, die Kranken heilt, die bösen Geister verjagt und die übrigen Tugenden wirkt. Dieser Ring ist der katholische Glaube". Oder der Ritter vermacht dem Erstgebornen das Erbgut, dem zweiten den Schatz, dem dritten einen Ring, der kostbarer ist als aller Gewinn der Brüder; doch auch diesen gab er ganz ähnliche Ringe — Einer nur erprobt sich als Panacee. „Ihr Lieben, dieser Ritter ist unser Herr Jesus Christus", so setzt die Moralisatio fast immer und oft sehr absurd ein, „der drei Söhne hatte, nämlich Juden, Saracenen und Christen. Den Juden gab er das Land der Verheißung, den Saracenen den Schatz dieser Welt in Macht und Reichthum, den Christen den kostbaren Ring, nämlich den Glauben, denn durch den Glauben können die Christen alle Gebresten und Schwächen der Seele heilen". Wie ungereimt auch die Auszeichnung eines Lieblings und eines echten Ringes im Gegensatze zu minder geliebten Söhnen und minderwerthigen Gaben den ganzen Erbgang erscheinen läßt, so ist doch aufsteigende geistigere Erklärung des Ringes deutlich, und eine letzte Fassung verdient unsre Aufmerksamkeit um so mehr, als Lessing ein genauer Kenner der Gesta war und, laut einem Briefe vom November 1776, alle Ausgaben seit geraumer Zeit in eine Ecke zusammengetragen hatte. Jene letzte Fassung hat mit der zuvor erwähnten die eigenthümliche Theilung, doch ohne Bezug auf Juden und Saracenen, gemein: der kluge König Darius, der drei geliebte Söhne besitzt, vermacht, als es zum Sterben kommt, dem ersten

das Erbgut, dem zweiten allen zeitlichen Gewinn, dem jüngsten drei Kleinode, einen goldenen Ring, ein Halsband, ein kostbares Tuch. Die Geschichte schweift dann ins Märchenland Fortunats hinüber; aber die sinnige Erklärung der alten deutschen Version: „Das Fingerlin hette die tugend, wer es an der hant trug, dem must aller mengklichen holb und genädig sein", wird in der Moralisatio vertiefend ausgeführt: des guten Christen Kleinode sind echte Tugenden, das Tuch die Liebe, das Halsband die herzliche Zuversicht, das goldene Fingerlein der Glaube, der seinem Träger solche „Gnade und Liebe bei Gott und den Menschen" zusichert, daß ihm kein Wunsch versagt bleibt. So wird der Liebling Christi und der Mutter Kirche mit den Cardinaltugenden Glaube, Liebe, Hoffnung ausgestattet.

Lange Zeit blieb der deutsche Christ seines einzig echten Erbringes froh, und einsam steht der duldsamere Dialog des Basler Gengenbach „Von drien Christen" da. Ein Fastnachtspiel, wo die allegorischen Figuren Synagoge und Ecclesia streiten, weiß nichts von Verträglichkeit, der herausgeforderte Türkenhaß des sechzehnten Jahrhunderts nichts mehr von Saladins Lichtgestalt, und wenn im abenteuerlichen Amadisroman Christ, Muhammedaner und Jude erst stählerne, dann geistige Klingen kreuzen, mag der Muselman zwar für einen Ritter gelten, muß sich aber gleich dem Juden das Bad der Taufe gefallen lassen. Ein Zeitalter, das „des Papsts und Türken Mord" zusammenspannte, die Christenheit in zwei feindselige Lager zersprengte, um innerhalb des einen wiederum Lutheraner und Reformirte auf einander zu hetzen, konnte höchstens einen einsamen Schwarmgeist über allumfassende Duldung oder über die Nichtigkeit jedes Glaubens speculiren lassen. Die parabolische Prüfung der Religionen ward immer schärfer und spitzer auf dem Amboß einer harten Polemik, die allgemach ohne weitere Umschau von Christen gegen Christen geführt wurde. Der bonus Christianus des Mittelalters war vom Beil der Reformation zerspellt. Ein geistreicher Humanist sogar machte aus dem Abendmahlsstreit eine Komödie, worin Zwingli die jämmerlichste Rolle spielt (N. Frischlins Phasma). Und die Pastoren! Auf Meilenferne getrennt von jenem persischen Sofi, der die Secten des Islam durch verschiedene Pforten in den großen Thronsaal des einigen Gottes treten sah, verquickt

1613 Martin Rinckharts wüstes Drama „Der Eißlebisch christlich Ritter“ ein Stück Lutherischen Lebens mit der Parabel vom Wettschießen auf die väterliche Leiche: hier die verworfenen Antichristen Pseudopetrus und Johannes, dort das helle Gegenbild zu Petri Nachfolgern und Jean Calvin, der nach dem theuren Glaubenshelden benannte Martinus.

In den Nöthen des großen Kriegs hat wohl auch ein braver Soldat wie ehedem sein Sprüchlein gegen die Sondergelüste der Confessionen gesagt und gradaus den Schritt zum Herrn Jesus Christ, der für mich und meine Sünde gestorben ist, gelenkt. Logau hat, während das freisinnige Helmstedt mit der Veste Wittenberg kämpfte, tief bekümmert ein Christenthum über den hadernden Bekenntnissen gesucht:

> Luthrisch, Päbstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei
> Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christenthum dann sei.

Dann ging Brandenburgs großer Kurfürst auf eine Union aus, und allem Dogmenstreit abhold senkte der stille Pietismus den Samen der Liebe in das blutgedüngte Land. Herzhaft betont Elisabeth Charlotte in ihren urgesunden Briefen immer wieder das Eine, das noth sei: „Es ist eine verdrießliche Sache, daß die Pfaffen machen, daß die Christen einander so zuwider sein müßen. Die 3 christliche Religionen, wenn man meinen Raht folgte, solten sich vor eine halten und sich nicht informiren, waß man drinen glaubt, sondern nur ob man nach dem evangellion lebt . . . Ich bin persuadirt, daß die rechte religion die ist, so ein Christ in seinem Hertzen hatt undt auff gottes wort gegründet ist; daß überige seindt nur pfaffen-geschwätz. In welcher religion es auch sein mag, man kan allein durch die wercke von rechten glauben judiciren; wehr woll thut, liebt gott und seinen negsten, daß seindt die gesetz und prophetten, wie unßer herr Christus unß lehrt . . . Es ist nur eine gutte undt rechte relligion in der Welt undt die kan sich in allerhandt religionen undt sprachen finden, nehmblich die von den ehrlichen leütten, aber daß heüfflein darvon ist klein.“ So trifft die kernige Frömmigkeit der Pfälzerin mit der englischen Aufklärung überein, die, weil Einer den Andern des Irrthums zeihe, eine höhere Warte besteigen und auch bei Juden, Muhammedanern, Heiden,

also unter jedem Himmelsstrich und in jeder Religion reine Sittlichkeit finden wollte.

Derweil die starren Kämpen der christlichen Bekenntnisse so von friedfertigen Gemüthern und freien Geistern zu duldsamer Liebe ermahnt wurden, rief ihnen die Satire höhnisch zu: worauf ihr pocht, ist eitel Lug und Trug! Fontenelle carikirte in der „Geschichte von Mero und Enegu“ (1686) Katholicismus und Calvinismus, mit leichter Buchstabenversetzung ihre Residenzen bezeichnend, als abscheuliche Schwestern, Bayle gab diesem Spott weitere Verbreitung, und Jonathan Swift nahm seinen ganzen Witz und seine ganze Galle zusammen im „Märchen von der Tonne“ (1704), einem Meisterstück gehässigster Parodie, das Tabula rasa macht, ohne auf dem Trümmerfeld einen neuen Tempel zu gründen. Alle Ringe sind falsch! Alle Dogmen und frommen Bräuche nur eines höhnischen Gelächters werth! Ein Vater vermacht seinen Drillingen, deren Reihenfolge beim Eintritt in diese Welt selbst der Wehmutter unbekannt ist, testamentarisch je ein Kleid, das ordentlich gehalten immer ganz und neu bleibt und mit dem Träger wächst. Nach sieben Jahren aber wandelt Übermuth, Gier und Weltlust die Brüder an. Sie wollen nach der Mode Achselbänder tragen und entlocken durch Buchstabenklauberei dies Wort dem Testament. Sie wollen Spitzen tragen und berufen sich auf ein mündliches Testament, d. h. die Tradition. Sie wollen feuerrothen Atlas tragen, und Peter findet ein diesem Gelüst holdes (apokryphes) Codicill. Sie wollen Silberfranzen tragen, und Peter, stets der durchtriebenste, beseitigt das ausdrückliche Verbot eines solchen Schmucks durch die Interpretation, im Testament bedeute „Franzen“ soviel wie „Besenstiel“, „Silber“ aber sei allegorisch zu nehmen. Oder man steckt die Nase gar nicht mehr in das leidige Testament, das endlich in eine feste Truhe gesperrt wird. Immer höher steigen Peters Ansprüche. Die Brüder müssen ihn Mylord tituliren. Er führt den dreifachen Hut und den Fußkuß ein und verjagt mit seiner Gattin auch die Frauen der Brüder. Diesen verriegelt er die Thür zum Weinkeller und präsentirt ihnen grinsend ein Abendmahlsbrötchen als Rebhuhn mit Burgunder, während er Freibriefe für Spitzbuben austheilt, bis die Übertölpelten eines Tages das Testament ans Licht ziehen, im Keller Labsal suchen und ihre Eheweiber heimrufen. Durch eine regelrechte

Dragonade Peters hinausgejagt, studiren sie emsig das Testament und beschließen demgemäß die Rückkehr zu den alten, in ihrer Einfachheit so herrlichen Kleidersatzungen, wollen sich aber fortan durch die Namen Martin und Hans unterscheiden. Bänder, Tressen, Franzen müssen nun wieder verschwinden: Martin trennt sie behutsam ab, ohne ins Tuch zu reißen; Hans fährt mit blindem Zerstörungseifer drein und hat kein Ohr für Martins Bitte, er möge nicht zu weit gehn und immer noch ein wenig Verträglichkeit für Peter behalten, der denn doch ihr Bruder sei. Der arglistige Hans sucht im Gegentheil Martin mit sich fortzuzerren; als dies mißlingt, schwört er ihm unversöhnlichen Haß. Damit nun der bornirte Martin nicht länger zu gut fahre, muß ihn ein hitziges Fieber packen, so daß er in einem tollen Aufzug, kaum von Monsieur Peter unterscheidbar, herumläuft . . . Bis das bitterböse Märchen sein letztes Gift gegen Englands Presbyterianer verspritzt, leistet es das Erstaunlichste in erfinderischer Caricatur aller christlichen Kirchenentwicklung und in hämischer Charakteristik, aber der unselige Dechant, der diese Tonne dem alle Religion verschlingenden Leviathan zuwerfen wollte, mit seinem beizenden Verstand und seinem öden Herzen macht uns grauen. Swifts Nihilismus, den keine Schalkheit mildert, will das Testament nicht schützen und zum reinen Ursprung zurückführen, wenn er das Deuteln und die Mummenschanz striegelt: „Er will", so sagen Voltaires erweiterte Englische Briefe, „den Vater in Ehren halten, während er den drei Kindern hundert Peitschenhiebe aufzählt; peinliche Leute haben die Ruthen für lang genug erachtet, um bis zum Vater zu reichen." Auch Männer von geringem Talent wagten sich auf diese Bahn, und in der Vossischen Zeitung vom 16. April 1751 hat Lessing einen anonymen Cosmopolite angezeigt, der, den römischen Quacksalber und dessen neue Concurrenten Martin und Johann durchhechelnd, die Schule Rabelais', Fontenelles, Swifts verräth. Viel behutsamer fuhr der sächsische Nachahmer, wenn Gellerts Fabel aus der Tonnenmär ein harmloses Satirchen auf die Modephilosophie machte.

Reimarus citirt Swifts Tale in einem der Wolfenbüttler Fragmente. Lessing schöpfte aus der weltbekannten Quelle, als er mit dem stolzen Anfang „Ich bin aus dem Geschlechte der P h i l a l e t h e s" die Parabel von sieben Brüdern entwarf („Über den Arianismus"):

Peter, der älteste, hat das Lieblingswörtchen „Ich", Martin „Oder vielmehr", Johann „Das will sagen", der jüngste aber, Thomas, ein muthwilliger Schalk, behauptet in seinem Winkel, die Brüder seien mausetodt. Philalethes der mittlere faßt Lessings Nathangesinnung zusammen: „Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlassen wir uns in dem äußersten Zorne, und immer bringt uns die Liebe wieder zusammen." Wo war die Friedenstifterin Liebe bei Swift? Wo neben seinem Testamente das Testament Johannis?

Als Voltaire mit andrer englischer Contrebande auch das Märchen von der Tonne heimbrachte, versäumte er eine litterarische Anknüpfung nicht: „Dies berüchtigte Märchen von der Tonne ist eine Nachahmung des alten Märchens von den drei nicht unterscheidbaren Ringen, die ein Vater seinen drei Kindern hinterließ." Es handelt sich um die im Decameron gipfelnden Versionen Italiens. Wer war beschlagener im maître Boccace als der Franzose des achtzehnten Jahrhunderts, und wie hätte ein Zeitalter, dessen witzige Köpfe die positive Religion für infam erklärten, um ihren Deismus auf den einfachsten „Fetisch" einzuschränken, an der unsterblichen Ringparabel vorbeieilen können? Doch sind, bis Lessing das alte Kleinod in neuer Fassung erglänzen ließ, nur dürftige Spuren in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zu entdecken. 1721 erschien die Novelle des Decameron von einem unbekannten Schöngeist in wässrige französische Reime gesetzt; der Druck stammt aus Swifts Heimat Dublin. 1750 folgten W. A. Paullis „Versuche in verschiedenen Arten der Dichtkunst" dem Boccaccio. 1760 siedelte Des Ormeaux die Parabel im modernen Indostan an, wo der furchtbare Kaiser Oramgzeb (gest. 1707) jenes alte Religionsgespräch mit einem weisen Juden geführt haben soll. Da in dieser Fassung kein Liebling auftritt, zwei neue Diamanten zur Vermeidung von Erbstreitigkeiten geschnitten werden, jeder Sohn den echten Stein zu besitzen meint und kein richterlicher Schiedspruch erfolgt, ist der Parabel ihre ursprüngliche Tendenz zurückgegeben. „Wird Gott von den Menschen fordern, daß sie enthüllen, was er ihnen so sorgsam verborgen hat? — Ich denke wie du, sagte Oramgzeb; wenn man nur den wahren Gott anbetet, gleichviel, auf den Cultus kommt wenig an."

Endlich hat der deutsche Rationalismus dem bissigen Hader der christlichen Bekenntnisse ein Toleranzlied zugesungen, das immer einen Ehrenplatz im Archiv des achtzehnten Jahrhunderts behaupten wird und als ein kräftiges niederdeutsches Echo der Nathanparabel antwortet. Nirgends erregte Lessings Evangelium ein helleres Entzücken, als in dem durch Homers Namen geweihten Schulhause zu Otterndorf, wo das Buch im Mai 1779 als Geschenk Boies bei J. H. Voß eintraf. Kaum überwand der Wackere den Drang, sein volles Herz brieflich zu ergießen. „Nathan“ aber blieb ihm hier, in Eutin und fortan eine Hausbibel, die der Todfeind aller Knechtschaft Jahr für Jahr seiner Ernestine vorlas. An Lessing dachte Voß in seinen spätern trutzigen Fehden gegen die Unfreien, wo er für die Toleranz mit dem ungeschlachten Grimm des alten mecklenburgischen Hörigen dreinschlug und die religiöse Brüderschaft in den fürchterlichsten Versen der Aufklärung pries:

> Der Celt' und Griech' und Hottentott
> Verehren kindlich Einen Gott.

Zu Lessings Bild sah er empor, als er selbst in seiner ländlichen Idylle dreuenden Pfäfflingen wehrte und den ehrwürdigen Pfarrer von Grünau der Gemeinschaft sich freuen ließ

> mit Petrus,
> Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
> Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
> Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!

So eignet er in derselben „Luise“ dem trefflichen Jüngling Walter ein älteres Toleranzmärlein zu, wie ans Himmelsthor, ihres allein seligmachenden Glaubens versichert, der Reihe nach klopfen ein katholischer Christ aus Mainz, ein reformirter Christ aus der Lavaterstadt Zürich, ein lutherischer Christ aus der Goezestadt Hamburg, wie Petrus jedoch Einen nach dem Andern abseits auf die Bank weist. Als sie nun so dasitzen im Angesicht der ewigen Seligkeit und von Sphärenmusik umrauscht, intoniren sie friedsam: Wir glauben all an einen Gott“, daß die Himmelspforte sich weit vor den thörichten Kindern aufthut. Aus dem Munde des Pfarrers wettert dann Voß nach seiner Art den Schlußsegen dazu:

> Liebet euch, redet der Herr, und brüderlich duldet einander!
> Aber die höllische Pest Unduldsamkeit scheucht in den Abgrund! —

Zuguterletzt sollte, nachdem sich Deutschland schon manches Jahrzehend an Lessings Predigt erbaut hatte, die Parabel auf den spanischen Urboden und zur einfachen Anlage, daß nur Christ und Jud einander gegenüberstehn, zurückkehren: Heinrich Heine besorgte ein witzsprühendes Satyrspiel zum „Nathan". Seine Ringparabel steht im „Romanzero" als freche „Disputation", deren Ergebnis Donna Blanca in die holden Worte faßt:

> Welcher Recht hat, weiß ich nicht —
> Doch es will mich schier bedünken,
> Daß der Rabbi und der Mönch,
> Daß sie alle beide stinken.

Wir eilen aus der Neuzeit ins Mittelalter zurück. Wie im Kinderspiel der Ring unversehens aus einer Hand in die andre schlüpft, so ging die Ringparabel von Volk zu Volk. Mündliche Überlieferung wird sie aus der Provence in das litterarisch so eng verbundene Italien gebracht haben, und eine zweifelsüchtige Fassung drang stufenweis in Toscana vor, bis der dritte Novellist, kein geringerer als Meister Boccaccio, ihr die Form gab, die vierhundert Jahre später Lessing seinem Gedicht zu Grunde legte. Der Eifer der Kreuzzüge hat jenes altfranzösische Reimwerk mit üblen Widersprüchen und Anhängseln belastet; unter dem lang nachwirkenden Einfluß der Kreuzzüge wird in Italien der spanische König erst zum namenlosen, dann zum benannten orientalischen Sultan. Die Quelle, der zunächst das Novellino (Cento novelle antiche) in seiner 72. Nummer folgt, ist der arragonischen Geschichte darin nah verwandt, daß wenigstens der Ausgang nur von den zwei Religionen des fragenden Herrschers und des antwortenden Juden genommen wird und der bedrängte Hebräer vor derselben bösen Alternative steht, daß ferner noch nichts von Tod und Erbtheilung vorkommt; aber die eigentliche Parabel des Novellino führt wie die Gesta auch einen dritten Sohn ein. Man begründet die Schlinge mit einer Geldverlegenheit des Sultans: der Rath, den Juden ins Verhör zu nehmen, zielt auf dessen überschwänglichen Reichthum. Die Schwierigkeit wird in dieser schlank erzählten Anekdote sofort scharf hingestellt; der Sultan schickt nach dem Juden und fragt, welcher Glaube der beste sei, „denkend, wenn er sagt: der jüdische, so werd' ich sagen, daß er gegen den meinigen sündigt, und wenn er sagt:

der saracenische, so werd' ich sagen: warum bleibst du doch beim jüdischen?" Unverzüglich erzählt hier der Jude die Geschichte vom Vater, den seine drei Söhne jeder für sich um den Ring mit dem allerkostbarsten Stein bitten, und der nun beim Goldschmied zwei Doubletten bestellt, so daß nur er allein den „feinen" herauskennt. Einzeln läßt er die Söhne kommen, „giebt jedem insgeheim seinen Ring", jeder wiegt sich im Besitz des echten, aber die Wahrheit ruht beim Vater. So begründet der Jude kurz und ohne besondre Schlußanwendung auf die verschiedenen Religionen sein Nichtwissen, und der Sultan behelligt ihn nicht weiter.

Ob Dantes Freund Busone da Gubbio 1311 unmittelbar und allein an diese kleine Erzählung vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts seine Novelle im **Avventuroso Siciliano** anknüpfte, ist zweifelhafter als der offenkundige Anschluß Boccaccios an Busone, doch lassen sich die Abweichungen, bis etwa eine neue Quelle entdeckt wird, ganz wohl aus einem künstlerischen Bedürfnis der Motivirung und Charakteristik erklären. Wer war jener Sultan? Gewiß der kluge Saladin, der morgenländische Herrscher von sprichwörtlicher Berühmtheit, dessen religiöse Kritik auch sonst in unserm Roman hervortritt. Wozu bedurfte er des jüdischen Mammons? Weil in der Kriegskasse dieses freigebigsten Verschwenders die Mittel zu neuen Feldzügen wider die Franken fehlten. Aber wie darf derselbe Saladin, der selbst in Dantes Hölle als **il buon** einen Ehrenplatz unter den tugendhaften Heiden einnimmt, dem Juden — er heiße Absalom — eine solche Falle stellen? Weil die vaterlandslosen Wucherjuden überall verhaßt sind. Ja, das Verlangen nach schärferen Umrissen führt den Busone dazu — da denn Ein Ring doch der echte sein und der Vater denn doch wissen muß, was und wem er giebt — seinen Absalom verstohlen auf das Recht des Erstgebornen und Lieblings gegenüber den unberechtigten Ansprüchen der Brüder deuten und so den behutsamen Advocaten des Judenthums machen zu lassen.

Anders Boccaccio in der dritten Novelle des ersten Tages. Auch die vorausgehende ist dem Busone nachgeahmt, so jedoch, daß was dieser von Saladin berichtet in freier Umgestaltung der Begebenheiten einem edlen Juden zugeschrieben wird, um Zusammenhang und rechten Fortschritt zu gewinnen. Es handelt sich um

eine höchst eigenthümliche Bekehrung. Ein Pariser Kaufmann bedauert, daß sein Busenfreund, der steinreiche Jud Abraham, trotz einem tadellosen Wandel der Himmelsfreuden verlustig gehn soll, weil ihm der rechte Glaube fehlt. Allmählich macht die Vorstellung, wie die Heiligkeit des Christenglaubens aus seinem herrlichen Wachsthum und Gedeihen hervorleuchte, indeß der jüdische verfalle, Eindruck auf Abraham, doch will er zuvor Rom besuchen und die Residenz prüfen, wo der Statthalter Gottes thront. Nichts ist Herrn Jeannot unwillkommener, da er vom Anblick pfäffischer Ruchlosigkeit die schlimmste Abschreckung fürchtet; und wirklich bringt Abraham als ein tugendhafter und gesetzter Mann den größten Ekel aus Rom heim, aber eben darum beugt er sich der Taufe, denn eine Kirche, die, an Haupt und Gliedern so verderbt, doch täglich höher wachse und heller strahle, müsse von Gott vor den andern begünstigt sein. Auf diese gewiß nicht antisemitische Religionssatire läßt Boccaccio die Ringparabel als jüdisches Predigtmärlein folgen, zum Exempel, daß den Weisen seine Klugheit aus großer Gefahr rette. Leider hat er versäumt, judenfeindliche Motive von Busone her mit seiner eigenen freieren Tendenz in Einklang zu bringen. Boccaccios bessere Motivirung für Saladin wird eine üble für die Gestalt seines Juden, der eigentlich ein Bruder jenes Abraham sein sollte, nun aber Filz und Weiser in einer Person ist, als Wucherer kommt und als Saladins freigebiger Freund abgeht.

Von außen und innen kunstreich ausgestattet, ist Busones Vorlage im Decameron zu mehr als doppeltem Umfang angewachsen und so mehreren deutschen Sammelbüchern des sechzehnten Jahrhunderts geläufig, bis ein elendes Meisterlied mit der alten widerspruchsvollen Auszeichnung des jüngsten Lieblings das Gespräch auf Kaiser Max II. und einen Prager Juden überträgt. Der tapfre Saladin, durch Krieg und Aufwand verarmt, sinnt auf Mittel, den erschöpften Schatz zu füllen, und erinnert sich eines alexandrinischen Wucherers namens Melchisedek, der so geizig ist, daß er nie aus freien Stücken, sondern nur durch List gezwungen sein Geld beisteuern würde. Auf die freundlich gestellte Frage nach den drei „Gesetzen“ stutzt der weise Melchisedek, bedenkt die schwierige Zwangslage und kündigt dann in plötzlicher Erleuchtung eine kleine Geschichte an. Aus der einen Schenkung ist in dieser Parabel bedeutsam ein langer Erb-

gang von Geschlecht zu Geschlecht geworden, wie die Juden bis zum Christenthum hin durch viele Jahrhunderte das einzig auserwählte Volk Gottes waren. Endlich kommt der Ring, dessen Besitzer die Erbschaft genießt und als Vornehmster geehrt wird, in die Hand eines Mannes, der drei Söhne hat, die sämmtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorsam sind, daher auch gleich zärtlich von ihm geliebt werden. Hier erscheint kein Günstling mehr, kein frommer väterlicher Betrug will den Einen christlich-jüdisch bevorzugen. Alle drei bitten einzeln ihren liebreichen Vater um den Erbring, und jeder nimmt die Zusage des guten Alten mit fort. Heimlich läßt dieser von einem geschickten Meister zwei gleiche Ringe anfertigen; er selbst kann den rechten „kaum" unterscheiden. Als er sein Ende nahen fühlt, giebt er insgeheim jedem Sohn einen von den Ringen. Jeder erhebt Anspruch auf die Erbschaft, aber bei der Gleichheit der Ringe ist die Frage, wer des Vaters wahrer Erbe sei, unentscheidbar, und sie bleibt es noch heute. „So sag' ich euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat und über die ihr mich befragt. Jedes der Völker glaubt, seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden."

Allerdings, sagt Lessing im Entwurf einer Vorrede, sei die dritte Novelle des Decameron, „dieser so reichen Quelle theatralischer Producte", der Keim, aus dem sein „Nathan" sich entwickelt habe. Mehrfach giebt er Freunden einen Vorschmack seiner Dichtung, indem er diesen und jenen auffordert, den italienischen Gewährsmann zu betrachten, oder im September auf dem Spaziergang Herrn v. Döring die Novelle als „Hauptplan" erzählt und zufrieden beifügt, er habe noch kein Stück mit solchem Vergnügen gearbeitet, es werde ihm hoffentlich am besten von allen gelingen. Wo er von der Entstehung dieses „Nathan" spricht, erscheint die Parabel als Kern und Stern, und das Stück ist von der Mitte aus gebaut worden. Sein Thurm ragte glänzend in die Lüfte wie ein Campanile, zu dem dann in stilgerechtem Maß und organischer Verbindung das Domgewölbe gefügt ward. Die Parabel hat ihn, von dem Tag an, wo die Novelle des Florentiners seinen jugendlichen

Sinn durchblitzte, am längsten und stärksten beschäftigt und ist ihm endlich, wie er selbst gesteht, „am sauersten geworden". „Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen ist von jeher die meinige gewesen", so dachte er offen zu bekennen; seine eigene Entwicklung legt uns die Frage nah, ob auch hier einmal ein skeptischer Gedankenschluß: „Was ist Wahrheit?" der letzten Krönung durch die freundliche Lehre, daß jeder gute Mensch den echten Ring besitze, vorausgegangen sei?

Eine handlungsarme Tendenznovelle war also der gegebene Kern, um den sich alles Übrige krystallisiren sollte, wenn auch ein Nathan-Stück ohne diese Parabel denkbar wäre. Boccaccio lieferte dem Drama zwei Hauptpersonen, Sultan Saladin und den Juden Melchisedek. Mit Saladin war die Zeit, der Schauplatz und eine gewisse Richtschnur für weitere Motivirung und Erfindung gegeben. Der Jude mußte dem Verfasser einer dramatischen Rettung „Die Juden", dem Freunde Mendelssohns sofort hochwillkommen sein, und keine freie Wahl aus Reflexionen über die stolzeste und verachtetste Religion hat bei Lessing einen Juden zum Gefäß der Weisheit und Selbstverläugnung und zum Führer der Handlung gemacht, sondern die litterarische Überlieferung, die ein wohlbestelltes, fruchtbares Erdreich traf. Sie gab einem findigen Dramatiker alsbald etwa fünf Scenen an die Hand. Zuerst eine Art Vorspiel, worin die Geldnoth des kriegerischen und allzu freigebigen Fürsten dargelegt und der Plan zur Überlistung des Juden gefaßt wird; oder vielmehr ein Anschlag der Prüfung, denn es lag für den treuen Liebhaber Saladins zu nah, ihn von der Intrigue zu entlasten, also (wie ja schon die Lessing unbekannte Tradition es gelegentlich eingefädelt hatte) einen Rathgeber oder eine Beratherin vorzuführen und mehr den weisen als den reichen Juden aufs Korn zu nehmen. Selbstverständlich heischten auch die Widersprüche im Melchisedek der Novelle ihre Ausgleichung: nur zum Schein mochte noch von seinem Geiz gesprochen werden, und wenn die Weisheitsprobe diesen falschen Schein verflüchtigt, hat der weise Jude nichts zu fürchten, denn die Falle war nur dem filzigen gestellt. Dann ein einleitendes Gespräch zwischen Jud und Sultan: „Tritt näher, Jude . . . nur ohne Furcht!" — „Die bleibe deinem Feinde." Boccaccio spricht von freundlichem Empfang und giebt dem Sultan die Worte: Ich

habe schon von Vielen gehört, du seist weise und habest besonders in göttlichen Dingen tiefe Einsicht; — Lessing: „Du nennst dich Nathan?“ „Ja.“ „Den weisen Nathan?“ „Nein.“, und zwanglos ließ sich ein kleiner Dialog über den Beinamen anknüpfen. Ganz unvermittelt wird die Frage nach den Gesetzen oder Religionen gestellt, nicht so jählings folgt die Antwort. Boccaccio berichtet, daß der Jude, der in der That den Titel eines Weisen verdiente, die Schlinge wahrnahm, hin und her seinen Scharfsinn anstrengte und mit einem plötzlichen Einfall anhob: „So will ich euch eine kleine Geschichte erzählen“. Der epische Bericht über solche innere Gedankengänge ist für den Dramatiker die Aufforderung zum Monolog, der die kritische Lage erwägt und eine Lösung sucht. In der meisterlichen Scene 3, 6, wo ohne theatralisch fließende Declamation, sondern mit Pausen der Verlegenheit und Grübelei sich Sätzchen an Sätzchen reiht, bietet jüdische Dialektik ihren ganzen Witz auf bis zur plötzlichen, zugleich den Hörer spannenden Erleuchtung: „Das war's, das kann mich retten! — Nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab.“ Dann beginnt Nathan: „Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu erzählen?“, und der Sultan wäre kein märchenfroher Orientale, wenn er die Frage nicht bereitwillig bejahte. Nathan tritt nun anders auf, als da er sich zuerst vor dem Gewaltigen beugte, und die Worte „Möchte doch die ganze Welt uns hören!“, mit denen er so sicher einem beruhigenden Wink Saladins begegnet, deuten gleich im Eingang an, daß dies Geschichtchen sich zur Botschaft an die Menschheit erheben, dies Märchen nicht bloß den Frager „abspeisen“, vielmehr in seinem weitern Aufstieg ein positives Evangelium bringen soll. In dieser vierten Scene folgt Lessing scheinbar eine lange Strecke Schritt für Schritt dem Boccaccio, als der beredte und selbstdenkende Nachdichter einer sparsamen Vorlage. „Vor grauen Jahren“, setzt er ein wie die Novelle mit ihrem „Vor Zeiten“, und Nathans Erklärung: „Ich bin zu Ende . . . fast so unerweislich als uns itzt der rechte Glaube“ beschließt klar disponirend den abhängigeren ersten Theil, in dem doch so manche kleine Feinheit, wie die östliche Heimat und das reiche Farbenspiel des Opals, dem Bearbeiter gehört. Ein tiefer Zug aber ist neu: der Ring von „lieber Hand“ — so wird denn uranfängliche Gottesgabe vor den Gebilden der Menschheit angedeutet — giebt nicht äußere Erbschaft

und Vornehmheit wie im Decameron, sondern gemäß jener im Wust versteckten Variante der Gesta Romanorum hat er die geheime Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer — und diese innerliche Bedingung ist Lessings schönstes Eigenthum, zugleich die Brücke zum zweiten Theil seiner Parabel — wer in dieser Zuversicht ihn trägt. Deshalb giebt es bei Lessing von vornherein kein Privileg, das erst im späten Kreis dreier Söhne strittig würde. Den Ausdruck „Zuversicht" aber soll man nicht pressen.

„Ich glaube", so äußert Lessing im November 1778, „eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben", nämlich zur eben von ihm genannten Novelle des Boccaccio; wir werden unter der sehr interessanten Episode lieber die Umbildung der Parabel als die eigentliche Handlung des Stückes oder einen Theil davon verstehen. Weist Boccaccio flüchtig auf die Gebote Gottes, die das Volk erbt, also auf geerbte Pflichten hin, so verlegt Lessing das ganze Schwergewicht vom Ererben aufs Erwerben. Es handelt sich also, da die Liebeswirkung an eine Bedingung geknüpft wird, keineswegs nur um die Ernte, sondern mit allem Nachdruck auch um die sittliche Aussaat der Liebe als der Gottgefälligkeit und des glaubenslosen Religionssegens. Der hoheitsvolle zweite oder dritte Satz predigt der Menschheit, daß der Ring am Finger nichts sei ohne die vorurtheilsfreie, werkthätige Liebe im Herzen. „Praktisches Christenthum" hatte schon im Frühjahr 1751 der junge Vossische Recensent gefordert: „Nicht die Übereinstimmung in den Meinungen, sondern die Übereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht." Auf die sogenannte natürliche Religion und das natürliche Gesetz war Mendelssohn 1770 vor dem Bekehrer Lavater und den sogenannten zufälligen Religionsmeinungen zurückgegangen. Ja, er hatte recht Nathanisch behauptet, ein gegenwärtiger Confucius oder Solon würde ihm lieb und werth sein ohne jedes Proselytengelüst, „und über die Lehren wollten wir uns bald verstehn". Daß in solchen, dem „Nathan" eigensten Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts eine arge rationalistische oder naturalistische Unterschätzung der Religionslehren liegt, ist den Kritikern bis zu den jüngsten scharfsinnigen Erörterungen Kettners hin eben so einzuräumen, wie die in der Parabel, im Gespräch mit dem Klosterbruder waltende Verwischung der Religionsgeschichte. Die

Gotteskindschaft und Menschenliebe als Christengut gegenüber den jüdischen und muhammedanischen Religionen des Gesetzes betonte in einem geistreichen Aufsatz, den Marheineke 1818 wieder ans Licht zog, der Heidelberger Daub, um die construirte Vernunftreligion des achtzehnten Jahrhunderts abzuweisen. Lessings ethischer Freiheitsdrang ist hier befangen, doch man übersehe nicht, daß seine zur Nathanzeit schon ausgerüstete und halbgedruckte „Erziehung des Menschengeschlechts“ dem jüdischen Sittengesetz das erhöhte christliche folgen läßt, um das freie dritte Evangelium, das humane Nathan-Evangelium anzukündigen. Die Parabel, die ihre eigenen Forderungen stellte, ist nur ein eingekleideter Theil der Lessingschen Religionsphilosophie, ihr sittliches Gebot aber enthält alles.

Darin nun bewährt Lessing auch in dieser lehrhaften Scene seine eigenste Kraft der werdenden Gedanken und sein dramatisches Vermögen, daß er dem Nathan nicht zu einer langen Predigt das Wort giebt, die sich wie ein rhetorisches Prunkstück anhörte, als hätte der Jude gleich den fertigen Text im Kaftan mitgebracht. Nein, er legt ungezwungen die weitere Entwicklung von vornherein an, wahrt aber der dialogisch unterbrochenen Rede durchaus den Charakter eines freien Fortschritts, wo das Sprechen Gedanken weckt und die bewegtere Theilnahme des Zuhörers den Sprecher weit über das anfänglich gesteckte Ziel hinaus führt. Nathan hatte scheinbar seine Rede beendet. Der rechte Ring des Märchens war nicht erweislich, war „fast so unerweislich als uns itzt — der rechte Glaube“. Und diese Antwort soll

> Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
> Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
> Der Vater in der Absicht machen ließ,
> Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Nun müßte nach alter Überlieferung der Sultan Beifall klatschen und den Juden freundlich entlassen. Lessings Saladin spinnt aber den Faden weiter, indem er allerdings die Unterscheidbarkeit der in Frage stehenden drei Religionen bis auf Kleidung, Speis und Trank behauptet; ein Einwurf, den Nathan sogleich durch Verlegung der Unterschiede in die Motive des Glaubens, durch rasche Recapitulation des Fragmentenstreites über die Unzulänglichkeit bloßer historischer Gründe, aber auch durch eine, Lessings persön-

lichem Standpunkt von jeher widerstrebende, Rechtfertigung der Fortpflanzung der angestammten Religion auf Treu und Glauben parirt. „Wer kann ihnen verdenken“, so hatte der Ungenannte im Fragment über die Unmöglichkeit allgemeiner Offenbarung von den Kindern gesagt, „daß sie bei dem Vertrauen, bei dem Gehorsam, so sie ihren Eltern schuldig sind, auch derselben ihre Religion für wahr und für die beste halten?“ Auch daß der Türke wie der Christ stark und eifrig an seiner „väterlichen Religion“ als der einzig wahren festhalte, stand bei Reimarus zu lesen; es war für Lessing sicherlich eine Genugthuung, den Theologen dergestalt im Gedicht einen Wiederholungscurs über die Fragmente darzubieten und seine „Episode“ zum Boccaccio vorzutragen. Noch stehn wir ganz wesentlich auf dem alten Fleck: die echte Religion ist mit historischen Gründen unerweisbar, der Sultan muß sich zufrieden geben. Nur hat Lessings Saladin längst Geld und Schlinge vergessen, und Lessings Jude will diesen hingegebenen Zuhörer nicht mit einem Fragezeichen verabschieden.

Darum nimmt er die obige Schlußwendung: „Man untersucht, man zankt, man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht erweislich“ von neuem auf: „Laß auf unsre Ring' uns wieder kommen.“ Jeder betheuert wahrheitsgemäß, den Ring von Vatershand mit dem alten Versprechen, er solle des Ringes Vorrecht einmal genießen, empfangen zu haben, jeder will eher die Brüder für falsche Spieler und Verräther halten als den Argwohn einer väterlichen Falschheit dulden, und der Richter, nach dessen Spruch Saladin begierig fragt, wiederholt seinerseits die Wendung des Schebet Jehuda:

> Wenn ihr mir nun den Vater
> Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
> Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
> Zu lösen da bin?

Wiederum hält Lessings Parabel da, wo auch Boccaccio das Endziel gefunden und so skeptisch Ade gesagt hatte. Der Vater konnte den Musterring „nicht“ unterscheiden, als der Künstler ihm die Ringe brachte — wie soll der Richter den echten herauskennen?

Nur ein unseliger Scharfsinn, der den Reiz aller parabolischen Dichtung blindlings verkennt und die abgerissene Hülle wie ein Amtsprotokoll unter die Lupe einer phantasielosen Kritik legt, ein

nörgelnder Witz, der an dem Gleichnis vom verlornen Sohn oder der Fabel vom Schatz im Acker ähnliche Triumphe feiern könnte, drängt sich hier überlegen lächelnd vor die Schranken und judicirt: wenn auch die „liebe Hand" und die menschliche Väterreihe von einander geschieden sind, so bleibt das doch in der Schwebe, und es ist ungereimt, allein die jüdische Religion von oben, Christenthum und Islam jedoch aus menschlicher Übereinkunft abzuleiten, dann aber alle drei in das gleiche Verhältnis zum Vater zu setzen. Oder dreister: der Vater ist Gott, Gott unterliegt im Einzelgespräch mit seinen Kindern keiner frommen Schwachheit, Gott treibt kein Versteckspiel, Gott wird von keinem Goldschmied getäuscht, Gott stirbt nicht, Gottes Söhne können nicht betrogene Betrüger sein, von den drei Ringen ist und bleibt doch einer der echte . . . „Die Ringe! — Spiele nicht mit mir!", kann gleich Saladin jedermann dieser Afterkritik zurufen, der dem Richter Lessings einmal weiter gefolgt ist:

> Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
> Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
> Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
> Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
> Doch das nicht können!

Das große Lessingsche Motiv des ersten Theils tritt so in den Vordergrund, und nach keinem Ring mehr, sondern nach den Wirkungen von innen nach außen wird gefragt. „Wen lieben zwei von euch am meisten?" Sie schweigen.

> Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
> Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
> Am meisten?

Die Ringerben können nur dann vor Gott und Menschen angenehm sein, wenn sie mit rechter Zuversicht die Wunderkraft werbend nach außen kehren; sie sind „betrogene Betrüger" (decepti deceptores, wie Augustin und Andre vor ihm es einst dem Griechischen nachsprachen), wenn sie ohne das Verdienst einer die Selbstsucht überwindenden Nächstenliebe, ohne die bedungene Gemüthsverfassung auf ein überliefertes Vorrecht trotzen, dessen Wohlthat erworben werden muß. Es ist der Unterschied zwischen einem geerbten Pergament und dem Adel der Seele. Streckt nur die beringte Hand sich aus, ohne die Kraft der selbstlosen Gottes- und Menschenliebe,

dann ist kein Ring echt — „der echte Ring vermuthlich ging verloren.“ Nathan-Lessing klagt die positiven Bekenner an, daß sie den Urgrund der wahren Religion nicht mehr besitzen.

Aber auch mit dieser zweiten Wendung begnügt sich die Parabel nicht, vielmehr giebt, nachdem Saladin durch den Ruf: „Herrlich! herrlich!“ die Gliederung markirt hat, drittens der bescheidene Richter statt eines unmöglichen Spruchs seinen aus jener Bedingung geschöpften Rath. Er vertagt die Frage nach der Echtheit auf tausend tausend Jahre und eröffnet den Söhnen und ihren Kindes-Kindeskindern eine unabsehbare Übungszeit der Tugend, denn er erkennt die hohe Pädagogik des Erblassers, der, wie der Vater bei La Fontaine durch eine scheinbare Unwahrheit die schatzgrabenden Nachkommen zu unermüdlichen Arbeitern erzieht, seine Söhne mit gleicher Liebe, ohne Tyrannei des Einen Rings, zum edlen Wetteifer aufforderte, indem er nicht sowohl jedem den Ring zuerkannte, als jeden auf die Bedingung verpflichtete, welche die geheime Zaubermacht der Gottgefälligkeit und Menschenliebe aufschließt. Dreitheilig steigt die Parabel Lessings zum „neuen Evangelium“, drei Stufen auch beschreitet sie wie Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“. Weit hinten erscheint der Erbgang „im Osten“; drei „Söhne“ streiten vergebens um ein Privileg; die Zukunft soll die humane Tugendlehre besiegeln, die „Nathan der Weise“ als goldene Frucht zu oberst in die Silberschale der alten Parabel gelegt hat: der Vater liebt alle gleich —

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!

Je unermeßlicher Lessing den Horizont der Parabel ausgedehnt hat, desto mächtiger kann er Nathans Rede von der tüftelnden Überlegung zur ruhigen Erzählung, zur lebhafteren Dialektik, zur dramatischen Gerichtsscene, zur weihevollen Schlußapostrophe aufsteigen lassen, desto überwältigender die Wirkung auf den Hörer darstellen,

denn auch Saladin wächst in dieser großen Scene, von einer kühleren Neugier bis zum hellsten Enthusiasmus. Wie anders stehn sich die Beiden jetzt gegenüber, als da der Sultan doch recht von oben herab sprach: „Tritt näher, Jude" und seine launische Frage that, vor deren Tragweite er nun erschrickt, wenn Nathan, dessen Art es nicht ist, die Stimmung so höchst gespannt zu halten, ihn fragt, ob er als jener weisere Richter den vertagten Spruch sprechen wolle — „Ich Staub? Ich Nichts?" Mit um so herzlicherer Wärme ruft hier der Sultan, der auch bei Boccaccio nunmehr den Melchisedek freundschaftlich behandelt, die Bitte: „Sei mein Freund!"

Dann, und es ist dies eine fünfte Scene nach dem Vorgang der Novelle, senkt sich das Gespräch vom hohen Wipfel zur Erde nieder, von Glaube und Liebe zu dem, ach, so unentbehrlichen Geld. Boccaccios Saladin bekennt offen seine Nöthe, und Melchisedek thut gern den Seckel auf; feiner muß Lessings Nathan das erste Wort vom Geld sprechen und Saladin, der das längst über solchen geistigen Schätzen vergessen hat, dann im Bekenntnis seiner Verlegenheit zugleich eine Abbitte des Anschlags leisten.

Die „reiche Quelle theatralischer Producte" hat den Nathandichter zu wiederholtem Schöpfen eingeladen, denn wer im Decameron eine Geschichte nachschlägt, den läßt das unsterbliche Buch nicht los: er muß auch die zweite und dritte mitnehmen. Vom ersten zum letzten Tage schweifend, stieß Lessing wiederum auf einen weisen Juden, der ihm so wohlgefiel, daß er dessen altehrwürdigen Prophetennamen Nathan für den König- und Hohepriesternamen Melchisedek, den klangvollen Zweisilbler für den ungefügen Viersilbler eintauschte und mit dem Wort auch Begriffe und Thaten, einen neuen Gegensatz von Thorheit und Erfahrung, Haß und Liebe, brausender Hitze und verklärter Milde, Jugend und Alter, ja sogar ein Stück Decoration, das Kaufmannshaus im Orient und den schattigen Pfad gewann, in dessen Frieden ein verirrtes Herz zu edlen Entschlüssen genesen mag. Die Novelle 10, 3 ist wie so viele aus dem Samen aufgeblüht, den die Flügel des Windes vom Morgenland herübergeweht haben. Viel später wird ein Gleiches in Saadis „Persianischem Baumgarten" (Olearius Cap. 14) dem eifersüchtigen König von Yemen nacherzählt, wie er den jungen Hatem, seinen überlegenen Meister in der Freigebigkeit, durch einen Abgesandten

aus dem Wege räumen will; der aber kommt im Innersten bezwungen zurück: „Die Last seiner Höflichkeit hat meinen Rücken nieder gebogen, und das Schwert seiner Frömmigkeit hat mich getödtet.“ Nathan, ein unermeßlich reicher Greis aus edlem Stamm, bewohnt ein herrliches Landgut an der Heerstraße im Catai, wo kein Reisender von Ost nach West, von West nach Ost vorbeizieht, ohne die grenzenlose Gastlichkeit des Wirthes zu genießen. Darob ergrimmt im Nachbarlande der Jüngling Mithridanes und giebt sich dem fieberhaftesten Wetteifer hin, um Nathans Ruhm zu verdunkeln. Als ein zudringliches armes Weib einmal trotz allen Spenden den tiefgehaßten Namen über den seinigen erhebt, empört wüthendes Mordgelüst seine Seele. Unterwegs trifft er den Alten, ohne ihn zu kennen, thut ihm, der sich als Diener vorstellt und bescheiden sagt, Nathan denke geringer von sich als die Menge, den blutigen Anschlag kund und wird von seinem Opfer selbst belehrt, daß er die That am besten in einem nahen Gehölz, wo Nathan jeden Morgen ganz allein zu lustwandeln pflege, verüben, auch wie er von dort die ungefährlichste Heimkehr gewinnen könne. Im Begriff, den einsamen Spaziergänger zu tödten, will er doch einmal das Antlitz des Rivalen schauen, erkennt Gesicht und Stimme des vermeinten Dieners und stürzt ihm besiegt zu Füßen. Nathan aber spricht aus der Fülle seiner Güte: ich wollte dir mein Leben schenken, damit nicht du allein unbefriedigt von mir gingest. Ein vertrautes Gespräch entfaltet die hohe pädagogische Kunst des edlen Greises und reinigt den guten Kern des Jünglings von allen Schlacken. Nach mehrtägiger vertrautester Gemeinschaft scheidet Mithridanes als ein Gesunder, in großen, würdigen Vorsätzen befestigt. Ist das nicht ein Vorspiel für Nathan, der sich auf dem Palmenweg erhebt, indem er das Kleid seines Verächters küßt, für den jähen Tempelherrn, der das Haupt des Weisen heimlich bedroht und bald neu beschämt zu ihm aufblickt?

Ein recht äußerliches Geschichtchen (5, 5) half die Voraussetzungen modeln: bei der Plünderung Faenzas durch Friedrich II. hat den Kriegsmann Guidotto ein zweijähriges Mägdlein „Vater“ angerufen, sterbend vertraut er die Pflegetochter seinem Freunde Giacomino; zwei Jünglinge werben um sie und werden handgemein; aber der eine, Giannole, wird als ihr Bruder erkannt, und die obligate

Narbe bestätigt Agnes als Tochter des Barnabuccio. Also eine in Kriegsläuften zersprengte Familie, Rettung und Erziehung eines Kindes, Geschwisterliebe, Erkennung — Motive, die sich leicht mit ganz ähnlichen Voltaires verbanden.

Endlich tritt der mythische Saladin nochmals in der vorletzten märchenhaften Novelle auf, wie er als Kaufmann verkleidet die Welt durchstreift und im Kreuzzug Gelegenheit findet, seinem italienischen Gastfreund alte Wohlthat heimzuzahlen, nachdem er den Gefangenen an einem eigenthümlichen Zug um den Mund erkannt hat. Auch das konnte in freie Beziehung zu mannigfachen historischen oder halbhistorischen Anekdoten über Saladins menschenfreundliche Gnade gegen Christen gesetzt werden und noch freier dem Tempelherrn und seinen angeerbten Gebärden zu Gute kommen.

Früh hatte verklärende Sage die Gestalt dieses Sultans umwoben: il buon Saladino erscheint in mittelhochdeutscher Dichtung, ein paar christliche Schmähworte ausgenommen, nicht bloß wie ein Gott der Freigebigkeit, den man kaum nennt, ohne das freundlich ehrende Beiwort der milte hinzuzufügen, sondern laut Enenkels Weltbuch auch als der umsichtige Gottesfreund, der vor seinem Ende das letzte kostbare Besitzthum, einen Tisch, in drei Theile spaltet, um durch dreifache Spende muhammedanisch oder jüdisch oder christlich sein Seelenheil zu wahren. Einmal doch entscheidet das dreizehnte Jahrhundert positiv wie jene Gesta: der sterbende Saladin fragt die drei weisesten Männer Jerusalems nach der wahren Religion und folgt dem Christen, der die seinige um keinen Preis vertauschen würde, während Jud und Muselman hypothetisch antworten. Der strenggläubige Diener des Propheten sollte in Disputationen mit Juden und Christen so scharf- und freisinnig wie duldsam das Wort geführt, ja, sogar mit Franciscus von Assisi trauliche Berührung gehabt haben. Der morgenländische Herrscher galt nicht nur für ein Muster edelsten und gütigsten Benehmens, sondern auch für theilhaft der höchsten abendländischen Ehre: wie er den Ritterschlag empfangen habe, erzählt weitläufig ein französisches Gedicht.

Eine sehr idealisirende Auffassung Saladins lebt und webt in der Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts, so daß Lessings alter Marigny, weil er Solaheddins blutigen Aufstieg und sein orthodoxes tyrannisches Muhammedanerthum betont, trotz allen

sonstigen Lobsprüchen wie ein scheelsüchtiger Verkleinerer dasteht, wenn man dies fromme Urtheil an den liberalen Tiraden eines Voltaire mißt. Dieser geistreichste und mächtigste Führer der Aufklärung hatte sich in eine so widerchristliche Schwärmerei für die Tugenden des Orients gestürzt und auf seiner Wage so ungleiche Gewichte gebraucht, daß der Pariser Witz ihn schon im Turban zur Moschee eilen sah. Noch immer blendete Saladin die Franzosen, wie einst Harun al Raschid die Phantasie der Franken. Haben die Crébillon und Wieland einen trägen, dummen, sinnlichen Schach Baham als Typus orientalischen Herrscherthums abgemalt, so liebte anderseits die Aufklärung der Voltaire und Diderot, der Friedrich und Wieland streitbar, spielend, spottend, lehrend das weströstliche Costüm vor allen andern, und Voltaires Gesichtsphilosophie suchte, wie wir wissen, die „Gedruckten Lügen" auch durch eine kühne Beleuchtung des Zeitalters der Kreuzzüge zu verpönen. Diese neuen tendenziösen Accente hatten auf Lessing den nachhaltigsten Eindruck gemacht. Als Schüler Voltaires ärgert sich der Hamburger Dramaturg über die falsche Vertheilung von Licht und Schatten in einer jugendlichen **tragédie sainte**: „Es war zwar von dem Herrn von Cronegk ein wenig unüberlegt in einem Stücke, dessen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen ist, die Toleranz predigen und die Abscheulichkeiten des Geistes der Verfolgung an den Bekennern der mohammedanischen Religion zeigen zu wollen. Denn diese Kreuzzüge selbst, die in ihrer Anlage ein politischer Kunstgriff der Päpste waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen, deren sich der christliche Aberglaube jemals schuldig gemacht hat; die meisten und blutgierigsten Ismenors", fährt er im Hinblick auf Cronegks Glaubenseiferer fort, „hatte damals die wahre Religion; und einzelne Personen, die eine Moschee beraubt haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wohl gegen die unselige Raserei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Asien zu verwüsten?" In demselben Sinn behauptet ein Jahrzehend später die unterdrückte Vorrede zum „Nathan", der Nachtheil geoffenbarter Religion habe sich gerade während der Kreuzzüge einem vernünftigen Mann aufdrängen müssen, „und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden."

Unbefriedigt von Marignys Geschichte der Araber, der auch die Encyclopädisten geringschätzig begegnen, malte Marin 1758 in der Histoire de Saladin (1761 verdeutscht) die Voltairischen Umrisse aus; zwar nicht ohne leise Polemik gegen die neuerdings beliebte Verwandlung des strengen Muselmans in einen modernen Freigeist, aber doch mit einer höchst enthusiastischen, durch beißende Gegensätze gewürzten Charakteristik. Auch seine Liebe gehört nicht den Franken, sondern den „Ungläubigen", und er läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, welche von beiden Nationen den Titel „barbarisch" verdiente. Auch er geht den „unsinnigen Fabeln" der Historiker zornig zu Leibe. Sein abgerundetes, von einer großen Figur beherrschtes, sehr lebhaftes Werk in zwei handlichen Bänden ward Lessings Hauptquelle für alles Geschichtliche, und die Streitigkeiten des litterarischen Strebers mit Voltaire, besonders mit Beaumarchais thun dieser Geltung keinen Abbruch. Daneben wurden landläufige Hilfsmittel, wie die Lessing früh bekannte lexikalisch geordnete Bibliothèque orientale Herbelots und in Schultens' Latein die arabischen Darsteller Bohadin, Abulfeda Reiskischen Angedenkens, Amadoddin benutzt, deren erster, Saladins geistlicher Vertrauter, das Idealbild eines koranfesten Herrschers mit Vertuschung aller Schatten im Charakter aufgestellt hatte; vom Standpunkte des Mufti, nicht des Politikers. So urtheilte Schiller, als er Bohadins Schrift seiner Sammlung historischer Memoiren einverleibte, weil er dieser Schilderung, „welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessings Nathan das Urbild lieferte", die Theilnahme der Deutschen versprach; wie die „Horen" 1796 Boccaccios Parabel, von Sophie Mereau übersetzt, brachten.

Von dem langerwiesenen Recht des Dramatikers, geschichtliche Daten nach Lust und Bedürfnis zu verwerthen, machte Lessing um so freier Gebrauch, als es ihm gar nicht auf ein historisches Schauspiel ankam. Bekennt er doch selbst während der Ausarbeitung: „In dem Historischen, was dem Stück zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweggesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen geschaltet. Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen bloß den Gang meines Stückes motiviren". In den Reichthum der Begebenheiten griff er hier und dort hinein, ohne zu fragen, ob die vertrauten Stätten

von Tebnin und Darun, Gath und Acre der Schauplatz gerad eines solchen Sturms, eines solchen Gemetzels gewesen, wie sein Gedicht es verlangte. Aus einer Fülle konnte er frei wählen, an ein Wort über die Tracht der Mameluken oder die „Karawanen aus Ägypten“ episodische Scenen knüpfen, aus allerlei Tücken von Assassinen und Beduinen gegen Saladins Leben Capital schlagen, den längst verstorbenen Vater Ayub, der mit dem Sohn als verschlagener Finanzmann die Lasten der Regierung theilte, auf dem Libanon ansiedeln, des Sultans weitverzweigte Familiengeschichte sehr zusammendrängen, seiner zahlreichen Kinder geschweigen, von den verschiedenen Brüdern den einen halbhistorisch, den andern ganz romantisch herausheben, der einsilbigen Anekdote, daß eine Schwester Sittah-Alscham ihre eigenen Mittel in den Schlund warf, der die Schätze des Freigebigsten aller Menschen verschlang, eine bedeutende Frauenrolle abgewinnen, das öfters erwähnte Versteckspiel der verlegenen Schatzmeister zu einem Hebel der Handlung machen. Hier fand er einen kleinen Wink für das fremde Costüm, den Namen „Naserinchen“ für eine Münze, das Wort „Delk“ oder „Jamerlonk“ für ein Kleidungsstück, oder gar eine Warnung vor den unverdaulichen Datteln, da eine orientalische Sittenlehre, Fabel, Klugrede, dort einen Beitrag zur Charakteristik und Motivirung im Kleinen und Großen. Der überall, von Marin ziemlich kühl, erwähnte Plan einer Ehe zwischen Saladins Bruder Malek-el-Adel und Johanna von Sicilien, des Richard Löwenherz Schwester, muß bei ihm ein neues Licht auf die frische und fremder Größe bewunderungsvoll ergebene Unbefangenheit des Sultans werfen, der damals von England herausgekehrte Christenstolz den Gegenstand einer zweifelnden Rede Sittahs gegen den sanguinischen Bruder bilden, der doch nach Marin jene Heirat als eitles Hirngespinst behandelte.

Alles was arabische und französische Lobredner von diesem Saladin oft recht vag und mit unbeglichenen Widersprüchen sagten, trug Lessing in einem feinen Gedächtnis. „Heldenthum mit Menschlichkeit verbunden“, lautet Marins Formel. Der zornige Tyrann, dessen Säbel den christlichen Ränkeschmied oder in blitzschneller Arbeit die Sendlinge des Alten vom Berge niedermäht und ein schonungsloses Blutbad unter den Ordensrittern als unversöhnlichsten Feinden des Islam planmäßig vollzieht, bewirthet christliche Pilger, entzückt

den Feind durch edelsten Anstand und vornehmste Unterhaltung, beschenkt tapfere Gegner, begnadigt Gefangene, giebt jungen Franken auf Treu und Glauben Urlaub, einem zitternden Ritter die Freiheit und vergießt Thränen beim Anblick einer armen Mutter und ihres von ihm geretteten Kindleins, „er, über den die Natur so viel Macht hatte". An solchen Stellen wetteifert Marin mit Bohadin in begeisterten Declamationen: „Die Geschichte, die leider nur eine lange Aufzählung von Ungerechtigkeiten und Greueln ist, scheint die Menschheit zu trösten, wenn sie inmitten all der Verbrechen anhält, um einige Thaten der Gnade und Mäßigung zu erzählen. Warum müssen wir in diesem Werk verbunden sein, solche Züge allein den Sitten eines Mannes zu entlehnen, den der Fanatismus unsrer Geschichtschreiber Barbar nennt. Selbst Barbar, wer so wenig von Tugend weiß!" Wie verschwenderisch dagegen setzt Marin die Tugend eines Herrschers in Scene, den man wahrlich le roi défenseur Salah-eddin, Salut (Réformateur) du monde et de la Religion (Loi) — „Verbesserer der Welt und des Gesetzes", sagt Lessing — heißen durfte. Sein Testament enthält die höchste Auffassung aller Fürstenpflicht. Ohne Bedürfnis für seine Person schenkt und schenkt er sein Leben lang, wie nie ein andrer Mensch die gottnachbarliche Tugend der Freigebigkeit übte. Das gerechteste Walten schmückt seinen Stuhl. Christliche Unmenschlichkeit allein kann ihn zu grausamen Befehlen hinreißen. Diesem Muselman müsse jeder Kreuzfahrer die Palme lassen, und Marin schweift gern auf den Rain der Sage, um jenes fabelhaften Ritterschlags zu gedenken und das Gedicht darüber mitzutheilen. Er zeigt ihn auch im vergleichenden Gespräch über Christenthum und Islam begriffen, „denn wie alle Frommen liebte er theologische Disputationen."

Und diesem nicht genug zu preisenden Sultan steht in der Geschichte ein verruchter Hohepriester der Christenheit gegenüber, der Patriarch Heraclius von Jerusalem, ein Kirchenschänder, Lüstling, Giftmischer, Feigling und Poltron, der sich mit den gemeinsten Lastern besudelte und dessen Sündenregister von Marin recht absichtlich ins Ungeheure gesteigert wird: „Palästina sah endlich den infamen Heraclius — welchen Namen soll man diesem Menschen beilegen, da das Geschrei des ganzen Morgenlandes sein Andenken zum Abscheu gemacht hat! — den Patriarchenstuhl durch das zügel-

loseste Gebahren schänden." Von allen Leuten im entarteten Völkergemisch Palästinas, „die mit so wenig Religion im Herzen den Namen beständig im Munde führten", sei dieser Auvergnate der schlimmste gewesen: „die Verworfenheit und Trostlosigkeit am heiligen Ort!" Dabei habe dieser Schuft, vordem ein Buhle der Königin, dann der Bettgenoß einer Wälschen, ein gewinnendes Aussehn gehabt, und Marin säumt bei Gelegenheit nicht, den schlimmen Prunk des christlichen Klerus zu schelten, der faul und gierig, aus Christi Armuth reich und aus Christi Demuth vermessen in das Haus des Herrn pomphaft eingehe. Auch diesen kleinen Zug wußte Lessing zu nutzen, als er den pfäffischen Gegenspieler auf die Bühne rief. Ihn konnte er sich nicht entgehn lassen, da das Drama von Contrasten zehrt und gerad ein Kreis verschiedener Nationen und Bekenntnisse des Dunkelmanns bedurfte. Peinliche Chronologie mag ausrechnen, daß der „Nathan" 1192 spielt, als Saladin ein Jahr vor seinem Tode, fünf nach der Eroberung Jerusalems und dem Abzug des Heraclius eine neue Capitulation mit Richard Löwenherz geschlossen — Lessing erwidert auf solche ziffernmäßige Scrupel: „So hat der Patriarch Heraclius gewiß nicht in Jerusalem bleiben dürfen, nachdem Saladin es eingenommen. Gleichwohl nahm ich ohne Bedenken ihn daselbst noch an, und betaure nur, daß er in meinem Stücke noch bei weitem so schlecht nicht erscheint als in der Geschichte."

Einen jugendlichen Vertreter des Abendlands mußte ungesucht der Templerorden bieten. Seine Ritter zeigte die Geschichte im heißesten Kampf, siegreich und besiegt, vor allen andern dem Muselman verhaßt, immer bereit loszuschlagen, in lockeren Gelübden lebend, als Gefangene auf Dolch und Gürtel zur Lösung beschränkt. Ein frommer Wahn umflatterte ihre weißen Mäntel, und Marin berichtet, daß der Glaube an mitkämpfende Engel im Christenheer verbreitet und eidlich bezeugt war. In voller Rüstung, hoch zu Roß, lichten Kleids sollte der heilige Georg bei Iconium für Kaiser Friedrich gefochten haben; denselben himmlischen Krieger glaubten die Saracenen bei Tiberias zu erblicken, wo der Templer Jacquelin de Maillé als der einzig Überlebende wie ein Schutzgott Frankreichs Wunder der Tapferkeit that, so daß man nach seinem Fall Gewand und Körper zerriß, um Reliquien von einem solchen Heiligen

an sich zu raffen. Die Kreuzfahrer, erzählt Marin, die eben so unwissend wie leichtgläubig waren, wollten oft gesehn haben, daß Engel in weißen Hüllen mit flammenden Schwertern vom Himmel herabeilten, voran der heilige Ritter Georg, und solche Fabeln, unentbehrlich um das grobe Hirn der Masse zu erschüttern und ihr die Glut einzuhauchen, die den schwachen Seelen gebrach, wurden von gefangenen Christen der Ungläubigen mitgetheilt. Daher der himmlische weiße Ritter in Nathans brennendem Hause zu Jerusalem, wo überdies nach einer Sage, die Schultens bucht, Engel festlich zusammenzukommen pflegten.

Lessing konnte den Marin nicht lesen, ohne auf Schritt und Tritt seines ersten berühmten Führers im Bereich der Kreuzzüge zu gedenken, Voltaires, des Historikers und des Dramatikers; sogar die Voraussetzung der „Zaïre", daß der Sultan einen jungen Franzosen zur Beschaffung des Lösegelds auf sein Ehrenwort heimziehen ließ und nach der Rückkehr mit Gnaden überhäufte, fand er bei Marin unter Saladins Namen wieder. Seit der Histoire des croisades war Voltaires Liebe zu diesem idealen Herrscher so bekannt, daß sich das litterarische Paris 1757 ein Saladindrama aus seiner Feder versprach; wohlgefällig erwähnt Grimms Correspondenz (15. Mai) das Gerücht: „Dieser Sultan ist einer der größten Männer, und seine Rolle wird in Voltaires Darstellung nichts von ihrer Größe und ihrem Glanz verlieren". Mehr als einmal hatte der erste Dichter Frankreichs die Poesie über Meer geschickt, und manche liebe kleine Sänger waren seiner Pfeife nach Osten gefolgt, ohne Kraft, das verbrauchte Liebes- und Ränkespiel der orientalischen Palasttragödie oder den abgestorbenen Nerv der tragédie sainte durch starke neue Züge und zeitgemäße Gedanken zu ersetzen.

Seit dem Frühjahr 1741 ging Le fanatisme ou Mahomet le prophète über die Bretter, auf denen noch Goethes melodisch erhöhende Dolmetschkunst diesen Fehdebrief gegen die Athalien des älteren Classicismus festzuhalten strebte. Jeglichen Fanatismus wollte der verschlagene Tendenzpoet ins Herz treffen, als er ganz im Sinne der „Drei Betrüger" einem mächtigsten Religionsstifter das nackte Bekenntnis lieh, Vorurtheile seien die Könige des Pöbels, und wo eine alte Welt zerkrache, müsse eine neue Gründung blendender Herrschsucht gedeihen:

Il faut un nouveau culte, il faut de nouveaux fers;
Il faut un nouveau dieu pour l'aveugle univers.

Welches tiefironische Bild, wie Voltaire aus seinem Malepartus diese Satire auf die Grausamkeit und die Irrthümer eines falschen Propheten Keinem passender zuzueignen weiß als dem Statthalter und Nachahmer eines Gottes des Friedens und der Wahrheit! wie Meister Reineke, diese Blätter gegen den Stifter einer falschen und barbarischen Religion in der Hand, dem Oberhaupt des echten Glaubens den Pantoffel küßt und Papst Benedict mit ebenbürtiger Klugheit seinem zweideutigen Verehrer zum Dank ein kleines harmloses Privatissimum über lateinische Prosodie hält! während die niedere Geistlichkeit, wie Goeze gegen „Werthers Leiden", aufschrie, so ein Stück werde Ravaillacs und Cléments bilden. Voltaires Mahomet ist ein Kraftapostel und Schwindler größten Stils, von maßlosem Ehrgeiz und unersättlicher Selbstsucht, zum Erobern und Herrschen geboren, ein magischer Bändiger der blöden Menge, um kein Mittel verlegen und die heiligsten zu seinem Zweck mißbrauchend, großprahlerisch, ein Virtuos bestrickender Redekunst, in jeder Faser frivol, ein dämonischer Tartuffe auch nach der sinnlichen Seite. An seiner ins Heroische gewachsenen Frechheit zerschellt aller Widerstand; der eben noch wie ein entlarvter Bösewicht der anstürmenden Masse zu erliegen scheint, erhebt sich mit einem großartigen Schlag triumphirend vor ihr, und nachdem ein Schatten von Reue über den gleißenden Spiegel seiner Seele geflogen ist, jener berühmte Halbvers Il est donc des remords, packt der gewaltige Heuchler die Zügel um so fester!

Je dois régir en dieu l'univers prévenu;
Mon empire est détruit, si l'homme est reconnu.

So entwarf Voltaire ein im Essai sur les mœurs für den Koran und den Propheten gründlich verbessertes Zerrbild, daß Religion auf Trug und Gewalt gebaut sei, wußte aber selbst in diesem Gemälde ein Seitenaltärchen für die Toleranz anzubringen und den Religionsstolz aus dem Mund eines alten Mekkapriesters zurechtzuweisen: der Feind unsers Gottes kann die Tugend kennen. Auch zeugt es für Voltaires verständigen Takt, daß einem Mahomet ein höchst würdiger Zopir gegenübersteht. Eben diesem Takt zollte

Lessing bereitwillig seine Anerkennung, als er von den Cronegkschen Bekehrungen auf die unendlich discretere christliche Mission in der „Alzire“ hinüberschaute, wo Spanier und Amerikaner so geschickt verhetzt und vereinigt werden: „Niemand hat es besser verstanden, wie weit man in diesem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor durch Beispiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen bestürmet und bis in das Innerste erschüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er so viel Großes sieht, mehr vermuthen als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch diese Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung der Zuschauer etwas hätte geschehen müssen.“

In diesem Sinne wird, so paradox das zunächst klingt, Voltaires „Zaïre“ keinen wärmeren Anhänger gefunden haben als ihren Nachrichter, dessen Freundin Elise ja die „Zaïre“ in Jamben übertrug. Wenn er den zahmen Othello Orosman verachtete, war ihm doch der milde, duldsame, wohlthätige Sultan lieb, der als Besieger der Christen den fränkischen Brausekopf durch eine Fülle von Gnaden belehrt, daß die Tugend auch in Syrien wohne, und sich das Lob verdient: wär' er als Christ geboren, was könnte er mehr sein? Er ist Saladins würdiger Nachfahr:

> Fatime, tu le sais, le puissant Saladin
> Qui ravit à mon sang l'empire de Jourdain,
> Qui fit comme Orosmane admirer sa clémence,
> Au sein d'une chrétienne il avait pris naissance.

Neben den aufgeklärten Sultan pflanzt Voltaires Unparteilichkeit einen ästhetisch recht verfehlten orientalischen Jago; in der andern Gruppe stellt er, ohne seine Zweifelsucht dazwischen zu hauchen, einen fürstlichen Greis als glühenden Anwalt des Kreuzes dar. Die Heldin, ein wachsweiches Geschöpf, ist in ihrem Wesen halb Französin, halb Muselmanin und durch ihre Erziehung confessionslos:

> La coutume, la loi, plia mes premiers ans
> A la religion des heureux musulmans.
> Je le vois trop; les soins qu'on prend de notre enfance
> Forment nos sentiments, nos mœurs, notre croyance.
> J'eusse été près du Gange esclave des faux dieux,
> Chrétienne dans Paris, musulmane en ces lieux.
> L'instruction fait tout; et la main de nos pères
> Grave en nos faibles cœurs ces premiers caractères.

Doch ehrt das empfindsame Mädchen den allgemeinen Bruderbund, den das wahre Christenthum stiftete. Dies schwächliche Urbild der confessionslosen Recha, wie sie als kleines Würmchen aus einer brennenden Stadt gerettet, hat in Fatime eine Proselytenmacherin gleich Daja zur Seite, die über den geliebten Sultan loszieht und Zaïrens durch ein Kreuz bezeugte christliche Geburt zum Anlaß unermüdlicher Heilspredigten nimmt.

Der Kreis derartiger Motive zum „Nathan" wurde erst 1769 durch ein Tendenzdrama abgeschlossen, das sein Titel **Les Guèbres ou la tolérance** als Seitenstück zum „Mahomet" und die Vorrede frei als „dramatisches Gedicht" (**poëme dramatique**) bezeichnet. Mit dem ihm so geläufigen Aufgebot von Maskenspiel und schleierhaften Einleitungen gründete der alte Kämpfer sein Werk auf Haß und Liebe: Haß gegen das „grausige Pfaffenthum", Liebe (**charité universelle**) für alle guten Menschen dieser Erde. Die Ghebern, schon in der „Henriade" und im **Essai sur les mœurs** gefeiert, will er erst nachträglich an Stelle von Christen eingeführt haben, woran natürlich kein wahres Wort ist; aber so human lädt Voltaire in der Rolle des alten Arzemon gen Osten ein, daß Lessings weltmüder Hafi gern „den heißen Sand mit seinen Ghebern treten" möchte. Schwach und unklar gebaut und voll conventioneller Declamation, richtet das Perserstück seine Spitze gegen „die unduldsame Schaar der Plutopriesterschaft" und giebt im „Großpriester des Pluto" einen wirklich höllischen Ausbund grausamster Verfolgungswuth, bis der bei den römischen Hauptleuten und den frommen Parsi gleich verhaßte Pfaffe ein blutiges Ende findet. Bang schauen nun seine Richter in die nächste Zukunft, als der Kaiser erscheint, alles zum Besten kehrt, in einer großen Programmrede den erhabenen Herold der Duldung macht und den Ghebern vollste Religionsfreiheit gewährt:

> Qu'ils jouissent en paix de leurs droits, de leurs biens;
> Qu'ils adorent leur dieu, mais sans blesser les miens:
> Que chacun dans sa loi cherche en paix lumière;
> Mais la loi de l'Etat est toujours la première.
> Je pense en citoyen, j'agis en empereur:
> Je hais le fanatique et le persécuteur.

Eine Tirade in der Technik des Zeitalters Ludwigs XIV., im Geist des Zeitalters Friedrichs und Josephs. Und die Thränen eines

Diderot flossen bei dieser Predigt, die den Königen die verhängnisreichen Folgen der Intoleranz male und die Menschen mit Achtung vor der allgemeinen Moral erfülle; die Hoheit der Grundidee trug ihn über die greisenhaften Schwächen des Stückes so leicht hinweg, daß er es als eine Botschaft an alle Völker und an alle kommenden Zeiten pries und dem Zukunftsdrama die endliche Aufführung durch eine weise Bürgerschaft prophezeite. Es ist hübsch zu lesen, wie Friedrich 1775 **en fidèle disciple du Patriarche de Ferney** die Ansiedelung von tausend muhammedanischen Familien in Westpreußen halb ernst, halb scherzend ausmalt, sammt Moscheen, Waschungen und Hilli-Hallagesängen, um auch über diese noch fehlende Secte sein duldsames Scepter zu schwingen.

So hatte Voltaire besonders im letzten „dramatischen Gedicht", ohne Hoffnung auf die baldige Möglichkeit einer Darstellung, die Bühne zur Kanzel erhoben. Er hatte das Hauptgewicht auf lehrhafte Scenen gelegt und die Handlung zwar mit den üblichen Verwicklungen und theatralischen Zusammenstößen, doch immerhin sorgloser geführt. Durch alle in diesem Zusammenhang genannten Religionsdramen Voltaires, wo den alten Schläuchen der Wein eines neuen Jahrhunderts eingegossen wird, geht ein Motiv hindurch: die Geschwisterliebe. Geschwister sind die Liebenden im „Mahomet", Palmire und Seïde, der edle Zopir ihr Vater, den Seïde trifft im Wahn, Palmirens Hand von dem ränkevollen Herrn zu empfangen, der selbst sein Netz nach dem Mädchen auswirft; ein sterbender Mitwisser enthüllt das Geheimnis. Geschwister sind der beim Sultan eines lichtscheuen Liebesbundes verdächtigte Nerestan, der junge Ritter aus Frankreich, und Zaïre, die bekenntnislos aufgewachsene Halborientalin; aus Zerstörung und Niedermetzelung wurden sie einst gerettet, während Mutter und Brüder in den Flammen Cäsareas umkamen; ein Kreuz bestätigt, Zaïre sei Nerestans Schwester, Lusignans verlorene Tochter. Geschwister, aber wissentlich, scheinen in den Guèbres Arzemon der jüngere und Arzame; der Hitzkopf läßt sich des Mädchens wegen, das er nach Perserbrauch heiraten will, zu einem unsinnigen Schritt fortreißen wie Lessings Tempelherr; heimliche Ehen römischer Offiziere mit Perserinnen, Stadtbrand und Gemetzel, Tod der einen Frau, Rettung der andern sammt ihrem Töchterchen und dem Söhnlein der

Getödteten, Vermächtnis einer sterbenden Mutter, äußerlicher Beweis durch eine wohlverwahrte Handschrift, deren Züge man wehmüthig erkennt, das und mehr wird aufgerollt, um Kindern zu ihren Vätern und um Vetter und Base zu einer auch nach europäischem Begriff unanstößigen Ehe zu helfen. Man stelle zu diesen Personen noch Giannole und Agnes im „Decameron", oder Wielands recht Voltairisches Ghebernpaar im „Goldenen Spiegel", oder in moderner Gewandung und ohne die dunklen Wechselfälle des Kriegs die liebenden Geschwister in Diderots „Natürlichem Sohn", wo das immer sehr heikle Motiv als Hauptthema am verfänglichsten und peinlichsten wirkt, und man muß gestehen, daß die Verwicklung im „Nathan" bei so vielen und so geläufigen Beispielen mit Händen zu greifen, daß auch ein gut Stück Vorgeschichte litterarisch zugeschnitten war. Und doch ist hier, wo die Schwester schwärmt und der Bruder liebt, alles so anders und so eigen!

Endlich gehört ein bescheidenes Plätzchen in den Vorhallen des „Nathan" auch Lessings altem Getreuen Gleim. Der hatte 1774 zwar nicht die ehemalige Kraft und Schnelle, wohl aber seine unversiegliche Herzensgüte wie ein milder, segnender Großvater orientalisch verkleidet im „Halladat", der reifsten und einzig genießbaren Frucht seines allzu langen Herbstes. Hier ward nicht die weftöstliche Lebensklugheit und politische Aufklärung eines Wieland mit ihren albernen Schachs, ihren verruchten Derwischen und weisen Danischmenden, sondern ein sanftes Evangelium der Menschenliebe in klarer Sprache und fließenden Blankversen vorgetragen und voll gemüthlicher Beschaulichkeit, wie man zur Dämmerstunde eine vertraute Melodie abwandelt, die Losung: „Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund" didaktisch-episch ausgeprägt. Ein pantheistischer Hauch umspielt das Ganze, wenn auch einmal das christliche Privileg vor den Millionen Brüdern, denen der wahre Gott nicht geoffenbart ist, durchschlägt. Aber diesen umschlungenen Millionen wird gepredigt: du sollst die Laster hassen, die Menschen nie, du sollst die Bösen durch Liebe zum Guten antreiben, hilfreich und freigebig sein und barmherzig gegen Arme und Waisen, du sollst gottergeben in den großen Lobgesang herzlicher Seelengemeinschaft einstimmen, durch deine Tugend die göttliche Summe des Heils mehren, nicht einsiedlerisch, sondern im Hause schaffend ein tüchtiges Leben

führen — dann, sei Bettler oder König, gefällst du dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott, der dir zur Thätigkeit, nicht zur Ruhe deine Kräfte gab! Es war nicht freundschaftliche Nachsicht, wenn Lessing diesmal regen Beifall zollte und die Blätter des weicheren Gesinnungsgenossen andächtig in Händen hielt. Der Koran in Boysens lesbarer und gut eingeleiteter Übersetzung, die dem Erbprinzen von Braunschweig gewidmet ist, hatte Gleims Suren angeregt. Ihn, den doch selbst Reiske das unsinnigste Buch in der Welt und eine wahre Geißel für den gesunden Menschenverstand schalt, kannte Lessing französisch und deutsch, und er fand sicherlich nicht alle Sprüche so „fade" wie der Professor.

Aus einem parabolischen Gebot unbestochner, vorurtheilsloser Menschenliebe ist ihm selbst sein letztes dramatisches Vermächtnis erwachsen. Der „moralische Satz", zu dem Gottsched einst so täppisch eine Handlung in fünf gleichen Theilen suchen lehrte, war das Erste: von der Boccaccioschen Novelle aus hatte er dem Kernstück Anfang und Ende gefunden, und nicht wie in „Minna" und „Emila" Spiel und Gegenspiel von Liebe und Ehre oder die tragische Wucht einer an scharf umrissene Personen geknüpften Überlieferung zum Stapellauf gehabt. Der „Nathan" verwirklicht ein Wort des Dramaturgen: „Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann"; nur daß die „Idee" Fabel und Charaktere zwar zu modeln, aber nicht zu schaffen vermag.

„Emilia Galotti" war als Composition die äußerste Leistung eines peinlich rechnenden Kunstverstandes, mit eisernen Klammern eng gebunden, Scene auf Scene fest gemauert, nach dem Senkblei grad aufgerichtet, kein Theilchen einer Verschiebung fähig, kein Wort entbehrlich, weil nur das Unentbehrlichste gesagt wird. Anders der „Nathan". Ein „dramatisches Gedicht" nennt ihn Lessing wie Voltaire seine Guèbres, so von vornherein die Ansprüche an jene strengste Technik abweisend, zu der seine eigene Dramaturgie und Kunstübung das deutsche Schauspiel gemessenen Schritts hingeleitet hatte. Auch mochte er selbst das „zu Gedachte", bisweilen Mühsame und Überkünstelte der „Emilia" zwar als wirksames Probstück größtmöglicher Präcision, nicht aber als verbindliche Richtschnur ansehn und gern

vom Zwang zum freien Naturrecht, vom Lakonismus zu der läßlicheren heitern Anmuth zurückkehren, die ihn nach Goethes gewichtigem Lob so wohl kleidet im „Nathan". Die knapp anschließende Tracht des Nordens mußte dem bequemen Faltenwurf orientalischer Gewandung weichen, eine überquellende Lust zu lehrreichem Zwiegespräch, zu gründlicher Selbstschau und zu inhaltschwerer Bühnenpredigt ungehemmt sich ergießen, weil der ganze Vorwurf mehr auf Worte als auf sichtbare Handlung zielte. Die guten Thaten wirken aber fort von Act zu Act. Lessings Personen sind gesprächiger geworden; nicht bloß der Sultan liebt im Orient Scheherezadens gute Geschichten gut erzählt. Einer der größten Sprechscenen unsrer Poesie ist der weite Mittel- und Hauptraum angewiesen, und niemand von den Tausenden, die Jahr aus Jahr ein mit Saladin dieser so kunstvoll wie herzlich aufsteigenden Rede Nathans lauschen, hat nach ihrer lockerern oder festeren Vernietung in einem Drama gefragt, das seinen eigenen Gesetzen folgt und dessen Scenen die Parabel umschließen wie der Ring den Demant. Wiederholungen werden nicht gescheut, das abgebrochene Gespräch wird zwanglos aufgenommen, der Fortgang oft durch eine Meldung von außen erreicht, der Eindruck einer Unterredung gern in einem kleinen Nachwort ausgesprochen, eine schwierige Situation oder eine innere Krisis durch Monologe ausgeschöpft, wie die beiden des Tempelherrn. Ein freies Kommen und Gehn der Personen ist sehr liberal bewilligt, die individuellste Figur zweiten Rangs nur in den beiden Anfangsacten aufgerufen, der letzte durch ein paar Scenen aus Saladins Regentenleben eingeleitet, die ohne weiters entfallen können und wirklich sehr selten gespielt werden.

Erinnert das Aufrücken der Hauptgruppen in den beiden ersten Acten an Lessings altgewohnte Technik von der „Sara" bis zur „Emilia", so sprengt die Preisgebung der Ortseinheit auch innerhalb des einzelnen Aufzugs durch zweimaligen, ja, noch öfter dreimaligen Decorationswechsel geflissentlich die strengen Fesseln, welche die Scenen der abgemessenen Hoftragödie zu zwei Einheiten im prinzlichen Palast und im Hause Galotti und zu einer großen Masse auf Dosalo banden. Hier entfalteten sich ohne jede Pause drei Acte, während wir in der entsprechenden Partie des „Nathan" neunmal einen andern Schauplatz vor uns sehen. Diese neue freie Archi-

tektur kennt nicht mehr bloß ein paar Haupträume, und der Behelf, etwa die Palmen hart vor Nathans Haus zu pflanzen und daselbst einen neutralen Boden zu schaffen, wird mit einer entschiedenen Wendung von den Franzosen zu Shakespeare und Goethe hin verschmäht. Es ist, wie im „Laokoon", statt der biegungslosen Gesetzesstraße der wellige und mit Ruhebänken ausgestattete Weg eines nach Lust um sich blickenden Spaziergängers. Wir treten wirklich ins Freie und stehn im Schattengrün der Palmen, nicht mehr bloß zwischen geschlossenen Wänden. Die „Emilia" schreitet den kürzesten Pfad, der „Nathan" wandelt den gefälligsten; dort herrscht athemlose Eile und äußerste Anspannung, hier nimmt man sich Zeit. Dort schaltet die peinlichste Sparsamkeit, hier sind die wechselvollen Auftritte nach Stimmung und Farbe zu einem reichen Ganzen abgetönt. Der nachlässige Bau des „Nathan" jedoch ist eine Erfindung großer und kleiner Kritiker: denn wie geschickt wird in der Exposition der Schleier über Rechas Abkunft ein wenig gelüftet, Nathan mit ihrem Retter Curd und durch Al Hafi mit Saladin, der Tempelherr aber durch den Klosterbruder mit dem Patriarchen in Verbindung gebracht, wie sicher werden die Erkennungen langsam vorbereitet, mit wie klug gemessenen Schritten allmählich die dämmerhafte Vergangenheit vorgeführt; wie zwanglos muß Nathans Besuch den raschen Saladin wieder an Curd erinnern, wie planvoll ist der Abstand der großen Nathanscenen, die Parabel grad in der Mitte — nein, die Baukunst und das Motiviren hatte Lessing nicht verlernt, und es war gewiß kein Schade, daß er hier auf die allzu bewußte Strenge der „Emilia" verzichtete.

Die nach und nach entrollte Vorgeschichte und die geringe Handlung im Stück zeigen nicht das scharfe Profil der „Emilia". Romantisch märchenhafte Verwicklungen thun sich im Hintergrund bis in den Schlußact hinein auf: ein Lieblingsbruder Saladins hat mit einer Christendame Jahre lang in Deutschland gelebt und nach der Heimkehr in den sonnigeren Osten, wo ihm noch ein Töchterlein geboren und die Gattin verstorben ist, den Tod auf der Walstatt gefunden, wie der historische Sultan den Fall eines theuren Bruders beklagte; jener aber war seltsamer Weise ein Streiter gegen das eigne Haus und Volk. Er hieß Assad, der Löwe, und Leu, Leu von Filneck (aus Filleck bei Marchtaler gebildet) ist der wahre

Name des Tempelritters Curd, den mütterliche Herkunft mit dem Staufergeschlecht verbindet und den sein Oheim und Pfleger den Kreuzfahrern einreihte. Dieser Oheim muß Nathan bekannt, der Vater Assad muß Nathans Retter und Freund gewesen sein. So ist dem seines Weibs und seiner Söhne beraubten Juden das Töchterchen des Saracenenprinzen und der deutschen Edelfrau anvertraut worden. Ihre christliche Geburt muß durch eine sterbende Amme der christlichen Erzieherin in Nathans Haus ans Herz gelegt sein. Diesen von außen etwas künstlichen, innen aber durch gute fortzeugende Liebesthaten geweihten Apparat vervollständigt, jeden Zweifel urkundlich zu bereinigen, ein Brevier im Besitz des Klosterbruders, der einst Assads Reitknecht und sein Bote zu Nathan war, und wie in eine deutsche Hausbibel muß Assad in dies Brevier seine romanhaften Familienverhältnisse persisch eingetragen haben. So taucht auch ein Porträt des von Sittah nie geschauten Assad zu guter Stunde im Winkel des Palastes wieder auf, um einen plötzlichen Eindruck zu befestigen. An einem Haar hängt die ganze Handlung, und wie ungeschickt fährt oft ein deutscher Mime mit der Hand über die Brauen, weil dieser eigenthümliche Gestus, den bald die „Deutsche Union" zu ihrem freimaurerischen Geheimzeichen wählte, ebenfalls vom Vater auf den Sohn vererbt worden ist. Hat das physiognomische Jahrzehend auch einen Lessing zum Gesichtspäher gemacht, daß er die Erkenntnis leiblicher Ähnlichkeit zwiefach als Angelpunkt ausnutzte? Würde Saladin, der mehr der Geschichte als seinem dichterischen Charakter nach keinen weißen Ritter begnadigt, nicht im rechten Augenblick so stark an den verlorenen oder weggebliebenen Assad erinnert, so wär' es aus mit dem Tempelherrn, und ohne ihn müßte Recha verbrennen. Trüge der weise Nathan nicht Assads Mienen in einem so sicheren Gedächtnis, so würde er die im Drama recht mühsam abgekühlte Recha freudig einem Ehebund mit dem Bruder zuführen. Aber wie geistreich fängt Lessing jeden Angriff der nüchternen Kritik gegen diese scheinbar äußerlichen Zufälle auf durch die Belehrung im Eingang:

> Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
> Der Rücken einer Nase, so vielmehr
> Als so geführet; Augenbraunen, die
> Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen

So oder so sich schlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Gesicht: — und du entkömmst dem Feur, in Asien!

Mit kluger Absicht stellt er sein wunderloses dramatisches Bekenntnis auf Wunder, die doch dem Segen vergangener und gegenwärtiger Wohlthaten entsprießen, und Nathan weist über Rechas zerstiebende Wunderträume hinweg auf das größte ewige Wunder der Weltordnung. Es giebt keine sogenannten übernatürlichen Wunder, die Gott zu der und jener Zeit, hier und da verübt, aber der Mensch sucht sie, und darüber wird ihm das göttliche Wirken im All gemein und gleichgiltig.

Alle Voltairische Verwicklung, alle romanhaften Sterbefälle und Rettungen, aller Krieg und Brand bis zum unmittelbar letzten, der Rechas Leben gefährdete, liegen vor dem Stück, das in zielbewußter Vermeidung von dramatischem Stoß und Gegenstoß fast eine sanfte Idylle nach der grimmen Reimarusfehde heraufführen soll und als friedliche Insel aus den blutigen Kreuzzügen emporsteigt. Das in ein Schauspiel gekleidete Evangelium der Liebe sucht keinen Zusammenprall gegnerischer Mächte, den sonst ein Dramatiker begierig erstrebt, und isolirt den verfolgungssüchtigen geistlichen Ränkeschmied: es scheint genug, ihn allein ganz auszuschließen vom Bereich der herzlichen gemüths- und blutsverwandten Verträglichkeit. In diesem idealistischen Gedicht nimmt das Gegenspiel nur einen schwachen Anlauf, ohne dem Zuschauer ein ernstes Bangen einzuflößen. Schon daß im Expositionsact dem guten, klugen Wort eine solche Macht, der pädagogischen Führung ein so läuternder Einfluß, der Begegnung von Mensch zu Mensch eine so reine Wirkung verliehen wird, daß in Curd so sichtlich das edle Metall von leichtem Rost wohl befleckt, aber nicht zerfressen werden kann, daß weiterhin alles, trotz flüchtigen Springwellen der Leidenschaft, einen gemächlichen Gang nimmt, läßt keinen Unbefangenen eine hochdramatische Spannung und Erschütterung gewärtigen noch begehren. Lachend geht Saladin über das Verbrechen, ein Christenkind ohne Schweinefleisch zu erziehn, hinweg. Die Gipfel dieser innerlichen Poesie werden in einer Parabel und einer Schmerzensgeschichte erstiegen.

Nach alter classicistischer Weise treten zwei Personen, allenfalls

eine untergeordnete und schweigsamere dritte, auf die Bühne; Monologe verkünden, wie diese Menschen mit sich selbst fertig werden oder einen neuen Weg einschlagen; nur der Schluß gewährt ein Ensemble. Der Derwisch verschwindet, erst im vierten Aufzug erscheint der Patriarch vor dem Zuschauer, wie denn Lessing in seinen Meisterdramen den Abstieg vom Mittelact durch eine neue Figur im vorletzten fesselnder zu gestalten sucht, um jedem Erlahmen des Publicums zu steuern: Riccaut wälscht seine lustige Episode, Gräfin Orsina nimmt königlich von der Bühne Besitz.

Unser Drama wäre von Grund aus umgewandelt, wenn plötzlich ein stürmisches Gegenspiel hervorschösse. Weg mit dem wohlfeilen Vergnügen, diesen Sultan hoheitsvoll den Patriarchen, der wirklich „sogleich zum Saladin eilte", abfertigen zu hören: **Je hais le fanatique**; weg mit dem sinnfälligen Theaterstreich einer Begegnung zwischen Nathan und seinem geistlichen Antipoden, dessen Tonart und Gedankenkreis mit Einer unmittelbaren Probe erschöpft wird. Das ganze dramatische Gedicht „Nathan" fiele, wenn Vischers schroffe Forderung zu Recht bestünde: „In seinem Nathan vergißt Lessing, welchen schweren Conflict zwischen dem Fanatismus und der reinen Humanität er angelegt hat, und schließt die Handlung schlecht im Sinne des bürgerlichen Familienstücks". Im Sinne der deutschen Hauskomödie, ihrer schalen Lebensrettungen und wundersamen Erkennungen gewiß nicht. Daß Curd dem Pfaffen nur ein „Problema" ohne jede namentliche Anklage vorträgt, stimmt durchaus zu der von Lessing weislich vollzogenen Hebung seines Charakters, der manchmal straucheln, aber niemals fallen kann; daß der Patriarch keinen Scheiterhaufen für Nathan entzünden darf und daß sein Wunsch, dem confessionslos erzogenen Christenkind näher auf die Spur zu kommen, wider Erwarten, doch nicht ohne eine gewisse Deckung, des Fortgangs ermangelt, entspricht durchaus der innern Form unsers Dramas und läßt sich zum Überfluß aus den Umständen erklären. Denn Lessings Patriarch ist zwar ein Schurke, doch keine Großmacht, Lessings Saladin ist nicht Schillers Philipp, der nach vergeblicher Werbung um einen Freund in die Arme der allgewaltigen Inquisition zurücksinkt. Curd würde die Brandfackel dieses Patriarchen, trotz der vom Sultan beschworenen Capitulation, durch ein Wörtchen über seinen tückischen Mordanschlag

auf Saladin ersticken. Und von vornherein geht der liebe Klosterbruder allen Ränken als Friedensbote voraus. Es heißt Lessing sehr verkennen, wenn man ungestüm fordert: „Der Patriarch mußte zum Äußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden; dann möchte dieses Drama immer glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, worin Liebende zu Geschwistern werden müssen" — auf diese „Liebenden" kommen wir noch! — „Es ist hier vor allem der freie, klare, harmonische Charakter des Nathan, der ein positives Ende fordert!"

Die sehr positive Lösung liegt ja im symbolischen Familienbund der guten an Alter, Rang, Beruf, Nationalität, Religion so verschiedenen Menschen, und wir möchten weder alten und neuen Richtern das Iffländische der äußeren Vorgänge und die Schiefheit der ganzen Geschwisterschaft ohne starke Abstriche zu Lessings Gunsten einräumen, noch gar mit einem Kritiker der „Grenzboten" (1852) vermuthen, Lessing habe ursprünglich in antiker Weise an eine Geschwisterehe gedacht! Man würde freilich gern in dem Tempel, über dessen Pforte die Einladung steht: „Tretet ein, denn auch hier sind Götter", zuguterletzt einen weihevolleren Segen nicht bloß erschließen, sondern ausgesprochen hören, als die Eröffnungen über Curd-Leu und Recha-Blanda, Assad und Wolf und der Anblick all der verwandtschaftlichen Umarmungen ihn bieten. Diese Scrupel treffen Lessings Ausführung, nicht seine tadellosen Absichten. Der Schlußact sinkt, wobei außer der sattsam bekannten Thatsache, daß Exponiren leichter ist als Lösen, auch die verdrießliche Störung der Arbeit durch den „Schubiack" Semler ins Gewicht fällt. Das Theaterpublicum, sonst von Lessings Kunst und Gedankenarbeit so festgehalten, bleibt ziemlich kühl oder nimmt verfrühten Abschied. Die Leser huschen über sein zweitheiliges Vorspiel hinweg trotz den individuellen Gesichtern, die der Charakterister auch diesen stürmischen Mameluken giebt, trotz der Erfindsamkeit, mit der Lessing eine Notiz Bohadins über vertrauliche Gespräche de itinere zwischen dem Sultan und Almansur ausmünzt. Man hat wenig Theilnahme für die ägyptische Karavane und Emir Mansor übrig. Unter

mancherlei Wiederholungen treten dann die Hauptpersonen zur festlichen Gruppe zusammen.

Daß Lessing selbst wenigstens einen Theil der Wünsche, die von Vischer am schroffsten formulirt worden sind, reiflich überlegt und mit Bedacht bei Seite geschoben hat, lehrt der Entwurf. Danach sollte der Tempelherr allerdings, von Dinah-Daja aufgeklärt, mit trotzigem Entschluß die Hilfe des Patriarchen zur „Rettung" Rahel-Rechas anrufen, sollte unumwunden kein Problema, sondern den wirklichen Thatbestand und seine Leidenschaft entdecken und diese Zettelung erst nach bestimmten verrätherischen Handelsvorschlägen des Pfaffen abbrechen, womit freilich auch hier, außer einem Hinweis auf die „vielleicht" bevorstehende „Klage des Patriarchen" im vierten Act, die ganze Intrigue zertreten bliebe: „Der Patriarch will Gefälligkeit um Gefälligkeit erzeigt wissen. Er verspricht ihm das Mädchen, und verspricht ihm die Absolution seines Gelübdes vom Papste zu verschaffen, wenn er sich ganz dem Dienste der Kreuzfahrer wieder widmen will. Curd sieht, daß es auf völlige Verrätherei hinaus läuft, wird unwillig, und beschließt, sich an den Saladin selbst zu wenden."

Ferner deutet der Entwurf ein ganz anderes, sehr romantisches Schlußspiel an, denn es scheint, daß Lessing seinen armen Ritter nicht allein „zum Fürsten von Antiochien machte, von deren Geschlechte er abstammt", also zu einem Abkömmling Friedrichs von Antiochia, des natürlichen Sohns Kaiser Friedrichs II., sondern ihn zugleich für seine irrige Werbung um die Schwester entschädigen wollte bei — Sittah. Tante Sittah, deren Alter im Stück recht schleierhaft bleibt, sollte einmal den jungen Tempelherrn bräutlich umarmen: ihr wird er zugeführt, und sie erröthet, da sie schon früher „nicht undeutlich verrathen hat, wie sehr ihr Curd gefallen". Auch ist die einzige Stelle im Entwurf, worin einer Ähnlichkeit Curds mit Assad gedacht wird, ein Zusatz, und Curd war ursprünglich kaum ein Blutsverwandter des Sultans, demgemäß auch seine Errettung anders, aber wohl ähnlich, motivirt. Wer jedoch möchte dies geistige Stück mit einer solennen Standeserhöhung und der Aussicht auf eine fürstliche Verlobung beschlossen sehn? Schade nur, daß dann auch Saladins schönes Wort auf den allgemeinen Wohlthäter und Lehrer entfallen ist: „Du sollst nicht mehr Nathan der Weise, nicht

mehr Nathan der Kluge — du sollst Nathan der Gute heißen." Es klingt bei Daja im ersten Act nach.

Das Scenar des Entwurfs ist schlanker und rascher. Ungestümer erscheint Curd, gröber Dinah, die noch mehr ihrem Kuppelgelüst als ihrer Bekehrungssucht huldigt, gleich Julias Amme vor dem harmlosen Mädchen kleine Zweideutigkeiten auskramt und vom Tempelherrn roh eine „Vettel" gescholten wird, weil sie immer die Nämliche anbiete. Die ruhig betrachtenden Religionsgespräche haben geringeren Raum. Die Parabel wird sorgloser eingeleitet, Saladin fällt wirklich mit der Thür ins Haus. Das ganze Verhältnis Rahels zu Curd ist noch nicht so discret behandelt. Der Schlußact spielt, ohne Mameluken und Emir, ohne Curds entlastenden Monolog, ohne nochmaliges Erscheinen des Klosterbruders, sich eilig im Palast ab. Der vierte Act erledigt, was jetzt im fünften angebracht oder fortgesponnen ist. Zwei meisterliche Gestalten, Derwisch und Klosterbruder, stecken erst in den Anfängen einer farbigeren Charakteristik und reicheren Antheilnahme. Al Hafi thut als Schatzmeister des allzu freigebigen Sultans den schon gewohnten Gang zum Juden, wird von dem gewiegten Finanzmann, der hier mehr Melchisedek als Nathan ist, abgewiesen und verschwindet, nachdem er den beiden Schachspielern die Weigerung gemeldet hat, vom Schauplatz, ohne vor seiner indischen Reise dem Nathan Lebewohl zu sagen. Ja, die wundervolle Scene, worin der gottergebene Mensch der frommen Einfalt seine schwere Prüfung beichtet, stand so wenig fest, daß zunächst nur die Notiz „Der Patriarch schickt Nathan zu beobachten; worunter der Laienbruder sein kann" eine Möglichkeit dafür eröffnet und der folgende Zusatz sich noch mit der bloßen Überschrift „Nathan und der Klosterbruder" begnügt.

Binnen kurzer Zeit hat Lessing das Spalier seines Entwurfs mit vollem Laub umwunden und durch die innerliche Vertiefung und Bereicherung gezeigt, daß Charakteristik und Ideengehalt in diesem dramatischen Gedicht die Herrschaft führen.

Die Menschen des „Nathan" wollen nicht mit Shakespeares Menschen von sich sagen: „Ich bin ich selbst allein", sondern als symbolische Gestalten zugleich individuell ausgeprägt auf der Erde stehn und ins Typische hinüberreichen; die einen mehr, die andern minder. Ein idealer Himmel wölbt sich über ihnen, sie seien Morgenländer

oder Abendländer, Juden, Christen, Muhammedaner. Das Zeitalter, da Humanus Herder predigte, da Goethe Griechen und Skythen durch reine Menschlichkeit harmonisch verband und Schwerterklirren im freundschaftlichen Lebewohl aus tiefster Brust verhallen ließ, da Schiller „diesen Kuß der ganzen Welt“ zuwarf, selbst dem rohsten Kannibalen schwärmerisch den Becher sanfter Freude kredenzend, und der weltbürgerliche Malteser seine Liebe allen kommenden Geschlechtern zuschwor, dies Zeitalter hat sie alle geboren, die Männer und Frauen, die Alten und Jungen, die Erprobten und Irrenden, die Starken und Schwachen. Völlig verbannt aus diesen heiligen Hallen, wo Liebe nur zur Pflicht führt, ist bloß der Eine, der flucht statt zu segnen. Sultan und Jude, die nach parabolischer Verständigung ohne Mäkelei einander die Bruderhand bieten, waren zuerst vor Lessings Blick erschienen; auch diese Schatten mußten wie die Nachbarn, welche die Dichterphantasie neben sie rief, aus geschichtlicher, litterarischer und erlebter Überlieferung Lebensblut trinken, um dann als Gestalten voll Kraft und Saft das nicht von Ideen allein zehrende Drama zu tragen.

Wollte Lessing veranschaulichen, daß alle Länder, Zeiten und Religionen gute Menschen zeugen, so war eine scharfe Abschattung nach Völkern und Bekenntnissen von vornherein abgewiesen, aber jede Person mußte doch ein eigenthümliches Colorit ihrer Herkunft und Entwicklung offenbaren. Ein Drama, der Saat jener Parabel von den drei Religionen entsprossen, mußte allerdings verschiedene Spielarten dieser drei Religionen verkörpern oder richtiger, da ein solcher Vorgang der Conception nur hohle Schemen geboren hätte, den im Bereich der Kreuzzüge ungerufen erscheinenden Vertretern sehr ausgesprochene Beziehungen zur Religion geben; es mußte naturgemäß als ein Mahnruf der Duldung und Liebe, der im überlieferten Gespräch des Muhammedaners und des Juden gipfelt, aus christlich-theologischen Kämpfen heraus die dunkle Folie nicht verschmähen, welche die Geschichte in der Person eines verworfenen Priesters zum dramatisch und ethisch nöthigen Gegensatz darbot. Wohl durfte Lessing in den Vorbereitungstagen, da Moses zaghaft warnte: man werde ihn triumphirend als einen deutschen Voltaire verschreien, betheuern: „Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird

ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe", oder anderswo mit gutem Recht von einem so positiven Werk versichern, „Nathan" sei keine Satire auf Goeze. Aber er wollte doch auch eingestandener Maßen den Theologen aller Confessionen aufspielen und z. B. dem Professor Semler ein wenig einheizen; darum nennt er wiederum sein Gedicht „mehr die Frucht der Polemik als des Genies" oder bezeichnet die kriegerische Würze richtiger, wenn im Brief an Jacobi der „Nathan" „ein Sohn meines eintretenden Alters" heißt, „den die Polemik entbinden helfen." Freilich trägt dies Kunstwerk den Schlüssel in sich, und man braucht zu seiner Würdigung von Lessings theologischen Kämpfen nichts zu wissen.

Die Polemik allein zeugt Mißbildungen, und als Geburtshelferin läuft sie gar zu leicht Gefahr, wenigstens etliche verzerrende Striche in die Erscheinung zu werfen. Der dramatische Nachfolger des geschichtlichen Heraclius ist diesem Schicksal nicht entgangen. Wie sein historisches Urbild ist dieser Patriarch mit einem bündigen Wort ein „Schurke". Man wittert Unrath, wo er die Hand im Spiele hat. Er verläugnet jede im Evangelium befohlene Tugend, benutzt Krankenbesuche nur zur Entfaltung seines pfauenhaften Pomps, wie der Antichrist unsrer alten Holzschnitte gegenüber dem schlichten Heiland prunkt, er wacht als ein liebeleerer Kerkermeister über dem allein seligmachenden Glauben und ahndet jedes Abbiegen vom Pfad starrster Orthodoxie als Hauptsünde. Er legt der bösen widerhaarigen Vernunft den Kappzaum an, inquirirt und verdammt zur größern Ehre Gottes, steckt Scheiterhaufen für die ungläubigen Gegner seines Bekenntnisses in Brand, hat nur für irdische Machenschaften Aug' und Ohr, schnüffelt in der großen Politik und den Geheimnissen der Familie herum, fischt im Trüben, spionirt und schickt blind für die Unbestochenheit der frommen Einfalt den harmlosesten Laienbruder auf Kundschaft. Er erklärt jesuitisch das Bubenstück vor Menschen für kein Bubenstück vor Gott, entsendet „gottesfürchtige Maroniten" wie der grause Alte vom Berge sein Assassinen, pocht aber auf die verbriefte Hilfe desselben Saladin, den er aus dem Weg räumen möchte, begönnert von oben herab den jungen Ritter, um ihn zum nichtswürdigen Verräther zu weihen, und schließt endlich nach allerlei Gezeter seinen schändlichen Sermon mit pfäffischer Heuchelei ab, bittend, der Tempelherr, der Gnade gefunden vor

Saladin, möge seiner nur im besten beim Sultan gedenken. Den fürchtet er also, und seine eigene Macht darf man nicht überschätzen. Die herrische Rede stockt und stammelt, wo eine offene Auseinandersetzung mit einem Mächtigen dieser Welt in Frage kommt. Dann tritt diese arglistige Memme mit der grinsenden Entschuldigung jedes Fanatismus sacht den Rückweg an: „Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. Was ich zuviel thu', thu' ich ihm". Diesem Pfaffen gebührt das Motto des zwölften „Anti-Goeze": „Kein Adel erscheint in ihm, kein Maß, keine Scham."

Der Patriarch, eine Groteskfigur beinah im Stil Gozzischer Tyrannen, ist älter als die „Anti-Goeze" und in seiner Ausführung gewiß keine bloße „Satire auf Goeze", wie höhnisch auch schon die Mitwelt vom Patriarchen Jerusalems auf den Papst Hammonias schaute und vielleicht gar das Äußere des „dicken, rothen, freundlichen Prälaten" an dem wohlgenährten Hauptpastor wiederfand, der als Inquisitor nach Vossens Schilderung beständig lächelte. Der Verdacht einer Polemik lag zu nah, und Lessings Wort: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun" geht hier bedenklich in die Brüche. Denn abgesehn von natürlichen Analogien, die zwischen einem carikirten Patriarchen des Mittelalters und einem carikirten Patriarchen der Gegenwart ohne weiters eintreten mußten, schielt das Charakterbild an manchen Stellen allzu deutlich auf Goeze und seine Streitschriften hinüber, als daß nicht satirische Nebenabsichten sehr bewußt diesen Sohn hätten „entbinden helfen". „Einen Patriarchen werde ich auftreten lassen", antwortete Lessing auf Dörings Frage: „Wie wird's denn mit Goeze?" „Patriarch" und „Hohepriester" heißt Goeze schon länger bei Elise und Lessing; die Anwendung im Drama war unvermeidlich. „Thut nichts. Der Jude wird verbrannt", ist das Leibsprüchlein des Patriarchen; „Schütte deinen Grimm aus über die Heiden", war der fromme Wunsch, den Goeze auf seiner Kanzel alttestamentlich nicht verschweigen wollte. „Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!", riefen die „Axiomata" Lessings, der im siebenten „Anti-Goeze" Gott um Hilfe „vor den Händen des zornigen Priesters" bat, schon im zweiten das „schreckliche Halsgericht des unbarmherzigen, Blut und Verdammung wiehernden Anklägers" hyperbolisch ausmalte und im Proceß des zehnten Heftes Goeze allein Nein und wieder Nein

donnern, Amen Amen zur zeitlichen Verdammung des Ungenannten sprechen ließ. Der Patriarch will sogleich beim Sultan auf jene Capitulation pochen, wodurch die Obrigkeit zum Schutz der christlichen Kirche verpflichtet ist; Goeze war mit Obrigkeit, Regierung, Kaiser, Reichshofrath stets bei der Hand. Der Patriarch sieht in der Lockerung des Glaubens die Auflösung aller bürgerlichen Bande und wiederholt mit tiefstem Schauder das entsetzliche „Nichts glauben!"; Goeze schilderte immer in brennenden Farben die Gefahr des ungläubigen Naturalismus und Atheismus für den Staat, den der „Same der Rebellion" bedrohe. Der Patriarch befiehlt, die Vernunft nur da zu brauchen, wo sie hingehöre: und „gehört sie überall denn hin?"; die Orthodoxie wetterte seit Luthers gewaltiger Knechtung der Bestia Vernunft gegen jede Auflehnung Meister Klügels, und Goeze war entsetzt über Lessings Zweifel an Zeugnissen, „wogegen meine Vernunft sich sträubet". Will man nun all dies als zufällige Übereinstimmung fassen, einmal reißt sich der Jerusalemer Patriarch des zwölften Jahrhunderts das historische Costüm so rücksichtslos vom Leibe, daß er als moderner Pfaffe vom modernen Theater spricht:

> Da seh' der Herr,
> Wie sich die stolze menschliche Vernunft
> Im Geistlichen doch irren kann. — Mit nichten!
> Denn ist der vorgetragne Fall nur so
> Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich
> Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
> Ich will den Herrn damit auf das Theater
> Verwiesen haben, wo dergleichen pro
> Et contra sich mit vielem Beifall könnte
> Behandeln lassen. Hat der Herr mich aber
> Nicht bloß mit einer theatral'schen Schnurre
> Zum Besten . . . .

Jerusalem und das Theater, 1192 und eine theatralische Schnurre religiösen Inhalts! Nichts aber tischt der Bühnenfeind Goeze unermüdlicher auf als bittre Witze über den Theaterberuf seines Gegners: Bilder und „Equivocen" seien einem Manne natürlich, der das Theater zu aller Zeit mit solcher Hingebung studirt habe; Lessings „Parabel" bleibe eine Fratze ohne jede Beweiskraft; Übertragung der Theaterlogik auf den geistlichen Kampfplatz sei verpönt; ein Lessingscher Schluß würde auf der Bühne aus dem Mund eines

Freigeists großes Gelächter erregen; „Die Theaterlogik und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden. In der Theaterlogik ist Herr L. ein großer Meister“ . . . Dergestalt fort und fort von seinem Hauptpastor aufs Theater verwiesen, macht Lessing wirklich die Bretter zum theologischen Tribunal, und von der Bühne hallt es zurück: „Ich will den Herrn damit auf das Theater verwiesen haben.“

Dem bösen Patriarchen blieb nur eine, wie es bei episodischen „Chargen“ zu geschehn pflegt: überpfefferte, Scene. Sein Klosterbruder hat sich seit dem Entwurf aus einem Sendling des Patriarchen, wie Al Hafi aus einem Boten Saladins, zur breiteren Charakterrolle entwickelt. Dem Pfaffen steht nun der Fromme gegenüber. Die „fromme Einfalt“ wird er in diesem an gerader Charakteristik so reichen Stück mit einer erschöpfenden Formel genannt. Einst ein braver Reitknecht, der bei Ascalon den Herrn, jenen verkappten Assad, verloren und sein Kriegsleben als treuer Hüter eines Waisenkindleins friedlich beendet hat, saß er dann ein geruhiger Eremit in der Zelle auf Quarantana und verlangt nun, seitdem arabisches Raubgesindel sein Gotteshäuschen zerstörte und der Patriarch ihn vorläufig als Laienbruder aufnahm, hundertmal des Tages nach der verheißenen Siedelei auf Tabor, um dort im stillen Gottesfrieden der ruhelosen Welt, dem „Fleisch“ völlig abzusterben. Wohl ist ihm aus seinem ersten Stand noch ein reines Gefühl für Ritterpflicht und Ritterehre geblieben; daß der Ritter den — Pfaffen um Rath frage, will dem ehrlichen Graukopf nicht in den Sinn, und ein verschämtes Pfui entschlüpft seinen Lippen mitten im Hersagen unwürdiger Lectionen. Der gute Bruder, in dessen Kinderseele wenig thätige Widerstandskraft, aber ein instinctiver Ekel vor dem Gemeinen wirkt, muß seinem geistlichen Stockmeister gehorchen, ohne viel zu klügeln, doch sein Wille ist nicht nach hierarchischem Gebot gleich einem todten Leichnam. Wenn eine Ironie des Schicksals dies Menschenkind, ohne Falsch wie die Tauben, dem Dienst der Schlechtigkeit verpflichtet, so wird auch hier die Kraft, die das Böse will, durch ihr so schlau und wiederum so blind gewähltes Werkzeug nur das Gute schaffen. Mit scheuem Angstblick — welch rührenden Humor wußte La Roche im Wiener Burgtheater diesem Moment zu schenken! — schleicht er herbei, um

einen neuen Auftrag seines ränkevollen Peinigers zu vernehmen, und denkt bei sich:

> Ich mag
> Nicht fein sein; mag nicht überreden; mag
> Mein Näschen nicht in alles stecken; mag
> Mein Händchen nicht in allem haben.

um in solchen Deminutiven seiner herzensguten Schwäche selbst zu spotten. Dann betet er pflichtmäßig das leidige Geheiß herab und geht vergnügter, als er kam, wenn die Giftwaare keinen Abnehmer findet. Er zeigt sogleich die Karten, wie sie der Patriarch für sein Händchen gemischt hat, sagt sogleich, daß er dem Herrn nachgeschickt ist, ihm auf den Zahn zu fühlen, ihn zu ergründen, und rettet seine Seele, indem er durch beständigen Einschub eines „sagt der Patriarch" allen eigenen Antheil an der eingelernten Sendung verläugnet. Er dankt dem lieben Gott bei jedem Mißerfolg seines Patriarchen und ist betrübt, wenn ein gesätes Unkraut doch aufzugehen scheint. So stellt der Klosterbruder, mit einer gesunden Mischung naiver Verschlagenheit in seiner frommen Einfalt, den humoristischen Gegensatz zum Patriarchen dar, ein Geschöpf des Gemüths und nur von einem gemüthvollen Schauspieler zu fassen, der die Einfalt mit der List, die tastende Umständlichkeit mit dem reinen Gefühl des Rechten, das Kindliche mit dem Greisen, das Lächeln mit der Thräne zu paaren weiß. Er wird uns selten zu Dank gespielt. Hier ist mehr als Yorik und Lorenzo, obwohl auch diese Figur an den geliebten Sterne denken läßt. Nach seiner Haustragödie und maßlosen Fehden hat Lessing, dessen Verstand so Viele, dessen Gemüth nur Wenige kannten, dargethan, welche Ehrfurcht ihm ein schlichtes Herz einflöße und daß er, der Unfromme, die Tiefe des Bibelworts: wenn ihr nicht werdet wie dieser Kinder eines, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen, gar wohl ergründe. Auch jenen andern Spruch vom Heil der geistig Armen hatte der Geistreiche durchgedacht und durchgefühlt und auf seine Weise in den „Axiomata" gesagt: „Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten". Der Bruder Bonafides (ein wohl in Erinnerung an den vertrauten Geschichtschreiber der Philosophie Bonafede fein gewählter Name) verkörpert die Urkraft des Christenthums, die Liebe. Vom Johannis-

evangelium mit seinem Logos weiß er nichts, vom Johannistestament ist er getränkt und durchdrungen. „Kinderchen, liebet euch unter einander!" bleibt die Losung dieser bona fides, die ja nicht fides: Glaube, sondern fides: Gottvertrauen und caritas ist. Gerührt und auferbaut stimmen wir mit ein in das Zeugnis, daß die Einfalt immer Recht behält, wenn sie der Zuchtruthe des Patriarchen ganz zuwider ihre Pädagogik allein auf die Liebe gründet:

> Kinder brauchen Liebe,
> Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
> In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
> Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.

oder dem Herrn Nathan die Thränen nicht verhehlt, die es sie gekostet:

> Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
> Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Hatte doch Luther, wie viel Arges er oft gegen Israel vorbrachte, schon 1523 die Judenfeinde in einer besonderen Schrift ermahnt: „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei". Eher möchte es Zweifel erregen, ob Lessing recht daran gethan hat, auch diesem Part ein ironisches Lichtchen gegen die Dogmatik aufzusetzen in den Versen von der Sünde wider den heiligen Geist, so gesund und kräftig der Hieb in das düstere Gestrüpp der christlichen Sündenlehre hineinschlägt:

> Das ist die Sünde,
> Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,
> Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen,
> Worin sie eigentlich besteht.

Der einfältige, bedürfnislose, gehorsame, liebreiche, demüthige Urchrist, der sich wundert, wie ein sonst so ganz im Himmel lebender Heiliger zum eifrigsten Studium der Dinge dieser Welt herabsteigen könne, wurzelt im christlichen Ideal des „beschaulichen Lebens". Ohne die Askese der alten Thebais würde er, wenn sein kleines Wissen Kunde von jenen frommen Vätern daselbst vernommen hätte, seine Schutzpatrone in den reinlichen Zellen des geweihten Ortes suchen, den Goethes „Faust" mystisch umstrahlt hat. Der Tummelplatz des „thätigen Lebens" stößt diesen Mündling ab, der in sein weltfremdes und menschenscheues Eremitenthum als in den Hafen

zurücktrachtet und auf Tabor, von der Abendsonne beschienen, der Welt Ade sagen möchte, wie das cholerische Temperament des Derwisch am Ganges, nur am Ganges wahre Menschen zu finden meint. Beide sind sentimentalische Gestalten, mild und weich der Eine, der Andere brausend und heftig, vom Komischen ins Tragische als Humorist hinüberlangend, ein Diogenes und Rousseau des Orients; Beide genährt an dem Ruhebedürfnis und der ewigen Unrast des alternden Dichters. Und Lessing im Lessing zu suchen, schien bereits 1779 reiferen Nathanlesern die schönste Aufgabe: „Mein Held ist Lessing", schreibt Hennings an Elise, „Ihn hab ich mir aus dem Tempelherrn, dem Klosterbruder, dem Derwisch und dem Weisen herausgelesen".

In dem ungebärdigen Cyniker Al Hafi aber erkannten die Freunde das frei gestaltete Abbild eines Berliner Sonderlings. Wir besitzen über das Erlebte im „Nathan" einen ausgesponnenen späten und nicht ganz zuverlässigen Bericht der Frau Sara v. Grotthuß an Goethe (25. Mai 1814). Diese Convertitin hatte als Tochter des jüdischen Kaufherrn Aaron Meyer dem Mendelssohnschen Kreis angehört, Lessings Gastlichkeit in Wolfenbüttel erfahren und, gleich Moses bevorzugt, schon die Aushängebogen des „Nathan" empfangen, der ihr stets ein Buch der Bücher blieb. „Selbst Alhafis", erzählt sie, „war ein Secretär meines Vaters, nach Eulers Aussage das größte mathematische Genie . . . der aber von der Welt und ihren Verhältnissen gar keine Ahnung hatte; sein Höchstes war Schachspiel und Romanlectüre. Wir nannten ihn immer **Arlequin sauvage**. Er hat mich auch sehr geschickt im Rechnen gemacht". Auch sonst wird uns von diesem Abraham Wulff, genannt Rechenmeister, manches Seltsame berichtet: wie dieser Freund, Schachgesell und zeitweilige Hausgenoß des weisen Moses ein witziger Querkopf, naiv und bieder, ein cynischer Philosoph bei Wasser und Brot, ein fahriges Original gewesen sei. Von ihm stammte auch die kostbare Deutung des Unterschiedes zwischen Lust- und Trauerspiel, die Lessing so belachte: wenn der Kerl das Mensch kriege, geb' es eine Komödie. Zelter hat ihn einmal mit derben Strichen als Nachbar eines andern wunderlichen Heiligen im Volk Israel für Goethe conterfeit (19. Januar 1826), eine Vorlage Engels benutzend: „So kommt dieser verrückte Michel (wie man

ihn nannte) zum alten Mendelssohn, der sitzt und spielt Schach mit dem alten Rechenmeister Abram. Michel sieht das Spiel an. Abram macht endlich eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen und erhält einen derben Schlag am Kopfe, daß ihm die lose Perrucke abfällt. Abram hebt ruhig seine Perrucke auf und spricht: Aber, lieber Michel, wie hätte ich denn ziehen sollen? Lessing hat den Vorfall im Nathan nachgebildet (man lese nun aber 2, 2 dagegen!), und da ich auch im Zuge bin, noch Folgendes. Der eben genannte Rechenmeister Abram ist eben der, welchen Lessing als Alhafi zum Modell gehabt hat. Er galt für den größten Rechenmeister und Sonderling, unterrichtete für wenige Groschen oder umsonst und bewohnte in Mendelssohns Haus ein Zimmer, auch umsonst. Lessing hielt viel auf ihn, seiner Pietät und seines angeborenen Cynismus wegen. Als Lessing nach Wolfenbüttel ging, bat ihn der Abram um ein rares mathematisches Buch aus der dortigen Bibliothek. (Die Anekdote ist wahr: Hempel 20², 417.) Lessing findet zwei Exemplare und schickt das eine dem Abram, um es als Andenken zu behalten. Nach einiger Zeit kommt Abram zu Mendelssohn und bringt das Buch und will es diesem schenken. — Ihr werdet doch das Buch nicht von Euch lassen, es ist ja ein Freundesandenken! — Ja wohl, aber ich brauch's nicht mehr, die Exempel sind gut und ich verstehe kein Griechisch. — Nun, ich merke, Ihr braucht Geld; sagt mir, wieviel Ihr braucht. — Nein, nein! ich habe Geld und will kein Geld. — Nun so geht in Gottes Namen und braucht Ihr was, so wißt Ihr wo ich wohne." Ein ander Mal rennt er plötzlich daher und holt einen Stuhl für seine auf Besuch gekommene Frau, die bei fernen Verwandten wohnte, weil Meister Abraham nie bei Kasse war.

Ein so ausgesuchtes, von Lessing oft beobachtetes Exemplar des Genus Homo war wie geschaffen, ins Derwischgewand zu schlüpfen oder als unglücklicher Staatsrechenmeister und ungehörter Schachcriticus im Hofkleid die wundersamste Figur zu spielen, wie ein Wirbelwind bei dem weisen Freund ein- und auszufahren und die Grundsätze cynischer Philosophie in krausen Worten hervorzusprudeln. Natürlich waren auch hier, wo von einem leibhaften Modell zu sprechen erlaubt ist, nur leichte Umrisse für Wort und Werk gegeben. Denn was ein echter Bildner an fremden Motiven auflieſt, ist ein

Rohstoff für den Schmelztiegel der Phantasie und muß mit Metall aus eigenem Schachte legirt werden. Der damascirenden Kunst leistete für die nationalste Charakterfigur des Stückes Lectüre orientalischer Klugreden und Anekdoten einen bedeutenden Vorschub. Bücher wie der bewährte Herbelot oder Saadis „Persianisches Rosenthal“ im altfränkischen Deutsch des Olearius lagen auf Lessings Tisch aufgeschlagen, und gleich den auch von Wieland, aber für einen ganz anders gearteten Derwisch erkorenen Namen Hafi, das arabische Wort für „barfüßig“, hat er bezeichnend gewählt. Da wimmelt es von sinnreichen Fabeln, die zum reflectirenden Redeschmuck aufgegriffen werden konnten, wie die Jagd des Löwen mit dem Fuchse, von scharfen Vergleichen, wie daß der Fürst lieber ein Geier unter Äsern als ein Aas unter Geiern sein solle, von bunten Beispielen der Lebensweisheit, der Sittlichkeit, des Witzes. Hoch und Niedrig, Arm und Reich treten oft in Gegensatz, und gern ist ein Derwisch, d. h. ja ein „Armer“, der Träger solcher Exempel, der Sprecher solcher Gnomen. Mit seinem Sultan hört man ihn vertraulich reden, aber „Dienst der Großen“, „Vertraulichkeit der Großen“ wird warnend als eine Hauptgefahr hingestellt, die Weltflucht jedoch eben so verdammt („Besucht die Welt, die Einsamkeit ist eine halbe Narrheit“) wie die Freigebigkeit zur Cardinaltugend erhoben. Auch hier nennt der Derwisch das Leben eine Reise und legt den Pfad mit leichtem Gepäck zurück: „Ein Armer stirbt allezeit lieber als ein Reicher“; „Kleider, die ein König einem verehrt, sind wohl herrlich und angenehm, aber viel besser sein eigen, wenn's schon etwas geringer ist. Großer Herren Mahlzeiten schmecken ja wohl lieblich, aber viel lieblicher und sicherer ist, die Brocken aus seinem eigenen Wadsack oder Ränzel gegessen“; eine Anekdote hat die Überschrift: „Ein Bettler wird König, ist aber nicht so vergnügt, als bei seinem Bettelbrot“.

In diesem Sinne des hohen Cynismus ruft Nathan dem enteilenden Derwisch nach:

> Wilder, guter, edler —
> Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
> Doch einzig und allein der wahre König!

Sein Schachgesell, den Sultan Saladin zum Defterdar bestellt hat, weil der Arme die Sorgen der Armuth am besten kennen muß, ist

mit sich und der Welt zerfallen. Der Barfüßer ein „Kerl im Staat"? Der Derwisch in Gala? Der Bedürfnislose soll fremdem Bedürfnis frönen und auf die Praktiken, das Borgen und Sorgen, Scharren und Sparen, Hehlen und Fehlen einer bei diesem verschwenderischen Herrscher so mühseligen Schatzmeisterei verpflichtet sein? Sogar sein Liebstes, das edle Spiel der Spiele, wird ihm zum schlauen Finanzgeschäft herabgewürdigt, sein überlegener Rath mit einem launischen „Schaff' Geld" von oben beantwortet, sein Verkehr mit dem weisen Nathan, der sich gestatten darf ihn ein bischen zu schrauben, durch dies verwünschte Amt der Gefahr des Bettelns, Leihens, Pressens ausgesetzt. Mit den hitzigsten Hyperbeln der Selbstcaricatur, die den „Gecken" und seine „Geckerei" und potenzirt des „Gecken Geck" einmal übers andre als Trumpf hinwirft, malt der wildgewachsene Philosoph seine Krankheit im großen Narrenhaus der Welt; und wie bei Thomas a Kempis zu lesen steht: „So oft ich unter Menschen war, kam ich weniger ein Mensch zurück", beurtheilt der Arzt Nathan das Gemüthsleiden des fahrigen Freundes:

> Al Hafi, mache, daß du bald
> In deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte,
> Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
> Zu sein verlernen.

Im Derwisch rumort die Lebensanschauung der Elegiker des achtzehnten Jahrhunderts, ein wahrer Mensch müsse fern von Menschen sein, und auch ihn dürstet nach dem utopistischen Ideal eines unverfälschten Standes der Unschuld und Natur. Auf den Alpen wollte der moderne Franzos oder Deutsche dies Schattenbild haschen, im stillen Thal Tellheim und Appiani; im heißen Sand der Wüste, wo die Ghebern als reines Naturvolk hausen und ihrer Gottheit dienen, ist Al Hafi, des drückenden Ehrenkleids ledig, fest versichert, das ersehnte Ziel zu treffen und „leicht und barfuß" sein Heil bei naturweisen Parsi zu erfüllen. Freund Nathan allein würde ihn an solcher Ruhestätte nicht stören. „Am Ganges, am Ganges nur giebt's Menschen", lautet der Kehrreim seiner ruhelosen Weltentsagung; in langgezogenen, halbgesungenen Kehltönen soll Dawison, der beste, wenn nicht der einzig gute Derwisch der neueren Bühne, diesen Sehnsuchtsruf der wunden Seele zu Gehör gebracht haben. Der

Derwisch darf nicht komisch, er muß humoristisch wirken. Hier steht Bekenntnis neben Bekenntnis, das kranke Lebensideal neben dem gesunden: daß alle Länder gute Menschen tragen!

Wie Wolframs feierlicher Tempel umfängt der Palast des Großherrn zu Jerusalem endlich eine innig verwandte Menschengemeinde, worin der höchste Muselman und seine fürstliche Schwester den christlichen Ritter als Neffen ans Herz schließen, die ohne Bekenntnis erblühte Recha diesem Familienbund zueilt und der Jude Nathan als geistiger Vater und Berather nicht abseits stehen darf, sondern dem Königshause zugethan und zugehörig bleibt. Saladins großes Wort:

> Ich habe nie verlangt,
> Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

wird dergestalt in einer Schlußgruppe bestätigt und bethätigt. Lessing aber hat mit weiser Kunst die Klippen einer vagen, schönfärbenden Darstellung umschifft. Er hütet sich wohl, jenen vielgepriesenen Sultan, der auch bei ihm „seinen Ruhm steht“, zum goldnen Spiegel aller Regententugenden zu machen und einen idealen Gliedermann mit Purpur zu behängen. Saladins angeborene Vorurtheilslosigkeit ist nicht durch philosophische Schulung geklärt; so bedarf er des Unterrichts eines Weisen, da ihm selbst das sorgenvolle Kriegsleben die Muße ruhiger Betrachtung bisher versagt hat:

> Laß mich die Gründe hören, denen
> Ich selber nachzugrübeln nicht die Zeit
> Gehabt.

ruft er Nathan zu, und nicht ohne Stocken folgt er der Parabellehre, um dann erleuchtet ihre Herrlichkeit enthusiastisch zu rühmen und jählings, er der Sultan, vor dem überlegenen Meister in den Staub zu sinken. Auch das reife Mannesalter hat sein rasches Wesen nicht völlig beruhigt: wir glauben gern, daß er in jüngern Jahren von heftigen Entschlüssen aus der Bahn gerissen ward und auch jetzt noch seinem Temperament ruckweise nachgiebt. „Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre,“ wiegt sich gern in großmüthigen, friedlichen Illusionen über die Ansichten und Absichten des bewunderten Richard Löwenherz und will christliches Ränkespiel nur bei den Templern, seinen „schlimmsten Feinden“, suchen und ahnden. Bedürfnislos für sich ruft er aus:

Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wenn kann's an dem mir fehlen?

Er weiß in des Bettlers Seele zu lesen, bestellt den Derwisch zum milden Defterdar, wirft den treuen Mameluken volle Beutel zu, erschöpft den Schatz, derweil sein Vater auf Libanon den Finanzsorgen erliegt und Hof und Heer aus Sittahs Kasse zehren, und richtet, ein königlicher selbstloser Verschwender, seine ganze Verachtung auf der Kleinigkeiten kleinste, das leidige verwünschte Geld, das doch, wie geringschätzig er auch dies schnöde Wort in unmuthigen Rufen wiederholt, eine so bedrohliche Macht entfaltet. Solche geniale Nachlässigkeit war auch dem Dichter sehr geläufig, der beim Juden Wessely borgen mußte wie Saladin beim Juden Nathan. Wohl mag man glauben, daß der hochgebietende rasche Mann im Schlachtgewühl Schrecken ausbreiten und als Richter der Bosheit furchtbar sein kann; schwerer fällt die Zumuthung, denselben edlen Fürsten, der so freisinnig wie weichherzig ist und die zärtlichsten Familiengefühle hegt, der Nathans Freundschaft so bewunderungsvoll erwirbt und Curds kleine Irrgänge mit so gewinnender Unbefangenheit beurtheilt, als grausamen Henker jedes vor seinen Stuhl geschleppten Tempelritters zu denken. Alle Motivirungskunst Lessings reicht kaum aus, um der Rolle, die Saladin zunächst dem zu prüfenden oder zu prellenden Juden gegenüber spielt, das Schiefe ganz zu benehmen, das ihr von Boccaccio her anhaftet. Mit dem ausgesprochensten Widerwillen gegen alles Hinterhalten und Fallenlegen geht Lessings so wahrhaftiger und offener Saladin in die feine Intrigue hinein, die ihm ein „Weiberkopf beschönt", wie denn „die Weiber doch so gern den Mann zu sich herunter hätten".

Echt Lessingisch diese misogyne Anwandlung, und eine echt Lessingsche Frauengestalt diese Sittah, der die Geschichtschreiber nur eine Anekdote von aufopferungsreichen Geldspenden nachzurühmen wußten. Bei der vornehmen Ausgestaltung mag Lessing nun an seine liebste, klügste und sammt aller Klugheit auch so behagliche, häusliche, warmherzige Freundin Elise Reimarus gedacht haben, die unvermählt neben dem Bruder lebte. Wenigstens ist die Behauptung der koketten Frau v. Grotthuß: „Sittah war eine Freundin Lessings, die sehr aufgeklärt die erste Berliner gelehrte Gesellschaft bei sich sah", unerweislich und wohl nur ein weiterer

Versuch, den ganzen „Nathan“ zum Gewächs der Berliner jüdischen Salons zu machen, die doch erst später ihre glänzende und gleißende Bildung verbreiteten. Diese Prinzessin, eine ältere orientalische Minna, hat ihre Lust daran, mit Frauenlist kluge Intriguen zu spinnen. Wird dadurch ein falscher Schein zerstört, so ist der Betroffene mit Recht ins Garn gefallen und mag es büßen; bewährt ihn die Prüfung, so wird auch Sittah aus vollem Herzen der Bewunderung zustimmen. Sie ist kritischer als ihr Bruder und sucht etwa dessen arglose Hingebung an Richard Löwenherz durch eine scharfe Rede über die Christen, die er nicht kenne, nicht kennen wolle, zu dämpfen. Al Hafi, der ihre Güte scheltend bewundern muß, lobt auch ihr „Hirn“; Recha, die ihre herzliche frauenhafte Milde und unmittelbare Hilfe erfährt, rühmt zugleich ihren geraden, unverkünstelten Geist und giebt mit eben so directer Charakteristik die Formel für das klare, sichere Wesen der Fürstin:

> Vor Sittah gilt kein Winseln, kein
> Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
> Will alles über sie allein vermögen.
> Weß Sache diese bei ihr führt, der siegt!

Wie fein aber hat Lessing seiner klugen Sittah auch eine weibliche Neugier für Herzensangelegenheiten gegeben; weil ihr der Tempelherr gefällt, ist sie so gespannt auf diese Recha:

> Denn von gewissen Männern mag ich gar
> Zu gern, so bald wie möglich wissen, was
> Sie für ein Mädchen lieben können?

Den Tempelherrn kann nur eine voreingenommene Auffassung der Charaktere mit Daja, Klosterbruder und Patriarch in eine sogenannte christliche Gruppe zwängen, da er nichts weniger als ein eifriger Christ und auch in seiner Verirrung gegen Nathan durch ganz andre Triebe als christlichen Fanatismus gestoßen ist. Er erscheint als Assads leibliches und geistiges Ebenbild, so daß seine Gestalt, sein Gang, seine eigenthümlichen Gebärden und Saladins vergleichende Rückblicke auf die hitzige Art des geliebten Assad uns auch diesen entschwundenen romantischen Morgenländer vors Auge rufen. Nathan verkörpert weises Alter, Saladin volle Mannheit, Curd unreife Jugend, die braust und schäumt und durch eine langsame Gährung hindurchgehn muß. Er ist unendlich individueller als

die heißblütigen, unbesonnenen, edlen Knaben, die Seïde, Nerestan und ihre Vettern, wie sie Voltaires flache Plastik hervorgebracht hatte, und überhaupt eine der ausgearbeitetsten Jünglingsgestalten des deutschen Theaters. Seine Rolle, die so gar nichts vom lyrischen Tenor im Ritterkleid hat, wird nie von den Wogen eines Helden- und Liebhaberpathos als leichte Blase getragen, sondern bedarf des tiefen Studiums ihres specifischen Gewichts. Sie findet es heute bei Kainz. Mißzuverstehn ist sie kaum, denn auch hier schießen mittelbare und unmittelbare Charakteristik reich zusammen. „Du deutscher Bär!“ ruft Daja ärgerlich dem unhöflichen Ritter nach, der ihren Redestrom mit lauter einsilbigen Zwischenrufen abdämmt, und „Ich bin ein plumper Schwab“ lautet ein derbes Selbstbekenntnis. Von „allen Launen seines weichen Herzens“ wird gesprochen, „so brausend“ nennt man ihn, ein „Wie gach!“ oder „Geh behutsam!“ giebt die sehr nöthige Warnung vor blindem Eifer, der sich bis zum Patriarchen hin verlaufen kann. Ein „Ruhig, Christ!“ bändigt die Wallungen eines noch nicht ganz ausgetriebenen, doch nicht eben christlichen Junkerthums, seine Blasirtheit heißt „groß und abscheulich“, er wird „warm und stolz“ befunden. Mit dem scharfen Blick des Menschenkenners faßt Nathan den guten, trotzigen Blick, den prallen Gang, aber auch die rauhe Tugend des jungen Sonderlings und bringt für gegenwärtige und künftige Fehltritte dieses wackeren Hitzkopfs die Entschuldigung: die Schale nur kann bitter sein, der Kern ist's sicher nicht. Ein künstlerischerer Adrast, ein jüngerer Bruder Tellheims zeigt er all das Rasche und Hitzige, das Weltverachtende und Frohgemuthe, das in Lessings eigener Jugend durcheinander schwirrt, und nimmt das gute Wort der „Parabel“ von 1778 für sich in Anspruch: „Die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtentheils eben so fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingestandene Übereilung ist oft lehrreicher als kalte, überdachte Unfehlbarkeit“. So will sein trotziger Sinn sich und Andern einreden, die rettende That sei nur aus Lebensüberdruß geschehn, und ereifert sich in höhnischen Wendungen über das „Judenmädchen“, um bald dies Judenmädchen mit sehnsüchtiger Liebe zu umfangen. Laugläubig wie viele seiner Ordensbrüder, pocht er darauf, im gelobten Lande die Fesseln der Vorurtheile abgeworfen zu haben, und ist doch noch so tief in Vorurtheile

verstrickt. Er leiht den allgemeinen Anklagen gegen das auserwählte Volk Gottes seinen Mund und bezeigt dem Schacherjuden Nathan eine knabenhafte Mißachtung, die alsbald in ehrliche Bewunderung übergeht. Rückfällig möchte er sich wieder gegen ihn verhärten und nährt, obwohl sein ritterlicher Sinn angewidert die Zumuthungen des Patriarchen immer entschiedener und stolzer ablehnt, trotz Saladin bis in die letzte Scene hinein nichtigen Verdacht, aber sein edler Kern bricht in offenen Geständnissen vor Nathan durch und legt im erleichternden Monolog Zeugnis ab für Nathans echte Vaterschaft. Noch manche Wolke wird über den Spiegel seiner Seele gleiten, und der Fortentwicklung dieses ungestümen Charakters, der durch Irrsal zum Licht hinstrebt, muß gewiß die läuternde Nähe des Pflegevaters seiner nicht als Braut, sondern als liebe Schwester umarmten Recha zum Heil werden.

Minder glücklich als diese Jünglingsgestalt gerieth dem männlichen Dichter die Figur des Mädchens, die sehr interessant angelegt und untermalt, aber unvollkommen ausgeführt ist und deshalb nicht bloß von einem gedankenlosen Publicum, sondern sogar von den gescheitesten und geistreichsten Kunstrichtern oft mißverstanden wird, was schon oben der Dual „die Liebenden" statt des Singulars lehrte. Sollte jedoch gar keine Schuld des Dichters im Spiele sein, wenn auch Männer wie Vischer und Strauß seine Absicht so verkennen?

Der Entwurf besagt, Recha (oder Rahel, wie sie ursprünglich hieß) sei „nichts als ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon sie kaum die Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott", also eine kleine confessionslose Deistin aus Nathans Schule. Sie ist aufgewachsen zwischen diesem väterlichen Lehrer und der „guten, bösen" Daja, die im Stück ihren Namen (laut einer Notiz bei Schultens soviel wie „Amme") für den älteren „Dinah" eingetauscht hat und die ausgezeichnete, sehr bühnenwirksame Rolle einer feinkomischen Duenna vertritt. Sie schwatzt gern und prahlt harmlos mit ihrer höchst reputirlichen Vergangenheit; ihrer Christenwürde und Christenpflicht bewußt, fährt sie mit Wundern und Legenden, endlich gar mit der feierlichen Enthüllung des Geheimnisses in Nathans Erziehungswerk drein, und Dajas Proselytenmacherei wird ein Hebel der Handlung, denn sie

verwirrt den Templer durch Andeutungen über Rechas Herkunft. Es liegt ihr nicht alles am Christenthum, sondern als echte Gesellschafterin ist sie eifrig darauf aus, die junge Herrin auch ohne das Einverständnis des Gebieters unter die Haube zu bringen, wobei etwas Egoismus mitrechnet. Das liebe Ich dringt manchmal gar drollig hervor: „Und ich nicht etwa auch? Ich denn nicht auch?“ Von Recha wird sie geliebt und gescholten, von Curd anfangs ob ihren unentwirrbaren Ansprachen barsch abgewiesen, von Nathan nicht zu ernst genommen, denn er beschwichtigt ihre großen Gewissensängste leichthin durch ein Geschenk, gönnt ihren Plaudereien selten die gewünschte Aufmerksamkeit und schraubt sie gern wie in der köstlichen Scene, wo Daja von einem Brautkleid orakelt und Nathan neckisch fragt: Bist du denn Braut? Ist sie aber so lang im Hause des Juden als eine biedre und trotz kleinen Zettelungen pflichttreue Genossin geblieben, hat sie so lang den ungefährlichen Familien- und Glaubensdünkel mit aufrichtiger Werthschätzung der Güte Nathans versöhnen können, so wird die Alte ihre Sehnsucht nach dem christlichen Deutschland wohl auch fortan überwinden. Es ist klar, daß diese gute böse Daja neben einem Nathan nicht bestimmender in Rechas Bildung hat eingreifen können. Nathans Pflegetochter muß gegen die wohlmeinende Bethörung einer Daja gefeit sein.

Darf man auch von hier aus einen Blick nach Wolfenbüttel werfen, wo Lessing dem heranwachsenden Malchen König der liebevollste Stiefvater war, in der treuen Hut der Geschwister einen Trost für den schmerzlichsten Verlust suchte und tief ergriffen scheelsüchtige Nachreden abzuwehren hatte? Ja, wenn diese beschränkte Daja zu Rechas gottloser Erziehung den Kopf schüttelt, so ist auch Lessings Haus von nichtswürdigem Geträtsch über eine gottlos aufwachsende Brut nicht verschont geblieben. „Mein Malchen“, mag er gesagt haben, wie Nathan gleich in den ersten Versen sagt: „meine Recha“ und dies lebendige, mit aller Kraft des Geistes und des Gemüthes gebildete Eigenthum allein der Tugend dankt. „Waise“, so lautet ein orientalischer Spruch im Herbelot, „ist nicht wer seinen Vater verlor, sondern wer weder Kenntnisse noch gute Erziehung besitzt“. In verwandtem Sinne fragt Recha, als sie vor der Möglichkeit den Vater zu verlieren zittert: „Macht denn nur

das Blut den Vater, nur das Blut?", worauf Saladin erwidert: „Ja wohl, das Blut, das Blut allein macht lange noch den Vater nicht". Und in bewegter Rede führt sich Curd diese unantastbare Vater- und Kindschaft, diese höhere Familienweihe zu Gemüthe:

Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf?
Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? — Ach! Rechas wahrer Vater
Bleibt, Trotz dem Christen, der sie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel'?

Der gute Weise hat dem Christenkindlein nicht bloß das nackte Dasein gerettet, es nicht „durch die zweite Hand als Christin aufziehn lassen", sondern, was nur die Liebe kann, er hat es selbst mit aller Hingebung väterlich herangebildet.

Aber in dieser Recha, die ganz „Natur und Unschuld" sein soll, sind vom Dichter die Elemente kindlicher Schwärmerei und klarer Vernünftigkeit, die frühreif ruhig reflectirt, nicht recht ausgeglichen worden. Auf der einen Seite ist Recha eine kleine Philosophin, die „den Samen der Vernunft, den er so rein in meine Seele streute," eifrig hegt, Nathans weise Lectionen über die „kalte Buchgelehrsamkeit, die sich mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt," etwas altklug vor Sittah nachspricht und in langer Rede den lautren Weizen natürlicher Religion vor positivem Unkraut, vor Dajas bunten, sauersüßen, betäubenden Blumen schützt. Auf der andern Seite stürzt sich dies aufgeklärteste aller Mädchen Hals über Kopf in die bodenloseste Schwärmerei. Mag sie schwärmen, aber so, daß es sich mit ihrer sonst sehr bewußten Vernünftigkeit reimt, mag sie als ein Sprachrohr Nathans oder Lessings Aufklärung predigen, aber so, daß für ihre überirdische Verzückung noch Raum bleibt. Es wäre schlimm, wenn Nathans Abwesenheit das Feld allen Gespinsten Dajas preisgäbe; so auf der Oberfläche kann sein Unterricht in der gelehrigen Recha nicht haften. Das Theater macht seit

Schillers Eingriffen die Predigerin mundtodt oder verkürzt sie sehr, was den Lehrgehalt des Dramas schmälert, und läßt der Schwärmerei ihren Flug, was die Rolle dramatischer hält, aber jenes Mißverständnis begünstigt: Recha liebe den Templer, da sie doch nur für den Engel schwärmt und mit keinem Laut ein über die Dankbarkeit hinausschweifendes Gefühl für den Ritter aus Fleisch und Blut kundgiebt. Lessing will zeigen, wie dies Mädchen, von einem holden frommen Wahn geheilt, mit geglätteter Empfindung völlig unbefangen dem Jüngling gegenübertritt und fortan nur um den Vater, den sie gefährdet glaubt, in leidenschaftliche Erregung kommt. Das Publicum, dem meistens eine Schauspielerin, die für diese Rolle nicht klug genug ist, die Brücke baut, wird schon aus Schlendrian die Liebe suchen, denn Liebe gilt ihm als ein Ergriffensein von Beiden; aber auch Nathan nährt doch zunächst eine frohe Hoffnung. Das ist eben dem Lauf der Welt gemäßer, als die an sich psychologisch unanfechtbare Ernüchterung. Daß Recha schwärmt, erräth Nathan ohne Überraschung, und eine gewisse Fassungslosigkeit in Lebenskrisen zeigt Recha auch gegen Ende. Ihre Schwärmerei für den Engel ist aber kein Anfall, sondern ein längerer Zustand, Nathans Bemühen, „die Engelschwärmerin geheilt zu sehn“, zwar ein pädagogisches Meisterstück, die Cur des holden Kindes jedoch gar zu geflissentlich. Tagelang, auch da der weiße Ritter unter den Palmen Datteln aß, hat sie sich fort und fort in ihren frommen Wahn, ein Gebilde der nervenerregenden Feuernacht, versenkt; mit „gierigem Aug'“ folgt sie seinen Spuren, bis Curds Verschwinden den Wahn nur bestärkt. Mit einem recht unschwärmerischen „Das schließt für mich“ wehrt sie jeden Einwurf hartnäckig ab, bis die väterliche Wunderlehre und all die machtvollen Worte über den „Menschen“ den Aufruhr ihrer Phantasie beschwichtigen, daß sich die „Närrin“ der „Posse“ schämt. „Dein Engel“, sagt sie nun zu Daja. Danken soll ihr Vater; sie aber will, da der Mann keinen Dank begehrt, ihren Dank zu Gott tragen. Und doch! das Auslugen aus dem geheimen Fensterlein verträgt sich nicht zum besten mit der Gemüthsruhe, die Recha dem Besuch des menschgewordenen Engels entgegenbringt.

Ich bin nicht kalt. Ich sehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich in Ruhe sehe.

Der Begegnung dieser noch unerkannten Geschwister soll in der Einen Scene, die sie bis zum letzten Aufschluß überhaupt zusammen bringt, ein irriger Eindruck möglichst fern bleiben: Curd entflieht stammelnd der Gefahr, Recha lenkt nach raschem Kniefall vor dem Retter das Gespräch auf eine wundersame Eigenheit des Sinai. Sie bringt ihre, oder Nathans, Auffassung der Allgegenwart Gottes in ein an sich sehr schönes Epigramm und erklärt endlich zu Dajas Staunen ganz gelassen, der Sturm sei vorüber, der Hunger befriedigt, das Fieber geheilt. Lessings Absichten sind klar und fein; ob aber eine Recha, die so klug und ruhig redet, wirklich die kindliche Unbewußtheit hat, um Curds rasche Leidenschaft gar nicht zu gewahren? So wie das schwierige Thema lag, mußte die Entwicklung auf dieser Bahn gesucht werden: ein Aufflammen des Jünglings, eine mystische Schwärmerei ohne Liebe und ein von Nathan geleiteter kalter Wasserstrahl für das Mädchen.

Diese vielleicht anfechtbare und von der Kritik oft wider den wahren Bestand und Zweck angefochtene Partie ermöglicht sogleich eine Scene, worin die Hauptfigur des Dramas ihre ganze Stärke bewährt und das Banner eines thatkräftigen Lebensideals schon im Vorhof aufpflanzt. Auch der zwanglose Flankenangriff gegen die Orthodoxie fehlt nicht, wenn der Wunderglaube insgesammt kritisch beleuchtet und, wenige Schritte vom Grab des Auferstandenen, ein vermeintes Einzelwunder mit echt rationalistischer Erklärung, wie sie wohl gerade die Auferstehungsmythen betroffen hatte, wegraisonnirt wird: der Engel war ein Mensch im lichten Mantel.

Nathan heißt der Weise. Bücher können, was Lessing im Bemühen, ein echter Mensch zu werden, schon als Jüngling sah, wohl gelehrt, nur das Leben kann weise machen. „Eigene Erfahrung ist Weisheit." Darum müssen wir hören, wie dieser Jude, ein Verächter „kalter Buchgelehrsamkeit", zur Weisheit emporgestiegen ist. Er, dem

> Sein Gott von allen Gütern dieser Welt
> Das Kleinst' und Größte so in vollem Maß Ertheilet . . .
> Das Kleinste: Reichthum. Und das Größte: Weisheit.

er offenbart allein dem Verständnis der frommen Einfalt, in welchen Kämpfen er der Weisheit letzten Schluß erworben hat. Leidend lernt' ich, darf er mit den alten Weisen sagen. Im Feuer der ge-

waltigsten Prüfung ist sein Gold geläutert worden. Und nur, weil Lessings starke Seele die jammervollen Tage, da er um die Wende der Jahre 1777 und 78 Gattin und Sohn verlor, mit gebändigtem Schmerz wiederum durchkämpfte, ist ihm in dieser Erzählung Nathans, von der der Entwurf noch nichts wissen konnte, das Herzbewegendste seiner gesammten Dichtung gelungen. Niemals schöpft sie so tief und athmet so warm wie hier, wo ein ganzer Mann die schwerste Prüfung seines Lebens berichtet, um dann aufrecht zu den Pflichten des Tags zurückzukehren. Und gerade hier mögen wir an Lessings Geständnis denken, das Schröder überliefert: seine wärmsten Scenen hätten ihn die größte Kälte gekostet. Die Parabelweisheit vor Saladin soll alle Welt hören, doch die innerste Herzensgeschichte Nathans nur der Klosterbruder wissen und sie still ins Grab mitnehmen.

Beim Judenmord zu Gath ist Nathans Weib mit sieben hoffnungsvollen Söhnen in seines Bruders Hause verbrannt — man erwäge, wie ihn der Gedanke „Recha verbrannt!" nach seinem frohen Eintritt erschüttern muß.

> Als Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
> Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
> Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
> Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
> Der Christenheit den unversöhnlichsten
> Haß zugeschworen — . . .
> Doch nun kam die Vernunft allmälig wieder.
> Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
> Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
> Komm, übe, was du längst begriffen hast;
> Was sicherlich zu üben schwerer nicht
> Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
> Steh auf!" — Ich stand! und rief zu Gott: ich will!
> Willst du nur, daß ich will!

So empfängt er das kleine Christenkind als ein Geschenk von Gott — „Gott! auf Sieben doch nun schon Eines wieder." — und widmet dieser Recha siebenfache Vaterliebe. Seitdem ist ein frommer Determinismus, der überall unabänderliche Fügung hinnimmt und des Menschen Thaten für höhere Thaten ansieht, in ihm gefestigt. Er hat überwunden, und heitre Selbstbeherrschung macht ihn zum εὔκολος im schönen Sinne der Alten. Sein Ideal faßt sich in einem

frommen Wort zusammen, mit dem auch der Muhammedaner die religiöse Ehrfurcht bezeichnet: „der gottergebne Mensch“.

> Wenn Islam Gott ergeben heißt,
> In Islam leben und sterben wir alle.

predigt Goethes weströstliche Weisheit, und Recha hat von ihrem Vater gelernt, alles Wähnen über Gott der herzlichen Ergebenheit in Gott nachzusetzen. Daß aber Lessings Ideal der „Gottergebenheit“ von allem unthätigen Quietismus und allem dumpfen Fatalismus frei ist, lehrt das ganze Stück. Wer sich so kräftig zur Klarheit durchgerungen und mit den irdischen Gütern, die ihm dank einer klugen und unermüdlichen Thätigkeit Freiheit, Ansehn, Wohlstand schaffen, geistige Schätze gemehrt, wer die engen Satzungen seiner angestammten positiven Religion überwunden, als ein wahrer „Naturfrommer“ sein reines Inneres religiös entwickelt und zugleich die Freude genossen hat, eigene Gottergebenheit in das Gefäß einer lieben Kindesseele zu ergießen, der darf unberührt von der Verachtung der ältesten und stolzesten Religion freien Sinns fragen: „Sind wir denn unser Volk?“

Nathan ist Lessings Humanus. Ein Jude, Shylock, vertritt in der Weltlitteratur den rachedürstigsten Haß, ein Jude die lauterste Nächstenliebe. Vollstimmig erklingt sein Lob im Drama, auch aus dem Mund der Widerstrebenden. Daja weiß, daß er die Ehrlichkeit, die Großmuth selber, so gut als klug, so klug als weise ist. Sittah wiederholt nach einer Schilderung seiner großen Handelschaft, daß Al Hafi gerühmt,

> wie groß, wie edel dieser
> Sein Freund anwende, was so klug und emsig
> Er zu erwerben für zu klein nicht achte;
> Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
> Sein Geist; sein Herz wie offen jeder Tugend,
> Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.

Der überwältigte Tempelherr ruft: „Welch ein Jude! Und der so ganz nur Jude scheinen will“. Weise, gut, gottergeben sind eins — was will ein Bonhomme wie Wielands weiser Danischmende neben dem weisen Nathan?

Es ist der Seele des Stücks reichlich zu Gute gekommen, daß Lessings Geist sich so frei erweiterte, daß sein eignes Herz so viel

Leid erfuhr, bevor er den alten Plan ausgestaltete. Unmöglich, sich den „Nathan“ auf einer Stufe der Jugenddramen zu denken! Aus aller früheren Litteratur sehen wir höchstens in weiter Ferne die einst so berühmten Lettres juives von Marquis d'Argens, dem Freund Friedrichs des Großen, deren Halbdutzend Bände im sehr uneinheitlichen und costümlosen Durcheinander einer Rabbinercorrespondenz nicht bloß dem Juden Bildung und Beobachtung leiht, sondern auch eine philosophisch-ethische Tendenz verfolgt und das Gebot der Nächstenliebe mit einer Anerkennung des Guten im Koran wie bei den Nazarenern und mit einem frühen Kosmopolitismus vereint: Les grands hommes appartiennent également à tous les peuples: ils sont citoyens de l'univers entier, parce qu'ils font honneur à l'humanité. Die Jüdischen Briefe verdienen, wie unschmackhaft das Ragout auch geworden ist, ihren Platz in der Geschichte der Toleranz. „Nathan“ athmet mehr als Toleranz, denn bloßes Dulden kann auch aus frostiger Gleichgiltigkeit oder berechnender Politik kommen; „Nathan“ athmet Liebe.

Lessing wollte natürlich die Schnur nicht durchreißen, die einen freigebildeten Menschen mit dem Volk seiner Abstammung zusammenhält. Wehe dem Schauspieler, der, wie es wohl vorkommt, den weisen Juden von Jerusalem als einen schlauen Juden aus Galizien heruntermauschelt und ihn zum „Stockjuden“ stempelt! Aber der idealisirte jüdische Umriß darf dem Manne, der da sagt: „Sultan, ich bin ein Jud“, nicht ganz verloren gehn. Nathan ist kein salbungsvoller, weicher Redner, auch er braucht Humor, Spiel, behende Gesprächskunst. Döring in Berlin ließ es daran nicht fehlen. Aus Lessings und Mendelssohns Briefen erinnert man sich, wie behaglich die Freunde in ihre Dreieinigkeitsdebatten das Geschichtchen vom Ducaten hineinwarfen: Moses läßt den Juden an den Christen einen statt drei Ducaten bezahlen, denn der Ducat habe Bildseite, Schildseite und Rand; Lessing faßt das Problem umgekehrt zu Gunsten kluger Hebräer-Liberalität, Nathanscher mit einem Worte. Er mag mit Mendelssohn, der stark in Distinctionen war, manchmal den Ball auf jüdisches Geistesgebiet hinübergeschlagen haben.

Welche Dialektik bewegt den meisterlichen, die knifflige Lage hin und her wendenden Monolog, worin sich Nathan zur großen echt orientalischen Parabel rüstet und bezeichnend genug aus seinem

Kaufmannsstand heraus den Unterschied von Münze und Wahrheit auseinandersetzt! Wenn er die Schwärmerin von den Engeln zu den Menschen herabruft, wandelt seine kluge Rede ein alttestamentliches Thema ab, Worte des Elihu zu Hiob: „Schaue gen Himmel, und siehe, und schaue an die Wolken, daß sie dir zu hoch sind . . . Und ob du gerecht seist, was kannst du ihm geben? Oder was wird er von deinen Händen nehmen? Einem Menschen, wie du bist, mag wohl etwas thun deine Bosheit, und einem Menschenkinde deine Gerechtigkeit". Sein scharfer Verstand leidet keine Unklarheit der Gedanken und Worte, sondern fährt mit einem kritischen „Hier giebt's zu unterscheiden!" dazwischen. Nathan fügt gern ein Fragezeichen zur nicht ganz probhaltigen Wendung des Partners, freut sich am spitzen Silbenstechen und ironisirt ein nichtssagendes „kurz und gut" durch den Einwurf „Und gut? wo ist das Gute?" Er neigt zum Wortwitz, wie „mit dem Spiele spielen", und breitet eine Lehre gelegentlich fast rabbinisch aus: „Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen" . . . . . Diese Dosis ist von Lessing so weislich abgewogen, daß sie eben zur Färbung dient. Es stünde schlimm um unser Drama, wäre Nathan der Weise nur der Reformjude, für den man ihn hat ausgeben wollen, und das Humanitätsevangelium zur besondern Ehrung Eines Volkes gedichtet. Deshalb darf auch das Mendelssohnsche Element im „Nathan", das unläugbar vorhanden ist, nicht übertrieben werden.

Lessings erstes Auftreten in der Judenfrage (die, 1781 durch Dohm kräftig in Fluß gebracht, den „Nathan" als eine socialpolitische Frage nur sehr mittelbar angeht) war, ohne jeden persönlichen Zusammenhang mit Israeliten, allgemeinen Betrachtungen über die schimpfliche Lage dieses zerstreuten Volkes entsprungen. Erst die bewegte Selbstkritik seines unreifen und auf halbem Wege stockenden Lustspiels „Die Juden" konnte einen Fingerzeig auf den jüdischen Buchhalter bringen und ihn in einem Athem mit demselben Spinoza nennen, dessen Name, dem Lessingschen beigesellt, einst Mendelssohns letzte Tage verbittern sollte. In den alten guten Jahren der Symphilosophie, da Lessing ungeschriebene Urskizzen des „Nathan" herum trug, hat sein Auge mit freundschaftlicher Bewunderung auf der reinen Tugend und dem Forschersinn des im Gespräch so productiven jüdischen Kaufmanns geruht. Als

er das Drama endlich ausgestaltete, mag er auch an neuere Händel, die seines Moses Leben aufrührten, wie an Lavaters Missionsversuche gedacht haben, so daß Mendelssohns Antwort: Sie sind ein christlicher Prediger, ich bin ein Israelit, ohne unser Kleid sind wir Beide Menschen, ein Echo im Palaste Saladins fand. Gelinderem Bekehrungseifer wird durch jenen Dialog „Nathan, ihr seid ein Christ“ die feinste Antwort zu einer Zeit ertheilt, wo sich mancher Christ naiv fragte, warum ein so braver und gebildeter Mann wie Mendelssohn im Judenthum verharre? Doch allzu modern scheint das fanatische Trutzwort des Tempelherrn gefaßt:

> Der tolerante Schwätzer ist entdeckt,
> Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
> Im philosoph'schen Schafpelz Hunde schon
> Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen.

Auch solche verhetzende Gesinnung gegen den Führer der deutschen Judenschaft wühlte hier und da. Man mag sich ferner an den klugen Gumperz, den liberalen Wessely als an Bekannte Lessings erinnern, dem zu Hamburg der Tractat eines portugiesischen Juden wider die christliche Religion nicht schlecht schien, und dem ein gewisser Abraham von Offenbach her revolutionäre Gedanken über das Heidenthum der modernen Juden und das Judenthum der heutigen Christen aus Anlaß der „Fragmente“ mittheilte. Immerhin kann unser weitausschauendes Gedicht nur wenig persönliche Beziehungen zum leibhaften Judenthum der siebziger Jahre enthalten, und Frau v. Grotthuß macht es sich wieder nicht ohne Familienstolz allzu leicht, wenn sie ihren Vater Aaron Meyer als Urbild des liberalen Kaufmanns, Moses als Urbild des Denkers hinstellt. Überdies ist Mendelssohn, wie jeder Billigdenkende aus seiner Zeit und aus seiner Person heraus verstehen muß, mit aller aufklärerischen Philosophie niemals dem peinlichen Dilemma „Treu und frei“ ganz entronnen. Die dem Reformer seines Volks obliegenden Pflichten hätten ihm auf die Frage „Sind wir denn unser Volk?“ kein blankes Nein erlaubt, und daß zwei seiner Töchter zum Katholicismus übergingen, daß Abraham Mendelssohn seine Familie dem Protestantismus zuführte, würde nicht den Freigeist, sondern den Juden Moses, der Nahestehende durch „Religionseigensinn“ quälen konnte, tief verletzt haben. So gilt auch in

diesem Falle der Satz, daß dem Meister großer dichterischer Gestalten die Urbilder nicht leibhaft auf der Straße begegnet sind. Moses selbst freute sich des gedankenschweren Stückes, und wie seither gebildete Juden mit Fug das Theater bei Nathanaufführungen füllen helfen, so ist an manchem Sonntag in Mendelssohns Lesegesellschaft der „Nathan" gemeinsam genossen worden: „Nathan der Weise war eins von Mendelssohns Lieblingswerken. Er erinnerte sich dabei seines vor ihm heimgegangenen Freundes und las oft selbst die Rolle des Nathan, der wohl nicht edler und wahrer dargestellt werden konnte, als von ihm"; K. Ph. Moritz übernahm dann den Tempelherrn oder Sultan Saladin. Am deutlichsten gab Moses seine dankbare Verehrung dadurch kund, daß er ein Söhnlein Nathan und ein Töchterchen Recha nannte, obgleich er ehemals sprachliche Bedenken gegen die letztere Namenswahl Lessings geäußert hatte.

Nicht in müßiger Speculation, sondern im thätigen Berufsleben, das hier und dort in das Stück hineinschauend auch den zähen und umsichtigen Geschäftsmann zum Wort aufruft, findet der weise Nathan Genügen. Der Vielgeprüfte kennt sein eigenes Herz, der Vielgewandte und Vielgereiste vermag Menschen aller Art sicher zu schätzen. Wie sein Gespräch von kleinen Spötteleien zu sinnreichen Sprüchen, von traulichem Geplauder zu lichtvoller Belehrung, von haarscharfen Bedenken zu einer groß gegliederten Predigt stilgerecht ansteigen kann und für alle Themata den gemäßen Ton findet, so weiß er jeden Nachbar von der rechten Seite zu fassen. Der gute Klosterbruder verwandelt Nathans Ungeduld in herzliche Ergießung, dem Derwisch begegnet er mit einer Würze freundschaftlicher Ironie, der Daja mit knappem Ernst oder Scherz je nach Bedarf, dem Sultan „stolz bescheiden". Alle lernen von diesem weisen Pädagogen oder sollten doch von ihm lernen. Wie versteht er es, sich vor dem verbitterten Jüngling in seinem ganzen Menschenwerth dünkellos zu erheben, indem er sich vor ihm erniedrigt und zur Antwort auf das erste schnöde „Kaufe nichts" und schmähende Reden herabgebeugt den Mantel küßt, den das Feuer in jener Nacht versengt hat! Es giebt kein treffenderes Exempel zur Lehre des Spinoza, daß Haß den Haß mehre, Liebe ihn in Liebe verwandle, daß wer Beleidigungen mit Liebe heimzahle, sich

im schönsten Kampf frohe und starke Besiegte schaffe. Und Recha soll nicht bloß erzählen, welche Weltanschauung ihr vom Vater überliefert ist, sondern wir sollen Augen- und Ohrenzeugen dieses erziehenden Unterrichts sein, der den Samen der Vernunft ausstreut, die Dämpfe der Einbildung verjagt, bald sacht, bald mit einer plötzlichen Wendung ans Ziel führt, dem überspannten Geist ein kaltes Bad bereitet und den niedergeschlagenen nach einer strengen Cur mit dem schönen Wort aufrichtet: „Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche". Diese Scene, hell und klar wie ein frischer Morgen, nimmt das ganze thatenlose und empfindungsselige Geschlecht in Zucht, das die Herzchen verzärtelte und die Arme in den Schoß legte, statt sie ungebeugt zu regen, wie Goethe, der genesene Werther, mit machtvollen Versen mahnte. Darin zeigt sich denn der große Schriftsteller als der große Erzieher seiner Nation, daß er die erschlafften Schwingen stählt und den himmelnden und blümelnden Patienten im Spital der Empfindsamkeit als ein Gesunder seine alte Losung zuruft, der Mensch sei zum Handeln geboren. Die That ist alles! In den Versen:

> Begreifst du aber,
> Wie viel andächtig schwärmen leichter als
> Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
> Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
> Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
> Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

wird Jeder, der Ohren hat zu hören, auf das erfrischende Lebensideal der Energie verpflichtet. Darum will auch Nathan, als er mit nassem Aug' erzählt hat, welche Thaten der gottergebne Mensch sich abgewinnen kann, nicht die Wollust des Schmerzes auskosten, sondern er richtet sich männlich auf: „Laßt uns länger nicht einander nur erweichen. Hier braucht's That". Auch der Schauspieler soll sich das merken. Man dämmt, ohne sich menschlicher Thränen zu schämen, doch das überwallende Gefühl zurück, und Nathan spricht freundlich abbrechend zu seiner fassungslosen Tochter, die mit lautem Aufschrei ihm zueilt: „Wir verstehen uns! — Genug! — Sei heiter! sei gefaßt!" Bene agere et laetari im Sinne Spinozas.

Gute Thaten sind die Triebfedern des Stückes: auf dem guten Handeln Nathans beruht es, Saladins rasche gute That ermöglicht

erst die rasche gute That des Tempelherrn, so daß eine fortlaufende geschlossene Kette es zum Bewußtsein bringt,

wie aus einer guten That,
Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Thaten fließen.

Nicht so sehr einzelne, sondern ein ununterbrochenes tiefes Wohlthun wie Nathans väterliches Erziehungswerk. So illustrirt das hochsinnige Drama in Wort und Handlung die Lehre der Parabel, daß der Mensch durch herzliche Liebe und Verträglichkeit die Kraft seines Ringes bethätigen, daß er erst begreifen und dann üben müsse, daß nur im Frieden allseitiger Hilfeleistung das Ideal der Humanität errungen werde. Gott ist die Liebe:

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!

In derselben Zeit des höchsten Greisenalters, wo sein Geist prophetisch die Summe aller Weisheit im „Faust“ zog, hat Goethe ein ergreifendes Bekenntnis der reinsten Nathangesinnung abgelegt (an Sulpiz Boisserée, den 20. März 1831): „Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deswegen sucht er oder macht sich Proselyten. Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab' ich treulich durchgeführt und von Erschaffung der Welt an keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte mich zum Hypsistarier zu qualificiren.“ Hypsistarier zu sein, ist das Menschenideal des „Nathan“.

Niemals ist das alte große Wort des Römers: „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches acht' ich mir fremd“ tiefsinniger und gedankenloser, grollender und friedlicher, mit höherem und mit trivialerem Pathos durch alle Tonleitern durchgesprochen worden

als in den Jahrzehenden von der Geniezeit bis hinab zu dem zahmen Menschenfreund Iffland und dem leichtfertigen Apostel „naiver Menschheit in gefallnen Busen“ Kotzebue. Während die französischen Verfechter der Menschenrechte, denen Jean-Jacques als Sturmvogel vorausgeflogen war, gegen die Zwingburg anrücken und die Bluttaufe für Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit rüsten, entfalten deutsche Philanthropen ein friedliches Bemühen und bilden die Schriftsteller die reichste Terminologie zwischen den beiden Polen „Mensch“ und „Unmensch“ aus. Revolutionär das junge Geschlecht, wenn es wollüstig zu einem großen Mann aufschaute, vor den heroischen Menschen der Antike einen Ekel gegen die Buben und Wichte des tintenkleckſenden Säculums nährte und seinem Propheten Rousseau in den geträumten Orden der Natur nacheilte; enthusiastisch Schillers Freudenruf „Alle Menschen werden Brüder“; phrasenhaft der Hauspoet, der den „guten, edlen Menschen“ thränenselig belohnte und den „Marodeur an der Menschheit“ aus dem Festsaal des Biedersinns verstieß oder auch durch des Basses Grundgewalt den Werth, ein Mensch zu sein, verkündigte; in geklärtem Idealismus unsre Classiker auf der Höhe, zu der mehr als Einer von ihnen erst durch Sturm und Drang emporgeklommen war. Humanus heißt der Hohepriester in Goethes edlem Torso der „Geheimnisse“, und bis zum socialistischen „Band“ der „Wanderjahre“ sucht der Gedanke allgemeiner Brüderschaft Verkörperung. „Du findest“, schreibt Goethe 1782 an Lavater, „nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön, und der Menschheit nützlich und unentbehrlich“. „Menschen“ führt Lessings „Nathan“ einander in die Arme.

„Laß dich umarmen, Mensch! — du bist doch noch mein Freund?“, so grüßt der Jude den Derwisch, als seien „Mensch“ und „Freund“ nur verschiedene Ausdrücke für denselben hohen Begriff. Was der junge Schiller in Rousseau erfüllt sah, daß er aus Christen Menschen werbe, lebt und webt idealisch in unserm Drama. „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?“ fragt Nathan, der Menschenfischer, der nicht am Ganges nur einen findet, dem es genügt, ein Mensch zu heißen. Nach Menschenwerth will man geschätzt sein, nicht als Glied eines Volkes.

Als Christ, als Muselman: gleich viel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlonk;
Im Tulban, oder deinem Filze: wie
Du willst! Gleich viel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

sagt mit großartiger Wendung der Sultan zum Tempelherrn. Dieser aber hat vorher dem befreiten Juden gegenüber Lessings Mahnwort an die ausschließliche Judenschaft kräftig verkündet:

Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Christ und Muselman vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott!

So bringt Sittah — als der rasche Bruder, seinem Lieblingstraum einer doppelten Verschwägerung mit dem Christenhause des Richard Löwenherz nachhangend, schwärmt: das hätte Menschen geben sollen! — einen lebhaften Ausfall gegen christliche Menschenmäkelei, dessen Schroffheit nur durch die Achtung vor Christi edler Menschlichkeit gemildert wird:

Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu und Glaube nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht; sein Name
Soll überall verbreitet werden; soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen.

Und sehr charakteristisch sind in dieser Hinsicht manchmal die bloßen Anreden. „Was, Jude? Was?“, fragt Curd mit verächtlicher Eile den Nathan, als gönne er ihm kaum das kürzeste Gespräch; nach jenem Kuß auf den versengten Mantel verbessert er sich stockend: „Aber, Jude — Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan —“. „Tritt

näher, Jude!", beginnt Saladin als stolzer Sultan und giebt der Vorverhandlung durch ein herrisches „Aufrichtig, Jud!" Gewicht — so redet er nie wieder zu dem Menschen, dessen hohe Weisheit ihn unterwirft. Doch „Sei ruhig, Christ!" ertönt's von seinen Lippen, wenn der Tempelherr einen Nathan hitzig den Schwärmern seines Pöbels preisgeben will, und Curd empfindet des Vorwurfs ganze Last, die Saladin in diese Silbe preßt. Und wieder beim letzten Rückfall des Jünglings in niedrigen Verdacht ruft ihn solch ein inhaltschweres „Christ!" zur Ordnung, das wuchtig zusammenfaßt, was früher als das Gebot erklang:

Sei keinem Juden, keinem Muselmanne
Zum Trotz ein Christ!

Wenn aber der gute Bruder Nathans Tugend aufs höchste zu rühmen wähnt, indem er bewegt ruft: „Nathan, Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bessrer Christ war nie", lehnt Nathan dies vermeinte größte Lob mit milder Überlegenheit ab: „Wohl uns! Denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden". Immer springt die Grundanschauung hervor, der Adel guter Menschen sei an kein Land und kein Bekenntnis gebunden; hier am stärksten die einseitige Tendenz des Rationalismus, allen Glaubensgehalt zu verblasen und nur die sittliche Aufklärung gelten zu lassen. Humane Tugend ohne jede Schranke der Religion und Abstammung, ein schönes Luftgebäude!

Wo gute Menschen einander finden, da schließt ohne Rücksicht auf Stand, Volk und Glauben herzliche Freundschaft Hand in Hand. Hier empfängt der deutsche Cultus der Seelenfreundschaft seine letzte Weihe. Die hinreißende Bitte „Wir müssen, müssen Freunde werden!" und die Gewährung „Wir sind es schon." klingt von Mund zu Mund. So erbittet Curd Nathans Verzeihung und Liebe; „Sei mein Freund!", sagt der Sultan mit ausgestreckter Rechten zu dem Weisen, der wie Lessing die Kleinheit der Großen kennt, aber wie Lessing „auch ein Freund der Großen ist, insofern sie Menschen sind". Und dies überströmende Werben um Freundschaft vereint auch die Frauen: Freundin, Schwester, Mütterchen, nur nicht Prinzessin will Sittah von Recha, die im ersten Augenblick ihr Herz erobert hat, genannt sein.

Den vornehmsten Denkmälern großer Blüthezeiten ist es ge-

geben, im Kunstgewande den Vollgewinn der Gedankenarbeit und ethischen Errungenschaft ihrer Epochen darzubieten und dergestalt auch didaktisch die höchste Stufe erziehender Wirkung weithin und unverlierbar einzunehmen. So erscheint uns in Sophokles die Cultur des Perikleischen Zeitalters; in Dante gipfelt die scholastische Weltanschauung; Shakespeares Dramen sind ein Höhenzug, auf dem die protestantische Bildung Englands lagert; „Faust“ nimmt von Jahrzehend zu Jahrzehend den Ertrag des genialsten Universalismus auf; Schillers philosophische Lyrik schwingt sich stolzen Flugs in den Äther. Lessing ist der Erste, der im deutschen Drama, ohne die Gebote der lebendigen Bühne aus dem Auge zu verlieren, als ein Pädagog seines Volkes die ernstesten Fragen der geistigen und sittlichen Aufklärung behandelt.

Die Neuheit und Hoheit des Vorwurfs verlangte eine neue, gehobene Form. „Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe“, sagt Lessing unter der Arbeit besorgten Freunden, die schon ein Pöbelgeschrei gegen den deutschen Voltaire erschallen hörten. Er bemühte sich auch, durch eine das Publicum überraschende Versification, durch sorgliche Berathung mit Ramler, durch emsiges „Flicken und Feilen“ bei der Durchsicht, selbst durch eine klar deutende Interpunction, deren phonetische Grundsätze in einer Vorrede dargelegt werden sollten, sein Drama zum dauerhaften Kunstwerk zu erhöhen. Ein Gipfel sollte aus dem theologischen Kampfgefild emporsteigen. Die Kernscene wurde langsam gefördert; sie sei ihm wirklich am sauersten geworden, sagt Lessing selbst, der in andern Briefen nach gewohnter Art kleine, bisweilen paradoxe Scherze über die Form seines „Nathan“ anbringt. „Um geschwind fertig zu werden, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten, denn das wäre gar zu ungereimt“. Den Alexandriner hatte er schon längst vor den üblen hamburgischen Theatererfahrungen verabschiedet; den von Ramler thöricht vorgeschlagenen Ersatz, antike Trimeter mit einem Anapäst an vorletzter Stelle, konnte er nicht brauchen, weil der griechische Sechsfüßler dem selbst im Wortgefecht feierlichen und getragenen Stil des alten Theaters, nicht aber dem Bedürfnis der modernen Dramatik und am wenigsten des dialektischen „Nathan“ entspricht.

Das deutsche Schauspiel verfügt über zwei äußerst leistungsfähige Versarten, den in England durchgebildeten Blankvers und die Reimpaare mit vier Hebungen. Diesen, unsren alten „Knittelversen“, gab Goethe neuen Adel, und ihre Vielgestaltigkeit, ihre dem knappsten Ausdruck wie der kunstvollen Periode gleichmäßig gehorchende Structur bleibt einer bedeutenden Bühnenzukunft sicher.

Den Blankvers hat, nach einzelnen Versuchen vom sechzehnten Jahrhundert her, schon Gottsched dem „verdrüßlichen Reimen“ gegenüber, ohne rechten Muth der Praxis für sich und seine Schule, empfohlen. Wir sahen, wie Lessing und Genossen, er selbst nur verborgen, schon in den fünfziger Jahren mit diesem Blankvers, nach dem Muster mehr des englischen Epos, Proben anstellten und auch der Meister des deutschen Alexandriners, Elias Schlegel, gleichfalls im Stillen das Experiment verfolgte, dem auf epischem und didaktischem Gebiet der Übergang vom Alexandriner zum Hexameter entspricht. Cronegk und Brawe machten den Tausch mit. Weiße schlug nicht durch, der große Sprecher Ekhof hatte Bedenken gegen die Einführung einer neuen Form, und Schröders Preisgericht wollte 1776 zwar die Trauerspiele in Versen nicht ganz ausschließen, aber Trauerspiele „in Prosa, von sonst gleicher Güte, viel lieber“ sehn. Darum mußte auch Shakespeare, trotz dem Anlauf Mendelssohns, also eines Lessingschen Freundes, lang im Fegefeuer der Prosa schmachten. Die ganze Stärke des Blankverses konnte aber nur dem aufgehn, der ihn beim größten germanischen Dramatiker studirte und als geheimer oder öffentlicher Dolmetsch Shakespeares nachbildete. Herder, dem manche Rede des Briten meisterlich gelang, ward sein Herold, Wilhelm Schlegel sein Werkmeister; zwischen beiden an Shakespeare geknüpften Kundgebungen, der theoretischen und der exemplarischen, stehn der „Nathan“ und Schillers erste, noch unvollkommene, aber weit schwungreichere Jamben. Herders „Fragmente“ sprachen 1768 das wohlbegründete Todesurtheil über den eintönigen, charakteristischer Abschattung feindlichen Zwang des deutschen Alexandriners aus, den die wahrhaft alexandrinische Zeit der Hübner und Opitz uns aufgezwungen, und traten mit überzeugender Beredsamkeit für den Quinar ein: „Wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehreren Denk- und

Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können. Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich den Motiven anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben, nicht sich beständig in Jamben jagen, nicht in einerlei Cäsuren verfolgen, nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten, nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmaß einkerkern" ... Das neue Metrum „wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt". Dies Herdersche Programm ist bis ins Einzelne, bewußt oder unbewußt, maßgebend geworden für Lessings Behandlung der fünffüßigen Jamben, die er nun, geraume Zeit nach „Kleonnis" und „Fatime", flüchtig im „Spartacus" probte und im „Nathan" kraft seiner großen Autorität so zum Sieg führte, daß Deutschland, mit ganz berechtigter Nichtachtung aller kleinen älteren Anläufe, auch des bedeutsamen Vorgangs der Gotterschen „Merope" (1774), die Geburt seines Blankverses einmüthig ins Nathanjahr 1779 verlegt.

Lessing horchte nicht gleich Wieland und dem bekehrten Götzdichter auf die weiche Flöte Italiens. Er hat sich nicht am Kunstbau geschmückter Stanzen versucht und nicht wie Iphigeniens Sänger aus den rollenden Perioden des griechischen Trimeters den letzten Antrieb gegen ein halbschüriges Schwanken zwischen Vers und Prosa empfangen. Bei Goethe entwickelt sich der Vers allgemach in natürlichem Wachsthum, lüpft im „Egmont" scenenweis die Prosadecke und bricht in der „Iphigenie" zur rechten Stunde wie ein Schmetterling aus seinem Puppenstand hervor: „Es kommt die Zeit, er drängt sich selber los und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß". Die Verse der „Iphigenie", des „Tasso", dessen erste Prosa Goethe einmal sinnend neben den „Nathan" legte, der „Natürlichen Tochter", harmonisch durchgebildet und so rein vollendet, daß unsre Stimme ihnen durch die Recitation wehzuthun fürchtet, dies regelmäßige und melodische Kommen und Weichen langer Wellen, wie es Goethe am Gardasee belauschte, sind der ausgeprägteste Gegensatz zu Lessings Jamben. Hier trifft man keine Zartheit, keine Musik, keine feinen Gelenke im Einzelvers, an dessen Schluß Goethe fast immer einen sanften Athemzug erlaubt, vielmehr nach jener Anleitung Herders: Stärke, Wechsel, Differenzirung, Sprünge, Dissonanzen, Cäsurlosigkeit, freiere Betonung; allerdings in Partien wie der Parabel einen

geglätteten Aufstieg, zumeist jedoch theils aus Ungeübtheit, theils um grundsätzlich dem sermo pedester wie etwa Horazens Hexameter hübsch nahe zu bleiben, ein unruhiges, oft holpriges Zickzack der Verse. Sehr selten ist der Lessingsche Vers eine Einheit. Raschestes Vergleichen einer Goethischen Seite oder einer doch viel dramatischeren Schillers und eines Nathanblattes genügt, dort einen wohlproportionirten Körper, hier lauter scheinbare Verrenkungen zu sehn: mehrere Personen theilen sich gern in den Vers, die Interpunctionen spalten ihn vielfach, das Enjambement, so rücksichtslos wie nirgend anderswo behandelt, reißt die engsten syntaktischen Verbindungen entzwei und trennt das Zusammengehörigste durch den Einschnitt des Versendes. Aber, und das giebt den Ausschlag, diese Verse wollen eben nicht als Fünffüßler betrachtet und schulgerecht scandirt, sondern als freie Jamben, die sehr wohl in den wechselnden Perioden von vers irréguliers gedruckt sein könnten, vernommen werden; hatte doch Lessing einst sogar die zwanglosesten dithyrambischen Maße für das Drama empfohlen. Wenn man längere Reihen des „Nathan“ lebhaft spricht, werden Cäsuren und Enjambements gar keine Rolle spielen oder diese nur da auffallen, wo klingender Ausgang beim raschen Übergleiten vom sichtbaren Versende eine Art Anapäst ergiebt. Man wird nie die Harmonie der syntaktischen und einer gegebenen metrischen Gliederung bewundern können, aber etwa die Unruhe Hafis in solchen zerstückelten Jamben unübertrefflich ausgeprägt finden und kaum unterscheiden, welche drei von den sechs Einschüben „sagt der Patriarch“ nicht innerhalb je eines und desselben Verses stehn.

Die reichlichen Sentenzen dringen zwar nicht klangvoll gerundet wie Schillers geflügelte Worte, doch präcis ins Ohr. Rede und Gegenrede entfalten die behendeste Dialektik, obwohl an manchen Stellen eine gewisse Künstlichkeit auffällt. Es stimmt durchaus zur Absicht des Dichters, wenn der Vers seine idealisirende Kraft nur so weit ausübt, daß die Sprache zwischen dem natürlichen Umgangston und dem festlichen Schmuck gebundener Poesie die Mitte hält; und hat Friedrich Schlegel mit epigrammatischem Witz von einem durchgängig cynisirenden Ausdruck geredet, der wohl nur die beste von Lessing geschriebene Prosa sei, so halte man Lessings eigene Pointe dagegen: „Meine Prose hat mir von jeher mehr Zeit ge-

kostet als meine Verse. Ja, wirst du (Bruder Karl) sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubnis, ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären". „In Ansehung des Wohlklanges", schrieb er an Ramler, meine er seinen Versuch „so ziemlich von der Hand wegschlagen zu können. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt, sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prose zu sehr auffallen dürfte" und der Vers auch leichter als eine schnurgerade Prosa die nöthigen polemischen Absprünge gestatte. So zweckgemäß nun die Form des „Nathan" ist, darf doch nicht geläugnet werden, daß viele gewaltsame Synkopen und Apokopen, die Ausfüllung ganzer Verse durch lauter einsilbige Wörter, darunter so mißtönende Vocalreihen wie „Mild ihm im" „Ihr! Ich! ich ihr" „ich hier sie in", daß Kakophonien wie „nun wissen wessen" oder „auch wohl wo" der emsigen Feile leider getrotzt haben, daß sehr charakteristischen Wiederholungen desselben Wortes viele als bloßes Füllsel zur Seite stehn und die Häufung „Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind! Sie sind's! Sind" . . . den Schluß keineswegs verziert, sowie daß außer modernen Fremdwörtern manche vulgäre Wendung: ein „es klemmt" oder „noch bin ich auf dem Trocknen völlig nicht" in Saladins, ein sehr anstößiges „verhunzen" in des Tempelherrn Munde, bedenklich aus dem Costüm fällt. Der Leser und Hörer wird an solchen Stellen doch mit Gervinus nur rufen: „Schade was um die schlechten Verse!" und im unverkümmerten Genuß der gedankenweckenden Kraft dieses Stils folgen, der Jeden fesselt.

Als Schiller den „Don Carlos" schuf, ist er nicht bloß mit jugendlichem Sturmlauf in Lessings geistiges Erbe hineingesprungen, einen Domingo brandmarkend, König und Malteser nach Saladin und Nathan zum enthusiastisch erhobenen Gespräch über Gedankenfreiheit vereinigend, sondern er ist auch formal in die Schule des berühmtesten neueren Versdramas gegangen. „Sichtbar" zu sehen, sagt Jacob Grimm, „ist schon in Schillers Fiesco der Einfluß der Emilia, noch stärkern hatte Nathan auf Don Carlos, das erste von Schiller in Versen geschriebene Stück, und diese Verse, so weit hinter den flüssigen der Braut von Messina sie bleiben, sind doch beträchtlich besser als die Lessingschen". Sie haben den volleren

Klang, das dramatischere Tempo und lassen die Meisterschaft ahnen, die nach einer langen Pause, als der klare Spiegel der Goethischen Seelendramen weitab vom Theater erglänzte und endlich unser eingedeutschter Shakespeare den Bühnenblankvers auch für Schillers Pathos schulen half, den „Wallenstein" erfüllte. Der Prolog vom Herbst 1798, die großartigste Theaterrede, die je gesprochen ward, muß für Inhalt und Form der neuen heroischen Kunstschöpfung um ein williges Gehör werben, als versuche das deutsche Drama hier zum ersten Mal, die Nation „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen". Die Schattenbühne hatte lang genug der modernen Familie gehört. „Nathan" aber war schon zwanzig Jahre vorhanden als ein bloßes Buchdrama.

Nur auf Leser hatte der Nathandichter selbst gezählt, und an solchen fehlte es 1779 nicht, wo der von zweitausend Subscribenten vergriffenen Osterauflage bald eine zweite, eine dritte rechtmäßige Ausgabe folgten und der erste Nachdruck natürlich nicht lang auf sich warten ließ. Wien hatte löblich zweihundert Exemplare begehrt, aber Lessing sandte die Liste zurück, um der gefräßigen Censur kein Futter zu schneiden. Leipzigs Theologenfacultät wünschte die Confiscation des religionsfeindlichen Schauspiels und strich zur Begründung dieses frommen Zwecks eine Reihe Stellen an, doch hat der von der Büchercommission weiter geleitete Antrag in Dresden weniger Glück gemacht als 1775 die Hetzjagd gegen den „Werther". Manches Nathanbändchen ging unter unbemittelten Leuten von Hand zu Hand; an manchem deutschen Theetisch trug der Hausvater das Drama der Aufklärung den Seinen vor, oder ein Freundeskreis theilte sich in die Rollen. Die Tageskritik aber blieb auffallend stumm, und die Lobeserhebung der Charaktere sowie der Sprache, seltener der Geistesfreiheit, ist in den spärlichen Recensionen durch die Bank so schal, daß Wieland nach mehr als einem Jahr erklären mußte, er kenne kaum eine Beurtheilung von „Nathans" dichterischen Verdiensten, sondern nur Declamation und Achselzucken über die darin gelehrte Religionsmeinung. Ausführlich sprach allein die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung. Waren die berufenen Zeitschriften, auch Wielands eigner „Merkur", zu lahm und vor einer hohen Obrigkeit zu bang, um diese in vieler Hinsicht epochemachende Erscheinung nach Gebühr zu würdigen?

Auch die orthodoxe Rechte verhielt sich schweigsam: der Altonaer Reichspostreuter, Freund Wittenberg, trompetete bloß ein rasches Signal gegen diese bitterste Satire auf den christlichen Glauben. Die heruntergekommenen Frankfurter gelehrten Anzeigen, unter der Überschrift „Indifferentismus in der Religion", fanden das Drama, das lesen möge wer dergleichen verdauen könne, eines Mendelssohn würdig, aber keines Dichters im Schoße der Religion Jesu, und riefen vor dem Abdruck des ersten Parabelstückes ihr Wehe über diesen Mann im Osten: „Welch ein Bild von Gott?!!!!!" Und schon ein paar Wochen früher, am 4. Juni, hatte dasselbe Organ, das Lessings Witz seit den „Anti-Goeze" „in Koth gesunken" fand, ein bösartiges Gedicht von Pfeffel „Das Goldstück" wiederholt (auch in den Vossischen Musenalmanach für 1780 aufgenommen, zu Lessings großem Ärger und unsrer Verwunderung über den Redacteur). Die Schlußwendung zielt auf die Fragmente, aber im Trödeljuden Ephraim, der einem Knaben weismacht, sein altes Goldstück sei falsch, konnte man nun auch den Parabeldichter Ephraim Lessing sehen, wie ihn der blinde Mann in Colmar sich carikirte. Aus dem Trupp der Nathanfeinde, die nach Lessings richtiger Voraussagung in Kämmerlein und Conventikeln über die freche Feier jüdischer Gottlosigkeit zeterten, trat nur Einer zu gründlicher Abwehr hervor, ein greiser invalider Schwachkopf der Gottschedischen Schule, Balthasar Ludwig Tralles, Arzt und naturschildernder Dichterling in Breslau. Seine „Zufälligen alt-deutschen und christlichen Betrachtungen", die 1779 in einem polemischen und einem viel längeren, auch entsprechend langweiligeren apologetischen Theil erschienen, athmen „Schaudern und Entsetzen" vor der zügellosen Voltairischen „Dreustigkeit, ohne allen Rückhalt und vorhergegangene zulängliche Überlegung, mit der Religion öffentlich ein Gespötte zu treiben", vor der sprachlichen Auflehnung gegen „das alte gute reine Deutsche nach Gottscheds Sprachlehre" (wobei einige berechtigte Zweifel auftauchen), vor der neuen Orthographie „oder vielmehr Pseudographie, die nunmehr bis auf den Gipfel der Thorheit steiget." Lessing hatte in der „Duplik" gehöhnt: es sei immer rührend, wenn der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stelle, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden wage; jetzt that er sehr recht daran, nur brieflich dieses

altersschwachen Schlesiers zu spotten, gegen den noch 1781 Herr v. Schütz mit einer unnützen und herzlich unbedeutenden Verthei- digung zu Felde zog.

Alle Stimmfähigen bezeugten einhellig, welches Fest des Geistes ihnen eingeläutet sei. „Er ist Lessings würdig, wenn es auch we- niger Drama als Philosophie in dramatischer Form wäre", schrieb Leisewitz, als er am 11. Mai den eben erschienenen „Nathan" durch- gelesen hatte, in sein Tagebuch. Die alten Getreuen schworen dar- auf, Lessing habe nichts Besseres geschaffen und könne nichts Größeres hervorbringen. Gleim rief, wenn die Dummheit und Bosheit rings- um über die Verherrlichung des Juden murrte, mit dankbaren Thränen: „Gott erhalte Nathan den Weisen!" und identificirte den Helden mit seinem Schöpfer, jetzt in Briefen, dann in der Grab- schrift „Nathan der Weise ruhet hier", um endlich mit kindlicher Blasphemie und arger Reimtechnik seinen bewunderten Dichter neben, wo nicht gar über den lieben Gott zu stellen:

Den weisen Salomon schuf Gott der Herr,
Den weisen Nathan aber schuf uns Er!

Moses Mendelssohn, der später diesen „Nathan" als herrliches Lob- gedicht auf die Vorsehung und als Anti-Candide pries, zollte den bündigsten Beifall und erleichterte nach Lessings Tod sein volles Herz, indem er dem Bruder schrieb: „Fontenelle sagt von Coper- nicus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Bio- graph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand." Andächtig fand die „versammlete Gemeine" der Weimarer im „Nathan" ihre liturgische Lection; der Dank kam aus Elisens Feder: „Tausend Gotteslohn für Ihren Nathan, lieber Lessing! Lange, lange muß kein Trunk Wassers in einer dürren Sandwüste so verschluckt worden sein, so gelabt haben als dieser uns . . . So ein Jude, so ein Sultan, so ein Tempelherr, so eine

Recha, Sittah — was für Menschen! Gott! wenn es deren viele von ordentlichen Vätern geboren gäbe, wer möchte nicht so lieb auf Erden als im Himmel leben, da, wie Sie ganz recht bemerken, der Mensch dem Menschen doch immer lieber bleibt als der Engel. Sie haben Wort gehalten: eins Ihrer rührendsten Stücke ist Nathan geworden, in dem ganzen Umfang und der edelsten Beziehung des Worts." „Tausend Ausrufungen des Entzückens" that F. H. Jacobi während der Lectüre.

Die gewichtigste Anerkennung aber kam aus Weimar; in ein paar schlichte Worte, wie in einen starken Händedruck, faßte Herder, auch ein Collecteur für „Nathan", seinen Beifall zusammen: „Ich sage Ihnen kein Wort Lob über das Stück; das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk". Wäre nur der vertraute Gedankenaustausch der Weimaraner gebucht worden, besäßen wir nur Herders und Goethes Gespräche! „Vor Nathan dem Weisen", erzählte Knebel 1780 in Pempelfort über Goethes Antheilnahme, „sei er ordentlich prosternirt. Er werde nicht müde, ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Lessing selbst", fügt Jacobi hinzu, „hatte mir schon gesagt, daß man ihm von Weimar aus große Complimente über sein Stück gemacht."

Das geplante Nachspiel „Der Derwisch" (neben dem auch ein höchst problematisches „Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi", der „Fromme Samariter", erwähnt wird) hat Lessing nicht geschrieben, und die Frage, ob Al Hafi darin unter seinen Lehrern am Ganges oder nach Jerusalem heimgekehrt erscheinen sollte, bleibt ein müßiges Spiel des Witzes. Nur so viel dürfte sicher sein, daß der sentimentale Rousseauton, mit dem Klinger in seinem Drama „Der Derwisch" den Sehnsuchtsruf Hafis wieder aufnahm, keinen irgend entsprechenden Ersatz für Lessings verklungenen Epilog bildet; einer späten Parodie „Der travestirte Nathan" zu geschweigen, worin Julius v. Voß seine liederliche Muse mauschelnd und sonettirend den romantischen Komödienstil lehrte. 1782 hatte der Meininger Hofpastor Pfranger in leidlicher Sprache und Metrik, aber mit stümperhafter Technik und lauwarmer Stimmung, die man jesuitisch schelten möchte, wenn sie nicht bloße Schwächlichkeit eines halbliberalen Apologeten wäre, dem „Nathan" ein langathmiges Gegenstück „Der Mönch vom Libanon",

dem Judenmärchen eine christlich positive Parabel entgegengestellt. Hier wird Nathans Weisheit und Tugend auf der einen Seite anerkannt, auf der andern in ihrer traurigen Unzulänglichkeit entlarvt. Saladin ist vom Anfang, wo ihm Nathans Lehre Hirn und Herz martert, bis zum Schluß, wo dem Sterbenden seine Jugendsünden ins Gesicht geschleudert werden, als hilfloser Schattenkönig aufs Siechenbett gestreckt. Statt des christlichen Patriarchen führen ein giftmischender Imam und ein plumper Marionettenbösewicht von Mameluk die Ränke. Alles verklärende Licht ergießt sich über den mönchischen Leib- und Seelenarzt vom Libanon, den verkappten Assad; dieser große Unbekannte giebt auch, lang bevor er das Familiengeheimnis enthüllt, durch seine Rede, sein Gebahren, seine Bibel die Seele Rechas dem Christenthum zurück. Ein ödes Pastorenstück, das troß einer zweiten umgearbeiteten Auflage spurlos vorbeistrich und durch manches Wiederkäuen aus dem mattherzig bestrittenen Urbilde beinah an Herrn Schönes unpolemische Fortsetzung von Goethes „Faust" erinnert. Goethe hat „vom Libanon den heiligen Mann", dem mit Unrecht auch die Urheberschaft eines gemeinen sechsten Acts zur „Stella" in die Schuhe geschoben ward, noch spät nebst dem Wertherfeind Nicolai und Pustkuchen, dem frömmelnden Sudelkoch der falschen „Wanderjahre", zu einem traurigen Dreibund vereinigt, als Afterpoeten, die die Götter „nach ihrem Bild zu Schuften" machten. Freundlicher erscheint Pfrangers Bild an der Seite Reinwalds und Schillers während dessen Bauerbacher Weltflucht.

Der so deutsche wie internationale „Nathan" legte weite Reisen durchs Ausland zurück und kam bis zu den Türken. Neugriechische Übersetzungen dieses Dramas von hervorragenden Staatsmännern stehn neben des Erbprinzen Bernhard von Meiningen hellenischer „Emilia Galotti". Keinem Culturvolk ist er fern geblieben. In England folgten auf eine durch den entehrten Flüchtling Raspe schon 1781 dargebotene schlechte Prosa zunächst als Privatdruck, 1805 öffentlich William Taylors Verse, gewannen aber der geschickt übersetzten Parabel nur zögernden Beifall. In Frankreich, wo man gar diesen Saladin unwürdig fand und wo auch Mad. de Staëls Urtheil nicht tiefer drang, schritt Joseph Chénier mit einer ganz freien dreiactigen Bearbeitung voran, die auf zahlreiche Scenen, selbst

Nathans Erzählung vor dem Frère Bonhomme, auf Derwisch und Sittah verzichtet, um endlich aus dem Templer und Zoé-Recha doch ein Paar zu machen; ein Pröbchen mag zeigen, wie sich die deutschen Sprechjamben in der getragenen Alexandriner-Declamation unsrer Nachbarn ausnehmen:

„Quand des trois diamans la céleste puissance
Aura de père en fils versé son influence,
Un juge plus habile, après mille et mille ans
Devant ce tribunal citera vos enfans".
Ainsi parla le juge équitable et modeste.
Saladin.
Sage! ils t'ont bien nommé, chaque mot me l'atteste.

Lessing hatte sein dramatisches Gedicht nicht im wörtlichen Sinn von der alten „Kanzel" herab unter die Leute bringen wollen, oder vielmehr er war sich ganz klar darüber, daß „Nathan" erst spät, vielleicht niemals den Pfad zu dieser Kanzel frei finden könne. Der Tageskritiker wiederholte das, den Parabelschluß ernstlich dahin parodirend, dann werde ein weiserer Recensent sein Urtheil sprechen. „Ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen" (nämlich durch directe Herausforderung der jetzigen Schwarzröcke), „endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erst in hundert Jahren wäre", sagte Lessing, und später: „Es kann wohl sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird". Es scheint, daß erfahrene Theaterkenner wie Lichtenberg und Engel, der in Berlin Autorität für die Bühne war, der gleichen Entsagung huldigten. Da der „Nathan" unschwer zu insceniren und von guten Kräften, die nicht im gemeinen Schlendrian aufgingen, erfolgreich zu spielen war, ist der Grund der andauernden allgemeinen Zurückhaltung vor allem in der censurwidrigen Tendenz des Stückes zu suchen; wollte doch nach hundert Jahren noch eine süddeutsche Kammer den gefährlichen Gast aus dem Hoftheater verbannen. Während Bruder Karl nirgends die rechten Schauspieler für ein so feines Gedankenspiel und eine so maßvolle Charakteristik vorfand, überlegte schon 1779 Dalberg, dessen zwei Jahre später an einem ganz anders gearteten Neuling, den „Räubern", bethätigter Wagemuth für zukunftathmende Schöpfungen uns mit seiner leidigen Intendantenschwäche versöhnen

mag, eine Mannheimer Aufführung, doch ohne dem kühnen Gedanken Gestalt zu geben. Auch Schröder in Hamburg, wo sein Shylock seit 1777 Triumphe gewann, widmete dem „Nathan", der ihm aus der Seele geschrieben war und lang in mannigfacher künstlerischer und philosophischer Hinsicht der Gegenstand seiner Unterhaltung blieb, bloß eine platonische Liebe. Nur ein auserwählter Kreis durfte sich daran erbauen, wenn der Meister, von würdigen Genossen unterstützt, eine Vorlesung veranstaltete: „Seinen Nathan bewunderten die Zuhörer, aber sie waren auf ihn gefaßt. Den Patriarchen, den er gleichfalls übernahm, bewunderten sie nicht weniger und wurden durch ihn überrascht. So rein von Ziererei und Auffahren, so vornehm sanft und mit ruhiger Salbung flossen die Äußerungen der Unduldsamkeit von seinen Lippen, als hätte Lainez sich mit dem Cardinal von Lothringen vor den Augen des französischen Hofes unterredet." In Tiefurt bei Anna Amalia las er im Sommer 1801 unter allgemeinem Beifall, dem auch Schiller sich nicht entzog, den „Nathan", höchst einfach und charakteristisch, am überwältigendsten die Erzählung vor dem Klosterbruder. Gewiß würde dieser große Künstler, der zu dienen wußte, Lessings Charaktere auch auf den Brettern ohne jede schreiende Farbe gemalt haben. An innerem Antrieb fehlte es nicht, und die stumme Vorführung einiger Figuren des „Nathan" in zwei hamburgischen Redoutenaufzügen (Januar und Februar 1789) konnte ihm keine Abschlagzahlung sein. Noch 1810, als er zu dem würdigen Collegen Schmidt, der das treulich gebucht hat, von seiner völlig erloschenen Liebe zur Schauspielkunst sprach, that er zögernd das Geständnis: „Nur eine einzige Rolle giebt es, die mich in Versuchung führen könnte. — Und die wäre? fragte ich begierig. — Lessings Nathan. Wie gern hätte ich diesen Charakter früher gespielt, wäre es zu meiner Zeit für möglich gehalten worden, dieses wundervolle Werk auf die Scene zu bringen! . . . Ich erzählte ihm, wie ich in Magdeburg die Initiative ergriffen habe, das Gedicht für die Bühne wiederzuerobern, worüber er sehr vergnügt wurde. In die beste Stimmung versetzt, recitirte er zuletzt ohne Anstoß die berühmte Erzählung von den drei Ringen. Alle lauschten athemlos, denn der Vortrag war von erhabenster Einfachheit, ganz dem Charakter des herrlichen Dramas entsprechend. Als er geendigt, schien es mir, als sei es für einige

Augenblicke gelungen, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen, doch schnell sagte er lächelnd: Nein, mit einem neuen Debut von mir ist es zu spät."

Friedrich Ludwig Schmidt und die weimarischen Kunstfreunde theilen sich in die Ehre, dem „Nathan" auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts die Theaterpforten für immer erschlossen zu haben. Ein im vorigen angestellter Versuch war längst vergessen. „Was würdest du aber sagen", hatte Karl Lessing 1779 den Bruder nach allerhand theatralischen Bedenken gefragt, „wenn Döbbelin den Nathan dem ungeachtet aufführte?" Theophilus Döbbelin wagte es wirklich, am 14. April 1783 in Berlin den „Nathan" auf die Bretter der Behrenstraße zu rufen, mit erklecklichem Kostenaufwand für Decorationen und Kleider, aber einer mangelhaften Besetzung, so daß der Neuigkeitserfolg des ersten Abends am zweiten verflogen war und am dritten das Haus eine gähnende Leere zeigte. „Die Judenschaft", bemerkt ein harmloser Recensent, „auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war." Und die minder bescheidenen aufgeklärten Berliner durften ihr Fernbleiben vielleicht durch den Hinweis auf die ungenügende Darstellung entschuldigen, da dieses Stück mit dem Hauptmann steht und fällt, und Frau Mecour-Daja, Demoiselle Döbbelin-Recha die Scharten Theophilus-Nathans nicht auszuwetzen vermochten, während Derwisch, Tempelherr und Klosterbruder leidlich geriethen. Der ergraute Coulissenreißer aber, den Chodowiecki hochtrabend und affectirt fand, fühlte sich trotz der trüben Erfahrung vom 14. bis zum 16. April fortan als Lessings Generalagent; gegen einen bösen Zeitungsschreiber spielte er im November des nächsten Jahres den Trumpf aus: „Wer hat zuerst Minna von Barnhelm aufgeführt? Döbbelin! — Wer hat Emilia Galotti zuerst und im Manuscript auf die Bühne gebracht? Döbbelin in Braunschweig. Wer hat's unter den Deutschen gewagt, Nathan den Weisen, mit aller Würde, neu decorirt, neu gekleidet auf die Bühne zu bringen? Dieser von Ihnen unverantwortlich gehudelte Döbbelin." Die Verdienste eines gewissen Seipp durch eine Preßburger Nathanaufführung vom Sommer 1785 blieben ganz im Stillen.

„Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück

schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!", schrieb Lessing im Entwurf einer Vorrede. Magdeburg und Weimar dürfen diesen Gruß des Nathandichters für sich in Anspruch nehmen.

Endlich, am 27. Juli 1801, brach die Schmidtsche Truppe, voran der Principal in der Hauptrolle, das Eis: eine „wahrhaft andachtsvolle Stille" herrschte im Hause, der Erfolg überstieg sogar den des „Wallenstein", und als die Mageburger jubelnd die Wiederholung für den nächsten Abend forderten, war dem braven Director so selig zu Muthe, „als ob er sich in höhern Regionen befände und dort ein Schauspiel aufführte". Sein Ruhm soll ihm bleiben; die geistige Führung aber gehört Weimar, wenn auch die fortwirkende That dort, wo Goethe und Schiller herrschten, erst am 28. November 1801 und zunächst noch in mangelhafter Aufführung geschehen ist. Begeistert, mit dem üblichen Scheelblick auf die Schauspieldichter der Gegenwart, schrieb Caroline Herder an Gleim. Berlin folgte unter diesem Eindruck im März und im October 1802: Iffland spielte die Titelrolle (in Schillers Bearbeitung), Friederike Unzelmann die Sittah, Tempelherr und Patriarch befriedigten, die anderen Rollen waren schlecht besetzt, aber Nathans und Mendelssohns Religionsverwandte sorgten nun für volle Häuser, während Wilhelm Schlegel, damals auf der Höhe seiner Aufklärungsfeindschaft, ein sehr kühles Urtheil abgab. Am durchschlagendsten war der Erfolg in Hamburg am 2. December 1802. Braunschweig sah die erste Aufführung im August 1804 mit Schmidt, Mannheim im Mai 1805, und so ging, auch durch Ifflandische Gastspiele in Leipzig und sonst gefördert, die Eroberung der deutschen Bühnen Schritt für Schritt weiter. Selbst München konnte sich endlich nicht mehr ausschließen (27. Mai 1814): man strich die Schillersche Bearbeitung zurecht und opferte den Patriarchen gänzlich. Nur in Wien sollte noch immer gut Ding Weile haben, denn erst am 15. September 1819 erkämpfte der Lessingisch gesinnte Befreier des Burgtheaters, Schreyvogel, den Einzug „Nathans" (mit dem zu hausbackenen Koch; seit 1831 Anschütz), nachdem ein pensionirter Souffleur aus nothgedrungener Rücksicht auf Polizei und Erzbischof das Drama „erbärmlich verstümmelt" hatte. Verse wie der: „Was ist für einen Großen denn zu klein?" waren im Hause des Kaiser Franz unmöglich, der Patriarch

verwandelte sich in einen Großcomthur, der Klosterbruder (von Costenoble trefflich dargestellt) in einen simplen Diener. Wurde gar in der Parabel statt vom Glauben von der „Wahrheit" gesprochen, so war der Gesichtspunkt ganz verschoben. Costenobles Tagebuch bietet werthvolle Notizen; Zelter machte seinem gesunden Ärger brieflich gen Weimar Luft.

In Weimar herrschte 1801 volle Theaterfreiheit. Carl August selbst nahm an den Vorbereitungen im Februar Theil, doch ohne rechte Hoffnung auf Erfolg: „Ins Ganze ist es aber doch eine fürchterliche Entreprise das Ding zu spielen; ich bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder gelesen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsre Leute aussprechen wollen, was mit so scharfen Contouren und wenigen Linien bezeichnet ist." Aber gerad in der klaren, auseinandersetzenden Recitation, die hier die vornehmste Pflicht der Schauspieler bilden mußte, sah Goethe den allgemeinen Gewinn für die deutsche Bühne. Die eigentliche Einrichtung fiel Schiller zu, der sie unter Mitwirkung der „Kunstfreunde" im April binnen anderthalb Wochen mit der raschen, auch gewaltsamen Hand des großen Bühnenpraktikers vollzog. Er hatte für seine Person ein kühles Verhältnis zum „Nathan". Nicht aus den Jünglingsjahren: vom „Carlos" ganz abgesehn, preist jene Mannheimer Predigt über die Schaubühne als moralische Anstalt das Nathanevangelium ohne jede Einschränkung durch ästhetische Vorwürfe. Der freien Gesinnung Nathans blieb der gereifte Mann, der eben aus Religion keine Religion bekennen wollte, allzeit treu; doch einer schroffen, bei Schillers dichterischer Eigenart wohl begreiflichen Antipathie gegen den „Nathan" als Kunstwerk gab er 1795 in seiner theoretischen Hauptschrift unverhohlenen Ausdruck, indem er an ein dramatisches Gedicht, das durchaus sui generis ist, den unbiegsamen Maßstab von Gattungsgesetzen legte und dictatorisch der Tragödie das ruhige Raisonnement des Verstandes, der Komödie das Pathos des Herzens verwehrte. Im „Nathan" habe der frostige Stoff das ganze Kunstwerk erkältet, so lautet sein mehr als frostiges Urtheil über eins der wärmsten Kunstwerke. „Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen sein, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine

gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetische, dem erstern das Raisonnirende aufgeopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.“ Ob Schiller im Lauf der Jahre diese Auffassung gemildert hat? Jedenfalls konnte es, als er 1801 dem weimarischen Bühnenbedürfnis diente, seine Sache nicht sein, die Vorlage (es war der erste Nathandruck) gründlich umzugestalten. Weil „Nathan“ für einen normalen Theaterabend viel zu lang ist, mußte Schiller nicht bloß eine Menge Zwischensätze der oft unterbrochenen Rede, kleine dialektische Variationen, gelegentliche Wiederholungen, schwer verständliche Stellen von „Div“ und „Ginnistan“ streichen, den langsamen Gang mancher Erörterung durch rasche Sprünge beseitigen, entfernte Zeilen ohne weiters zusammenschweißen oder eine Nothbrücke von Flickwörtern und leisen Änderungen, die das Metrum ohne peinliche Sorge um volle Verse wahren, herstellen, historische Details von König Philipp und den Maroniten ausmerzen, das ausgesponnene Schachgespräch der Geschwister auf den engsten Raum beschränken, sondern er mußte auch kurzer Hand ganze, in der Ökonomie allenfalls entbehrliche Scenen unter den Tisch werfen; so befördert er die abrollende Handlung durch Entfernung des Auftritts zwischen Saladin und Sittah im vierten Act, der Mameluken und des Emir im fünften. Aber zu den äußeren Gründen der Verkürzung um ein Fünftel der Verse kommen auch innere, die gerade das raisonnirende Wesen des Stückes treffen: Schiller beschneidet, natürlich nicht aus religiöser Scheu, einzelne antichristliche Stellen, er opfert rücksichtslos sinnreiche Partien der Reden über das Wunder, über Mensch und Engel, er will des Klosterbruders fromme Einfalt nicht mit dem ironischen Ausfall auf die orthodoxe Sündenlehre belasten, streicht aber auch jenes gemüthliche Wort vom Judenthum Christi, er modelt — seine schlimmste Änderung — die sprudelnde Dialektik Hafis um und legt ihm neue nüchterne Verse in den Mund, die uns ohne nervöse Seitensprünge unterrichten sollen, so wie, um Saladin zu heben, Sittah in einem fast plumpen Einschub das Thema der nicht angetasteten Parabelscene ganz gradezu stellen muß. Schiller ist vor allem bemüht, Recha von ihrem altklugen Philosophiren, dessen bewußte Ruhe den Schöpfer Theklas und Jo=

hannas verdroß, zu heilen, nachdem er Nathans „Arznei“ gegen ihr Schwärmen ein wenig verdünnt hat. Durch Schiller also sind die Mißverständnisse über die „Liebenden“ befördert worden. Seine Recha faßt sich im Religionsgespräch mit Daja erheblich kürzer; sie fragt Curd nicht über den Sinai aus, was doch bei Lessing ihre von aller Erotik freie Unbefangenheit bekunden soll. Sie erörtert mit Sittah keinen Schaden der Buchgelehrsamkeit und verschweigt die allgemeineren Reflexionen über Bekehrungseifer, um sogleich den aufregenden Vorfall unter den Ruinen dramatisch zu erzählen. Die tragische Würde tilgt ein paar Sätzchen vom gemeinen Geld, etliche zu grob klingende Ausrufe des „plumpen Schwaben“. Daja braucht sich nicht mehr mit der verzwickten Antithese vom schlafenden und wachenden Geist — „Bald weniger als Thier, bald mehr als Engel“, hatte sie Haller nachgesprochen — zu plagen. Aber Schiller dachte nicht daran, den Purpurmantel seiner eigenen Verssprache um Lessings charakteristischen Stil zu werfen: die kleinen Einlagen enthalten sich eher zu kahl jedes rednerischen Schmuckes, und ganz vereinzelt dient der Rothstift einer wohlklingenden Variante, wenn zum Scenenschluß ein prosaisches „Kommt es nicht an unsre Thüre?“ dem Schillerisch gehobenen „Was rauscht an unsrer Thür?“ den Platz räumt.

Die weimarischen Bundesgenossen haben Lessings „Nathan“ auf die rechte Kanzel geführt und seiner längst im Stillen geübten edel ergetzenden und tief erbauenden Macht den großen Schauplatz beschert, wo dies starke Gedicht unser Jahrhundert hindurch Tausende und Abertausende im Cultus des Schönen und Guten befestigt und durch die liebreiche Mahnung, das Begriffene zu üben, mit freien, kräftigen, menschenfreundlichen Gedanken ins Leben entlassen hat. „Möge doch“, sagt Goethe, der dem „Nathan“ ein volles Bühnendasein über Schillers gedrängtere Fassung zum Ursprung zurück wünschte, „möge doch die bekannte Erzählung (von den Ringen) glücklich dargestellt das deutsche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben!“

V. Capitel. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

„Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt“.
Lessing.
„Es wird das neue Evangelium kommen“. F. Schlegel.

In demselben Jahre, da Lessing zum „Nathan“ zurückkehrte, trat lang vorbereitet die erste Reihe seiner Freimaurergespräche ans Licht, die nach dem gleichen Ziel eines großen Bundes der Humanität hinstrebt und eben so eine Loge über den Logen sucht, wie die „Erziehung“ ein Evangelium über den Evangelien. Als drei Ringe greifen das Drama und die beiden letzten Prosawerke in einander, ein leuchtendes und mahnendes Vermächtnis. Was als lehrhaftes Schauspiel im Zeitalter der Kreuzzüge dargeboten ward, erging 1778 mit dialektischer Fragstellung an die Gegenwart: sollen die Menschen einer unvermeidlichen politischen und religiösen Trennung zufolge sich ewig nur als Christen und Juden und Muhammedaner verhalten, „nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten?“

Daß nun die Blüthezeit der Geheimbünde für Lessings große unsichtbare Gemeinde der Humanen die Verkleidung hergab und gerade die berühmteste und ausgedehnteste Gesellschaft seinem Zweck dienen mußte, war natürlich. Daß dagegen die erziehende Kraft des Staates in dieser Pädagogik zu kurz kam, wollen wir heute, wo eine gesund erstarkte Freude am Staat und Volk leicht bis zur Blindheit gegen den Bildungsgehalt des classischen Weltbürgerthums vordringt, lieber begreifen als schelten. In Orden und Logen suchte der Mann, dem die Mitwirkung an dem öffentlichen Interesse noch versagt war, einen Ersatz für politische Unmündigkeit, das

---

Dies Capitel hat mein Freund Professor Dr. phil. et med. Hugo Spitzer in Graz durch handschriftliche Mittheilungen bereichert und beschleunigt.

Morgenroth einer freien Zukunft der Menschheit. Die Dichtung folgte weithin diesem Antrieb: in Sarastros heiligen Hallen und in Zacharias Werners templerischen Mysterien, die dem Neophyten einen Erlösungsquell aus Blut und Dunkel verhießen, im geheimnisvollen, über Geburt und Bekenntnis erhabenen Thurm der „Lehrjahre" Wilhelm Meisters und im märchenfrohen Tempel der „Lehrlinge von Sais", bis der greise Goethe, trotz allen einseitigen Anklagen wider seinen abgekehrten selbstgenügsamen Quietismus, das Stände und Länder umschlingende „Band" der „Wanderjahre" zur edelsten Internationale ausdehnte, mochte auch die Gestaltungskraft in diesem Bildungsroman schon sichtlich erlahmen. Heut ist eine ganz andre Internationale zur Erscheinung gekommen, weit dahinten liegt die Utopie der „Ritter vom Geist", und die deutsche Freimaurerei hat längst ihre Bedeutung eingebüßt, um bei geselligen Vergnügen und kleinen Hilfeleistungen ein stilles, hie und da durch irgend einen Hirtenbrief mehr geehrtes als gestörtes Altersdasein zu fristen, dessen verschlissene Geheimbräuche im modernen Tageslicht eine harmlose Sonderbarkeit zeigen. Edle Stimmen aus der Loge können diese Wahrnehmung nicht verscheuchen und dem Bunde zueignen, was nur im offensten und freisten Wettbewerb Erfolg haben mag.

Auch hatte schon der junge Lessing „Das Geheimnis" ohne jedes Adeptengelüst von außen beguckt und eine dreiste Lache angeschlagen. Während die Brüder allenthalben zur eignen Wichtigkeit die freundliche oder feindliche Achtung der profanen Welt genossen, reimte er 1751 lustig die Beichte des dummen Buben Hans, der nichts vorzubringen hat als ein verstecktes Vogelnest; mit der Moral:

Ich kenn' ein drolligt Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimnis hat, kann leicht den Mund verschließen,
Das Gift der Plauderei ist nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Märchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

Zwei Jahre darauf fügte er, um gar keinen Zweifel über das Ziel dieses respectwidrigen Hiebes zu lassen, eine Fußnote bei: „Die Freimäurer"; zwei Jahrzehende später strich er das Gedicht, denn er war selbst unter die Maçons gegangen und hatte die Schlußverse erlebt.

Auch ihn, dessen Polyhistorie weit geringere Fragen durchstöbern konnte, zog das von Mysterien, Sagen, Fälschungen und Halbgeschichte umhüllte Werden und Wirken der in England, Frankreich, Deutschland so mächtigen Logen an. Als historischer Forscher, nicht als Einlaß Begehrender trat er vor sie hin, um dem behaupteten Zusammenhang mit dem Templerorden auf die Spur zu kommen und durch etymologische Grübeleien über den Namen tiefer zu dringen als die Weisen vom Stuhl. Sein erster Entwurf ist rein historisch; kühl geht er am Geheimnis vorbei, das weder den Weg zum Himmel, noch den Weg zur Hölle bedeute. Der Besserwisser Nicolai zuckte die Achseln; Bode jedoch, ein überaus eifriger Bruder, kannte Lessings schroffe und rasche Selbständigkeit zu gut, daß er ihm nicht den Eintritt in den langsamen Reigen widerrathen hätte, als die Beschäftigung von außen dem Betrachter auch eine Umschau drinnen empfahl.

Die Wiege der Freimaurerei stand in England. Aus den mittelalterlichen Handwerksgilden der free masons (Steinmetzen), die sich im siebzehnten Jahrhundert auch Unzünftige als accepted masons zugesellten und deren feste Corporationsrechte zur Bildung einer geistigen und sittlichen Union aufforderten, ging allgemach unter Abstreifung des Zunftmäßigen, außer in Namen, Bräuchen und Symbolen, von duldsamster Aufklärung beschienen, 1717 die vereinigte Große Loge Londons hervor. Ihre „alten Pflichten", die liberale menschenfreundliche Magna Charta der Freimaurerei, stehen in der 1723 anerkannten Verfassung und bilden den Rumpf des Constitutionenbuches von Anderson, der vorn mit kritiklosem Glauben an die Sagen der lodges (Bauhütten, oder Vereine von Bauleuten) Mittelalter und Neuzeit vermählend eine sogenannte Geschichte gab. Männer der höchsten und der bürgerlichen Kreise reichten einander die Bruderhand. Edle Kräfte des achtzehnten Jahrhunderts verschränkten sich fortan in den Logen und übertrafen ideell und praktisch alles, was die friedlichen Geheimbünde oder

Utopien des siebzehnten, was früher abgeschlossene Gesellschaften angestrebt. Logen auf Logen erstanden. Aber die einfachen und weitherzigen Grundsätze wurden, je weiter die Bewegung um sich griff, mannigfach gewandelt, verbrämt und verengt, die Logen nicht bloß durch Systemsucht und allerlei neue kastenhafte Grade, sondern öfters auch durch den Zudrang zweideutiger Bewerber geschädigt.

In Deutschland bildete Braunschweig früh einen wichtigen Vorort. Hier fand Friedrich II. noch als Kronprinz Aufnahme, der nach seiner Thronbesteigung die Loge **Aux trois globes** in Berlin eröffnen ließ und ihr seine Huld auch über die eigne thätige Theilnahme hinaus bewahrte. Mit ganzer Seele ergab sich Herzog Ferdinand von Braunschweig der Maurerei. 1740 aufgenommen, führte er dann seit 1772 den Hammer als Großmeister der altschottischen Observanz, unklar genug, wo er von geheimer Weisheit orakelt, schlicht und herzlich in all seinen Rundschreiben und Reden, welche die Pflichten des echten Maurers in thätige Menschenliebe setzen. Sein hohes Amt ward ihm oft recht sauer. Wie viel Herrschsucht und Cabale wühlte doch in den Logen, wie mancher verkappte Beutelschneider suchte da im Trüben zu fischen, denn noch immer, aller Aufklärung zum Trotz spukte die lichtscheue Alchymie mit ihrem Goldstein und Allheilmittel; wie verzwickt wurden die Systeme, wie theatralisch die Ritterceremonien, wie spielerig die lateinischen Ordensnamen, wie verworren die Berichte vom Ursprung und Fortgang seit Salomon oder Noah, wie hohl die tiefsinnigen Mysterien, unter deren lockendem Schleier Finsternis und Mummenschanz lagen! In den siebziger Jahren that durch bewußten und unbewußten Trug das Paar Johnson und „Heermeister" v. Hund, desgleichen Schrepfers gemeiner Geisterschwindel den deutschen Logen Abbruch. Dann suchten die betriebsamen, von edlen Schwärmern wie Forster angestaunten Rosenkreuzer ein Bündnis, und die Illuminaten, namentlich in Baiern mächtig, wollten auch den biederen Herzog Ferdinand überrumpeln; später machte Bahrdt viel Wesens von seiner so dürftigen Deutschen Union, bis die Heißsporne der Aufklärung gar Jesuiten hinter den Logen aufzuschnopern wähnten. Doch scheint zumal in Hamburg eine gesunde Tendenz den Kern der Freimaurerei gegen das symbolische Brimborium vertheidigt zu haben, wenn etwa ein Bürger vom Schlage Sievekings 1789 den

Hammer nur unter der Bedingung führen wollte, daß „statt der bisherigen langweiligen Versammlungen" die Brüder von Zeit zu Zeit formlos zusammenkämen, gemeinnützige Dinge — sagen wir: wie in Franklins Junta — besprächen und das Logengeld der städtischen Armenanstalt überwiesen. Was freilich Schröder, ein rastloser Maurer, bekämpfte, um die Hieroglyphen als unentbehrlich zu retten, weil ihr Band alle zerstreuten Brüder zusammenhalte; doch mußte er selbst hinterdrein zugestehn, es brauche keine Vereidigung, da es kein Geheimnis gebe. Und Bodes vom Illuminatenthum angeregte Reformvorschläge zielten 1790 auf einfacheren Ritus und stärkere Gemeinthätigkeit.

Seit den dreißiger Jahren hatte sich, zunächst durch den regen Verkehr mit England, das Logenwesen in Hamburg entfaltet. Im Januar 1770 stiftete Rittmeister v. Rosenberg als Filiale der großen deutschen Landesloge, also auch der englischen Mutterloge, von der die stricte Observanz der Ferdinand und Bode abgelöst war, die regelmäßige Loge zu den drei Rosen. Am 14. October 1771 wurde Lessing von Baron Rosenberg im Beisein des befreundeten Münzmeisters Bruder Knorre „historisch aufgenommen" und brachte es auf drei Grade, zog sich aber sogleich hier wie in Braunschweig völlig zurück. Ihm folgten dann, als Toby Mumsen den Hammer schwang, Claudius, Schönborn, Miller, Voß, Stolberg, Bernstorff; Voß 1774, durch Lessings Beispiel ermuntert, unter dem mannhaften Vorbehalt gänzlicher Geistesfreiheit, während Miller nach seiner flachen Art bloß ein Getändel mit den Ritterhandschuhen für die künftige Geliebte trieb. Die bündischen Schwärmer aus Göttingen gestanden sich bald die Unfruchtbarkeit der Loge, drehten aller Sinnbildnerei den Rücken und ließen nur als passive Mitglieder ihre Namen in den Listen fortlaufen. Was vielen Jünglingen die Logen verleidete, spricht eben zur Zeit der Lessingschen Schriften der Deutschdäne Zoëga am schroffsten aus: einmal die mächtige Rolle, die darin Fürsten, „Tyrannen des menschlichen Geschlechts" spielten, dann der gängelnde Zwang und der Geheimcult: „Just diese Prahlerei von der Freimaurerschaft aller edlen und weisen Männer seit dem Tage der Schöpfung ist es, was mich wider diese Leute einnimmt. Kann nicht jeder Marktschreier desgleichen von seiner Abstammung und seinen Geheimnissen rühmen, und folgt nicht für ihn

daraus eben so viel als für sie, so lange sie im Verborgenen bleiben? Wer öffentliches Lob will, handle am Tage; das Lob des Nächtlers ist in der Nacht . . . Ich rechne viel auf geheimen Werth; aber wer ihn hat, hält's bei sich und ist stille, läßt's ahnden von seinen Handlungen, verführt kein vag Geschwätz.“ Ablehnend verhielt man sich auch im Reimarischen Hause: Vernunft hat keine Ceremonien, meinte der Doctor, und Sokrates, den es nicht nach den eleusinischen Weihen verlangte, wäre in unsern Tagen auch kein Freimaurer geworden. So sprach, um zu den Größeren fortzuschreiten, Wieland nicht ohne Ironie vom geheimen Gottesdienst und unverletzlichen Stillschweigen seiner Scheschianer, obwohl er selbst ein „Initiirter“ war und sein Hinscheiden endlich zur geistreichsten und unbefangensten aller Logenreden Anlaß gab. Es muthet uns lächerlich an, daß unsern ersten Dichtern und Denkern irgend ein Mann im Schurzfell die Binde vom Auge hätte lösen sollen, oder da dieser Ausdruck dem trefflichen Geschichtschreiber der Freimaurerei Boos ärgert, daß ihnen mehr zu Theil geworden wäre als Formen und Hüllen für Zeitgedanken, die sie selbst profan vertieften. In der That suchte Goethe 1780 allein aus geselligen Gründen, wie er unumwunden gestand, die Aufnahme nach; der lang blühenden, freien und friedlichen Loge Weimars zur besondern Weihe: in ihrem Kreis hielt er jenen meisterhaften Nachruf auf Wieland, diesen Brüdern und Schwestern sandte er durch den Sohn würdige Festgesänge, und wie er in ernsten Reimen eine höhere Symbolik kundgab, so faßte er in einer Denkrede menschlich das Menschliche zusammen: daß dieser Bund die Lebenden gleich mache, indem er sie zu vereintem Wirken rufe, deshalb jeden erst auf sich selbst zurückweise und sodann aufs Ganze hinleite zu Gunsten allgemeiner Zwecke.

Wer wäre in diesem hohen Sinn lieber Freimaurer gewesen als Lessing? Schade nur, daß ihn gleich auf der Schwelle ein Gruß voll anmaßender Bevormundung überraschte und ein Pröbchen verdächtiger Brüderlichkeit gab. Da war in Berlin seit den sechziger Jahren Herr v. Zinnendorff, der von einem Edelmann adoptirte Stabsarzt Joh. Wilh. Ellenberger, durch Umsicht und Rechtlichkeit, mit starker Autoritätssucht verbunden, zu einer maßgebenden Rolle gelangt, aber auch viel und heftig angefochten; so geraume Zeit her von Bode, bis übers Grab von Schröder. Als Haupt der Großen

Landesloge hatte er bei der Gründung der Hamburger Rosenloge mitgewirkt und mochte jetzt, da Bode ihm neuerdings den rücksichtslosesten Krieg ansagte, sich leicht Übels gegen seine Observanz von dem mit Bode nah befreundeten Neophyten versehn, dessen scharfe Feder nach dem Gerücht an die heilige Freimaurerei rühren wollte. Sobald ihm daher sein Sendling Rosenberg den bedenklichen Zuwachs meldete, schrieb er umgehend (19. October 71) an Bruder Lessing einen Brief mit beiderseitigen Glückwünschen und einem mahnenden Nachwort: „Sie haben" durch diesen Schritt „eine Bahn betreten, die, ich getraue es mir zu behaupten, die einzigste in ihrer Art und diejenige ist, welche Ihnen beim Ziel derselben alle Zufriedenheit gewähren kann, die Dero forschbegieriger Geist zum allgemeinen Wohl der Menschen auszuspähen und zu ergründen je gewünscht hat" — hier wird Lessing belustigt vor sich hingelacht haben, antwortete er doch in eben diesen Tagen dem Baron Rosenberg auf die freundliche naive Frage: er habe doch sicher nichts gegen Staat und Religion in der Loge gefunden? sehr ketzerisch: wenn ich nur so etwas fände, dann fände ich doch etwas! Zinnendorff aber gab sogleich seiner Sarastro-Arie die Wendung, daß Lessings Scharfsinn weder jetzt nach den ersten Weihen, geschweige denn bevor ihm die Binde abgenommen sei, schon alle Weisheit, Schönheit und Stärke (wisdom beauty strength, die freimaurerisch-allegorischen Könige in Goethes „Märchen") entdeckt habe. Darum möge er wohl auf der Hut sein und sich nicht wie Sokrates durch Überschreitung der gezogenen Schranken verderben, sondern, eingedenk daß alle Maurerei hinter verschlossenen Thüren walte, eine Erklärung ausstellen und dem Berliner Oberrichter die Schrift vorlegen, „welche Sie vor Eintritt in den Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen den Vorsatz gehabt haben sollen." Also war durch Lessings Eintritt in den Orden der Aufklärung, Duldung und Menschenliebe eine Art Entmündigung über ihn verhängt und jedem hochmögenden, hochmüthigen Confrater das Recht gegeben, Deutschlands ersten Kritiker zu katechisiren und zu verwarnen wie einen Schulknaben? Zinnendorff, der „Ritter a Lapide nigro", schien die Obedienz, die Bruder Schubart ihm einst abgefordert hatte, nun von Lessing zu heischen.

Lessings Antwort ist erst 1778 ergangen, denn weder gab die

erste Braunschweiger Zeit Muße dafür, noch empfahl der Takt einen ungestümen Vorstoß unter den Augen Herzog Ferdinands. Die Ausarbeitung der Freimaurergespräche zog sich hin, ihre endgiltige Redaction entbehrt sicherer Daten, und bei großen Bruchstücken ist es geblieben, die jedoch in fünf Nummern alle Absichten kund thun und den Verlust scharfsinniger, aber irrthümlicher Ergänzungen zur Geschichte verschmerzen lassen. Im November 1777 kannte Moses die Schrift, im nächsten April ging das schon von Bode geprüfte und in Braunschweig durch die Hände der stricten Observanz gelaufene Glaubensbekenntnis zum zweiten Mal unter Claudius' Adresse nach Hamburg, wo im September Campe auch die beiden letzten Gespräche las. Bei Dieterich in Göttingen unter Heynes freundschaftlicher Censur ließ Lessing Anfang September 1778 drei von den fünf fertigen Dialogen drucken: „Ernst und Falk, Gespräche für Freymäurer"; ohne seinen Namen, aber „Wolfenbüttel" stand als Heimatschein auf dem Titel, „Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand" war das Büchlein mit einem lapidaren Vorwort, das Lessings einzige Widmung ist, zugeeignet. Das letzte Blatt gab dramatisch spannend „Zur Nachricht. Der Funke hatte gezündet: Ernst ging, und ward Freimäurer. Was er vors erste da fand, ist der Stoff eines vierten und fünften Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet."

Schon das Heft von 1778 brachte die „Vorrede eines Dritten", der zweifelsohne kein Andrer als Lessing ist; ob aber auch die „Vorrede eines Dritten" zu der 1780 in Frankfurt a. M. erschienenen Folge eine von Lessing selbst vorgebundene Maske bedeutet, das läßt sich nicht mit gleicher Sicherheit ausmachen. Freilich hat Lessing nirgend ein abfälliges Wort über diese zweite Veröffentlichung, die, gegen seinen Wunsch geschehn, doch eine ungeheure Indiscretion wäre. Anderseits ist ihm gewiß das Selbstlob „so viel herrlicher Wahrheiten" fremd, und der Seitenblick, den die allerdings triftigen Worte „daß derselbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen" auf Herzog Ferdinand werfen, kaum zuzutrauen; man müßte denn hierin und in der Betheurung, der Herausgeber sei kein aufgenommener Freimaurer, ja, in der ungelenkeren Sprache die Absicht eines undurchdringlichen Versteckspiels wittern. Zweifellos ist, daß diese Vorrede noch nicht

die insgeheim umlaufende Abschrift begleitete, mehr als wahrscheinlich, daß Lessing dem Druck nicht ganz fern stand, wenn auch dessen Fehlerhaftigkeit eine Revision durch den Verfasser ausschließt. „Das weitere davon und wichtigste bleibt fürs erste noch Manuscript", meldet Elise ihrem Hennings im Herbst 1778; und an Karl, der die erste Reihe in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung nicht ohne schale Einwände besprochen und brieflich die Widmungsworte dünkelhaft angefochten hatte, schrieb Lessing selbst im März 1779: „Meine Gedanken über den Ursprung des Ordens kann ich dir nicht wohl mittheilen, denn sonst hätte ich sie in dem vierten und fünften Gespräch bereits selbst bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unsern Herzog Ferdinand lieber unterlassen wollte"; der Bruder könne sie bei seinem nächsten Besuch lesen. Trotzdem verlieh er die Blätter nach auswärts; wie an Lichtenberg („Aber nicht zum Drucke!" 23. Jan. 80), so früher nochmals an Campe. Ja, durch diesen weiter an einen adeligen Obermeister der Loge in Mecklenburg (Nov. 79) mit dem Wink, die Fortsetzung stehe für jedermanns Einsicht zu Diensten, „nur würde es mir empfindlich sein, wenn sie ohne mein Vorwissen abgeschrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzog Ferdinand versprochen, beides ohne sein Vorwissen nicht zu thun, und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geschähe, daß es ohne mein Zuthun geschehen wäre". Sollte am Ende doch Freund Campe, bei nachträglicher halber oder ganzer Einwilligung des Verfassers, seine Hand im Spiele haben? Aus Hamburg heimgekehrt, ging die Reinschrift einige Zeit darauf nach Weimar zu Herder, auf dessen dringende Bitte, die von Hamanns Lob der ersten Gespräche begleitet war, und mit Lessings ausdrücklicher Erlaubnis im März nordwärts zu dem einsamen Magus. Der hatte das Heft von 1778 in der Königsberger Zeitung seinen Landsleuten wiederholt und lieferte nach Lessings Tod auf Grund jener von ihm sorglich copirten Blätter eben da im Mai 1781 einen sauberen Abdruck der letzten Gespräche, während Göckingk mit einem von Lessing selbst durchgebesserten Exemplar und einem erheblichen Zusatz prahlte, ohne die gerügten Fehler nun öffentlich ganz zu tilgen und seinen Geheimbesitz allen Lessingfreunden zu gönnen.

„Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und schöpfte. Wie

tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubnis erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst", so lautet die Widmung. Freimaurerische Redeweise klingt durch; mußte doch 1782 der gute Herzog von Berliner Brüdern die Schmähung über sich ergehn lassen, er habe das Unglück gehabt, aus einer äußerst unreinen Quelle zu schöpfen. Die Vorrede verspricht eine „Ontologie" der Freimaurerei, einen die zahllosen bisher erschienenen Schriften an Bestimmtheit übertreffenden Begriff ihres Wesens, wie es gesunden Augen sich zeige. Schon diese Sätze, sammt dem beigefügten theologischen Vergleich mit der späten Entstehung systematischer Lehrbücher, verrathen etwas von der überaus feinen Ironie, welche die folgenden so knappen wie gehaltvollen Bogen würzt. „Nichts geht über das Lautdenken mit einem Freunde" — darum hat Lessing, hie und da echt Sokratisch, aber von Platons Symphonien möglichst weit und bewußt entfernt, die Form des leicht eröffneten, scheinbar nachlässig unterbrochenen, mit dialektischer Meisterschaft geleiteten Gesprächs erkoren. Ein skeptischer Freimaurer höheren Stils, Falk — scharfäugig ist er in der That — und sein offenbar jüngerer suchender Freund Ernst, der nur einmal an seinen Namen erinnert zu werden braucht, sind die Unterredner. Ernst fragt, Falk antwortet. Morgengänge bei einer Pyrmonter Cur geben die Gelegenheit; die Natur dient zur einsilbigen Symbolik dieser Debatten: die erquickende Frühe dem Verlangen nach lichter Wahrheit, ein flatternder Schmetterling der Mühe sie zu haschen und zu halten, ein Ameisenhaufen dem Bilde der Gesellschaft. Das Gespräch wandelt mit den Spaziergängern auf und ab und rückt doch planvoll der Frage nach dem Endzweck wahrer Freimaurerei immer näher. Es dringt in den Kern, ohne der Hüllen vom hergebrachten Costüm und Mysterium zu achten, denn Falks zurückhaltende und andeutende Weise hat mit „Bruder Redner" nichts gemein. οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει gilt auch hier, wo der Eine scheinbar in Räthseln spricht, die sich dem Andern nach und nach während des Gedankenaustausches lösen. So folgt gleich auf die Erkundigung, ob Falk Freimaurer sei, kein Ja oder Nein, sondern ein überlegenes „Ich glaube es zu sein", denn nicht jeder irgendwie, irgendwo, von irgendwem Aufgenommene ist ein echter Freimaurer;

das heißt: die höhere, wahre Freimaurerei wird hier von Anfang an in keine Logen gebannt. Ein leichter Sarkasmus umspielt die unausgesprochenen und unaussprechlichen Geheimnisse ihrer Tempel; von ihren Reden und Liedern, die auch Schiller so platt und prosaisch fand, heißt es respectlos, daß sie mit andern schalen Reden und Liedern das Schicksal theilen, schöner gedruckt als gedacht und gesagt zu sein; ihre Worte, Zeichen, Gebräuche erscheinen als willkürliches Nebenwerk — aber die Freimaurerei an sich wird nothwendig, unentbehrlich, ewig genannt: sie wirkt und wirbt durch Thaten. Was sind ihre Thaten, oder vielmehr nach dem ersten Lauf dieser Gespräche, was sind sie nicht? Nicht die jedem Bürger ziemende Erweisung der Freundschaft, der Gemeinnützigkeit, des Gehorsams, der Vaterlandsliebe, zu denen die Freimaurerei bloß einen das innere Streben vielleicht nur abschwächenden besondern Antrieb, wohl gar nicht ohne Eigendünkel giebt, nicht ihre Thaten **ad extra**, die der Menge ins Auge fallen und fallen sollen, wie daß hier ein Findelhaus, da eine Klöppelschule, dort eine Zeichenanstalt oder ein Philanthropin unterstützt werde; nein, ihre Thaten sind alles Gute, was in der Welt ist und sein wird. Ernst findet sich, eben da der Sommervogel vorbeifliegt, mit dem dunklen Spruch entlassen: „Die wahren Thaten der Freimäurer zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen“. Das will sagen: die fortschreitende Humanität, der die Logen dienen sollen, leitet die Menschen zu einer sittlich reinen Höhe hinan, wo die einzelne, hervorstechende, namhaft gemachte Gutthat verschwindet im großen allgemeinen Dienste des Guten, wo man nicht dies und jenes Gute vollbringt, sondern gut ist und gut handelt. So löst der ketzerische, nicht mit der äußeren Gemeinde gehende Freimaurer Falk, während er scheinbar dem Orden alle Ehrentitel giebt, ihm das mythische Alter und den Segen seiner Werke bestätigt, schon im ersten Gespräch den Kreis der abgeschlossenen Freimaurerei auf, um ins Unendliche der menschlichen Erziehung zu schauen.

Bald treffen die Freunde wieder zusammen und betrachten die geschäftige Ordnung eines Ameisenhaufens, wo keins das andre behindert, und eine insgemein arbeitende Gesellschaft wirkt ohne die Regierung des königlichen Bienenstaates, der ja schon manchen

Denker wie Mandeville auf menschliche Analogien gebracht hatte. So gilt denn der nächste Dialog dem Staat.

Das siebzehnte Jahrhundert vermachte dem achtzehnten zwei widerstreitende Auffassungen: den allgewaltigen absoluten Rechtsstaat des Hobbes und Lockes liberale Vertragslehre, die nicht nur den Rechtsschutz aufpflanzte, sondern sogar mit einer nothgedrungenen Lösung durch das Volk rechnete. Auf England, die altclassische Heimat des Parlamentarismus, lenkten Voltaire und Montesquieu den Blick. Neben den Rechten des Volkes trug Wieland, der politischeste Kopf unter Deutschlands Dichtern, die Pflichten des Herrschers in seine goldene Verfassung ein. König Friedrich, theoretisch ebenfalls von der naturrechtlichen Gleichheit ausgehend, sah im Staat den Einheitskörper mit dem Fürsten, dem ersten Diener, als Oberhaupt, während Jean-Jacques utopistisch seinen Contrat social schloß, indem er ohne jeden Blick auf die niedrigsten Entwicklungsstufen der Vergesellschaftung eine staatlose Vorzeit annahm. Das Naturrecht trübte das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung und Eigenart der Völker. Träume von einem doch auch für Lessings Überlegung undenkbaren und unmöglichen Weltreich, dessen Uniformirung die Vielheit der Culturkräfte nur aufheben würde, bewegten den Kosmopolitismus des philosophischen Humanitätszeitalters, wie denn Kant endlich, im Anbruch der langwierigsten, erschütterndsten Kriege, den Fortgang zur staatsbürgerlichen, dann aber zur weltbürgerlichen Verfassung und damit kraft einer allgemeinen völkerrechtlichen Übereinkunft zum ewigen Frieden verfolgte. Das ist auch Lessings letzte Perspective, wenn Ernst und Falk gelassen die Übel der Trennung in Staaten und der Trennungen im Staat besprechen.

Er war von Sachsen ausgegangen, dessen Litteratur wohl ein zaghaftes Kniebeugen, aber keinen hochgemuthen Patriotismus kannte, auch jenen der Gegenwart entschwebenden noch nicht, der seit Klopstocks Abwendung von seinem angestammten Heldenkönig im Bardenhain cheruskische Eichenkränze flocht und mit unsäglichem Stolz Teutona neben Jngles gegen Galliette und ihre Schwestern aufrief. Solches Schwärmen und Übernehmen war Lessings Sache nicht. Mochte die rasche Jugend von Hermann und der Barden altem Vaterland, dem Vaterland der Treue, singen und sagen oder seit

den Göttingern bis zur Burschenschaft Brutuseide gegen die Tyrannen schwören. Er empfand sich als Deutschen, ja, sein deutsches Weltbürgerthum konnte doch dem Nachbar das starke Nationalgefühl beneiden, wenn er unmuthig im heiligen römischen Reiche die Nation nicht fand. Selbst schürte er unmittelbar und mittelbar durch schriftstellerische Großthaten wie durch die bloße Existenz seiner stolzen Persönlichkeit das Bewußtsein der Deutschen, die im Respect der Dichter und Denker erhöhte Achtung in sich und um sich gewannen. Welches Licht die „Expatriirung" Klopstocks auf Deutschland werfe, sprach er mehrmals wuchtig aus. Die „Dramaturgie" vor allem wirkte als patriotische That, jeder Schlag gegen Voltaire als Probstück deutscher Hiebe. Lessing aber kannte keinen Teutonismus, wie auch der Humor jener Predigt über zwei Texte bezeugt. Der Schöpfer des windigen Riccaut verstand und ehrte das reiche französische Geistesleben. Es war ja gerad eine echtdeutsche Gabe, auf geistigem Gebiet einen weltbürgerlichen Drang der Empfängnis und Verarbeitung auszubilden, und die darin am stärksten waren, bedurften als schöpferische Genies am mindesten der tüchtigen Mahnung Klopstocks: sei nicht allzu gerecht! Die Dichtung gab vielen Deutschen zum gemüthlichen Heimatsgefühl, das ohne staatlich-politische Motive einen engen Bezirk als „Vaterland" umfing, ein erhöhtes starkes Deutschthum; sie führte wiederum hinaus in die Posaträume von kommenden Jahrhunderten. Was ist deutscher als „Götz von Berlichingen"? und derselbe junge Reichsstädter, dem diese farbensatte, landskräftige Historie der Vorfahren mit ihren politischen Schlagschatten gelang, bekreuzigte sich damals vor der Riesengestalt des alle Bürger unter die Staatszwecke beugenden „Römerpatriotismus": „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland?" Wer hat lauter als Herder für die Nation gezeugt und wiederum unermüdlicher der grenzenlosen Humanität geopfert? Erst unter der langen Zwingherrschaft wurde die Einladung zu kosmopolitischen Zügen ins Weite mit dem Ruf zum Anschluß ans theure Vaterland, das humane Weltevangelium mit einem Katechismus der Deutschen vertauscht, nachdem während der Revolutionszeit auch heranwachsende Führer der preußischen Staatsarbeit ohne jedes

staatliche Interesse über die Händel Europas gesprochen hatten und früher eine nicht preußische, sondern „Fritzische“ Gesinnung dem Heroencult entsprungen war.

Preußens Dichtern gab, wie die „Xenien“ sagen, ihr Cäsar den Stoff. Im siebenjährigen Krieg, als Friedrich und seine Schaaren den ungleichen Ringkampf bestanden, hat auch unsern entlaufenen Sachsen ein Hauch der Freude an dem aufsteigenden Staat und seinem Heldenkönig gestreift, doch strammpreußischen Kameraden zum Trotz hieß er den Patriotismus eine heroische Schwachheit und holte weit von Sparta her die Vergleiche für das fremdartige Schauspiel. Die rastlose einsame Friedensarbeit des Siegers blieb ihm ehrwürdig: er sah in Friedrichs Staatsdienst eine glorreiche Sclaverei, aber die Form des aufgeklärten Despotismus, hier gebietende Obrigkeit, da stumm beherrschte Unterthanen, empörte seinen Freiheitssinn, dem persönliche Conflicte mit dem alten Polizeistaat nicht erspart wurden. Der Freund des Grenadiers und des Majors, der gerechte Dichter der „Minna von Barnhelm“ könnte das Militär des fridericianischen Staates nicht mit andern Augen ansehen, als fast ausnahmslos alle bürgerlichen Deutschen, bevor die Freiheitskriege das Volk in Waffen aufforderten und einen allgemeinen Wehrstand schufen. „Erster Lohndiener des Staats in Heldenlivrey!“, höhnte Herder 1774: worauf ruhen Fürstenhut und Krone der neueren Jahrhunderte? — der berühmteste Sonnenadler aller Münzen zeigt es ja: auf Trommeln, Fahnen, Kugeln, Soldatenmützen. So schrieb Lessing, gewiß um die Zeit der Freimaurergespräche, den kleinen spitzen Dialog über die Soldaten als Beschirmer des Staats und die Mönche als Säulen der Kirche mit gleichmäßig vertheilter Ironie hin. Er ließ, ungeachtet jener eignen spartanischen Kriegsrufe, seinen Ernst den „vortrefflichen“ Ausspruch thun: Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth; ein humanes, aber unwahres Wort Franklins, denn hatte nicht eben erst das Neuland Amerika die Bluttaufe seiner Unabhängigkeit empfangen? und sind nicht oft genug die besten nationalen Kräfte im Krieg geprüft und gestählt worden?

Den „Großen“ grollend wie so viele Zeitgenossen, hat Lessing über die einzelnen Staatsformen bestimmtere Bekenntnisse nicht abgelegt. Zwar scheint ihm das Gemeinwesen der Ameisen besser zu gefallen als die Monarchie der Bienen; daß er aber nicht unbedingt

das Ideal in der Republik, mit der seine Tragödien vom „Henzi“ bis zum „Spartacus“ nach links und rechts zu schaffen hatten, gegeben fand, wie ja der ganze Gedankengang Falks und Ernsts überhaupt keinen idealen Staat zuläßt, erhellt auch aus dem Lob, womit die Collectaneen eine Auseinandersetzung der Barclayschen „Argenis“, des altberühmten politischen Romans, festhalten: die Krankheit des Fürstenthums könne ein besserer Nachfolger heilen, während Gebrechen aristokratischer Senate nicht mit dem Tod eines Einzelnen abgeschnitten würden. Dieselben Sammelhefte zeugen für Lessings Verehrung des Constitutionalismus als eines alten germanischen Erbguts, dessen Verkümmerung unter allem Protest bekämpft werden müsse. „Deutsche Freiheit“ ist das Schlagwort dieses Eintrags. „Deutsche Freiheit, von der man jetzt überall eine sehr geringe Meinung hat; die niemand mehr übertreibt, als der Verfasser des Testament politique du duc de Belle-Isle, der vorgiebt, daß alle deutsche Unterthanen serfs wären, die ihre Herrn schinden könnten, wenn sie wollen.“ Bitter schränkt der Galotti-Dichter seinen Widerspruch gegen den Franzosen mit der Bemerkung ein: „Wenn er von dem redet, was geschieht, so dürfte er fast Recht haben“. Daß dieses aber die deutsche Staatseinrichtung gar nicht sei, will er sich an der Hand der reichsständischen Deductionen des alten tapferen Hallischen Staatsrechtlers v. Ludewig und neuerer Darlegungen Strubes erklären. Nach Tacitus war die Zuziehung des Volkes bei jedem wichtigen Unternehmen der Könige und Herzöge eine ausgemachte Sache: „Eben so ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen worden und ihr Rath und ihre Einwilligung unumgänglich nöthig war; z. E. wenn neue Steuern oder Kriege beschlossen werden sollten.“ Er ist nun nicht gemeint, bei Strubes geschichtlichen Notizen stehn zu bleiben, ohne Schlüsse auf die Gegenwart. „Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sclavischer. Denn warum sollten nicht auch noch heutigen Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor drei- oder vierhundert Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit zwei- oder dreihundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag

zu bringen. Wenn aber das geschieht, sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen?" Darum schreibt Lessing neben Strubes klare Begründung, wodurch die Landstände so zurückgedrängt worden seien, die gegen den aufgeklärten Despotismus gerichtete Frage: „Aber sind alle diese Ursachen nicht Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Übung zum rechten Gebrauche wird?"

Das zweite Freimaurergespräch geht nicht auf die politischen Zustände der Gegenwart ein, sondern bewegt sich in allgemeinen Sätzen. Zum ersten Mal in der ganzen deutschen Aufklärungsphilosophie wird hier das Hysteronproteron des Wolffischen Rationalismus, dem Leibniz selbst Vorschub geleistet hatte, die Zurückführung der Glückseligkeit auf Vollkommenheit und die Obenanstellung der letzteren überwunden, die Glückseligkeit ohne weiters als Princip der praktischen Philosophie aufgestellt. Damit rückt die große Erkenntnis der modernen Schule heran, daß nämlich alle Werthurtheile in Gefühlen und nicht in Relationsbegriffen des Verstandes beruhen, die man bloß deshalb für die Quelle der Werthschätzungen hielt, weil man ihren ursprünglichen Gefühlsinhalt außer Acht ließ. Was Lessing minder klar und entschieden schon früher der Ästhetik zugebracht hatte, indem er, die alten metaphysischen Definitionen verabschiedend, den Maßstab des Vergnügens im Einzelnen anlegte, fordert er mit voller Bewußtheit und Präcision in der philosophischen Sociologie. Hinter ihm liegt die Auffassung der Schrift über die Höllenstrafen. Die principiellen Sätze des zweiten Dialogs sind so klar und scharf wie möglich ausgeprägt, und die Eigenthümlichkeit dieser Keime einer Lessingschen Staats- und Gesellschaftsphilosophie beruht in ihrem rückhaltlosen Individualismus, der segensreichen Frucht Leibnizischer Anregungen, nicht in ihrer Teleologie. Denn die Menschheit als das Reich der Zwecke und menschliche Einrichtungen unter dem Zweckbegriff zu betrachten, liegt dem Denker des achtzehnten Jahrhunderts nach der Überwindung willkürlicher Naturconstructionen und vor einer dumpfen, rückläufigen Romantik nahe genug. Da nun die Individuen in der Gesellschaft

thätig ihre Glückseligkeit als Zweck verfolgen, begründet auch der Individualismus jene teleologische Auffassungsart, die sich nicht mit einer Erklärung des Werdens der Institutionen begnügt, sondern zur Abwägung ihres Werthes fortgeht und das Recht der gewordenen prüft an ihrer Dienlichkeit zur Erreichung der Zwecke aller Einzelnen, das heißt: an der Dienlichkeit zur Beförderung der allgemeinen, summirten Wohlfahrt. Es ist klar, wie sehr diese immanente Teleologie von der theologisch gewandten der „Erziehung“ abweicht. So nun raisonnirt Lessing einseitig mit Zeitgenossen und Nachfolgern: Die bürgerliche Gesellschaft ist Mittel, nicht Zweck, der Staat für den Menschen, nicht der Mensch für den Staat geschaffen. Die Vereinigung bewirkt, daß jeder Einzelne seinen Theil an Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen kann, und die Summe der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder — „die Summe aller Zwecke der einzelnen Bürger“ (Humboldt 7, 170) — ist die Glückseligkeit des Staates, jede andere aber, bei der einzelne Glieder leiden, bloße Bemäntelung der Tyrannei. Die Natur kann, das wird gewissen staatsrechtlichen Constructionen entgegnet, nicht die Glückseligkeit eines Abstractums wie Staat, Vaterland vor die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens stellen; eben so spricht, von der neuerdings durch Treitschke feurig dargethanen Persönlichkeit des Staates gleich entfernt, Herder im Eingang der „Ideen“. Alle menschlichen Einrichtungen, darunter der Staat, sind mangelhaft, also erscheint auch die denkbar beste Staatsverfassung mit Nachtheilen verbunden. Gesetzt, daß alle Welt in dieser besten Staatsverfassung lebte, so wäre doch die Regierung eines allumfassenden Weltstaates unmöglich, demgemäß die Trennung in verschiedene Völker, Deutsche, Franzosen, Engländer u. s. w. auch unter der Annahme einer überall gleichen Verfassung nothwendig und damit eine Collision der Interessen gegeben, die das unbefangene Verhalten von Mensch zu Mensch ohne Unterschied aufhöbe. Die Annahme einer allen gemeinsamen Verfassung weist Lessing bündig ab mit den schon vor Montesquieu auch ihm so geläufigen Gründen vom Einfluß des Klimas auf Bedürfnis, Lebensart, Sittenlehre, Religion, Gesetz, Staat. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen, mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen; keine Vereinigung ohne Trennung, keine Trennung ohne Scheidemauern

und Klüfte. Und innerhalb des einzelnen Staates wird die Trennung nothwendig bis ins Unendliche fortgesetzt, da ungleicher Antheil an der Regierung, wie nicht anders möglich, vornehmere und geringere, die eben so nothwendige ungleiche Entwicklung ursprünglich gleicher Besitztheile reichere und ärmere Glieder trennen muß. Das sind nothwendige Übel, weil die Menschen nur durch Trennung vereinigt werden können, und ein nothwendiges Übel ist Lessings Staat. Keine Rede von allen segensreichen Triebkräften der Sonderart, nichts über die Vermählung von Freiheit und Gebundenheit im Staate. Man bedenke aber: hat zu Anfang der neunziger Jahre nicht auch der junge Wilhelm v. Humboldt in den „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" alle negativen und positiven Constructionen des Naturrechts noch ganz unpreußisch mitgemacht? den Staat angeklagt, daß er die individuelle Kraftentfaltung, die ungebundene Freiheit des Einzelnen verkümmern lasse, da doch die Cultur des Menschengeschlechts nur durch fortschreitende Ausbildung individueller Mannigfaltigkeit höher steigen könne? gefordert, daß der Staat mit Sitte und Charakter, Religion und Erziehung gar nichts zu schaffen haben dürfe, sich vielmehr auf die bloße Sicherung seiner Bürger gegen innere Wirren und auswärtige Feinde beschränken müsse? Und man bedenke, daß Fichte acht Jahre vor den „Reden an die deutsche Nation" die Freimaurerei als Bund des Patriotismus und des Kosmopolitismus feiert.

Bürgerliche Gesetze, an Staatsgrenzen gebunden, können den schädlichen Folgen der Trennungen nicht steuern — nun entrollt Lessing die Fahne des Weltbürgerthums, zu dem er sich schon 1758 bekannt hatte: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das letzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger sein sollte". Er declamirt nirgend wie der Malteser, sondern entwickelt aus der vorgetragenen Lehre von den einseitig angeschauten Staatsübeln die Pflicht der Weisesten und Besten in jedem Staate, das **opus supererogatum** der Heilung freiwillig zu übernehmen. Ernst und Falk stimmen überein, es sei recht sehr zu wünschen, „daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend

zu sein aufhöret", die dem Vorurtheil einer angeborenen Religion nicht unterlägen, die von bürgerlicher Hoheit nicht geblendet, von bürgerlicher Niedrigkeit nicht angeekelt würden. Das Staatsgespräch schließt mit der überraschenden Frage: „Wie, wenn es die Freimäurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich zusammen zu ziehen?"

Die Frage hat durch das Wörtchen „mit" eine behutsame Formulirung empfangen, denn am Geschäft der Freimaurerei hängt so vieles ad extra, wie es oben hieß, was diesen Endzweck der höheren Ordnung verschleiert. Mit der Erörterung des Falkischen Gedankens, die Freimaurer hätten es freiwillig auf sich genommen, den unvermeidlichen Übeln des Staates insgemein, nicht den jeweiligen dieses und jenes Staats entgegenzuarbeiten, leitet Ernst das dritte Gespräch ein. Die Übel sind nothwendig, also nur durch Vernichtung des Staates völlig zu heben, ja, sie sollen nicht den Unempfindlichen auf einmal zum Bewußtsein gebracht, sondern leis und allmählich aufgefaßt und behandelt werden, und zwar ohne Nachtheil des Staates. Ist aber Falks System nicht bloß Hypothese, so müssen, wie Ernst noch immer mißtrauisch einwirft, einzelne greifbare Handlungen oder doch gewisse Eigenthümlichkeiten der Freimaurer auf ihre große Sendung hindeuten. Nun, ein vor den Augen der ganzen Welt geübter Grundsatz der Logen geht ja dahin: „jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen". Das schlägt durch: obwohl Falk-Lessing schon seine kluge Zwischenrede gethan hat, daß man, auch ohne Freimaurer zu heißen, die unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend durch das abwägende Studium jener Übel besiegen könne, geht Ernst hin und wird Freimaurer.

Sehr enttäuscht wechselt er bei der nächsten Begegnung mit Falk den brüderlichen Händedruck. „Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet." „Dein Verdruß", erwidert der Freund nun immer offener, „macht dich sehr ungerecht. Ich sollte mit dir von der Freimäurerei gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche Mann

ein Freimäurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie schädlich? — Ich sollte dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Mäurerei erfüllen könne, ohne ein Freimäurer zu heißen? — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?“ Seine eigenste Erfahrung spricht Lessing hier in der kühneren zweiten Folge aus, und ein ätzender Sprühregen der Ironie rieselt auf Rituale und Grade, Geisterbeschwörung, Goldmacherei, Tempelrestauration, kurz, all die Tonnen für die jungen Walfische herab. Falk soll nicht einwenden, das seien bloße Grillen und Spielzeuge der Neulinge, nicht die Waffen der Männer, denn der erbitterte Ernst hat wirklich nur derlei Kindereien gesehn und gehört, während seine durch Falk gereizte Sehnsucht nach jenem höheren, die Trennung überbrückenden Weltbund überall dem tiefsten Stillschweigen begegnet ist. Die Hoffnung, unter den Freimaurern ihr Grundgesetz der Gleichheit ohne alle bürgerlichen Einschränkungen aus ganzer Seele mitzugenießen, ist auf den brutalen Widerspruch der Thatsachen gestoßen, die Ernst sehr sarkastisch den Logen ins Gesicht wirft. Lessing mochte unter anderem wissen, daß bei Stiftung der Hamburger Rosenloge ein Makler mit dem unzweideutigen Namen Abraham Israel Baruch eingetragen, aber schleunigst wieder verschwunden, oder daß laut Protokoll einem Bewerber der Zutritt ausdrücklich geweigert worden war, weil er in seine Winkelloge auch Juden aufgenommen hatte. Für Lessing ist die Forderung des Taufscheins durch die „stricte Observanz“ ein crasser Widerspruch gegen das Wesen der Freimaurerei. Daher die schneidende Lection, die freilich in ihrer Verallgemeinerung von den wahren Brüdern alter und neuer Zeit als Genossen der Lessingschen Toleranz abgelehnt werden darf: „Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! ‚Ja‘, heißt es, ‚ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimäurer sein‘. Es ist nur gleichviel, was für ein Christ. ‚Ohne Unterschied der Religion‘ heißt nur ‚ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen‘ — Und die brüderlich aufgehobenen Standesunterschiede? Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachs), laß ihn kommen und sich melden! ‚Ja‘, heißt es, ‚ein Schuster!‘ freilich ein

Schuster. — Laß einen treuen, erfahrenen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden — „Ja', heißt es, ‚dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft' —", worauf dann noch eine Definition der guten Gesellschaft ungefähr im Sinne des boshaften Goethischen Distichons folgt. Auch Falk trägt sein Theil zur Anklage wider den jetzigen Zustand der Logen, ihre Capitale, ihre Privilegien, ihre Unterdrückung der Brüder einer andern Observanz bei, aber er dringt wieder esoterisch wie von der Kirche zur Religion, so von der Loge zur Freimaurerei. Die jetzige Loge mit ihrer gewählten Gesellschaft, ihren zahlreichen zu jenem großen Zweck wenig berufenen Staatsbeamten, und alles, was „Schema, Hülle, Einkleidung" ist, mag ein Ende nehmen; äußerlicher Wohlstand ist kein Beweis innerer Gesundheit. Der einleitende Gedanke von der Ewigkeit der Freimaurerei und der Unbedeutendheit des Freimaurernamens springt von neuem in spitzen Fragen hervor: „Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimäurer immer Freimäurerei gespielt? Mit andern Worten. Meinst du denn, daß das, was die Freimäurerei ist, immer Freimäurerei geheißen?" Die Geschichte soll im letzten Dialog darauf antworten, nachdem der vierte durch zahlreiche Sternchen und Punkte schon die Verwandtschaft der Freimaurer und der Tempelherrn angedeutet hat.

Der von Lessing mit vielen initiirten und profanen Zeitgenossen getheilte Glaube an diesen Zusammenhang, mit dem noch Gutzkow in den „Rittern vom Geist" ein freies Spiel treibt, ist vor der kritischen Geschichtsforschung längst zerstoben. Als ihn Nicolai 1782 belesen, aber confus in seinem „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, und über dessen Geheimnis; nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimäurergesellschaft" erweisen wollte, haben Herders Merkur-Briefe ihm sogleich, an mehreren Stellen mit übertriebener Heftigkeit, heimgeleuchtet und im Vorbeigehn auch Lessingsche Behauptungen leiser angefochten, deren vertrauliche Lectüre Herder zu dem ihm schon länger interessanten Gegenstand zurückgeführt und trotz dem Widerspruch gegen die vorgetragene Ontologie „durch die Unterhaltung eines so sinnreichen gelehrten Mannes" mannigfach gefördert hatte. Aber auch Nicolai erkannte einzelne Irrthümer Lessings, schon als dieser ihm

nach der italienischen Reise in Berlin seine Geschichtshypothesen vortrug. Alles was Lessing hier und bereits im nichtdialogischen Entwurf, mit der beliebten Wortgrübelei über Mase: Tisch, Masonei **masony**: Tafelrunde (schon 1772 von Möser als Lessingsche Deutung erwähnt), **mason**: nicht Maurer, sondern Tischgenoß, darlegt, um den Namen **Masonry** zum bloßen Mißverständnis zu stempeln und die Freimaurerei von uralten Clubs herzuleiten, sind unfruchtbare Einfälle, gleich Herders späterer Etymologie von spanisch **mazoneria** (gothische Kunst). Lessings prüfender Blick durchschaute richtig, daß in der Überlieferung der Logen gar vieles „Staub und nichts als Staub“ sei, wie Andersons nachgesprochene Hüttensagen, die sogenannten Privilegia Karls XI. von Schweden, das freilich noch lang als echt vertheidigte Freimaurerexamen Heinrichs VI. Auch ist es voreilige Rechthaberei, wenn Nicolai die Behauptung, vor Anfang des achtzehnten Jahrhunderts komme der Name **free mason** nicht vor, mündlich und schriftlich widerlegte, da seine Citate das Wort nur im Sinn eines zünftigen Maurers enthalten, Lessing aber wohlweislich gesagt hatte: „der Name Freimäurer, ein Glied unserer geheimen Gesellschaft anzuzeigen.“ Genug, der historische Theil ist auf Sand gebaut, und auch die letzten, seit den Berliner Gesprächen eingeschränkten Combinationen über die „Masonei“ nächst der Paulskirche erwarben sich keinen Beifall. Schon Nicolai blickte verständig auf das Gildenhaus der Maurer, **Mason's Hall**, schon Herder widersprach triftig der Schilderhebung Christopher Wrens zum Vater der Freimaurerei und wollte Nicolai gegenüber „vom engen Handwerksspaß des Baumeisters“ der Paulskirche nichts hören. Gleichwohl bilden Lessings Irrthümer zuletzt ein schönes, hochgewölbtes Portal für den alten oder neuen Bund, der Inschrift „Tretet ein, denn auch hier sind Götter!“ würdig gleich dem „Nathan“. Um zu sagen, wie die Freimaurerei ward, will er in den Gedanken des erfindsamen und thätigen Wren lesen: „Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche speculativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. ‚Dort‘, dachte er, ‚würde untersucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier,

was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundsätze der Masonei exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte **Masonry** versteht, zu einer **Free Masonry** erweiterte, an welcher mehrere Theil nehmen könnten?' — So dachte Wren." So dachte nicht Wren, sondern Lessing. Die menschliche Gesellschaft durch Stärkung und Erweiterung der sinnenden und thätigen, geistigen und ethischen Kräfte in den Individuen human zu erziehen und mit dieser umfassenden Humanität den nothwendigen Übeln der staatlichen Ordnung abzuhelfen, das ist die neue Sonne, die, als der Tag zur Rüste geht, dem Freimaurer Ernst aufsteigt. Die Pforten der großen Menschenloge sind nun geöffnet. Auf ihrer Schwelle grüßt uns Herder neben Lessing. In der Ferne winkt Schillers „ästhetische Erziehung" mit dem idealen Versprechen, die seit den Griechen entbehrte Totalität unsrer Natur wiederherzustellen und so den Staat der Noth in den Staat der Vernunft zu verwandeln.

Nur wenige Stimmen zeugen von der nächsten Wirkung dieser Dialoge. Feinfühlig gab Moses, auch er kein Begehrer verheimlichter Logenweisheit, sein Votum ab (11. Nov. 77), überschwänglich Campe. „Eine der besten Schriften, die ich seit langer Zeit gelesen habe", urtheilte am 29. August 1778 Lichtenberg, der dann die Druckhandschrift der ersten Gespräche von Heyne zum kostbaren Besitz erhielt und die im Vorjahr auch persönlich befestigte Verehrung für Lessing nur noch wärmer empfand. Nicht satt lesen, trotz manchem Kopfschütteln, konnte sich Hamann, wie er sich auch am „Nathan" weidete, den sein Nachbar Kant als bloßes Folgestück der „Juden" ablehnte. Dann wurden „die Brüder von Ernst und Falk" in Weimar und Königsberg gleich willkommen geheißen, nachdem Herder seine Zuständigkeit kühl genug ausgesprochen hatte: „Wenn Freimäurerei dazu gehört, es zu lesen, so bin ich's leider auch". Sein Rigischer Eifer für die Loge war lang verflogen, sein Enthusiasmus für die Humanität konnte nicht nachlassen.

Die Journale glitten nur über die Oberfläche hinweg, unfähig, das Esoterische herauszuschälen oder mehr zu sagen, als daß der Verfasser so wenig ein Freimaurer sei wie der Wolfenbüttler Fra-

gmentenschreiber ein Christ. Ein läppisches „Dialogisirt zum Küssen; reizend“ genügte den Frankfurter gelehrten Anzeigen zur Würdigung dieser männlichen Gesprächskunst; für untergeschobenes, schwankend gehaltenes, unoriginell gedachtes Machwerk erklärte die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung das zweite Heft. Ein obscurer Briefsteller rieb sich an der Altersphilosophie des superklugen Herrn Lessing; ein kläglicher ungarischer Theolog, Johann Oertinger aus Eperies, ließ 1780 in Hamburg das von Bibelsprüchen und Moralverslein, Sprachfehlern und Schimpfworten wimmelnde Scharteckchen ausgehn: „Brüderliches Sendschreiben an dem wider die Religion Jesu und seiner Jünger Gift sammlenden und wieder ausstreuenden Verkehrt Gelehrten Herrn Hofrath Leßing von einen zwar ungelehrten Mann, doch Gottes in Jesu Ehre und Lehre vertheidigenden Christen“. Im Eingang seiner Verhetzung der Logen und der Geistlichkeit, bevor er den Bösewicht an das unselige Ende des berüchtigten Religionsspötters Voltaire erinnert, bekennt der blöde Fechter ganz gemüthlich, daß Lessing ihm unlängst in Braunschweig einen Reisepfennig geschenkt habe. Diese Sumpfpflanze mag nur darum erwähnt werden, weil der leichtgläubige Gleim dann besagten Oertinger für Lessings Mörder hielt!

Niemand hat den Gedanken der Freimaurergespräche eifriger und unablässiger nachgehangen als Herder. Nicht in Utopien und Träumen der Menschheit in Abstracto, sondern im emsigen Wirken, wo jedes einzelne Glied des Staates mehr als Maschine zu sein sucht, im beglückenden und bildenden Familienbunde des Menschengeschlechts, „diesem in unsern Staaten so tief verachteten Augenmerk“, werde die Humanität regieren. Ihrer Beförderung dient sein wiederholtes geistreiches Vertiefen und Erweitern der so menschenfreundlichen, schlichten und praktischen Junta-Satzungen Franklins, die er dem vertrauten weimarischen Kreis und dem großen Publicum auslegte, und insgesammt die „Briefe zu Beförderung der Humanität“, die in den „Bund der Humanität“ rufen und das „Gespräch über eine unsichtbar-sichtbare Gesellschaft“ zur Hälfte aus Lessing entlehnen, mit Klagen über die allgemeine Zerspaltung in Deutschland. An „Ernst und Falk“, Lessings Geschichtsforschung und Dialogform dachte Herder noch in den Anfängen des neuen Jahrhunderts, als er für Schröder die Freimaurergespräche Horsts

und Fausts zu Papier brachte. Den templerischen Idealismus Lessings hatte er 1782 am schönsten in der Handschrift des vierten Briefes gegen Nicolai entfaltet, wo er von den Tempelherrn sagt: „Wie, wenn sie durch eine schöne Mischung von Tapferkeit und praktischer Weisheit sich über die abscheulichen Vorurtheile ihrer Zeit erhebend, das Feinste und Wahreste aus Morgen- und Abendlande in ihren Seelen vereinigt hätten und wirklich der Staat im Staate, die von Nationalvorurtheilen unabhängige Tempelloge, die edle Masonei gewesen wären, dazu Lessing sie und ihre Nachfolger, die Freimäurer, gern erheben möchte? Da sind wir auf dem glänzenden Punkt, dem schönen Licht- und Luftbilde seiner Gespräche; die schönste Schrift, die für beide Gesellschaften geschrieben worden und die der noch lebenden Ideal und Gesetzbuch sein sollte, wenn sie's — sein kann, wenn sie's auch als Nachruhm der abgelebten sein könnte".

Geistreich und paradox trat F. Schlegel an „Ernst und Falk" heran, auch hier Lessing — und Schlegel im Lessing suchend.

Ein Verständnis der theologisch-philosophischen Bestrebungen Lessings ist ohne Verständnis seiner Subjectivität unmöglich. Tiefere innere Gründe kamen zum Reiz des eigenthümlichen Vortrags. Contraste, schwer zu reimende Widersprüche, scheinbare Symptome unsicheren Schwankens in seiner Gedankenwelt fordern uns auf, die wesentlichen Merkmale dieser Geistesverfassung zu durchdringen. Ist es doch eine paradoxe Thatsache der Litteraturgeschichte, der sich wenige gleich befremdend an die Seite stellen, daß derselbe Dichter und Denker, den die Orthodoxen seiner und der folgenden Zeit aufs heftigste befehdeten, den aber die Masse der Nation als einen der vornehmsten geistigen Befreier Deutschlands zu verehren gewohnt ist, doch wieder von Männern der Rechten für sich in Anspruch genommen, von Männern der Linken vermeinter Halbheit wegen abgelehnt werden kann; daß während Tausende in ihm das Muster tapferster und entschiedenster Aufklärung feiern, hier ernste und gewissenhafte Leute eine der ihrigen, ja der Goezischen verwandte Gesinnung begrüßen, dort mit gleicher Auffassung, aber entgegengesetztem Urtheil Andere über seine zwar gebildete und tolerante, aber scholastische Denkweise zur Tagesordnung übergehn.

Derselbe Mann, der feindlichen Parteien als conservativ oder reactionär erscheint, wird von einem gemischten Chor zum Reformator, zum Revolutionär gestempelt, ein Prophet monistischer Weltanschauung genannt, von Strauß brüderlich umarmt, von Wanderpredigern als der johanneische Herold und Wegmacher Ludwig Feuerbachs dargestellt. Auch würde der Verfasser der „Theogonie" sich diesen Vorläufer wohl gefallen lassen, denn die „trefflichen polemischen Schriften Lessings gegen die Theologen" waren ihm besonders lieb, und sein Ehrgeiz, einen Platz unter Deutschlands classischen Schriftstellern zu erringen, zielt gewiß in erster Linie auf die Nachbarschaft Lessings. Anderseits steht ein hervorragender, aber leidenschaftlich befangener Philosoph unserer Tage doch nicht allein, sondern hat sehr verschiedene miteifernde Gehilfen, wenn er den Ruhmeskranz von Lessings Denkerstirn reißen und in den Staub treten möchte, als gälte es nur einen Kampf gegen Juden, Halbtheologen und flache Fortschrittler. Woher der großen öffentlichen Meinung und, was mehr ist, den Ansichten einer einträchtigen Forscherschaar gegenüber die Möglichkeit so klaffender Widersprüche? Hat Lessings Geistesanlage Eigenthümlichkeiten, die eine Art zweideutiger Gedankenentwicklung oder Darstellung begründen, eine Quelle von Mißverständnissen seiner wahren Gesinnungen und Absichten eröffnen? In der That, Lessing gerecht zu werden, muß man die Natur seines Intellects begreifen. Wer das Unbefriedigende der Haltung mancher theologischer und philosophischer Bekenntnisse zur Handhabe nimmt, um den Kritiker in den Dienst eines halben Obscurantismus, den Streiter unter die Zagen zu verweisen, der geräth unzweifelhaft in die bedenklichsten Widersprüche und muthet Fahnenflucht, berechnende Unterordnung, „feiger Gedanken bängliches Schwanken" einem Schriftsteller zu, der wahrlich genug unantastbare Beweise von Festigkeit, Unabhängigkeitsdrang und stolzem Mannesmuth gegeben hat. Die Zeit verlangte eine gewisse Taktik, die behende Unternehmungslust seines Geistes förderte sie, jenes seltene, große, nicht ungefährliche Geschenk der Natur, durch dessen Besitz und rührige Verwerthung sich Lessing vor Allen auszeichnet.

Die speculative Begabung Lessings ist eben so über jeden Zweifel erhaben wie seine ungemeine Denkschärfe. Selbst wenn gegen alle, schon durch Naumanns briefliche Inhaltsangabe ausgeschlossene Mög-

lichkeit das „Christenthum der Vernunft“ einer viel spätern Zeit als 1753 angehören sollte, so blieben doch, schon aus frühen Jahren, genug Beweise dafür übrig, wie tief der Drang, über die allgemeinsten und größten Fragen des Daseins Klarheit zu erlangen, in Lessings Innerem wurzelte. Deshalb scheint auch das seit Hebler so oft wiederholte Schlagwort „Gelegenheitsdenker“ nicht recht passend für einen Geist, der zwar das Spiel mit Einfällen nicht verschmähte und auf systematische Erschöpfung nicht ausging, aber lang vor der „ernstlichen Epoche seines Lebens“ philosophirte und dieselben Probleme ohne bloße Zufallsnöthigung des Augenblicks wieder und wieder anpackte. Das alte Bruchstück über die Herrnhuter mit seiner sokratischen Grundstimmung, seinem streitbaren Vorstoß gegen die Weltweisheit als rein theoretische Speculation ist eben durch den Angriff auf das zwecklose, der Bestimmung des Menschen zuwiderlaufende „Vernünfteln“ (μετεωρολογίζειν) ein Zeugnis echtphilosophischen Sinnes, da eine Ansicht über das Verhältnis der Theorie zum Leben, den Werth der vita contemplativa und der vita activa offenbar selbst dem Gebiete der hohen theoretischen Speculation angehört, mag gleich die lebensfremde Theorie in ihr eine so klägliche Rolle spielen wie im Lebensideal Luthers. Auch die innige Freundschaft mit Mendelssohn spricht beredt für Lessings natürliche Ausstattung zur Philosophie und Symphilosophie. Kein Denker ersten Rangs, behauptet Moses doch seinen Platz unter den achtbarsten Vertretern der Aufklärung vor Kant, und seine „Briefe über die Empfindungen“ bergen noch unerschöpfte anregende Sätze zur Ästhetik, aus denen Lessing unter Anderen Vortheil zog. Moses selbst hat nun mit edelster Bescheidenheit nach dem Tode seines Freundes aller Welt sagen wollen, daß in diesem Bund Lessing vorzüglich der gebende, leitende Meister, er der nehmende, geführte Partner war. Wer Lessing den Tiefsinn nur in blitzartigen Gedanken zuerkennt, der hält entweder Tiefe für den Gegensatz scharfer Klarheit oder meint es relativ im Verhältnis zu gründlicheren philosophischen Köpfen, relativ aber auch im Verhältnis zu andern intellectuellen Vorzügen Lessings.

Unter den Eigenschaften, die Lessings in philosophischen Schriften ausgeprägte geistige Anlage uns darbietet, steht zweifellos die Schärfe voran. Ihre Kehrseite ist ein auch von dem treuen Beobachter

Mendelssohn hervorgehobener Hang zu Willkürlichkeiten, kühnen dialektischen Versuchen, spitzfindigen Paradoxien. Lessing war ein großer Analytiker, wofür man ihn angesprochen hat, nicht vornehmlich in dem Sinne, daß ihm eine besondre Kunstfertigkeit eignete, aus einem verfitzten Knäuel von Thatsachen und Bedingungen die einzelnen Fäden unversehrt herauszulösen, das Gewebe durch kunstvolles Zusammenschlagen der Theile neu entstehn zu lassen und so die wahre Structur ganz durchsichtig zu machen. Lessings Stärke als Analytiker ruht namentlich darin, daß er einen überaus geschärften Blick für Unterschiede und die allerregste Lust am Sichten hat: daher übertreibt er nicht selten wahrgenommene Differenzen oder Gegensätze, arbeitet sie mindestens oft einseitig heraus, weil er sich nicht genug um die Ergründung des Mechanismus bemüht, durch den solche Anthithesen vermittelt und ohne logischen Widerspruch in demselben Gegenstand vereinigt werden. Er neigt dazu, ohne weiters ihre Unvereinbarkeit zu behaupten, einen entwirrbaren Knoten zu zerhauen. Er ist oft mehr radical als subtil, mehr gewandt und entschieden in schroffen Abgrenzungen als behutsam. Nach einem scharfen Schnitt weiß er bestechend Recht und Nothwendigkeit der Schnittführung darzuthun, und sein Geschick, zerstreute Hilfsmittel von allen Seiten her einem Zweck dienstbar zu machen, ist bewundernswerth. Diese erstaunliche Umsicht in der energischen Begründung einer den Thatsachen nur theilweise gemäßen Anschauung geht nicht immer Hand in Hand mit jener andern, dem Philosophen noch werthvolleren Umsicht, die von vornherein jede Einseitigkeit vermeidet und zur unbefangenen, durchaus entsprechenden Auffassung der wirklichen Verhältnisse hinführt. Die Gewaltsamkeit der Scheidung wird manchmal verdeckt, nicht aufgehoben. Lessings „simplificirende" Tendenz tritt in vielen und mannigfaltigen Schriften klar zu Tage; das von Gervinus beigefügte Prädicat „reinhaltend" jedoch läßt erwarten, daß Lessing eine Vermengung nur da zu hindern suchte, wo gesonderte Gegenstände durch einander gemischt, also entstellt würden. Lessing aber trennt und sprengt auch Dinge, die wirklich mehr oder weniger innig und unlösbar zusammenhangen und deren Scheidung nur gewaltsam von Statten geht. So ist Schiller durch die Antithese des Naiven und des Sentimentalischen zu einem unhaltbaren, gleich an Goethes

dichterischer Gesammterscheinung eingestandener Maßen zerschellenden Dualismus getrieben worden, und Lessing arbeitete viel ausgreifender mit der Antithese. „Sein Scharfsinn zersetzte mehr, als sein Tiefsinn feststellte“, sagt Jean Paul. Wer vorurtheilslos die ästhetischen Maßstäbe der Gegenwart an den „Laokoon“ legt, wird auch in diesem Meisterwerk jene Kehrseite eines außergewöhnlichen Vorzugs bemerken. Nur ein Scharfsinn wie der Lessingsche konnte eine von der neueren Kunstübung freilich oft über jede Gebühr verläugnete, doch gewiß einseitige Vorstellungsart mit solcher Überzeugungskraft ausstatten, daß lange Jahrzehende hindurch die bedeutendsten Köpfe voll bewiesene und erschöpfte Wahrheit darin fanden, was er selbst mit diesen Fermenten gar nicht leisten wollte. Daneben fehlt es unter den Scheidungen seines kritischen Scharfsinnes auch an solchen nicht, die mit dem Effect einer Offenbarung auf einmal eine bisher rathlos im Dunkeln gesuchte Wegscheide hell beleuchteten und feste Entschließung, frohgemuthen Fortgang an die Stelle der Wirrsale und tastenden Zweifel setzten. Kein Semler konnte z. B. die Religion Christi und die christliche Religion so sonnenklar sichten, wie es dieser Gedankenschärfe und dieser Präcision des Vortrags gelang.

Sein Scharfsinn bot ihm die Mittel, Stellungen dialektisch zu behaupten, deren Vertheidigung vielleicht jeder Andere als völlig aussichtslos aufgegeben hätte. Er verleitete ihn öfters, Bedingtes für unbedingt, Ausgleichbares für unversöhnlich zu erklären, nackte Gegensätze zu behaupten, wo nur Schattirungen in einander fließen, wie er anderseits nicht bloß scheinbare Risse heilte, sondern auch wirkliche Klüfte durch die Brückenbogen einer kühnen Construction verband, in deren innerstes Triebwerk man hineinschauen muß, um sie richtig zu fassen. Die Preisfrage der Berliner Akademie war doch so ungereimt nicht, wie das Lessing-Mendelssohnsche Heft „Pope ein Metaphysiker!“ sie überaus denk- und sprachgewandt hinstellt. Gewiß: ein andres ist ein Dichter, ein andres ein Philosoph — aber dieser Poet behandelt metaphysische Probleme, und die als unwiderleglich gebrachte Darlegung der Unterschiede zwischen Popes Auffassung der Übel und Unvollkommenheiten und der Leibnizischen, zuerst gewiß von Lessing ausgewittert, macht verschiedene Standorte zu fundamental verschiedenen Ansichten, während Leib-

nizens Teleologie und Popes Causalität einander nicht ausschließen, sondern Beide ihre von Lessing zugeschliffenen Formeln tauschen könnten. Mindestens läßt sich Popes causale Ansicht durch eine einfache Erwägung der göttlichen Allmacht zur finalen hinleiten, wenn auch Pope, selbst unklar, durch ein trennendes or der Lessingschen Disjunction beider Erklärungsarten Vorschub leistete und ihm die Karten right und good zum Stechen in die Hand gab, so daß allerdings die Antithese ohne genauestes Zusehn zwingend und unüberbrückbar erscheint. Ferner ist in den herausgehobenen zweiten Satz Popes von den unendlichen Vollkommenheitsstufen mit künstlicher Wortwendung etwas ganz anderes, als der englische Dichter gedacht und gesagt hat, eingeschoben, ist ein mehrdeutiger Ausdruck „geordnet“ willkürlich auf eine räumliche Ordnung bezogen worden; es versteht sich für Lessing und Moses von selbst: ohne jede Absicht einer entstellenden Unterlegung oder gar bewußten Fälschung. Nein, die löbliche Tendenz, Poesie und Philosophie auseinanderzuhalten, ließ den scharfsichtigen Prüfer Mängel und Unterschiede bei Pope auch da schußgerecht auftreiben, wo sprachliche Kunstgriffe sie eben erst geheckt hatten. Im Hintergrund spornte noch der Wunsch, die Herrn von der Akademie einer Albernheit zu überführen, das kritische Gelüst zur behendesten Parforcejagd.

Die eigenthümliche Distinctionsgabe Lessings hat wiederum in andern Fällen einen nachspürenden Forscher wohlbegründete Scheidung für falsche Spitzfindigkeit erachten lassen, weil er zu sehr unter dem Eindruck dieses mehrfach zu belegenden wissenschaftlich-litterarischen Verhaltens stand. „Das Christenthum der Vernunft“ soll in der Hauptsache, die skizzirten Motive der römischen Christenverfolgungen sollen durch und durch sophistisch sein, denn Lessings Unterscheidung: „Die Christen wurden nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen der Übertretung der Gesetze bestraft“ besage nichts andres als: sie wurden wegen der Ausübung ihrer Religion bestraft. Lessing hat aber seine Ansicht, sie sei zutreffend oder verkehrt, ausdrücklich mit den nächtigen Zusammenrottungen begründet, diese ausdrücklich als in der christlichen Religion nicht vorgeschrieben, mit der Religionsübung nicht nothwendig verbunden bezeichnet. Das Erkünstelte und Gezwungene seines unglimpflichen Versuchs, die Römer zu „retten“, ward gefühlt, aber an der unrechten Stelle

getadelt: liegt doch die Frage allzu nah, warum denn die Christen bei völliger Religionsfreiheit ohne Noth durch nächtliche Schmäuse sich den ernstesten Gefahren hätten aussetzen sollen? Lessing sprang über den simplen Einwand hinweg, um eine neue, verblüffende Behauptung zu verfechten.

Ein Kopf von so selbständiger Schärfe, die auch bei der größten, ihm eingewurzelten Wahrheitsliebe leicht eigenwillig werden kann, hat eine natürliche Neigung, die Dinge auf besondre Art anzusehn, und das aparte oder im Gespräch herausfordernde Abweichen von der breiten Heerstraße wird ihn um so lebhafter reizen, um so angenehmer befriedigen, je gefährlicher der neue Pfad, je nothwendiger und selbstverständlicher das Fortschreiten im allgemein befahrenen Geleise scheint. Freund Moses wußte das wohl, wenn er auch arg daneben schlug, als er Lessings spinozistische Äußerungen für bloße Schäkereien und vorbeiprasselnde Gedankenschwärmer erklärte: „Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammen zu paaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte“. Auch habe er mehr Vergnügen darin gefunden, einen ungereimten Satz mit Scharfsinn behaupten, als die Wahrheit schlecht vertheidigen zu hören. Wenn die Genossen mit aller Welt sagten: „Niemand wird läugnen“, so rief er: ich bin dieser Niemand; wenn Einer die allgemeine Weisheit aufs Tapet brachte, so hatte er große Lust, das Gegentheil zu behaupten, im Gespräch natürlich viel verwegener als mit der Feder, die Bleibendes für einen größeren Kreis schafft. Aber die unbetretensten Wege sind auch die gefährlichsten. Eine Wahrheit ist nicht minder wahr, weil sie jedermanns Wahrheit und deshalb mühelos oder trivial ist. In solchen Fällen wird das Abweichende, „gemeinen Augen Befremdliche“ vorgezogen, eben weil die Überzeugung so schwierig, die Vertheidigung so anstrengend ist; nicht etwa aus bloßer Gedankenspielerei, sondern im guten Glauben, der Irrthum sei Wahrheit oder führe doch zu ihr hin, die Hypothese beseitige wenn nicht für die Menge, so doch für die Weisen das Hindernis. Daraus erklären sich auch gewisse Lessingsche Paradoxien und seltsame Begriffsbestimmungen. Ein kleines Beispiel aus der brief-

lichen Symphilosophie: Moses hatte Rousseaus Perfectibilität vielleicht nicht ganz treu, aber verständig erklärt; dem setzt Lessing (Jan. 1756) aus eigenen Mitteln eine Vervollkommnung entgegen, die sich genugsam bewähren würde, wenn sie die Menschheit immer auf gleicher Stufe hielte, und liefert so, wie nicht näher gezeigt zu werden braucht, eine in sich ganz verfehlte und absurde Definition. Freilich sind ihm solche, auch vom Halbdenker gleich zu ertappende Irrthümer äußerst selten entschlüpft, wenn er laut seinem Epigramm verfuhr: „Man würze wie man will mit Widerspruch die Rede.“ Und hätte er die Würze zur Kost gemacht, so wäre seine Schriftstellerei nicht in der Nation lebendig geblieben.

Lessing hat in jungen Jahren mit Vorliebe Mathematik getrieben, wie zuverlässige Zeugnisse bekunden. Gewiß mußte ein so starker und elastischer Geist sich lebhaft von einem Studium angezogen fühlen, das nicht wie andre Disciplinen dem Gedächtnis Stoff zuführt, sondern die freie Verstandesthätigkeit herausfordert. Auch lehren bedeutsame Beispiele, daß der seit der Schulbank und dem Umgang mit Kästner und Mylius den exacten Wissenschaften fernstehende Humanist noch im reifen Alter eine Art mathematischen Calcüls anwandte, wo der Gegenstand zur zahlenmäßigen Betrachtungsweise kaum anzureizen scheint. Wenn er 1757 du Bos' Lehre von dem auch mit den allerunangenehmsten Leidenschaften verbundenen Lustgefühl „ein wenig philosophischer“ ausdrückt und die Grade des Realitätsbewußtseins abmißt, so unterscheidet er sich von ihm weniger durch die rationale metaphysisch-psychologische Begründung im Geiste Wolffs und Bilfingers, als durch die auffällige arithmetische Exemplification, die das Umschlagen der Unlust in Lust oder den umgekehrten Vorgang im Bewußtsein erklären soll. Als gehe Lessing daran, die Stärke der Regungen durch Zahlengrößen auszudrücken und mitten in Probleme der modernsten Psychologie und Ästhetik hinein zu springen; aber es handelt sich doch nur um eine nicht streng sachlich zu nehmende Erläuterung, nicht um eine prophetische Stellungnahme zur Frage der Meßbarkeit seelischer Vorgänge. Bei andrer Gelegenheit jedoch war die mathematische Auffassung für Lessing mehr als ein bloßer veranschaulichender Behelf; es ergab sich ihm daraus wirklich der genauere Charakter eines Problems, das sonst gleichfalls den Rechner fern-

zuhalten scheint. Die von jedermann gefühlte Bizarrerie seiner Ansichten über die Zahl der Sinne fällt nicht sowohl der Idee der Metempsychose zur Last, als der mathematischen Künstelei, den absonderlichen, unwahrscheinlichen Voraussetzungen arithmetischer Combinationen. Man erinnere sich, daß Lessing einmal in Sokratischer Verstimmung gegen die unnütze Theorie, als er das praktische Christenthum an den Herrnhutern darlegte, den Newton und Leibniz ihre Einführung des Calcüls in die Erforschung des Universums gar sehr verübelte und den „Algebraisten" nicht gnädiger anließ als den Astronomen und den Metaphysiker. Anderswo, z. B. im Entwurf über die Ausbreitung des Christenthums, wird dagegen der Mathematik die höchste Anerkennung gezollt, ja gerad heraus gesagt, ihre Schule sei dem Philosophen unentbehrlich, weil sie „unsern Geist an Ordnung und deutliche, genaue Begriffe gewöhnt und ihn lehrt, was demonstrativ ist." Im Oktober 1756 zeigt die gegen Moses ausgesprochene Befürchtung, er möchte den Aufsatz über die Wahrscheinlichkeit nicht recht verstehn, den vorzeitigen Abbruch seines lieben Knabenstudiums und zugleich, welchen Werth er der mathematischen Schulung beimaß. Lessings bis späthin bleibende Lust zu elementar-mathematischen Entwicklungen, wo sie nicht einmal so recht am Platze scheinen, zu einer Arithmetik, deren sich niemand versieht, entspringt offenbar wiederum dem Trieb möglichst vielseitiger Bethätigung des Verstandes und dem Streben, möglichst scharfe, bestimmte, von einander abgegrenzte Vorstellungen zu gewinnen. Dies so verdienstvolle Streben ergab mitunter falsche Grenzen, zu schroffe Sonderungen. Der in den letzten Beispielen ausgeprägte, beim ersten Blick unwesentliche und bedeutungslose Zug fügt sich nun erhellend und verstärkend in das Gesammtbild dieses eigenartigen Intellects: ihm sind die arithmetischen Spiele geistige Turnübungen, und auch darin steht er vor uns als der große Verstandesgymnastiker, der die Gabenfülle seiner Natur mannigfaltig, nicht zuletzt in scharfen Trennungen, kühnen, noch unversuchten und deshalb um so reizvolleren Combinationen erproben muß. Am Schachbrett saß er gern mit seinem philosophischen Freunde: der eigenthümliche Schachspielerscharfsinn regt sich auch in philosophischen Versuchen wie den abgebrochenen Constructionen von der veränderlichen, die Fünf übersteigenden Zahl der Sinne. Die

Jugendliebe erkaltete nicht völlig, da ein tiefer Zug der Gemeinsamkeit seine Art mit der Weise des Mathematikers verbindet, die nicht vom Stoff der empirischen Wissenschaften gefesselte, selbständige Verstandesarbeit.

Lessings Eigenart muß vor allem bedacht werden, wenn man kritisch an seine religionsphilosophischen Denkmäler und an seine Religionspolitik herantritt. Wer die anscheinenden Halbheiten, Compromisse und Windungen, die einen streng logischen wissenschaftlichen Sinn verletzen, aus Achselträgerei, aus Furcht vor der Macht, aus dem Wunsch, es zwei Parteien recht zu machen, herleitet, wird gröblich fehlgehn, weil er die Persönlichkeit mißkennt. Wer umgekehrt Lessings Verhalten durch Dick und Dünn scrupellos billigte und durchaus unbedenklich für das moderne philosophische Bewußtsein fände, der würde sich einer sachlich nicht zutreffenden Auffassung schuldig machen. Die Zeitverhältnisse, mit denen jedenfalls zu rechnen war, wenn mehr geschehn sollte als eine Predigt in der Wüste, sind uns bekannt. Der Strateg durfte nicht mit allen Feinden rechts und links auf einmal anbinden. Galt es dem Rationalismus, so wurde die Orthodoxie schonender behandelt; aber diese Zwingburg zu cerniren, mußten alle Aufklärungstruppen heran. Die wichtigsten Ansprüche der Rechtgläubigkeit zugebend, traf Lessing sie neckisch aufs Haupt, setzte sie vor dem Publicum ins Unrecht, lieh sich zur ohnmächtigen Wuth des Gegners den Märtyrerschein eines Opfers blindwüthiger Verfolgung. Doch diese politischen „Evolutiones“, die hie und da zu unphilosophischer Nachgiebigkeit führten, diese Schachzüge sind nicht der Haupthebel zum Verständnis seiner eigenthümlichen Haltung. König Odysseus war viel mehr als bloß verschlagen. Den vorschnellen Folgerungen aus Lessings Taktik gebietet Einhalt seine sittliche Tüchtigkeit, sein allzeit reges Rechtsgefühl, sein mächtiges Bedürfnis der Geistesfreiheit, dem nichts unerträglicher wäre als von Parteileidenschaft geknebelt zu werden, seine tiefe Sympathie mit allem Ganzen, Folgerichtigen, Charakterfesten. Nicht Halbheit, Unselbständigkeit, übergroße Empfänglichkeit, die Lessing so meilenfern liegen, vielmehr der Hang zu kühner, spontaner Verstandesarbeit treibt in seinen befremdlichen Zugeständnissen und Anpassungen. Das große Leibnizische Beispiel mag dazu beigetragen haben; wer weiß, ob Lessing sich ohne dies

gefährliche Vorbild ein so weites Abbiegen von der geraden Straße erlaubt hätte? In dem Aufsatz über die ewigen Strafen steht zu lesen, wie er vom Verfasser der „Theodice“ lernte, die esoterische Lehre für gemeine Augen hinter der exoterischen zu bergen, anders zu denken und anders zu reden. Wohlverstanden: nicht im Sinne des sophistischen τὸν ἥσσω λόγον κρείσσω ποιεῖν und alles zu beweisen, sondern dieselbe gute Sache nach verschiedenen Methoden zu führen, in freier philosophischer Weise und in speculativer Ergründung des Dogmas, also auf der Bahn, die sich von Augustin bis zu Hegels Religionsphilosophie hinzieht und auch von Herder betreten worden ist. Der exoterische Vortrag will Jeden auf dem Weg, wo der Lehrer ihn eben fand, vorwärts leiten zur Wahrheit, das eigene Feuer, wie Lessing sagt, zwar nicht im Kiesel verstecken, aber selbst aus dem ungeschicktesten Quarz Funken schlagen, eine verkehrte Meinung so lange wenden und pflegen, bis ihr Vernunftgehalt herausgelockt, die Sonnenseite an ihr gefunden ist. Doch Leibnizens ermunternder Vorgang allein würde Lessing kaum zu den waghalsigen Operationen vermocht haben, die bei dem Einen Staunen und Bewunderung, bei dem Andern Ärger und Entrüstung, bei der Menge manch seltsames Mißverständnis hervorrufen, hätte in seiner Individualität nicht eine besondere Gabe gelegen, das Fremde zu adoptiren. Den gymnastischen Kopf vergnügte und konnte nichts mehr reizen als jenes durchdringende Ausdeuten, jenes logische Modeln und Umgestalten, das der Überlieferung ihr Antlitz nach einer neuen Seite dreht und schließlich die gesuchte Idee überall zu finden und aufzuzeigen gestattet. Lessings mächtige Vorliebe für scharfe Trennungen sträubt sich nicht wider ein solches Amalgam, denn die Verbindung der Gegensätze bleibt locker und meist auf Eine Schlinge beschränkt, wo der behende Dialektiker die Widersprüche behoben, die Contraste zum Schmelzen gebracht hat. Und sein zertheilender Scharfsinn findet hier erst recht das Feld für Übungen und Triumphe, da es weit schwerer ist, eine Vorstellung von ihrem überwiegenden Inhalt, ihrer allgemeinen bisherigen Geltung zu lösen, als anerkannte, jedem Auge deutliche Gegensätze zu bemerken und nochmals zu sichten. Die Schwierigkeiten, die Lessing überspringen muß, um scheinbar, da er doch den einen Fuß weit hinaussetzt, mit beiden Füßen vom Wippbrett aus den christlichen

Standort zu gewinnen, um die Vernünftigkeit dieses und jenes Dogmas zu erweisen, um eine Umwälzung an die conservativste Überlieferung anzuknüpfen, sind so groß, daß die willige Bewunderung des formalen Gelingens kaum zurückbleibt hinter dem unwilligen Staunen über das Wagnis, wenn man dieses nur exoterisch betrachtet.

Einzelne Forscher haben gerad aus dem viel tieferen Gegensatz, in dem sich Lessing zur positiven Orthodoxie befindet, seine im Vergleich mit der Kritik rationalistischer Aufklärer oft mildere Beurtheilung ableiten wollen. Allerdings konnte er keineswegs auf dem Standpunkte des damaligen Rationalismus beruhigt stehn bleiben. Allerdings sagt er paradox: „Je gröber der Irrthum, desto kürzer der Weg zur Wahrheit“. Allerdings äußert er sich auf seiner höheren Warte manchmal so, als seien die Vertreter beider Parteien von oben gesehn ziemlich gleich, da sich die Übel der Orthodoxie verkleinerten, die Gebrechen ihrer Gegner vergrößerten. Zudem ist es psychologisch begreiflich, daß wie im politischen Widerstreit so im theologischen der Vorgeschrittenste mehr Sympathie für die fernen „Ganzen“ als für die „Halben“ zeigt. Man denke nur an Strauß, aber auch an gewisse Stücke in Feuerbachs „Wesen des Christenthums“ oder seine „Kritiken des modernen Afterchristenthums“, an G. Kellers Novelle „Das verlorene Lachen“, die einem poetisch blümelnden liberalen Prediger mit noch härterem Hohn begegnet als Lessing der ästhetisirend-moralischen Religionsverfeinerung des jungen Wieland. Dadurch wird die nähere Zugehörigkeit zur Linken nicht aufgehoben, so verstimmt und verächtlich er sie auch behandelt, und die Hauptschläge hat doch die Rechte gefühlt und nimmermehr vergessen. Die höchste, in der That doch so hoch nicht vorhandene Entrücktheit des Betrachters könnte das Bild nicht ins Gegentheil verkehren, das Ferne nah, das Verwandtere fremd zeigen. Keine Politik, wenn anders sie den Vorwurf der Felonie scheut, dürfte zur Befehdung eines Dritten mit dem Todfeind gemeine Sache machen und ihn über die tiefen Gegensätze täuschen. Warum sollen wir heute der Orthodoxie eine unmögliche Waffenbrüderschaft aufdrängen und Lessing von der Aufklärung wegsprengen, da wir doch die Zeit- und Kriegsläufte kennen, da uns Lessings Sonderart bewußt ist? In der Sprache der Christgläubigkeit Gedanken ent-

wickeln, die aus Leibnizischer Sphäre in spinozistische oder halbspinozistische hineinragen, entschiedene Aufklärung fördern mit Hilfe eines bisher ganz anders gebrauchten Rüstzeuges der Rückständigkeit, Wunder und Offenbarung behaupten mit Worten, die ihre Unmöglichkeit einschließen, das sind Triumphe der gewagtesten, schwierigsten Dialektik. Sind sie aber nicht mehr als große Kunststücke des Witzes? Gewiß. Der neue Wein soll die alten Schläuche sprengen, der Leser soll nach seinem Verständnis rascher oder sachter ins Esoterische dringen. Das Amalgam kann, wie Lessing am besten wußte und im Motto der „Erziehung“ deutlich genug aussprach, doch immer nur zur Hälfte glücken. Es erfüllt den, der alles klipp und klar buchstabirt haben will, mit Unbehagen, es wird der unverständigen Masse nicht zum Ärgernis, es führt den Mitdenker allgemach aus der exoterischen Darstellung an die wirkliche Überzeugung heran, freilich ohne ihm jeden Zwiespalt, Sprung und Widerspruch innerhalb der einzelnen Schrift und des Complexes zu benehmen und sich rückhalt- und lückenlos zu erschließen.

Betrachten wir in diesem Zusammenhang nochmals ein frappantes, von den berufensten Richtern laut gewürdigtes Beispiel Lessingscher Gedankenentwicklung, dessen Hauptergebnisse oben zusammengefaßt worden sind, den Aufsatz „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“. Seine erkenntnistheoretische Tendenz geht offenbar darauf aus zu zeigen, daß was auf Grund historischer Zeugnisse für ein Factum, eine Wahrheit gehalten werden müßte, kein Factum, keine Wahrheit ist, sobald es mit der Vernunft oder der allgemeinen, noch jetzt durch Beobachtung und Versuch controlirbaren Erfahrung in Widerspruch geräth, daß dann aus einer solchen vorgeblichen historischen Thatsache philosophisch nichts gefolgert werden kann, was sich nicht auch ohne sie erweisen ließe, daß demgemäß auf die bloß berichteten, nicht selbsterlebten Wunder der Bibel kein allgemeiner Schluß, welcher Art auch immer, zu gründen sei. In der That, diese Absicht ist so vortrefflich, die Grenzen der Beweiskraft auch der verläßlichsten Geschichtszeugnisse sind so richtig abgesteckt, das Verhältnis zwischen historischen Aussagen einerseits, der Vernunft oder allgemeinen Erfahrung anderseits erscheint durch die unbedingte Unterordnung aller mit der rationellen Weltansicht unvereinbaren Aussagen so scharf gekennzeichnet, daß der Abhand-

lung, zumal wenn man das nachgelassene zweite Schreiben an Schumann hinzulegt, der ihr von Strauß und eindringlicher von Dilthey gespendete Preis vollauf gebührt. Hat aber Lessing wirklich nichts anderes gesagt, als was er seiner eigentlichen Tendenz nach sagen wollte, sagen mußte? was knappe wesentliche Berichterstattung ihn sagen lassen darf? Durch den ganzen Aufsatz läuft der Ausdruck und Begriff „historische Wahrheit" oder „Geschichtswahrheit". Lessing braucht aber das Wort nicht bloß so, daß der Ausfall des anfangs beigefügten Adjectivs „vorgeblich" sich von selbst versteht, sondern er behandelt diese vorgeblichen, vermeinten Wahrheiten in gewisser Hinsicht doch als voll, richtig, unzweifelhaft. Er spricht davon, daß er sie gelten lasse, nichts dawider einzuwenden habe, hergeleitete Folgerungen gut heiße und sich selbst vorbehalte, andre historische Dinge danach zu schätzen. Der Ausdruck ist für einen Theil der Lessingschen Darlegung unpassend, weckt den Argwohn einer uneigentlichen, abgekürzten Bezeichnung und entspricht doch wieder dem Inhalt, indem er die Zweideutigkeit der Begriffsfassung spiegelt. Mit den gezwungenen Wendungen konnte das volle Ziel nicht erreicht werden. Die Sache liegt doch so: sind geschichtliche Facta, was sie nach ihrer strengen Bezeichnung sein müssen, echte Wahrheiten, echte Thatsachen, dann gestatten sie eben so gut sichere Folgerungen wie jedes Ereignis von heut oder morgen, und das Perfectum, das Tempus überhaupt macht keinen Unterschied. Wäre es, wie Lessing dem Gegner zu weit entgegenkommend einräumt, wirklich historisch unläugbar, daß Christus Wunder gethan hat, so entfiele das Recht, Consequenzen daraus abzulehnen, die sich aus der Thatsächlichkeit eines gegenwärtigen Wunders logisch ergeben würden. Lessing verdeckt die Blöße seiner Erörterung sehr geschickt, indem er bald den Gegensatz der historischen und der nichthistorischen Wahrheiten auf den Gegensatz der zufälligen Geschichtsthatsachen und der nothwendigen Vernunftwahrheiten reducirt, bald unvermerkt diese Vorstellung nothwendiger, empirisch unerweislicher Wahrheiten bei der Frage unterschiebt, ob die geschichtliche Erfahrung zur Begründung allgemeiner Lehrsätze tauglich sei. Eine schiefe rationalistische Methode, die Lessing im Nachleben der Wolffischen Speculation gefahrloser anwenden mochte, als die Metaphysik nur Vernunftwahrheiten umfassen sollte, welche so streng wie logische

und mathematische Wahrheiten von keiner Empirie gestützt oder erschüttert werden können. Daß in den religiösen Fragen allerdings Raum für die Erfahrung sei, übersah Lessings Scharfblick durchaus nicht; hat er doch stets aufs schönste und tiefste mit der Erfahrung des Christen gerechnet und den schalen Rationalismus nicht mitgemacht, der alles geschichtliche Werden und Wirken zu Gunsten seiner erfundenen ewigen Naturreligion strich. Darum vertauscht Lessing hier immer wieder — die Kritik der einmal concedirten Wunder Christi kam ja anderweitig zu ihrem Recht — den Begriff der historischen Wahrheit als einen der apriorischen Vernunftwahrheit entgegengesetzten mit dem Begriff des eigentlich, nach dem gemeinen Wortsinn historischen Factums und erobert so gewaltsam sein Ziel. Denn nur die niemals ganz zu tilgende Unsicherheit geschichtlicher Angaben, bei denen, wie Lessing am Leben Alexanders zeigt, dichtende Phantasie mitgewirkt haben kann, verbietet, metaphysische Ansichten auf derlei Zeugnisse, falls diese der allgemeinen Erfahrung des Tages widersprechen, zu bauen. Wenn Lessing gleichzeitig doch den geschichtlichen, d. h. nach den Quellen dafür zu nehmenden Wahrheiten und Thatsachen den Charakter echter, wirklicher Wahrheiten und Thatsachen ließ, konnte es ihm unmöglich darauf ankommen, den Glauben an historische Pseudothatsachen zu nähren, sonst hätte er der unverkennbaren Grundabsicht seines Aufsatzes widerspruchsvoll entgegengearbeitet. Seine Warnung davor, auf geschichtliche Berichte ein metaphysisches Lehrgebäude zu gründen, wäre in den Wind gesprochen, wenn sich einmal die Überzeugung von der Thatsächlichkeit des Inhalts festgesetzt hätte und der Inhalt zugleich so beschaffen wäre, daß er mit zwingender Logik die herrschende Metaphysik durchbräche. Lessing legt großes Gewicht auf den Umstand, der seiner dialektischen Entwicklung in der That sehr zu Statten kommt, daß zwischen Christi Wundern, der Auferstehung u. s. w. und Hauptsätzen der christlichen Metaphysik, selbst dem der Gottessohnschaft, kein nothwendiger innerer Zusammenhang bestehe; so hätten denn die Wunder des Urchristenthums, die er für wirklich zu halten vorgiebt, nur die Bedeutung gehabt, die frühere Menschheit auf die neuen Heilswahrheiten aufmerksam zu machen, während sie logisch diese Wahrheiten schon damals so wenig begründen konnten wie jetzt. Aber auch das muß Lessing dazu dienen, jenen

Facten, deren metaphysische Beweiskraft er läugnet, die Thatsächlichkeit scheinbar zu wahren, obwohl dies Zugeständnis, consequent ausgebeutet, doch die gewichtigsten Schlüsse, von Lessing selbst in der Rettung des Cardan erörtert, für das Conto der Positiven ergeben müßte. Es war eben nur scheinbar, dies Zugeständnis, und weit entfernt, seine Zwecke durch schwankendes Ungeschick zu vereiteln, gab Lessing die größte Geschicklichkeitsprobe, da trotz Paraden, Sprüngen, Windungen die Gesammtleistung unfehlbar dasteht. Daß er innerlich von der völligen Unabhängigkeit empirischer Thatsachen und metaphysischer Sätze so wenig durchdrungen war wie von der Evidenz der vorgeblichen Geschichtswahrheiten, lehrt ja das nachgelassene zweite „Sendschreiben“ an Schumann, worin jener Gegensatz fehlt, aber ein um so stärkerer Nachdruck auf die Verschiedenheit des Selbsterlebten, Selbstvernommenen und des bloß von fern her Berichteten gelegt ist. Lessing hat erst hier seine These, daß der Beweis des Geistes und der Kraft weder Geist noch Kraft mehr habe, sondern nur Menschenzeugnis von Geist und Kraft beibringe, rein vorgetragen, nachdem sie anfangs unter Vermengung heterogener Gesichtspunkte und der bedenklichen Flagge der „historischen Wahrheit“ ausgelaufen und doch in den Hafen gekommen war. Erst hier trifft sein Gedankengang mit dem classischen 10. Capitel in Humes Hauptwerk zusammen, und das Mangelhafte der früheren Formulirung könnte nicht klarer beleuchtet werden, als wenn man die meisterliche Darlegung des großen Schotten vergleicht: nicht die historische oder die Erfahrung überhaupt ist der Vernunftwahrheit, sondern die vereinzelte, zweifelhafte, schlecht verbürgte der allgemeinen, zweifellosen, sicher beglaubigten, jedermann geläufigen, sich immer wieder erneuernden Erfahrung gegenüberzustellen.

Und nochmals: es ist nicht allein die kluge, dem Gegner nicht jede Seite auf einmal bietende, den noch befangenen Schüler nicht auf einmal durch und durch fortreißende Taktik und Pädagogik, die denn doch ihre großen, in der That alsbald bemerklichen Gefahren hätte. Es ist immer wieder jene Besonderheit seiner geistigen Anlagen und Neigungen, lieber das Verwickelte als das Plane, lieber das Paradoxon als den ohne weiters zugänglichen Gemeinplatz, lieber das Befremdende als das allen Augen Einleuchtende zu suchen und reich gewürzt aufzutischen.

Ein solcher Geist konnte weder dem bequemen Rath **Philosophandum est sed paucis** folgen, noch sich häuslich in einer philosophischen Schule niederlassen, um darin systemgläubig zu altern und seine Arbeit genügsam dem Archiv der -aner und -isten einzuverleiben. Er liebte später an dem jungen Jerusalem, was er selbst besaß: „Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist; und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte."

So wenig Lessings Jugenddichtungen frei über der zeitgenössischen Production thronen, so wenig stand er von vornherein als selbständiger Denker den zeitgenössischen Philosophen gegenüber. Wolffs Lehren waren ihm zunächst schon auf der Meißner Schulbank propädeutisch dargeboten worden, wie die kindlichen Beweise der „Glückwünschungsrede" verrathen. Der Hallische Lehrmeister, 1740 von Friedrich dem Großen rehabilitirt, beherrschte die deutschen Katheder und gab der Wissenschaft eine gründlich ausgearbeitete Sprache. Seinen Einfluß hat Lessing vollauf erfahren, wenn er auch als Student unmittelbar aus Leibniz schöpfte, bald an Bayle herantrat und um Wolffs Todesjahr, 1754, bereits die eigenen Schwingen rührte. Nicht zwei Perioden, des Werdens und der abgeschlossenen Reife, wollen bei ihm geschieden sein, vielmehr eine Periode der mit überkommenen Begriffen zufriedenen, allerdings in einigen Fragen schon ketzerischen Schulgenügsamkeit, die, auch wo sie stärker abweicht, noch an den Leibniz der Wolffischen Überlieferung anzuknüpfen ist, und eine nicht zu beruhigtem Abschluß gelangte, sondern in ihrer Gedankenarbeit abgebrochene Periode des Ringens um eine freie Weltanschauung, die endlich spinozistisch mit der Ablehnung des personalistischen Theismus und der Verwerfung der Teleologie rechnet. Genannt oder, weil fast selbstverständlich, nicht genannt, spielen Leibniz und Wolff die Hauptrolle in den kleinen Recensionen der Vossischen Zeitung. Sehr conservativ heißt es 1752: „Das Neue sollte uns in den speculativischen Theilen der Weltweisheit alle Zeit verdächtig sein"; als er den Satz ein Viertel-

jahrhundert später wiederholte mit dem getrostesten Schlagwort der Aufklärung: „Die erste und älteste Meinung ist in speculativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel", geschah es, um seine bizarrste und befremdlichste Hypothese anzukündigen, und so manche kühne Ritte in unbekanntes Land waren gethan. Wie treu Lessing anfänglich im Wolffischen Geleise fortging, erhellt 1755 aus der Streitschrift über Pope und Leibniz, worin das „Gedicht" ganz zeit- und schulgerecht definirt wird, aus einigen Begriffsbestimmungen der Fabelaufsätze, aus den Noten zu Burke 1758, deren Sätze unter der Überschrift „Was erhaben und schön heißt" den reinsten und unzweideutigsten Wolffianismus in bekannter Terminologie darbieten, obwohl es diesen Anmerkungen an Spuren der Selbständigkeit im Einzelnen, an Meinungsverschiedenheiten gegenüber Wolff wie Mendelssohn nicht fehlt. Erst seitdem sein Leibnizstudium sich bedeutend vertieft hatte, wies er fast verächtlich auf die Kluft zwischen dem Meister und dem Schüler und trennte überscharf Leibnizens System von „der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit" Wolffs. Seine aufrichtige Verehrung des Meisters aber hat er jederzeit unumwunden bekannt: im Pope-Aufsatz grenzen die Worte „der Wahrheit und zugleich Leibnizen näher kommen" an Orthodoxie, in den „Litteraturbriefen" wird das überall gleich verbreitete Licht seines Verstandes der Nation vor Augen gehalten, in den Wolfenbüttler „Beiträgen", den Zusätzen zu Jerusalem, den Gesprächen mit Jacobi seine „große Art zü denken", sein Scharfsinn mannigfach gefeiert. Als 1765 die Veröffentlichung der **Nouveaux essais sur l'entendement humain** gegen Locke auch Lessings Leibnizforschung von neuem anspornte, beschied er sich nicht mit Auszügen, sondern entwarf eine offenbar für den Druck bestimmte Übersetzung und in französischer Sprache einen Aufsatz über das ihm besonders interessante Verhältnis des Philosophen und des Theologen Leibniz, wobei nothwendig auch das Esoterische und Exoterische schon vor den Wolfenbüttler „Beiträgen" erörtert worden wäre. Zu einer Lebensgeschichte Leibnizens hat er gesammelt und sich nicht auf äußere biographische Daten beschränken wollen. Seine eigene Speculation ist ohne das Leibnizische System unverständlich.

Der Jugendaufsatz über das praktische Christenthum der Herrn-

huter mit der bleibenden Lebenslosung, der Mensch sei zum Thun, nicht zum Vernünfteln geboren, verfolgt eine hitzige speculationsfeindliche Tendenz der Kraftbethätigung doch im Gedankenkreise der Monadologie, wonach Substanz Kraft und jede Monas in Ewigkeit thätig ist. Er theilt mit Leibniz, zugleich mit Aristoteles, der durch seine analytische Methode der Ästhetik den größten, durch seine Metaphysik höchstens einen secundären Einfluß auf Lessing gewann, die Auffassung der Seele als einer Entelechie. Bedeutsamer wird das vervollkommnende Thun bald darauf in der zwiespältigen Skizze „Das Christenthum der Vernunft“ (1753) gefaßt. Schon Mendelssohn erkannte darin die Ketzerei und gedachte des alten Entwurfs, als die „Erziehung des Menschengeschlechts“, vorher der Wissowatius-Beitrag, eine gewohnte Bahn mit neuem Rüstzeug beschritt. Ernste Zweifel, ob die leidige Halbheit der auf Leibniz gestützten Vermittlungstheologie Vernunft und Offenbarung dauerhaft aussöhne, müssen schon in dem jungen Bayle-Leser erwacht sein; aber kein Bayle oder Voltaire lehrte ihn, von Leibniz fortgehend nach dem Vernunftgehalt der christlichen Dogmatik fragen, ohne kurzweg abzusprechen und auch den historischen Drang und Werth aller Strecken des Geisteslebens zu verkennen wie die Aufklärung des „selbstklugen Jahrhunderts“. Daß sein erster Umdeutungsversuch mehr als bloß verwegen sei, darf freilich kaum behauptet werden, soweit das Geheimnis der Trinität in Frage kommt, dessen Rationalisirung aus Wolffischem Fahrwasser hinaussegelt. Nieten hat trefflich gezeigt, wie früh sich der jugendliche Religionsphilosoph, ans Gefühl appellirend, von Wolffs Vernünftigkeit trennte, wie ernst ihn die Scheidung zwischen den Wahrheiten der Vernunftreligion und den Offenbarungswahrheiten hinnahm und daß Th. Haupts orthodoxe Beweise für die Trinität, von Lessing Ende 1751 recensirt, ihm tiefsinnige Speculationen des reformirten Theologen Kellermann nahe brachten. Anders als die theologische Erstlingsschrift Herders das Trinitätsthema behandelt. Mit einem Gedanken, in dem man Beziehungen zu Aristoteles finden wollte, setzt das „Christenthum der Vernunft“ ein: Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können, also da Gott selbst das Vollkommenste ist, von Ewigkeit her nur sich selbst denken können.

Wenn nun im dritten Paragraphen Vorstellen, Wirken und Schaffen in Eins gefaßt und der schöpferische Charakter der Vorstellungen Gottes behauptet wird, so meldet sich bereits die spätere Idee von der Wirklichkeit der Dinge in Gott, ein „Panentheismus“, wie man es nicht schön, aber treffend nennt, der leicht in Pantheismus übergehn kann und schon hier mit Giordano Bruno verknüpft werden darf. Leibniz sieht in der Welt ein aus unzähligen Einzelsubstanzen, vorstellenden, von einander verschiedenen, unter einander im steten continuirlichen Zusammenhang bedingten, durch unendliche Vervollkommnungsstufen sich wandelnden Monaden zusammengesetztes, prästabilirtes harmonisches Ganzes, dem die Gottheit von Anbeginn seine unwandelbare Ordnung mitgegeben hat. Das alles findet sich, bis zu wörtlichen Übereinstimmungen mit Leibnizens System, auch bei Lessing; aber seine Paragraphen sind keine Wiederholung, wie am klarsten Zeller gezeigt hat. Der vierte scheidet: Gott kann sich nur auf zweierlei Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal und sich als ihren Inhalt, oder er denkt seine Vollkommenheiten zerlegt, eine von der andern abgesondert und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt. Die erstere Möglichkeit ergiebt ein identisches Bild Gottes: man lasse die Scholastik von der **natura naturans** Gott, der **natura naturata** „Gott Sohn“ und der Harmonie Heil. Geist aus dem Spiel, und man hat den Grundgedanken für die „Wirklichkeit der Dinge in Gott“, einen Leitfaden zu dem noch unbekannten Spinozismus hin, die Idee der Einheit von Subject und Object im absoluten Erkennen. Ganz Leibnizisch klingt, was über die Möglichkeit unendlich vieler Welten und die nothwendige Wahl der besten, die geschlossene Continuität und Unendlichkeit u. s. w. gesagt wird — unleibnizisch, Brunesk die Erklärung der Monaden nicht nach der prästabilirten Harmonie, sondern als zertheilt gedachter göttlicher Vollkommenheiten, der Vollkommenheit Gottes ähnlich wie Theile dem Ganzen. Ist aber jeder Gedanke bei Gott eine Schöpfung, ist der Gedanke der zertheilten Vollkommenheiten Gottes und ihr mit diesem Gedanken nothwendig identisches Dasein die Welt, dann müssen doch die göttlichen Vollkommenheiten an sich kosmischer Art sein: der sich selbst ganz vorstellende, die Summe seiner Vollkommenheiten auf einmal denkende Gott denkt und schafft also die ganze Welt, die Summe aller ein-

zelnen Dinge. Die Selbstverdopplung Gottes in der Vorstellung seiner selbst, im göttlichen Selbstbewußtsein und die Weltschöpfung sind nur noch in der Betrachtung, nicht real unterscheidbar; sonst müßte man auch eine Verdopplung des materiellen Kosmos, zwei gleiche Welten neben einander annehmen, hier das Universum, dort sämmtliche Theile, hier die Summe, dort alle Summanden. Daß nun das Ganze nicht als etwas von den einzelnen Theilen getrennt und unabhängig Existentes gedacht werden kann, daß das Ganze, wie auch Moses gegen Jacobi geltend machte, nur in der Auffassung seitens eines denkenden Subjects von den Theilen verschieden wird, bedingt den naturalistischen Charakter jedes ernsthaften Pantheismus. Unmöglich war Lessing über die Consequenzen des § 13 und seines Abweichens von Leibniz schon im Klaren, vielmehr finden wir ihn noch weit entfernt von entschiedenem Pantheismus. Die Idee eines unmittelbar schaffenden, im Denken selbst seine Objecte ins materielle Dasein setzenden Intellects nämlich ist streng logisch undurchführbar und nach zwei Richtungen fortzubilden: entweder macht man Ernst mit dem Begriff des Intellects und nähert sich dann dem gewöhnlichen Gottes- und Schöpfungsbegriff um so mehr, je entschiedener man das Moment des Selbstbewußtseins in den Vordergrund drängt; oder man legt das Hauptgewicht auf die unmittelbare materielle Existenz der Gedanken, um sich dann zu sagen, daß die Vorstellung, die das leibhaftige Ding selber ist, ohne den Gegensatz von Subject und Object, ohne die Verdopplung des Gegenstandes im Bewußtsein, ihren Namen mit Unrecht führt, daß ein als solcher und von vornherein schöpferischer, also mit der Existenz des Gegenstandes zusammenfallender Gedanke gar kein wahrer Gedanke ist. Leibniz legte die erstere Stellung nahe. Auch darf in Lessings logisch durchgeführten Religionsschriften nicht alles für exoterische Maske und Anpassung erklärt werden, wiewohl schon in der früheren Zeit nichts Lessings eigentliche Lehre sein kann, was einen über die teleologische Weltanschauung des Deismus hinausgehenden, die Naturgesetze mit Wundern durchbrechenden Supranaturalismus ergeben würde. Bei ernster innerer Übereinstimmung mit der teleologischen Grundlage Leibnizens und der Deisten, giebt es für Lessing nichts Übernatürliches nach der ersten Ursache, keine Wunder im Gebiete der secun-

dären. Außer vielen zerstreuten Zeugnissen des Glaubens an bekenntnislose Humanität, an ewige Gesetzmäßigkeit, an das Wunder nur als eine einzelne Begebenheit im Gang der Natur, sind beweisend auch größere Skizzen. Der Entwurf „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion" streift so folgerecht wie möglich dem Inbegriff aller natürlichen Religion die conventionellen Zuthaten der positiven ab. Der Aufsatz „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion" will mit jener Hochschätzung der mathematischen Demonstration aller Schwärmerei gegenüber, eben so consequent und ausgesprochen emancipirt, nicht Offenbarung, sondern natürlichen Lauf der Dinge zum Recht bringen. Endlich die „Neue Hypothese über die Evangelisten", die bis auf Bruno Bauer vordeutet. Die alte Recension der Ahlwardtischen Dogmatik aber, wenn sie von Lessing stammt, erklärt sich aus seiner Abneigung gegen alle Halbheit zur Genüge; ihr Sinn wäre einfach der: volle Verbalinspiration oder gar keine.

Von Leibniz entfernt sich Lessing noch in einem andern Punkte des „Christenthums der Vernunft", in der Aufstellung des ethischen Cardinalgesetzes; dieses aus der eigenen Natur der moralischen Wesen schöpfend und dabei die wahre Quelle des imperativen Charakters der Sittlichkeit, nämlich ihren socialen Ursprung übersehend, formulirt er es so: „Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß". Dies Gebot, eine nähere Bestimmung seines Herrnhuter-Imperativs „Der Mensch ist zum Thun, nicht zum Vernünfteln geboren" und von ihm fort und fort wiederholt, fußt auf den Monaden als sich vervollkommnenden, thätigen, das All nach ihrer individuellen Art spiegelnden Seelen, athmet aber einen ethischen Individualismus, der noch über Leibnizens individualistische Tendenzen hinausgeht. Mit diesem entschiedensten Individualismus in der Menschheit rechnend, lernt Lessing „jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilen", wie die Dramaturgie sagt; er lernt wirkliche Duldung üben, wie Montesquieu, Winckelmann, Herder andre Weisen als berechtigt und nothwendig begreifen, während die Aufklärung die Dinge über einen Kamm scherend „will Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen". Dieser Individualismus kämpft in „Ernst und Falk" und lehnt durch erschöpfende Bethätigung der persönlichen Anlagen die Glück-

seligkeit eines weichen und schlaffen Eudämonismus ab. So war die Monadologie sittlich ausgebeutet; metaphysisch erscheint sie wieder im Bruchstück „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können": die Seele ist ein einfaches, unendlicher Vorstellungen fähiges, diese Vorstellungen in einer unendlichen Zeitfolge nach Ordnung und Maß erlangendes Wesen, die ganze materielle Welt bis in ihre kleinsten Theile beseelt; was Grenze setzt, heißt Materie.

Leibnizisch ist bei Lessing die Continuität und Evolution. Leibnizisch, ohne das Drehen und Winden der „Theodice", ohne ihren „anleitenden", nicht zwingenden Grund, ist sein streng causaler Determinismus, der auch in die Dichtwerke hineinspielt, wenn Orsina keinen Zufall kennt, Emilia dem Unververmeidlichen nur durch den Tod entflieht, Nathan den Satz „Kein Mensch muß müssen" ausdeutet. Jerusalems „Philosophische Gespräche", deren Metaphysik nirgends die Leibnizische Schule verläugnet und deren Empfindungslehre von Mendelssohn ausgeht, bieten als Mittelstück eine Abhandlung „Über die Freiheit", aus mündlichen Gesprächen in Briefform zusammengefaßt; dieselbe, die Kestner tiefbewegt auf dem Pult des Selbstmörders neben „Emilia Galotti" gefunden hatte. „Wir können nichts wollen ohne zureichenden Grund", setzt Jerusalem gegen alle moralischen Einwände auseinander: „Dies scheint mir also unumstößlich zu sein, daß wir die Lehre von der Freiheit nicht behaupten können, ohne die ersten Gründe aller unserer Erkenntnis über den Haufen zu stoßen; die Folgen davon mögen auch sein, welche sie wollen." Natürlich ergiebt sich dem Leibnizianer so die Frage nach der göttlichen unmittelbaren Ursache des Bösen, die Nöthigung zur Theodice, die dann mit einer Ableitung der tugendhaften Handlungen aus deutlichen, der lasterhaften aus unklaren Vorstellungen recht unzulänglich versucht wird. Es hört also mit der Unfreiheit nicht jeder Unterschied zwischen Tugend und Laster, alle Verbindung zwischen unserm gegenwärtigen Verhalten und unserm Zustand nach dem Tod auf, wie die Gegner immer wieder behaupteten und noch behaupten. Daran schließt Lessing in den „Zusätzen" beistimmend, aber seinerseits die Unerträglichkeit des „Zufalls" betonend, eines der bündigsten und wichtigsten Bekenntnisse seiner Philosophie.

Schon früh scheint er sich von den Vorurtheilen gegen den

Determinismus losgemacht zu haben, denn aus einer am 31. März 1753 gedruckten Vossischen Recension blickt deutlich die Überzeugung hervor, daß der Läugner der Willensfreiheit wenigstens kein Feind der Religion zu sein brauche, und Lessing würde die Bemühungen seines Autors, darzuthun, daß im System der Nothwendigkeit das Dasein des Bösen sich keineswegs auf die moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens erstrecke u. s. w., kaum so eingehend gerühmt haben, falls er von ihrer Verkehrtheit und Erfolglosigkeit durchdrungen gewesen wäre. Es bedeutet dem gegenüber wenig, daß er dem Übersetzer beipflichtet, wenn dieser die „Fatalität" des Franzosen nur als eine bedingte Nothwendigkeit anerkannte, und noch weniger, daß der Verfasser selbst sein System der Fatalität auf die menschlichen Handlungen eingeschränkt hatte. Denn nur diese stehn beim Determinismusstreit in Frage; die Zufälligkeit des Geschehens, zumal im Bereich menschlicher Willensentschließungen ist es, wogegen sich der strenge Causalitätsgedanke auch Lessings sträubt. Er glaubt an das **servum arbitrium** so fest wie einst Luther, wenn auch aus andern Gründen, und giebt endlich einen Fingerzeig, der, in jenen „Zusätzen" von 1776 unverständlich, erst 1780 durch die „Erziehung" aufgeklärt ward, aber fortwährenden Mißdeutungen ausgesetzt ist. Wie gar noch heute jemand in Lessing einen Anhänger der Willensfreiheit erblicken kann, scheint den Urkunden gegenüber mehr als paradox.

„Der dritte Aufsatz", sagt Jerusalems treuer Herausgeber, „zeiget, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erschienen. Tugend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen, was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegentheils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nehmlichen Um-

ständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also, von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben so befremdendes System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit wenigen hier nicht zu fassen stehet."

Es scheint, wie gesagt, unbegreiflich, daß solche Aussprüche mißverstanden werden konnten. Und doch hat man, wo möglich auf Grund gewisser Redewendungen, die Lessing mit dem allgemeinen Sprachgebrauch theilt, bald seinen Determinismus ganz abläugnen, bald diese Denkweise durch andre widerstreitende Vorstellungen beschränkt finden wollen, weil man im ersten Fall den Determinismus mit dem crassesten und unvernünftigsten Fatalismus verwechselte, im andern gerad umgekehrt nur die Nöthigung durch Beweggründe der Vernunft für die wahrhaft dem System des Determinismus entsprechende, von ihm geforderte hielt. Hie Danzel, hie Ritter. Aber bleibt die Nothwendigkeit, die der Vernunfteinsicht entquillt, darum minder Nothwendigkeit? hört das Müssen des Guten und Richtigen aus Erkenntnis auf, ein Müssen zu sein? Nicht warum ich muß, sondern ob ich muß oder nicht muß, das ist die Frage, wie Hebler den Widersachern zugerufen hat, und nur der Wahn, eine Nothwendigkeit könne allein als brutale Gewalt von außen kommen, nicht aber aus innersten Gesetzen, hat den Determinismus zum Popanz gemacht. Für den Unbefangenen giebt es in der That nur Eine Auslegung der Lessingschen Worte; denn daß man für das Beste nicht danken könnte, wenn man es wirklich bloß müßte, daß der Mensch nur für die ihm verliehene Möglichkeit, seine Freiheit zu bethätigen, dankbar sein könnte, behauptet allein Danzel. Als sei der Erzogene nicht dankbar für den Zwang der Erziehung, der Gerettete nicht der Hand verpflichtet, die ihn, ohne seiner Freiheit den mindesten Spielraum zu lassen, mit mecha-

nischer Gewalt aus dem Wasser riß? Freilich hieße es Lessing falsch verstehn, wollte man ihm die Vorstellung unterschieben, alle Nothwendigkeit des Handelns habe ihren Grund im unwiderstehlichen Zwang von Erkenntnissen. So wenig eine solche Vorstellung dem strengsten Sinne nach vom Leibniz-Wolffischen System gefordert war, das die Wirksamkeit der Affecte und Triebe immerhin zuließ, wenn es diese seelischen Vorgänge gleich in undeutliche Vorstellungen verwandelte, so wenig herrscht sie bei Lessing. Das hat der Philosoph, der zuerst nach Jacobi den Determinismus Lessings, wenn auch mit einer seltsamen Ansicht des Princips, das in Wahrheit Determinismus zu heißen verdiene, doch mit triftigen Einschränkungen der im Ganzen so unverkennbaren Bestimmungslehre unseres Classikers ausdrücklich hervorhob, das hat Ritter dargethan. Der Gegensatz zum ersten Wolfenbüttler Fragment, die Deutung des Dogmas von der Erbsünde, in dem frei nach Leibnizens **Nouveaux essais** „die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntnis zur kräftigsten Anschauung“ gebracht werden soll, beweist ja, insofern die Umdeutung zugleich Rechtfertigung sein will, unwidersprechlich, daß Lessing noch andre den Willen bestimmende Ursachen als bloße Vernunftgründe kannte. Und man denke auch hier an das „Blut“ der Emilia Galotti! Lessing wäre nicht der tiefe Kenner des menschlichen Herzens gewesen, wenn er zu glauben vermocht hätte, daß eine unabweisbar in That sich umsetzende Würdigung des Besten die einzige Form der Bewährung des Causalitätsgesetzes im Reich des bewußten Wollens sei. Daß nun diese nicht in deutliche Einsichten aufzulösenden Triebe mit geringerer Nothwendigkeit wirken sollten als die vernünftigen Motive, hat Lessing nirgend gesagt, nirgend sagen können. Alles in allem mag man Lessings Determinismus durch ein Stück Fatalismus beschränkt finden: die Vernunftnothwendigkeit hat ihre Grenze nicht an irgend einem Spielraum des ursachlos freien Wollens, sondern an einer härteren, sinnlicheren Nothwendigkeit; der Zwang der Erkenntnis wird, zumal auf niederen Stufen, aber auch bisweilen bei geistig und sittlich höher gebildeten Menschen, von der force irrésistible der Naturtriebe durchbrochen. So wäre jene Auffassung, mit der Lessing nach dem ersten wissenschaftlichen Deuter seiner Philosophie den Cirke

des richtigen Determinismus verlassen hätte, nicht eine Entfernung von Spinoza, sondern eine Annäherung: der Determinismus der vernünftigen, sittlichen, zweckthätigen Ursachen verschmilzt nicht mit einer dem Zufall holden Freiheitslehre, sondern mit dem Determinismus der irrationalen Triebe und Gemüthskräfte, die ihre Wurzeln auch in die physische Natur hinabsenken.

Aber nun zum letzten Theil jener denkwürdigen Anmerkung! Das angedeutete „System" kann natürlich nicht der Determinismus oder Spinozismus sein.

Das zweite, gemeinen Augen eben so befremdliche System ist das der Seelenwanderung, der Metempsychose. Mit Jerusalem, also in der ersten Wolfenbüttler Zeit erörtert, trat es erst 1780 auf den Blättern über „Die Erziehung des Menschengeschlechts" ans Licht, nachdem 1777 die Gegensätze zu den Reimarischen Fragmenten nur den alttestamentlichen Theil der „Erziehung", und zwar als die ersten Linien eines ausführlichen fremden Buches gebracht hatten: unter einem gewissen Cirkel von Freunden sei vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift umgelaufen; die scheinbare Heterodoxie werde schwinden bei künftiger Herausgabe des ganzen Aufsatzes oder gar des vollendeten Buches. Daß er die Abhandlung, denn nur um eine solche Skizze handelt es sich, nie für seine Arbeit erkennen wolle, hat Lessing auch brieflich bestimmt erklärt. Der Grund liegt nicht in ihrer echtlessingschen Tendenz und in dem befremdlichen System, sondern, noch abgesehn von Lessings 1780 vielleicht geänderter Weltanschauung, in ihrem mehr als irgend anderswo exoterischen Vortrag, der gleich mit dem Titel anhebt, da diese Erziehung eigentlich keine Erziehung ist.

Lessings Einkleidung, den Gang der erziehenden Offenbarung durch eine Reihe von Entwicklungsstufen zu verfolgen, knüpft an altchristliche Weisheit, mittelalterliche Schwärmerei und moderne Geschichtsphilosophie an. Paulus lehrte im 3. Capitel des Galaterbriefs: wir waren im Gesetz verwahrt, bis uns der Glaube geoffenbart werden sollte; „also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum . . . Nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister". Indem die Patristik mit dem großen Heidenapostel das mosaische Gesetz als einen παιδα-

γωγὸς εἰς Χριστόν betrachtete, bildete sich im Widerstreit der Ansichten die Würdigung des Mosaismus, wohl auch des Hellenismus, als einer vorbereitenden Durchgangsepoche zum Christenthum, namentlich bei den Häuptern der alexandrinischen Theologie weiter aus, eine Lehre der Heilsökonomie, Anpassung, Erziehung. Schon Johannes Müller erinnert an Epiphanius. Lessings Liebling unter den Vätern, Irenäus, überschaute die steigende Offenbarung des einigen Gottes und sah, wie den Einzelmenschen vom Bad der Taufe, so das ganze Geschlecht von Adam bis zum Heiland und heiligen Geist fortschreiten. Er entrollte die Erziehung der Menschheit von den Juden her, teleologisch die göttliche Tendenz der Heilsvollendung verfolgend in den beiden Gesetzen, dem alten, das zeitlich straft, dem neuen, das die Knechtschaft löst. Clemens Alexandrinus faßte, was neuerdings Walch hervorhob und Lessings „Brief" gegen diesen Gottesgelehrten aufnahm, im **Paedagogus** die Menschen als Schüler, Gott als Erzieher, das mosaische und das apostolische Gesetz als die Unterrichtsmittel des Logos Christus für die stetige Bildung des Menschengeschlechts. Erst den Juden gegeben, that, so lehrte man mit der christlichen Erfahrung, die Logesoffenbarung eine Weltreise unter den Völkern. Ihre Stufen betrachtete Origenes: wie das Kind die Wahrheit in Bildern lernt, so bedarf es der Besserung durch Lohn und Strafe, bis jenseits die Menschheit über das geschriebene Evangelium hinaus zum ewigen gelangt und sich in Gott vollendet. Auch Tertullian, wie Epiphanius, konnte im Erdenlauf Jesu, der da gesagt hatte, nach ihm werde ein größerer Paraklet kommen, nicht die Endschaft der erziehenden Offenbarung finden. So ward der Blick auf eine dritte Staffel der Heilsleiter, eine dritte Verbriefung der Heilslehre gerichtet. „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden, und Geschlechtern, und Sprachen, und Völkern", so hatte die Apokalypse gepredigt. Als ein **Evangelium aeternum** liefen wirklich unter dem Namen des calabrischen Abtes Joachim von Floris prophetische Schriften durch das dreizehnte Jahrhundert, der Franciscaner Gherardino fand im Christenthum der Kirche kein Genügen. Das neue, dritte Reich des heiligen Geistes sollte nun die Erfüllung bringen. Demselben Zeit-

alter trug ein Tractat des Pariser Bischofs Wilhelm von Auvergne wiederum die allmähliche Pädagogik Gottes vor, der der Kindheit Israels einen „Elementar- oder Alphabetarunterricht“ gegeben habe.

Die göttliche Accommodation war Frommen und Unfrommen eine allgeläufige Vorstellung. Spinoza bedient sich ihrer sowohl im einzelnen, um den verschiedenen philosophischen oder judenzenden Vortrag der Apostel, als im großen, um Gottes „Offenbarung“ zu erklären: Gott spricht zu den Patriarchen ihrer Fassungskraft gemäß, Gott giebt aus pädagogischer Rücksicht dem kindlichen Volk Israel ausschließliche Verheißungen; Gottes Königthum, da doch alles aus der Gottnatur fließt, ist eben dem schwachen Verstand angepaßt, Christi Lehre desgleichen, die Bibel zweitheilig, erst Einem, dann allen Völkern „geoffenbart“ nach ihrem Begriffsvermögen. Nicht minder schaltet Semlers Kritik fortwährend mit solcher Accommodation, wenn er Paulinisch die göttliche Haushaltung in ihrem Gang betrachtet, dem Apostel das Gleichnis von den Kindern, Jünglingen und Männern in Christo, der Kindermilch und der Männerspeise nachspricht und mit ihm von den σαρκικοί zu den πνευματικοί fortschreitet. Anders liest Herder die Genesis, anders der poesielose Semler. Ihm ist die mosaische Schöpfungsurkunde „für ehemalige Juden, als für Kinder eingerichtet ... Schon Philo sagt es: daß nur ganz einfältige Leute jene Vorstellung hätten“; aber im Bilde der Kindheit und dessen Verfolgung trifft er mit dem schwärmenden Entzifferer der ältesten Hieroglyphen überein, da er weiter von den „Anfangsgründen für die alte Welt“ und einem „Abc“ spricht, das der Unterstufe diente. „Wenn Kinder die Fertigkeit des Lesens schon haben, führt man sie nicht immer wieder zurück in das Abcbuch.“ Seine Theologie läßt das Testament der Juden dahinten: „Es bleibt allemal wahr, daß Gott durch dieses Volk einen besondern Theil seines Plans, in Regierung des menschlichen Geschlechts, erreicht hat; wenn gleich das Einzelne, das nur zum Charakter der Zeit und des Volkes gehört hat, von den Gliedern des neuen Bundes in jener Zeit und Gegend liegen gelassen wird“. So faßte, gleichfalls mit starker Teleologie, der hallische Kritiker die Bibeloffenbarung des Lehrers Gott.

Anders, teleologisch zwar, aber nicht historisch-kritisch wie Semler, nicht exoterisch einkleidend wie Lessing, Pascal. Nach

einer Musterung der Religionen Asiens, deren Moral und Beweisgründe ihm nicht genügen, hält er sich, müde Gott nur raisonnirend zu suchen, an die Schrift und betrachtet das isolirte älteste Volk, das jedes andre durch die jahrhundertelange Fortpflanzung seiner Geschichten übertrifft, Einen Gott anbetet, das Gesetz Jehovahs befolgt und des verheißenen Befreiers harrt. Ehrfürchtig schaut er es an, dies ewige Volk und sein uraltes göttliches Buch, das man mit beispielloser Aufrichtigkeit bewahrt, obwohl Israels Laster darin verzeichnet stehn. Auch er schreibt in großen Zügen die Erziehungsgeschichte der Menschheit. Gott bestellte nach der Sintflut ein eigens gebildetes Volk auf Erden, dauernd bis zu dem Geschlecht, das der Messias durch seinen Geist erleuchten würde; ein „fleischliches Volk", alternd in „irdischen Gedanken" von Abrahams gesegnetem Samen und einem weltlichen Messias, von Propheten durch pädagogische Verhüllung geistiger in zeitliche Güter angetrieben, ein Volk, geschaffen dem Heiland als Zeuge zu dienen. Pascal hat drei Stufen: die Heiden kennen Gott nicht und lieben nur die Erde; die Juden kennen den wahren Gott und lieben nur die Erde; die Christen kennen den wahren Gott und lieben nicht die Erde, denn das Himmelreich ist nicht im Fleisch, sondern im Geist. Durch Christus ist das Heil erfüllt: „Als die Welt in fleischlichen Irrthümern gealtert war, kam Jesus Christus zur vorhergesagten Zeit." Moses am Eingang, Christus am Ausgang der göttlichen Bahn.

Nun erwäge man, wie Leibniz im Vorwort zur „Theodicee", mit stärkster Rücksicht auf die erst allmählich entschleierte Unsterblichkeitslehre, von den abergläubischen Heiden zu den monotheistischen Juden, die in einem kleinen Erdenwinkel aufgeklärter waren als die ganze übrige Menschheit, und zum Vollender Mosis Jesus Christus aufsteigt, der die göttliche Güte und Gerechtigkeit durch Belohnung in einem andern Leben krönt. Schon diese Sätze allein hätten Lessings Darlegung bestimmen können, aber die göttliche Erziehung und die Entwicklung zur harmonisch wirkenden Humanität war neuerdings auch durch Herder mannigfach mit größter Beredsamkeit zur Sprache gebracht worden.

In Herders taumelnder Schrift über die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" wurden die Urworte der heiligen Frühe orakelhaft gedeutet. Ein Jahr später, 1774, söhnte trotz dem gläu-

digen Standpunkt und manchen Schwärmereien sein Buch „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit", der jugendliche Vorläufer der „Ideen", selbst die Reimarer mit dem allerdings so „phantastischen Genie" der Ältesten Urkunde aus. Daß Lessing diesen Beitrag und seine theologischen Nachbarn las und verarbeitete, kann nicht zweifelhaft sein. Dort war eine in den „Ideen" als Spiel preisgegebene Allegorie der menschlichen Lebensalter auf das Wachsthum der Menschheit angewendet, indem die Patriarchenzeit die Kindheit, die ägyptische Zeit die Knabenjahre, Griechenland den Jüngling, Rom den Mann bedeuten sollte, und mancher phylogenetische Schluß fand sich aus der Ontogenie gezogen, mit bittern Faustischen Beschwerden über den Geist der gegenwärtigen Aufklärung. Entwicklung, Fortgang, Stufen der Leiter will der Geschichtsphilosoph zeigen, ein durch die Verhältnisse bedingtes Band von Schwächen und Vorzügen im kämpfenden Fortschritt, Continuität auf dem irdischen Schauplatz einer leitenden Absicht, die also zur rechten Stunde es für gut befand, den gährenden Säften das Ferment des Christenthums zuzuführen und diesen menschenliebendsten Theismus nach vieltausendjähriger Vorbereitung zur Religion des Weltalls auszubreiten. Der ganze Bauplan allmächtiger und allweiser Vorsehung liegt klar vor dem Allanblick des begeisterten Teleologen, der den Gang der göttlichen Offenbarung durch die Nationen durcheilt und von der Kindheit der Naturvölker nochmals zurückschaut auf seine älteste Urkunde: „Unterweisung des Vaters selbst an diese Kindheit". Wieder ein Jahr später ist es dem Erläuterer des Neuen Testamentes heilige Überzeugung, daß das Menschengeschlecht, so wenig es ohne Schöpfung werden konnte was es ist, eben so wenig ohne „göttliche Erziehung" wissen konnte was es weiß, und Aufschluß des Menschengeschlechts in seiner Bestimmung liest er aus der Bibel, um den Seligmacher Jesus inbrünstig anzubeten. „Erzieher der Menschen, erziehe Gott nach!", lautet das A und das O seiner Pädagogik. Beruhigt und gereift legt Herder dann, nach Lessings Tod, in den „Ideen" die Metamorphosen der Menschheit und des Menschen dar, wie eine große Kette alle Geschlechter verbindet und das Zusammenwirken der Individuen uns allein zu Menschen macht. „Erziehung des Menschengeschlechts" ist der Gesichtspunkt geblieben: die Erde das Er-

ziehungshaus unsrer Familie, zwar mit vielen Abtheilungen und Klassen, aber doch nach einem Typus der Lectionen, denn der Vater unsers Geschlechts bestimmt als Lehrer den Unterricht. Herders Humanitätsevangelium preist den Sterblichen glücklich, der durch die Strahlen seines stillen Beispiels auf die schönere Humanität seiner Brüder fortwirke und so, der bildenden Tradition Gottes einverleibt, in den Seelen der Menschen thätig fortlebe. Auch das ist Lessingisch gedacht.

Altgewohnt, dazu kürzlich im Sturm und Drang erneut war demnach der Gedanke einer stufenweise zum Ziel führenden göttlichen Erziehung mittelst der Offenbarung. Wenn Reimarus das Alte Testament als einen ganz verkehrten Kinderkatechismus herabdrückte und behauptete, Gott würde, um den unwissenden Kindern etwas zu offenbaren, seinen Schreibern „auf einmal, und vom Anfange ein kurzes und klares Lehrbuch in die Feder dictiret haben", so brauchte Lessing nicht erst jedes Wort der Entgegnung zu erfinden. Nannte doch auch der junge Goethe auf seinen waghalsigen theologischen Streifzügen die Juden einen wilden unfruchtbaren Baum, dem der ewige Gärtner das edle Reis Jesum Christum zur veredelnden Pfropfung und Befruchtung aller anderen Bäume eingepflanzt habe. Und es sei gestattet, in diesen Zusammenhängen noch zwiefach an Goethe zu erinnern: einmal, zu sagen, wie unendlich historischer, poetischer, sinnreicher, sinnlicher als die Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts Herders alter Genoß, der Bibelleser von Kind auf, nicht blind gegen Züge von Wildheit und Grausamkeit die hoffnungsvolle Religion der Erzväter und die Entwicklung des Volkes Israel inmittten seiner eigenen Knabengeschichte malte; weiter aber seine beliebte Betrachtung des Judenthums als des Typus ethnischer Religion auch in der tiefsinnigen Construction der pädagogischen Provinz Wilhelm Meisters aufzusuchen. Stufenweise bewegt sich hier die Erziehung durch drei nicht auf Furcht, sondern auf Ehrfurcht gegründete Religionsphasen: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, lehrt die heidnische Religion; Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, der das Höhere herab, das Niedere empor ziehende philosophische Mittelzustand des Weisen; Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, die christliche Sinnesart. Zu allen dreien muß man sich bekennen, denn zusammen bringen sie die Religion der obersten

Ehrfurcht hervor, der Ehrfurcht vor uns selbst: daß der Mensch emporgestiegen sich auf der Höhe des höchsten Geschöpfes halte, ohne dünkelnd und selbstisch wieder ins Gemeine zu sinken. Aus dem Credo der christlichen Dreieinigkeit weiß der Vorsteher speculativ die Trinität der Ehrfurcht zu lesen, den Zöglingen aber nach ihrer wachsenden Fassungsgabe die Lehren erst in sinnlichen Zeichen, dann mit symbolischen Anklängen, endlich philosophisch ausgeprägt zu überliefern.

Lessing macht auf zwei Stufen des göttlichen Lehrplans Halt und schaut zur dritten empor, die noch nicht erklommen ist. Auch er nimmt den Makrokosmos Menschheit wachsend, lernend, denkend, handelnd wie den Mikrokosmos Mensch; auch er stellt teleologisch und optimistisch, im Gegensatze zu dem schon im Meißner Glückwunsch abgelehnten Märchen von den goldenen, silbernen, eisernen Altern, zu Rousseaus culturfeindlichem Abstieg, zu Schillers rasch widerrufener Nänie auf die schönere Welt der Götter Griechenlands, die Zielentwicklung der Menschheit dar; auch er gestattet es sich, indem die Antike wie der Zendavesta geistreich nur leise gestreift, Buddhismus und Islam ganz ignorirt wird, nach alter, durch christlich-religiöse Beweggründe bestimmter Methode die Sittlichkeit allein im sogenannten auserwählten Volke Gottes und im welterobernden Christenthum zu messen. Der Gang ist auch durch Reimarus nahe gelegt. Dieser hatte im Alten Testament keine Religionsoffenbarung finden können, vor allem den mangelnden Unsterblichkeitsglauben aufgestochen und die göttliche Ungerechtigkeit gegen die vorausgegangenen Geschlechter für unüberwindlich erklärt. Dem setzt Lessing exoterisch den weisen Stufengang der Offenbarung und die fortschrittlich ausgleichende Metempsychose entgegen, seine „Theodicee der Geschichte", wie Kuno Fischer so treffend sagt.

Auf einem Hügel stellt Lessing sich dar, in die unermeßliche Ferne schauend und, da schon die Dämmerung seinem eigenen Leben naht, einen Fingerzeig aus diesem sanften Abendroth heimbringend. Die positiven Religionen sind der Entwicklungsgang des menschlichen Verstandes. Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele: nur bei unsern Irrthümern nicht? Nun rücken die knappen, dem Ende zu in lauter leidenschaftliche Fragen gefaßten Paragraphen heran, denen das Motto aus Augustin auf den Weg mitgegeben

ist: **Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt.** Was ist Kern, was ist Schale? was esoterisch, was exoterisch? was Meinung, was Einkleidung? Der lateinische Wegweiser allein hätte den Antisemiten Schopenhauer vor der Parodie „Erziehung des Judengeschlechts“ warnen und auch den Trug verhüten sollen, hier hause scholastischer Unsinn, jüdisch-christliche Mythologie, und es könne niemand den wissenschaftlichen Werth einer Schrift ernst nehmen, deren drittes Wort „Gott“ sei. Lessings letztes Bekenntnis protestirt gegen die orthodoxe Erstarrung wie gegen Reimarus' Offenbarungskritik und die Ansicht der Aufklärung, indem es Entwicklung zeigt im Bilde pädagogischer Offenbarung. Die Menschheit wird wie ein lernendes Individuum, die ganze Summe von geschichtlich begründeten Fortschritten der Erkenntnis, durch welche die Menschheit zur Höhe ihrer geistigen und sittlichen Vollendung gelangt, als Erziehung durch Gott angesehn, als Offenbarung, diese aber damit von vornherein ihres Offenbarungscharakters im kirchlichen Sinn entkleidet. Gott erzieht das Menschengeschlecht — so durfte Lessing sprechen und schreiben, ohne an etwas anderes zu denken als an natürliche Vervollkommnung der Erkenntnis und des sittlichen Lebens, selbst wenn er schon mit voller Entschiedenheit den spinozistischen Standort, wo ihn sein Gast 1780 traf, eingenommen hätte; denn auch dann, ja dann erst recht wäre ihm ein wunderloses, den ewigen Weltgesetzen entsprechendes Geschehen als göttliches Thun erschienen. Ist die Natur selber Gott, so darf und muß alles als Wirken Gottes aufgefaßt werden, und dies Wirken nach Analogie bewußter menschlicher Thätigkeit darzustellen, bliebe ein harmloser Tropus, eine unschuldige Poesie; kaum daß die Gefahr drohte, das Bild für die Sache, das Dichterspiel für die lautre Wahrheit zu nehmen. Aber handgreiflich genug ist nicht bloß nach den Grundsätzen des Weisen, der im **Deus sive natura** den Kern seiner Lehre niedergelegt hat, die von Lessing angewandte Bezeichnung zulässig. Der Deist mit seinem im Voraus berechneten göttlichen Plan der Welt und aller Geschehnisse hätte ein noch stärkeres Recht, angesichts der Menschheitsentwicklung von einer Erziehung durch Gott zu sprechen, da auf seinem Standpunkt wirklich ein bewußtes, zweckthätiges Veranstalten der letzte Grund alles Geschehens ist und alle Umstände, die den geistigen und sitt-

lichen Fortschritt bedingen, sammt den nothwendigen Folgen von Gottes Weisheit an rechter Stelle seinem Weltplan eingefügt sind. Eingefügt allerdings ohne ein besonderes Handeln, das die ewige ursprüngliche Anordnung durchbräche . . . aber auch da würde Lessings Denk- und Darstellungsweise sich mit der Bewunderung des Weltplans wohl vertragen. Alle Vorwürfe fallen, insofern sie sich nur auf Lessings beständiges Reden von Absichten Gottes, göttlicher Erziehung, Offenbarung gründen. Sie wären dann berechtigt, wenn der Nachweis gelänge, daß Lessing mit dem Erziehungsgedanken seiner alten rationalen Weltansicht untreu geworden sei und eine der gesetzmäßigen natürlichen Entwicklung widerstreitende Einwirkung und Offenbarung angenommen habe. Aber wie? Liefert unsre Schrift nicht übergenug der Zeugnisse, daß Lessing allerdings eine wunderbare Aufhebung der Gesetze zugab? Stellt er nicht fort und fort die Offenbarung der Vernunft entgegen und läßt die Offenbarung das schneller bieten, worauf die Vernunft erst in längerer Zeit von selbst kommen würde? Schreibt er die Offenbarung nicht Einem auserwählten Volke zu, während er sie allen andern alten Völkern unzweideutig abspricht? Und wie verträgt sich das mit der Annahme, ihm habe gleichwohl nur die natürliche Ausbildung der religiösen und sittlichen Begriffe vorgeschwebt? Wenn Offenbarung und Vernunfterkenntnis eins sind, wie kann die eine die andre beschleunigen oder sonst irgendwie abändern? Warum sollte man den natürlichen, vernunftgemäßen religiösen Fortschritt aller Nationen außer der Einen nicht als Frucht der Offenbarung anerkennen, wenn diese Offenbarung ein bloßes Bild für die Stufen eben dieses Fortschritts ist?

Lessing hatte für seine Person den Offenbarungsglauben längst in den ältern theologischen Bruchstücken abgelehnt und blieb bei der Ablehnung, wie auch der „Nathan“ sammt den kleinen Selbstbekenntnissen über den Endzweck dieses Gedichts sattsam bezeugt. Der Glaube an geoffenbarte Wahrheiten geht dem vernünftigen Erkennen voraus — so und nicht anders kann im Grund unsre Schrift esoterisch lehren, oder man müßte allen Ernstes behaupten, Lessing habe, da er die „Erziehung“ schrieb, selbst rückläufig zur Retirade in den Schoß der Orthodoxie geblasen, er habe alles aufgegeben, was sein Privatarchiv über die Entstehung der geoffen-

barten Religion verwahrte, und nur die alte Rechnnng, daß eines jeden Menschen natürliche Religion nach dem Maß seiner Kräfte verschieden sei, gläubig umgeschrieben. Man müßte ernstlich behaupten, nicht bloß die einstigen englischen oder Voltairischen Grillen über Gewaltthaten und Kunstgriffe neuer Religionsstifter seien geschwunden, sondern auch die ganze geschichtliche Ansicht von „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion". Lessing hätte nicht mehr im Sinne der Entwicklung gemeint: „Es ging der Religion wie der Weltweisheit", das „Christus kam also" des Herrnhuter-Aufsatzes nicht mehr wie im Breslauer Fragment dahin aufgefaßt: Christus konnte zu keiner besseren Zeit kommen (d. h. ohne „theologische Assertion" nach den Geschichtsumständen beurtheilt), sondern nach dem Bibelwort: als die Zeit erfüllet war. Nein, die Wiederaufnahme der patristischen Erziehungsidee bedingte das Umwandeln der causalen historischen in eine finale ethische Nothwendigkeit: das „Es konnte nicht anders sein" ward zum „Es war am besten so". Man erinnere sich bei dieser gewiß einer strengen Wissenschaft nicht einleuchtenden Umwandlung, daß auch Montesquieus optimistische Geschichtsphilosophie den gleichen Fehler beging, was derselbe scharfsinnige Schriftsteller neuerdings hervorhebt, der über Lessing als Teleologen schonungslos den Stab bricht. Dahingestellt bleibe, ob Lessing diesen mit der deistisch-teleologischen Grundansicht der deutschen Aufklärung getheilten Fehler innerlich schon völlig überwunden hatte; zweifellos aber ist alles Wunder in der „Erziehung" bloße Redeweise, wie denn sogar ein philosophischer Todfeind der „Überschätzung Lessings" nur die Seelenwanderung als abergläubischen Bestandtheil unserer Schrift anstreicht.

Auch bedenke man, daß nicht bloß schon 1780 die Orthodoxie, als deren unberufener Vertreter ein gewisser Schobelt zu Lessings Text gottsjämmerliche Noten gab, vor dieser „Erziehung" sich bekreuzigte, sondern auch Hamanns Ehrfurcht für die jüdische Geschichte als einzige Universalgeschichte einmal übers andre, erst ohne Kenntnis des Verfassers, dann von Lessings Autorschaft unterrichtet, diese „Erziehung" als alten Sauerteig der Modephilosophie verwarf: „Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Wörter. Kein Scheblimini, kein rechter Reformationsgeist, keine Empfängnis, die ein Magnificat verdiente."

So gut Lessing die anthropomorphische Auffassung des religiösen und sittlichen Entwicklungsganges der Menschheit überhaupt ohne Thaumatologie scheinbar festhalten konnte, eben so gut durfte er auch im einzelnen sich jener schlichten volksmäßigen Betrachtungsweise anbequemen, welche die Offenbarung für die wahrhafte unmittelbare Kundgebung der Gottheit nimmt. Am einfachsten, wenn er sich auf den Standpunkt des Offenbarungsglaubens eines bestimmten Volkes stellte, das denn kein anderes sein konnte als das jüdische, dessen religiös-sittliche Wandlungen ihn zunächst beschäftigten; und wenn er alles, worin Israel zu gewissen Zeiten göttliche Offenbarung sah, als Offenbarung gelten ließ, anderseits allem solche Anerkennung weigerte, dem sie der jeweilige Volksglaube versagt hatte. Ein derartiges Verfahren, rein formell durchaus zulässig, obgleich nicht unzweideutig, hatte, wenn überhaupt die Metapher der Erziehung und Offenbarung fortgesponnen werden sollte, sogar den Vorzug der größeren logischen Consequenz: es wurde dem innern Wesen des Offenbarungsglaubens gerecht, der seiner Natur nach eben so exclusiv ist, als er unmöglich, ohne sich selbst preiszugeben, je den Gegensatz zur Vernunft austilgen kann. Dies Verfahren zwang weder zur wirklichen Fälschung von Thatsachen, noch ließ es wirkliche Mißverständnisse befürchten. Wer einmal den Schlüssel zu Lessings Chiffern besaß, konnte sich leicht die Vorlage aus der Bildersprache in den Sinn des Urhebers zurückübersetzen: die Offenbarung war die Summe von Lehren, die dem Volk von seinen menschlichen Erziehern, den nächsten Werkzeugen des göttlichen Pädagogen, als Offenbarung dargeboten und vom Volke selbst gläubig dafür gehalten wurden; das Verhältnis dieser Lehren zu den übrigen Vernunfterkenntnissen ist stets gemeint, wenn das Verhältnis zwischen Offenbarung und Vernunft zur Sprache kommt. Alle vorhin aufgeworfenen Fragen beantworten sich dann von selbst. Die Vernunfterkenntnis, die als solche in wenigen auserlesenen Geistern gereift war, kann recht wohl, wenn sie von diesen Erleuchteten dem Volk als Offenbarung mitgetheilt wird, den religiösen Entwicklungslauf beschleunigen und den Weg der denkträgen Masse verkürzen. Gleichfalls ist es kein Widerspruch, wenn eine auf die Geschichte des Judenthums und seiner Fortbildung zum Christenthum beschränkte Untersuchung nur eine

jüdische und christliche Offenbarung kennt und alle religiösen Anschauungen andrer Völker von vornherein als einfache Erzeugnisse des Menschengeistes betrachtet: hätte Lessing die Religionsgeschichte der Ägypter oder der Griechen zum Gegenstand gewählt, so würde er seiner Methode gemäß zuvörderst bei diesen Völkern wirkliche Manifestationen der Götter verzeichnet und die Offenbarung des Juden- und Christenthums nur so weit berührt haben, als hier etwa der antike Polytheismus selbst das Walten fremder Gottheiten zugeben mochte.

Übrigens ist Lessings Gedankengang vollkommen durchsichtig. Was die Erziehung beim einzelnen Menschen ist, das ist die Offenbarung beim Menschengeschlecht; Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlecht geschehn ist und noch geschieht. Jede Erziehung befolgt eine gewisse Ordnung, also auch die göttliche Offenbarung. An die symbolisch gedeutete Genesis und an Leibnizens Theodicee schließt sich die Construction aus der natürlichen Religion der Deisten: wie der dem ersten Menschen verliehene Begriff eines einigen Gottes verloren ging, nachdem die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, das Unermeßliche in lauter Ermeßliches zerlegte; wie Gott dann der eingerissenen Vielgötterei dadurch abhalf, daß er in der ausgebreiteten Menschheit nicht mehr den Einzelmenschen Adam, sondern ein einzelnes, und zwar ein recht verwildertes Volk zur Erziehung erkor. Eben so schrieben die „Gegensätze“ gegen Reimarus der höchsten Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung denjenigen Weg zu, auf dem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen ihres Genusses fähig wurden, denn kein Volk hätte mit dem anvertrauten Pfunde der Offenbarung mehr gewuchert, als es das jüdische ohne neidischen Geheimdienst oder Kaltsinn that, um diesen Eifer den christlichen Völkern zu übermachen, insofern sie — das Goethische Bild — auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren. Die Neologie hantirte, wie gesagt, fortwährend mit der göttlichen Accommodation an den Standpunkt der Menschen; nur Semler zeigte beim Neuen Testament unumwundener, daß eben der menschliche Geschichtschreiber, wie endlich Lessing ganz rückhaltlos die Evangelisten ansah, aus seiner Zeit und Art heraus sprach. Statt zu sagen, daß ein rohes Volk sich

eine rohe Theologie bildet, erklärt Lessing, daß Gott sich dem rohen Volk in roherer Weise zunächst als Gott seiner Väter ankündigte, ihm durch Wunder seine Macht kund that und es ganz allmählich zum Begriff des einigen Gottes hinanleitete. Statt zu sagen, daß auf niedrigen Stufen ein niedriger Anthropomorphismus herrscht, spricht Lessing von einer dem „Alter der Kindheit“ angepaßten Erziehung, und wie Möser gegen Rousseaus savoyischen Vicar die Bändigung des ziegelbraunen Volkes durch den Mosaismus dargelegt hatte, spricht er von einer mit unmittelbaren sinnlichen Strafen und Belohnungen wirkenden Pädagogik.

Glaubte Lessing wirklich noch mit Deisten und Christen an die Ursprünglichkeit des Monotheismus, der erst in Polytheismus ausgeartet sei, wie auch Jacobis interessanter Merkur-Brief (August 1774) über Pauws Recherches philosophiques sur les Égyptiens et les Chinois einen „verdorbenen Lehrbegriff“ behauptet? Oder war er nicht vielmehr mit Humes Dialogen von der Ursprünglichkeit des Polytheismus überzeugt, der seinerseits sich wiederum über Fetischismus und Schamanismus erhob? Dann sind eben auch die Thesen des sechsten und siebenten Paragraphen nur der landläufigen Anschauung angepaßt.

Er führt uns in eine Elementarschule, wo nichts der unreifen Vernunft Unzugängliches gelehrt wird. Die langsame Entwicklung der Cultur erscheint als echte Pädagogenweisheit, die gründlich unterrichten, aber nicht nach dem Fehler eitler Lehrer das Kind prahlerisch übereilen will. Bezeichnend ist, daß Lessing, schon in Meißen ein so rascher Schüler, einmal aus Leibnizischen Worten über die Wege des Autodidakten die geringe Nothwendigkeit eines allzu sorgfältigen und methodischen Unterrichts für die menschliche Seele gegen moderne Pädagogen folgert. In Breslau hatte er nur von „aller möglichen didaktischen Klugheit“ der urchristlichen Lehrart gesprochen. Gott mußte mit Israel in Ägypten ganz von vorn anfangen, „um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts.“ Da ist der παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν, der Erzieher auf Christus, denn aus dem Judenthum ging ja das Christenthum hervor. Darf aber auch diese an einen bestimmten Gang gebundene Geschichte der

Menschheit und der ethischen Stufen das Christenthum lediglich am Judenthum messen und die ganze antike Welt, die gesammte Weltanschauung und Ethik der Hellenen zumal, völlig aus dem Spiel lassen? Lessing kann bei seiner Einkleidung die andern Völker nur streifen und berührt fein sowohl die vorchristlichen Verhältnisse als die christliche Überwindung der alten Welt: wie sich selbst überlassene Kinder blieben einige Völker ganz roh (die sogenannten Wilden), andre bildeten sich zum Erstaunen selbst (offenbar in erster Linie die Griechen), doch diese glückliche Naturbegabung wurde von dem Kinde der Erziehung langsam, aber sicher überholt.

Die alttestamentlichen Schriften sind „Elementarbücher für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk". In diesem Abcbuch, mit Semler zu reden, ist für die Vorstellung der Unsterblichkeit noch kein Platz. Reimarus hatte in der Offenbarung einer beseligenden Religion und im Verschweigen der Erkenntnis der Seligkeit einen unlösbaren Widerspruch gefunden, den ihm Warburtons Beweis für die göttliche Sendung Mosis, daß der von Gott regierte jüdische Staat der Unsterblichkeitslehre nicht bedurfte, keineswegs schlichten konnte. Lessings „Gegensätze" waren der Ansicht des Fragmentisten, das Alte Testament wisse von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen jenseitigen Belohnungen und Strafen, beigetreten, ja, sie waren noch um einen großen Schritt, die Behauptung nämlich, daß die vorexilischen Schriften nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gäben, weiter gegangen, ohne jedoch die Folgerungen des Fragmentisten zu ziehen. Schon hier war ein Seitenblick gefallen auf die indischen Veden und auf die keiner Zeit und keinem Land fehlenden privilegirten Geister, die über die Sphäre der Zeitgenossen hinausdenkend dem größern Licht entgegeneilten und scheinbar der Bibel die tiefsten Wahrheiten vorwegnahmen. Es war vielmehr von dem nämlichen Seligmachenden der nämliche Begriff, die nämliche Offenbarung unterschieden worden — nun folgte die Hypothese der „Erziehung des Menschengeschlechts" in ihrem ersten, alttestamentlichen Theil. Lessing erklärt mit Warburton, den schon sein Aufsatz über die Elpistiker respectvoll nennt, und gegen Warburton das Fehlen der Unsterblichkeits- und Vergeltungslehre pädagogisch, d. h. genetisch, aus der wohlberechneten Art eines Elementarbuchs, dessen der Unterstufe ge-

mäße Unvollständigkeit doch den Weg zu den weise noch vorenthaltenen Wahrheiten nicht versperrt oder verlegt. Die Jahre machen klüger. Das in die Fremde geschickte Kind lernt in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser, auf den ja Anquetils Zendavesta und Herders Declamationen so stark hindeuteten, die Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeige des bei Seite geschobenen Elementarbuchs besser lesen und mit Morgenländern und Griechen die vom Pädagogen der Vorstufe nur angedeutete Unsterblichkeit, aber bloß sectenweis, erfassen. Es lernt im Verkehr mit dem Parsismus Jehovah nicht nur als mächtigsten Nationalgott, sondern als einigen Gott kennen. „Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung", d. h. man hört auf, das Elementarbuch nach dem Buchstaben, nicht nach dem Sinn zu lesen. Lessing tritt an Herders Seite, nur ohne dessen zeitweiligen frommen und trunkenen Bilderglauben, wenn er, den bald planen und einfältigen, bald poetischen und tautologienreichen Stil der ältesten Urkunde bezeichnend, die Einkleidung des Abstracten in Allegorien und als wirklich erzählte Begebenheiten darlegt: Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tags — „Herdern wollte man dies schöne Bild nicht gelten lassen", schaltet Campe ein; Ursprung des Übels unter dem Bilde vom Baum der Erkenntnis und von der Schlange; Sprachverschiedenheit unter dem Bilde des Babelthurms. So hatte das Elementarbuch alle guten Eigenschaften sowohl für Kinder als für ein kindisches Volk; aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Der fortlaufenden Parallele zwischen der Schule des Kindes und dem Offenbarungsglauben der jungen Menschheit bedarf es nicht, vielmehr erweist Lessing im Hinblick auf die rabbinischen Niederschläge des jüdischen Geistes, wie man, um das seinem Buch entwachsene Kind länger festzuhalten, allegorisirend, deutelnd, pressend einen spitzfindigen Verstand beförderte.

„Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. Christus kam". Bis zu diesem tiefsten Einschnitt in der Weltgeschichte hatte die Mittheilung der Paragraphen 1777 einen Vorschmack des Ganzen gegeben, um dem ungenannten Kritiker der alttestamentlichen „Offenbarung" zu antworten. Das herausgeschälte Ergebnis wäre kurz:

auf primitiven Stufen waltet sinnlich-bildliche, offenbarungsgläubige Religion und eine durch gewisse Verbote „Du sollst nicht“ im Bund mit diesseitigen Belohnungen, diesseitigen Strafen geleitete Sittlichkeit, ohne geistigere Erkenntnis und ohne die reinere Selbstzucht, die vom Sollen und Müssen sich zum Wollen aufschwingt. Das Kind wird nun Knabe und sieht ein, daß es zu seinen moralischen Handlungen edlere Motive hat als irdische Drohung und Verheißung. Wiederum begegnet Lessing durch einen raschen Seitenblick dem Einwand: wo bleibt die Antike, die ganze nichtjüdische Welt? Mit dem Wink, schon hätten die bessern Elemente des nicht in den Einen Erziehungsplan geschlossenen Theiles der Menschheit sich gewöhnt, einem Schatten edlerer Beweggründe zu folgen, wird der die Griechen und Römer lockende Nachruhm angedeutet, der in der Renaissance von neuem sein stolzes Haupt gegen christliche Demuth und Weltverachtung erhob und der Fortentwicklung des Christenthums nicht so fern bleiben konnte wie den christlichen Urlehren von Sünde und Erlösung. Es ist Lessings gutes Recht, in seiner nach einem bestimmten Ziel steuernden Skizze die Unsterblichkeit zum alleinigen Angelpunkt zu machen und die andern großen positiven und negativen Tendenzen des Urchristenthums, seinen Altruismus, seine Leidenslehre, seine Welt- und Culturfeindschaft zu übergehn, weil sich alles im urchristlichen Gegensatz von Hüben und Drüben, Fleisch und Geist, diesseitiger Resignation und jenseitiger Erfüllung, irdischem Sterben und himmlischer Wiedergeburt umfassen läßt. Vom vierten Reimarischen Fragment als dem Henkel und von Leibniz abgesehn, ist der Nachweis der Offenbarungsstufen an dem besondern Beispiel der Entwicklung des Unsterblichkeitsglaubens theils aus Ideenassociation zu begreifen, indem Lessings schon bereit gehaltene Lösung des Problems die Darstellung des Problems mitbestimmt und so alles planvoll seinen geheimen Gang vorwärts geht; theils aus der ungeheuren Wichtigkeit, die Lessing jenem Glauben zuerkennen mußte.

Aber freilich muß man zur rechten Würdigung begreifen, daß dies Problem schon nach dem ersten Anlaß und Zweck einer antireimarischen Apologie der mangelhaften alttestamentlichen Offenbarung kein andres sein konnte als die Vereinbarkeit einer in unzulänglicher Offenbarung begründeten ethisch unzulänglichen Ent-

wicklung zahlloser Geschlechter mit der Güte Gottes, und daß Lessing als einfachste Lösung der Frage den Unsterblichkeitsgedanken in Form der Theodicee fand. Gewinnen alle Menschenseelen, wenn auch erst nach mehrmaliger Einkörperung, schließlich doch die reinste und höchste Offenbarung und damit das letzte Ziel sittlicher Vervollkommnung, dann ist der Vorwurf der Härte und Ungerechtigkeit gegen einen Theil seiner Geschöpfe endgiltig vom Schöpfer abgewehrt. So ward die Unsterblichkeit, die Wiederkunft Angelpunkt der Theodicee Lessings, dessen freier Geist sich von den gewöhnlichen Unsterblichkeitsideen himmelweit im kühnsten und doch eigentlichen Wortsinn entfernen mochte.

Er selbst schrieb einmal ketzerisch: das, womit die geoffenbarte Religion sich am meisten wisse, die unzweifelhafte Gewähr der Unsterblichkeit, mache sie ihm gerad am verdächtigsten! Und wenn er mit der Idee eines persönlichen schlechterdings unendlichen Wesens, im unveränderten Genuß allerhöchster Vollkommenheit, eine solche Vorstellung von unendlicher Langerweile verknüpfte, daß ihm angst und weh dabei wurde, so konnte er auch für seine Seele keinen Platz unter den Vollendeten des himmlischen Jerusalem begehren. Himmel und Hölle der christlichen Metaphysik waren ihm nichts Reales; seine geistige Auffassung ohne die groben Strafen im Jenseits, seine Verinnerlichung und nichtdualistische Abschattung von Gut und Böse hatte er in Leibnizens Anti-Soner hineininterpretirt, anders als Leibniz die unendliche Schuld ins Evangelium. Ein großer Fortschritt in der Theodicee des moralischen Übels.

„Es war Zeit, daß ein andres, wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewänne. — Und so ward Christus der erste zuverlässige praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.“ Die Zuverlässigkeit wird scheinbar orthodox mit dem Beweis des Geistes und der Kraft und mit der Auferstehung Christi erhärtet; freilich scheidet Lessing sogleich seinen theologischen Streitschriften gemäß die einstmalige Wichtigkeit für die Annahme der Lehre und die jetzige Wichtigkeit für die Erkennung der Wahrheit dieser Lehre, läßt es dahingestellt, ob die Prophetie, ob Wunder und Urstend noch heute beweisbar seien oder nicht, und geht der Gottessohnschaft aus dem Wege mit dem kühlen Sätzchen: „so wie ich es dahingestellt sein lasse, wer die Person dieses Christus

gewesen". Das Beiwort „praktisch" trägt auch hier den Hauptaccent, denn nicht auf Speculationen über die Unsterblichkeit kommt es an, sondern auf das Regiment der innern und äußern Handlungen durch die Unsterblichkeit: „Eine innere Reinigkeit der Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten." Die neutestamentlichen Schriften, worin sich diese Lehren „nach einiger Zeit aufbewahret fanden" — man beachte die behutsame beiläufige Stellung der Kanonfrage —, gaben also das „zweite bessere Elementarbuch" ab, dessen Nützlichkeit und Gehalt Lessing auch dem seinen schwächeren Mitschülern enteilten, schon am letzten Blatt stampfenden und glühenden Individuum vorhält, um dann von neuerlichem Abwägen der Offenbarungs- und der Vernunftwahrheiten aus seine alten Versuche metaphysischer Umbildung der Dogmatik reifer fortzusetzen.

„Das Christenthum der Vernunft" und der Wissowatius-Beitrag sind Stationen vor dem vielberufenen 73. Paragraphen der „Erziehung". Mit dem philosophischen Geheimnis, dem Erkenntnisgehalt der Trinitätslehre ringend, erneuert Lessing die Conceptionen, die zum Panentheismus hinführen. Nichts vom Dilemma Leibnizens, die Einheit der Substanz unbekümmert um die Einheit der drei Personen zu verfechten; sondern die göttliche Einheit eine transscendentale Einheit, die eine Art von Mehrheit nicht ausschließt und deren Verdopplung in der vollständigen, nothwendig wirklichen Vorstellung, dem Spiegelbild vergleichbar, nicht faßlicher und schicklicher als unter dem Namen eines von Ewigkeit gezeugten Sohnes popularisirt werden möchte. Jawohl: popularisirt. Es konnte niemand entgehen, daß hier die Gottessohnschaft pure Redeweise und in Wahrheit nicht der christliche Mittler, sondern das Universum gemeint sei, zumal da die gleich darauf völlig umgebogene Genugthuungslehre diesen Gott-Sohn faßt als den „selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwindet". Keine Silbe berührt mehr den heiligen Geist. Pure Redeweise und Hülle, wenn das Dogma von der Erbsünde damit gerettet werden soll, daß uns alles überführe, der Mensch sei auf der ersten und niedrigsten Stufe schlechterdings nicht so Herr seiner Handlungen, um moralischen Gesetzen folgen zu können, während Leibnizens Theo-

dicee die Seelen all aus dem Protoplastus Adam mit Zuhilfenahme der Leuwenhoekschen Samenthierchen entwickelte; durchaus exoterisch und sofort als exoterisch erkennbar, wenn im Folgenden die trotz jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen ihm von Gott gewährte moralische Gesetzgebung und die Verzeihung aller Übertretungen aus der Rücksicht auf die Vollkommenheit des Sohnes, will sagen: des Universums, abgeleitet und so scheinbar die christliche Genugthuungslehre gestützt wird. Nie hat Lessing radicaleren Gebrauch gemacht von dem, was er bei Leibniz vorfand: „daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, weswegen er denn oft die Gefälligkeit gehabt hätte, diese Meinung so lange zu drehen, bis es ihm gelungen, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen“. Nie aber hat Lessing zugleich in einer öffentlichen, zwar anonymen, doch unverkennbaren Schrift einen so weiten Schritt über Leibnizens Substanzenlehre zum Panentheismus gethan und sich so gerüstet zum Eintritt in den Pantheismus der Substanzeinheit gezeigt wie hier, wo § 75 es bestätigt, daß die im „Christenthum der Vernunft“ monadologisch vorgetragene zweite Art Gottes, seine Vollkommenheiten nicht auf einmal, sondern nach unendlichen Graden zertheilt zu denken, nichts andres als die Welt der endlichen Dinge bedeuten kann, wo jedoch dem Spinozismus gegenüber allerdings die Annahme einer als einheitliches Subject vorstellenden Gottheit festzubleiben scheint.

Luther haßte und würgte die Vernunft; Lessing preist das Heil der Speculation und nimmt den freiesten Spielraum für sie in Anspruch. Was er selbst als Schriftsteller betrieb, sucht er auch im Testament: wir sollen kein fertiges Ergebnis finden, sondern rechnen lernen. Verclausulirte Übergangssätze, dem exoterischen Vortrag angepaßt, führen empor zum 80. Paragraphen: mit der Aufklärungsphilosophie wird das Ideal im Bunde völliger Geisteshelle und einer Herzensreinheit gesucht, die uns befähigt, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Interessen- und prämienlose Tugend, ohne den Durst nach irdischem Lohn, wie das alte Testament ihn bot, ohne einen Wechsel auf die Zukunft, wie ihn der Urchrist zog, die Tugend, die bessere Belohnung in sich findet und aus innerer

Pflicht gut handelt, ist das Ziel dieser den höheren Geistern alter und neuer Zeit gemeinen Ethik. Soll man Gutes thun und Laster meiden, um mit Zinsen bezahlt zu werden? fragte der Araber. Dieser Ethik steuerte der protestantische Kampf gegen Werkgerechtigkeit und Kauffeligkeit zu bis hinauf zu Schleiermacher. Sie fand Lessing bei dem christgläubigen Pascal wie bei dem Juden Spinoza: **Beatitudo non praemium virtutis, sed ipsa virtus.** Kein Wort der Ethica war ihrem Leser Goethe so aus tiefster Seele gesprochen als der wundervolle Spruch gegen die Selbstsucht: **Qui deum amat, conari non potest, ut deus ipsum contra amet**; er muß auch Lessing vor anderen lieb gewesen sein. Dieser Ethik huldigte der Virtuoso Shaftesbury, nachdem er vor Lessing die Unterstufe der kindlichen Leckereien und Schläge, die Mittelstufe frommer Belohnungen und Strafen überschritten hatte, wie andre Engländer, wie so manche Franzosen, wie Friedrich II., der immer wieder das Gute als Pflicht des Menschen gegen sich selbst ohne Furcht oder Hoffnung bestimmte. „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt“, rief Schiller, schon bevor er nach seinem Bekenntnis im Hauptpunkte der Sittlichkeit vollkommen Kantisch dachte, in dem Grundsatz nämlich, gut sei, was aus reiner Achtung vor der allgiltigen Pflicht gethan werde, und nur die Härte des kategorischen Imperativs liebenswürdiger faßte in Aufsätzen, Dichtungen, Xenien, um ein Solon neben Drakon-Kant zu sein. Ein solcher Solon war auch Lessing. Bildung der Menschheit durch Bildung der Individuen ist das Ziel seiner drei letzten Spenden, im Einklang mit den andern Großen des Zeitalters der Humanität.

Eine leidenschaftliche Rhetorik übertönt nun die bisher so ruhige Erörterung. Wie Lessing gegen eine windschiefe Preisfrage Wielands die kalte Untersuchung und zugleich die Akme des Enthusiasmus gepriesen hat, so entfesselt er hier den Enthusiasmus der Darstellung, und der Leser kann nicht anders verfahren als der von Lessing gegen die Schwärmer und Spötter des Teutschen Merkur aufgerufene Philosoph: er unterscheidet; er bewundert den Enthusiasmus der Darstellung und prüft den Enthusiasmus der Speculation.

„Soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der

Aufklärung und Religion nie kommen? Nie? — Laß mich die Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.“ Nun die von F. Schlegel in pathetischen Versen auf den „Hercules Musagetes“ wiederholte Betheuerung: „Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen ... die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird“. Das dritte, das reife, offenbarungsfreie, uneigennützige, Religion in Moral auflösende, verstandesklare, herzensreine Mannesalter der Menschheit muß eintreten. Nochmals wendet Lessing sein pädagogisches Zeitmaß an im Fingerzeig auf jene voreiligen mittelalterlichen Schwärmer vom Evangelium aeternum, das ja dem achtzehnten Jahrhundert auch durch den von Lessing warm geschätzten Pietisten Petersen nahe gebracht war, und der langsame Gang der Entwicklung („wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt“) heißt ihm wieder weise Methode der Erziehung. „Geh deinen unmerklichen Schritt, weise Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte scheinen sollten zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.“ Lessing glaubt, entschiedener als Leibniz, an eine von Anbeginn gleiche Vollkommenheit des Weltplans. Mitten in seiner dramaturgischen Kritik der Favart und Marmontel wird Gott das höchste Genie („es sei mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch sein edelstes Geschöpf zu bezeichnen“) genannt und die Weltordnung causal als eine zur allgemeinen Wirkung des Guten abzweckende Folge von Ursachen und Wirkungen definirt, wie er mitten in der Kritik des Weißischen „Richard“ fordert, das Ganze eines sterblichen Schöpfers solle ein Schattenriß vom Ganzen des ewigen Schöpfers sein, jedes Geschehnis habe seinen Grund im ewigen unendlichen Zusammenhang aller Dinge, in diesem Zusammenhang sei Weisheit und Güte, Rundung und Befriedigung. Er huldigt der fortschreitenden Perfectibilität innerhalb der Menschheit, aber wie die flüchtigste Höhenmessung in den Reichen der Kunst von der Antike zur Neuzeit kein stetiges Steigen, sondern Berge und Thäler bemerkt, so deutet Lessings Wort über scheinbare Rückschritte auf die Wellenbewegungen im Wachsthum der geistigen und sittlichen Aufklärung.

Wie aber, so hatte auch der Fragmentist gleich vielen Anderen gefragt, soll der Ausschluß zahlreicher Menschengeschlechter vom Segen einer fortschreitenden Offenbarung mit der Allgütigkeit Gottes gereimt werden? Lessing antwortet mit seiner Theodicee. Es ist nicht die Leibnizische, die sich beim besten Plan, bei der Offenbarung, bei den unerforschlichen Wegen Gottes zu beruhigen sucht, wenn der Gegner einwendet, daß viele Völker den Heroldsruf Christi nicht hörten, und ob „die draußen", οἱ ἔξω, eben deshalb verdammt seien, wiewohl sie alles leisteten, was sie von Natur vermochten? Aber Lessings Theodicee hängt zusammen mit seines alten Meisters Lehren von der Verbindung ewig veränderlicher vorstellender und materieller Monaden, der Continuität, der Evolution, der Metamorphose. **Le présent est chargé du passé et gros de l'avenir.** Auf der andern Seite konnte das Studium Spinozas, wie Dilthey treffend hervorhebt, das Verlangen nach einer Theodicee nur schärfen: denn ist alles in der Gottheit enthalten, giebt es nur Eine Substanz, herrscht das ἓν καὶ πᾶν, — woher das Übel? Oder um die Frage vielleicht noch präciser und philosophisch unanfechtbarer zu stellen, wenn diese alleine Substanz in ihrem innersten Wesen das Übel einschließt, was für ein Recht hat man noch, sie Gott zu nennen? Lessings Theodicee tritt, wie schon angedeutet, als Lehre von der Seelenwanderung auf.

Der Gedanke der Seelenwanderung hat selbst roher oder geistiger eine Metempsychose durchlaufen von Ägyptern, Griechen, Indern bis in moderne Tage. Schopenhauer verfolgt das, Lessing nennend und auch Lichtenberg, der oft über das Sterben vor der Geburt, das Wiedersterben und über das Glück der Undeutlichkeit dieser Vorstellungen nachsann. Zu Lessings Zeit lag der Gedanke dem Geschichtsphilosophen, sei es auch nur zu allegorischer Einkleidung des einheitlichen Entwicklungsprocesses, nahe genug: „Immer verjüngt in seinen Gestalten blüht der Genius der Menschheit auf und zieht palingenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter", sagt Herder; der Genius der Menschheit aber ist doch eine Summe der einzelnen sich ablösenden Menschengeister. Eine halbmaterialistische und dabei doch fromme, apologetische Naturphilosophie, die von Genf her das nahe Ferney, Voltaires Burg, beschoß, schien die fortwährende Wiedergeburt wissenschaftlich zu stützen.

Charles Bonnet, der Schüler des unsterblichkeitsgläubigen Euler, hatte La palingénésie philosophique, ou idées sur l'état passé et sur l'état futur des êtres vivants vorgetragen, Lavater daraus den erweiterten Theil über die Beweise des Christenthums übersetzt und Lessings jüdischem Freund unter die Nase gehalten. Alle Wesen bilden sich aufwärts aus dem Fleischlichen ins Ätherische, ohne in der unverwesbaren Zukunft das Bewußtsein der Vergangenheit einzubüßen, denn den Bildungsstoff giebt das Gehirn, in dem das Gedächtnis und eben durch das Gedächtnis die Persönlichkeit liegt. Diese wundersame Zellentheorie der ganzen Weltgeschichte läßt jeden künftigen Zustand dem germe primitif im Hirn entsteigen, wie der Schmetterling kein veredelter Raupenkörper sei, sondern erneut aus dem zerfallenden herausfliege. Bonnet, dessen Keimtheorie von der Monadenlehre abstammt, vertritt die Vorausbestimmung so fest wie Leibniz und stützt die Vernunft durch die göttliche Offenbarung und ihre von Ewigkeit prädeterminirten Wunder, diese zur rechten Zeit spielenden Federn in der Maschine des großen Werkmeisters. Sie legitimiren den Erlöser. Der reine, gute, Gott dienende Mensch im neuen pneumatischen Leib ist die letzte Aussicht der Palingenesie.

Das Aufsehen, das Bonnets krause Apologie rechts und links machte, erleichterte Lessing den Vortrag seines Systems der Metempsychose. Er berief sich im Disput auf die naturphilosophischen Scheinbeweise des Genfers, der einen neuen λόγος σπερματικός deducirt hatte, wie sich Goethe, gewiß kein Leibnizianer, auf die Monadologie berief, um das ewige Seelenleben zu erklären, als ihm Wielands Abscheiden die Fortdauer der Persönlichkeit, das Eingehn neuer Verbindungen im Weltall und das Durchlaufen früherer Zustände im Gedächtnis so dringend zur Frage stellte. Auch ihn hatte die Seelenwanderung in den ersten weimarischen Jahren innig bewegt: wie ist es möglich, rief der überwältigte Lyriker seiner alles in ihm mitfühlenden, alles beerbenden Freundin zu, daß das Schicksal uns band so rein genau?

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!

„Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. —

Ja, wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All" (an Wieland, April 1776). Ein geheimnisvolles Ahnen, Ofterdingens Phantasien verwandt, ging den Stunden voraus, da er 1782, ein Jahr nach Lessings Tod und den unklaren Speculationen seines Schwagers Schlosser, die Theages und Charikles Herders ihre Gespräche „Über die Seelenwanderung" für und wider halten hörte, mit ihnen in die dunklen Erinnerungen eines vorigen Zustands und die fernen Träume erster Eindrücke tauchte, Ägypter- und Pythagoreerlehren aus dem traulichen Verkehr der jungen Menschheit mit den Thieren gedeutet, aber auch die Theodicee der Seelenwanderung berührt fand, bis die wahre Palingenesie dieses Lebens in der Erziehung des Herzens hervortritt.

Das zweite, gemeinen Augen befremdliche System, die Metempsychose, ist vor den Gesprächen mit Jerusalem nicht nachzuweisen. Was der jugendliche Recensent einmal über den Philosophen der Mendelssohnschen Briefe sagt, der den Tod nicht als Zernichtung, sondern als Übergang in eine andre, vielleicht glücklichere Art von Fortdauer betrachte, und der gleichwohl den Selbstmord ablehnen müsse, könnte höchstens als dunkle Vorahnung einer späteren, fest bestimmten Ansicht hierher bezogen werden. Wie in jenen Wolfenbüttler Verhandlungen bei Gelegenheit des Ursprungs der Sprache von Lessing zuerst der Güte des Schöpfers ein Weg des Unterrichts beigemessen wird, so begegnet Lessing damals mit seiner Hypothese zuerst den Schwierigkeiten des Determinismus und auch der Frage des jungen Freundes: durfte Gott den Menschen, dessen Wesen in der Kraft besteht sich die Welt vorzustellen, mit Vollkommenheiten erschaffen, zu denen er vermöge seines Wesens nur allmählich gelangen konnte? Wie sich aber die Unterredner mit einander vertrugen, ist nicht gebucht worden. Dachte Jerusalem daran, als er in der letzten dunklen Stunde seine und Lessingsche Blätter noch einmal aufschlug, nicht ahnend, daß der Selbstmord ihm die dichterische Metempsychose und Ewigkeit bescheren sollte?

Nicht der Unsterblichkeitsgedanke, wie Guhrauer will, liegt im Problem der „Erziehung des Menschengeschlechts": die Palingenesie, nochmals sei es gesagt, ist vielmehr das Mittel zur Lösung des

Problems, weil eine Rechtfertigung Gottes nur in der vollkommenen Erziehung aller einzelnen Menschen, auch der vergangenen Geschlechter, beruht. Die Metempsychose erscheint hier wenn auch nur hypothetisch, so doch streng sachlich gedacht. Es wäre ja die einfachste Lösung, sie mit Goethes Spruch: „Die schönste Metempsychose ist die, wenn wir uns im Andern wieder auftreten sehn" als ein bloßes Bild für das Fortleben in der Menschheit zu nehmen, eine bloße Metapher für das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, die keine Entelechie zu nichts zerfallen läßt. Dies herauszulesen und sich so Lessings befremdliches System anzueignen, auch die Vererbung und Anpassung der Naturwissenschaften und ihre Biogenese behutsam heranzuziehen, an den Stufengang des Unterrichts besonnener als es wohl geschieht zu erinnern, fühlt man sich stark versucht. Bei der Schwierigkeit, daß ein durchaus esoterisches Bekenntnis auch in den neben der „Erziehung" erhaltenen Bruchstücken nicht vorliegt, die Hypothese aber, wie sie dasteht, in der That für gemeine Augen seltsam genug ist, daß Lessing endlich mit dem Ausdruck „gemeine Augen" selbst zu einem ungewöhnlichen, unwörtlichen Verständnis auffordert, möchte der Leser gern seinen Lessing interpretiren wie Lessing den Leibniz und die christliche Metaphysik. Die Metempsychose, angedeutet im Aufsatz über die ewigen Strafen, beherrscht als ernste Grundansicht die nachgelassenen Anmerkungen zu Campes „Philosophischen Gesprächen" (1773) wie das nicht völlig ausdenkbare Fragment „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können", und sie ist bestens bezeugt durch die eingehende Berufung auf Bonnet 1780. Viel Mühe für eine bloße Metapher! Campes oder seines Agathokles Erwiderung auf die Frage nach dem Grund der von Gott beliebten Bildungsunterschiede: diese Frage gehöre offenbar nicht hierher, hat Lessing im Herbst 1778 angetrieben, eine „Grille" für Campe aufzusetzen, die mit beredten Gedankenstrichen abbricht: „Denn wie, wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage schlösse, daß der Gegenstand der Frage ein Unding sei? Wie, wenn ich sagte, daß jeder Mensch oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange? Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege

der Vervollkommnung wohl durch mehr als Eine Hülle der Menschheit durchmüßte? Vielleicht war auf diese Wanderung der Seele durch verschiedne menschliche Körper ein ganz neues eignes System zum Grunde? Vielleicht war dieses neue System kein andres als das ganz älteste — — —".

Nicht so stark wird das System im Bruchstück „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" durch solche „vielleicht" als bloße Hypothese vorgetragen. Es heißt da nicht allein unter Berufung auf Platon, Pythagoras und die Weisen des Orients das älteste aller philosophischen Systeme, sondern auch geradezu das einzig wahrscheinliche („wie ich glaube"), das nur durch zwei Dinge „verstellt", d. i. nach Lessings Sprachgebrauch: entstellt oder maskirt worden sei. Diese zwei Dinge nennt aber das schwierige Fragment nicht mehr, und eine einigermaßen sichere Ergänzung ist versagt. Die Definition der Seele als eines einfachen, unendlicher Vorstellungen fähigen Wesens fußt auf Leibniz, dessen Lehre auch in den folgenden Thesen durchschlägt; aber neu erscheint die Verbindung des Begriffs der Organisation mit dem Begriff der Sinnlichkeit, wonach „ein organischer Körper die Verbindung mehrerer Sinne" sein soll. Befremdlicher noch als diese Ansicht vom Wesen der Organismen, ja, sehr paradox dünkt uns die mathematische Ausführung der Hypothese. Mit der Vorstellung, daß die Vollkommenheit der Organisation durch die Zahl der Sinne bestimmt, solcher Sinne jedoch außer den uns bekannten noch viele andre, zur Erfassung irgend welcher Naturkräfte dienende möglich seien, vermählt Lessing den Gedanken der Metempsychose und construirt eine Stufenfolge der Aussteuer, welche die menschliche Seele im Laufe der Zeiten durchwandelt. Dergestalt, daß damit alle möglichen Combinationen der Sinne, deren Einzelbesitz die ersten durchlaufenen Geschlechter gekennzeichnet hätte, alle Amben, Ternen, Quaternen u. s. w. der Reihe nach erschöpft würden. So erscheint die gegenwärtige Sinnenausrüstung des Menschen natürlich als eine bloß zufällige Quinterne in einer langen variablen Folge der Vergangenheit und Zukunft. Und Lessing treibt die Bizarrerie dieses Rechenexempels noch weiter, indem er, seine übrigen Voraussetzungen festhaltend, eine wenigstens negative Bestimmung der Zahl der Elemente giebt, nämlich daß sie keineswegs als unendlich zu

denken sei. Er gründet sie theils auf die Unmöglichkeit einer in irgend einem Zeitpunkt durchlaufenen oder abgeschlossenen unendlichen Reihe, theils auf die Thatsache, daß die gegenwärtige Organisation wirklich schon eine Mehrheit zusammenwirkender Sinne aufweist, während nach jenen Prämissen bei einer Unendlichkeit von ursprünglichen Einzelsinnen die Entwicklung doch nicht einmal bis zu Amben hätte führen können. Neben diesen Sonderbarkeiten birgt das Fragment tiefe und schöne Gedanken. Durch die Exemplification auf die denkbaren Sinne zur Auffassung elektrischer und magnetischer Krafteinflüsse bewährt Lessing ein treffliches Verständnis für den allgemeinen mechanischen Typus sämmtlicher Naturwirkungen, die, durch irgend einen Sinn percipirt, ein specifisches, subjectives Gepräge erhalten, außerhalb solcher subjectiven Verarbeitung aber nur ihrer mechanischen Grundlage nach sich erkennen lassen. Es ist somit schwer zu verstehn, wie ein geistreicher Kopf Lessing als Motiv seiner Gedanken das Bedürfnis zuschreiben mochte, das Hereinwirken eines mystischen Seelenreichs in unsre Welt als dereinstigen Gegenstand wirklicher Anschauung und Wahrnehmung zu fassen.

Der im Fragment ausgesprochene Entwicklungsgedanke reimt allerdings nicht mit dem Descendenzprinzip der heutigen Biologie, und das Urtheil eines andern hochverdienten Auslegers, Lessing habe die Entwicklungsidee der Naturwissenschaft vorweggenommen, ist nur aus dem Geist einer Zeit zu begreifen, die noch immer die vagen Schemata der Naturphilosophie mit Naturwissenschaft verwechselte. Die nach Maßgabe der Leibnizischen Monadologie gedachte Seelenwanderungslehre verfolgt ja im Gegensatze zur Descendenz das Beharren eines Elements durch die bunteste Fülle von Gestalten hindurch, ohne über deren physischen Zusammenhang eine Vermuthung darzubieten. So viel zwar unterliegt kaum einem Zweifel, daß Lessing, wenn er auch die organischen Körper, in denen die Monade eines Menschengeists der Reihe nach Einkehr hält, vielleicht nicht gerad als Glieder einer einzigen, in ihrer Form wandelbaren Folge von Geschlechtern aufgefaßt, doch an keinen andern Schauplatz für diese wechselreichen Verkörperungen der Seele als an unsern Erdball gedacht hat. Die seit dem siebzehnten Jahrhundert verbreitete Vorstellung, daß einzelne der Seele zum Aufenthalt dienende Organisationen fremden Planeten angehören möchten,

wird von ihm selbst mit keiner Silbe berührt und könnte nur willkürlich in seine Gedanken hineingedeutet werden. Verhält es sich aber so, dann muß die Idee einer Descendenzverbindung zwischen den auf einander folgenden Herbergen der Monas ziemlich nah erscheinen, wenn Lessing sich die Reihe dieser organischen Verkörperungen nur halbwegs der Abstammungslehre gemäß vorgestellt hätte. Doch wie wenig dies der Fall, wie grundverschieden seine Betrachtungsart von dem evolutionistischen Transformismus war, erhellt daraus, daß jene Reihe keineswegs bloß immer vollkommenere, weil immer sinnenreichere Gebilde vorführt. Vielmehr bezeichnen die einander ablösenden Phasen größtentheils dieselbe Vollkommenheitsstufe mit der nämlichen Zahl verschiedener, ungleichartiger, unvergleichbarer Sinne, also die eine mit Gesicht und Gehör, die zweite mit Geruch und Geschmack u. s. w. Man halte ferner nur das Fragment und die „Erziehung des Menschengeschlechts" selbst zusammen, so warnt diese Schrift, die es mit einer Wanderung durch menschliche Individuen zu thun hat und damit die Möglichkeit eines genealogischen Bandes gewährt, eindringlich davor, mehr als eine bloße Verträglichkeit, höchstens eine leise Neigung sich zu verbinden, im Verhältnis beider getrennter Ideenkreise, der Metempsychose Lessings und des naturwissenschaftlichen Transformismus, zu sehen. Denn nicht einmal innerhalb des Menschengeschlechts ist die pilgernde Seele an eine stetige Geschlechterfolge gebunden: sie braucht sich nicht an einen Stamm, eine Familie zu halten, sondern kann in verschiedenen Stämmen ihren Wohnsitz aufschlagen und gleichsam in weiten Sprüngen zu demjenigen zurückkehren, von dessen Gliedern sie eines vordem belebt hatte. Unausgemacht ist sogar nach dem Vortrag der Hypothese und nach dem Grundgedanken der ganzen Schrift über die Hauptperioden der „Offenbarung", ob die Einkörperung nicht lange Pausen, die Seele nicht durch unbestimmte Zeiträume einen Dornröschenschlaf erleiden könnte, bis sie von neuem in sinnbegabte organische Körper, aus der Gebundenheit befreit, einkehrte. Um wie viel weniger braucht dann die Folge ihrer Erscheinungen dem Descendenzverhältnis zu entsprechen!

Lessing sucht also seiner Hypothese, die Seele erlange ihre Vorstellungen nach und nach in Ordnung und Maß der Sinne, sie

steige von einem zu zwei, drei, vier Sinnen und so weiter in allen möglichen Combinationen, jede Schwierigkeit von Seiten der Theodice durch die Hypothese von der Seelenwanderung zu benehmen, wonach das Individuum durch alle untern Stufen zu der gegenwärtigen und den künftigen gelange. Lessing sucht in der „Erziehung“ mittelst derselben Hypothese jedes Individuum am Fortschritte der Cultur zu betheiligen. Es ist gesagt worden, der Erziehungsgedanke selbst wäre für Lessing ohne die Metempsychose undurchführbar gewesen, denn Erziehung des Menschengeschlechts sei ein leeres Wort ohne die Identität des erzogenen Subjects. Erziehung setzt freilich ein Subject voraus, das mindestens so lange beharrt, als sie selbst dauert; wenn aber der Begriff der Erziehung auf das Menschengeschlecht angewandt, wenn die Menschheit als Ganzes erzogen werden soll, ist dann das Beharren des Subjects nicht ohnehin verbürgt und bedarf es der Fortdauer des einzelnen Individuums? Eine solche rein formelle Erwägung genügt nicht für die andern Argumente, durch welche die Metempsychose so ursprünglich mit der Erziehung verschmolzen werden soll. Rößler in einem kleinen scharfsinnigen Aufsatz meint, kurz gesagt, daß zu Lessings Zeiten eine sittliche Erziehung, ein sittlicher Fortschritt an und für sich ohne Metempsychose nicht ausdenkbar gewesen wäre: denn erst Hegel habe durch die Idee objectiver Zustände und Einrichtungen, der Niederschläge des Allgemeingeistes, das Verständnis für eine Überlieferung erschlossen, die den Erwerb einer bestimmten Generation, auch den sittlichen, ohne Continuität der Individuen oder Einzelgeister den folgenden Geschlechtern erhalte. Zu viel Ehre für den Erkenntniszuwachs des neunzehnten Jahrhunderts. Sollte das achtzehnte wirklich die so leicht zu begreifenden Triebe der ethischen Entwicklung noch ganz übersehn, sollte die Welt wirklich erst von Hegel gelernt haben, wie sittliche Grundsätze, die eine Generation sich erarbeitet, in der nächsten dadurch, daß sie schon der zarten Kindheit des folgenden Geschlechts eingeimpft werden, zu erhöhter Geltung und Wirksamkeit gelangen? Eines aber ist wahr und schon früher von der Forschung bemerkt worden, daß nämlich der Erziehungsgedanke an Schärfe, Kraft und Fülle gewinnt, wenn zum pädagogischen Mittel der auf die künftigen Geschlechter vererbten neuen Grundsätze sich noch das andre einer Fort-

dauer der innern seelischen Anlagen, wie sie die Bethätigung der Grundsätze schafft, hinzugesellt. Und eine solche Fortdauer böte die Metempsychose auch beim Erlöschen jeder Rückerinnerung eines früheren Daseins: denn die Anlage haftet ja nicht an der lebendigen Gegenwart ihrer Ursachen in der Seele, sie liegt im Grunde des Geistes, dessen persönlich-identisches Fortbestehen daher auch ihre Erhaltung ermöglicht, während bei völlig individueller Verschiedenheit der Subjecte die von einer früheren Generation erworbenen Anlagen für die folgende verloren wären, falls nicht dennoch eine unbegreifliche Vererbung die Übertragung vermittelte.

Sei dem, wie ihm wolle. Die Metempsychose dient Lessing nicht als Vehikel des Erziehungsgedankens, sondern sie ist von ihm concipirt als Mittel zur Lösung des Problems, das Reimarus aufstellte und auch die patristische Erziehungsidee nur unzulänglich erledigt, wenn eben nicht die Seelenwanderung zu Hilfe kommt. Diese Auffassung erklärt, wie schon Dilthey sah, das Perfect in dem Satz: „Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben" gerade so gut, ja, weit besser als die Deutung, nur die Frage nach der Möglichkeit eines sittlichen Fortschritts des ganzen Geschlechtes habe Lessing bekümmert. Nicht soll gesagt werden, daß die einzelnen Menschen persönlich und in ihrem uns bekannten Dasein alle Vorstufen durchlaufen haben müßten, damit die Menschheit eine neue Staffel des sittlichen Fortschritts erklimmen könne; sondern die Überzeugung will sich wirklich kundgeben, daß das Menschengeschlecht erst dann wahrhaft zur Vollkommenheit gelangt, wenn alle Individuen die Höhe geistiger und sittlicher Vollendung erstiegen haben. „Die ganze Bahn" ist im strengsten, weitesten Sinne gemeint: nicht das Stück unterhalb einer beliebigen herausgegriffenen Staffel, sondern die Leiter von der niedersten Sprosse bis zu ihrem höchsten, unübersteiglichen Ende. Die Metempsychose giebt hier das entscheidende Hilfsmittel der Theodicee, das abschließende letzte Wort zur Vertheidigung der scheinbaren Offenbarungsmängel; daß sie außerdem noch dem Erziehungsgedanken, der diese Gebrechen zunächst entschuldigte, sattere Farben leiht, macht sich Lessing nur als erwünschten Nebengewinn zu Nutze.

Fein knüpft er die erste Andeutung frageweis an die

„Schwärmer" des alten Evangelium aeternum: „Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!"

Fortschritt des Ganzen folgt aus dem Fortschritt der Theile, oder bildlich gesprochen: das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, wird durch die kleineren schnelleren Einzelräder in Bewegung gesetzt. Jeder einzelne Mensch durchläuft die Bildungsbahn der Menschheit. Ist es nicht möglich, in einem und demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ zu sein — warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Diese Hypothese heißt auch hier die älteste des menschlichen Verstandes. Frage folgt auf Frage:

„Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet? Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Mit diesen enthusiastischen Worten schließt der hundertste und letzte Paragraph der letzten Schrift, welche die Nation, die Menschheit von Lessing empfing. „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" Eine Entelechie ist unendlich. Nichts Geistiges geht im gesammten Bildungslauf verloren, das ist Lessings Hoffnung und sein fester Glaube.

Und es begab sich, daß mehrere Jahre nach Lessings Tod seine Gedankenarbeit im bloßen Bericht eines Dritten die Geister aufs

mächtigste erregte, den Blick gewaltig auf ein großes philosophisches System hinlenkte, der Forschung bis heute besondre und allgemeinere Probleme stellte, ihn selbst im strebenden Bemühen zeigte. Lessings Todesjahr ist das Geburtsjahr der Kantischen Kritik. Als diese ihren langsamen Lauf nahm, fiel wie eine Bombe der Allarm ein: Lessing war Spinozist! Diese Enthüllung brachte 1785 Friedrich Heinrich Jacobis Büchlein „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn".

Eine weiche, reichgebildete, gern verehrende und sich hingebende, liebenswürdige Persönlichkeit, die mit Hilfe der frischen Frauen dieses Kreises auch Goethes Verachtung der brüderlichen „Jackerls" besiegte und trotz schweren Conflicten seine Freundschaft festhielt, hatte der sechsunddreißigjährige Düsseldorfer 1779, nachdem schon früher grüßende Botschaften gewechselt und Jacobische Urtheile über die „Älteste Urkunde" in Wolfenbüttel mit Interesse aufgenommen worden waren, zutraulich und enthusiastisch wie ein Jüngling „Fülle der Liebe" Lessing entgegengebracht und nicht vergebens bei ihm angepocht. Den alternden Mann beglückte diese aufrichtige Stimme aus der neuen Generation, dies unbegrenzte Vertrauen auf seinen Rath und Beifall, dieser warmherzige Anschluß. Δός μοι ποῦ στῶ, das Motto der Jacobischen Spinozaschrift, ist auch die Losung seines brieflichen und mündlichen Austausches mit Lessing. Das Schwanke des Grazienpriesters Johann Georg war auch dem jüngeren Bruder nicht erlassen, der noch in späten Jahren seinen Widerstreit, er sei mit dem Verstand ein Heide, mit dem Gemüth ein Christ, zu dem klärenden Beichtiger Schleiermacher trug, wie ehedem dasselbe Dilemma sammt allen Sorgen der Schriftstellerei und Politik zu Lessing. Der französischen Schulung des Lyrikers Georges entspricht bei Fritz die Sympathie mit dem zarten, weltmännischen, empfindungsvollen Platonismus eines Hemsterhuys. Werthers blasse Romanvettern, Allwill und Woldemar, unplastische wortreiche Abbilder Jacobis und Goethes, leben und weben in einer sentimentalen Welt sublimirter und destillirter Empfindungen, die unter den Männlein und Weiblein ein ewiges Anziehen und Abstoßen ergeben und weit hinwegirren von der Naturgewalt des Goethischen Kunstwerkes, aber mit ihrer casuistischen Selbstbeobachtung die Theilnahme des Psychologen Lessing weckten, so daß er nicht bloß nach „Woldemars" An=

fängen für die „gefühlvolle und unterrichtende“ Stunde dankte, sondern auch den müden, durch eine böse Absage Goethes tief verwundeten neuen Freund mit Erfolg zur Fortsetzung beider Seelenromane spornte. Im innersten Grund freilich gingen sie weit auseinander: Lessing, der den Rationalisten durch freieres Verständnis der Dinge überlegene Aufklärer, kritisch, folgerichtig — Jacobi, der Gefühlsphilosoph, ängstlich vor strengen Consequenzen des Verstandes, durch unverbrüchliche Bedürfnisse seines Gemüths aus der kalten Sphäre des Wissens in die warmen Lüfte des Glaubens getrieben, fromm und gläubig dem Übersinnlichen zugewandt. Nach Lessings Tod hängte er sein Herz an Hamann.

Während der Händel, die sein Bericht über Lessing heraufbeschwor, schrieb ihm Goethe einen herrlichen Brief, so duldsam wie entschieden: „An dir ist überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes p p p p. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen. Übrigens bist du ein guter Mensch, daß man dein Freund sein kann ohne deiner Meinung zu sein, denn wie wir von einander abstehn, hab ich erst recht wieder aus dem Büchlein selbst gesehen. Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten p. 77 und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt ibid. Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben p. 101, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva spricht, und sagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum: so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde und was mir zugeschnitten ist.“

Jacobi hatte sich eifrig, mit der Absicht einer Widerlegung dieser ihm die consequenteste scheinenden Philosophie, in das Studium Spinozas versenkt. Nach Bundesgenossen suchend, fuhr er im

Sommer 1780 gen Wolfenbüttel, noch voll vom „unsäglichen Vergnügen" an der „Erziehung des Menschengeschlechts", voll auch von Scrupeln über § 73, um mit Lessing zu philosophiren und „in ihm die Geister mehrerer Weisen zu beschwören, die ich über gewisse Dinge nicht zur Sprache bringen konnte." Gleich am 5. Juli war unter ihnen lebhaft von Atheisten, Deisten, Christen die Rede. Am nächsten Morgen reichte Jacobi, noch mit Correspondenzen beschäftigt, seinem Besucher ein Gedicht aus der Brieftasche, damit Lessing, der so manches Ärgernis gegeben, auch einmal eins nehme. Das Gedicht war Goethes „Prometheus", den Jacobi dann 1785 warnend und mit leidigen Vorsichtsmaßregeln jenem Spinoza-Buch einverleibte; doch Lessing nahm kein Ärgernis an den „sehr harten Ausdrücken gegen alle Vorsehung", im Gegentheil: „Ich find' es gut . . . es gefällt mir sehr", antwortete er dem betroffenen Gast. Sein Beifall geht ins Innere: er bekannte sich zu dem Gesichtspunkt, den Goethes titanische Zeilen der armen Göttermajestät, der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schicksal gegenüber behauptet hatten, und erklärte, das schon lang aus erster Hand zu haben. Das Prometheusdrama des Aischylos, wie Jacobi berichtigend nachtrug, war auch zur Sprache gekommen. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. Ἓν καὶ πᾶν! Ich weiß nichts anders." Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden, fragte Jacobi in wachsender Bestürzung. „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern", lautete Lessings hypothetische Antwort, und am nächsten Vormittag begann er das zufällig unterbrochene Gespräch über das Ἓν καὶ πᾶν und Spinoza von neuem. Er hatte Jacobis jähen Farbenwechsel wohl bemerkt. Als nun Jacobi seine Verwirrung durch das so „platt herausgesagte" Glaubensbekenntnis eines Mannes zugab, von dem er Hilfe gegen Spinozas Bedrängung hoffte, da konnte Lessing nicht anders, er mußte die Meinung des Partners, daß consequentes Denken zum Spinozismus führe, in die Aufforderung kleiden: „Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza." Vom bündigen Determinismus aus versenkte sich die Unterredung in die schwersten Fragen des Systems, das Beiden wohlvertraut war. Jacobi rettete sich hinter seine unverlierbaren theistischen

Schanzen: „Im Spinoza steht mein Credo nicht?“ — „Ich will hoffen, es steht in keinem Buche“, schaltete Lessing überlegen ein, so seinerseits wie mit jenem obigen „Wenn“ ein ganzes Genügen und Zuschwören abweisend. Und als der Andre den Glauben an eine beständige persönliche Ursache der Welt bekannte, reizte ihn Lessing mit einem neckischen „O desto besser! Da muß ich etwas ganz Neues zu hören bekommen“, worauf der gläubige Philosoph sein unmittelbares Ergreifen des Übersinnlichen mit größter Naivetät als Rettung durch einen Salto mortale kund gab, jenen berühmteu Kopfsprung, den F. Schlegel, vor seinem eigenen und schmählichen, der Friedrich-Heinrich-Jacobiheit so höhnisch zu Gemüth führte. Lessing höhnte nicht, dazu war ihm der liebreiche, wahrheitsuchende, unterrichtete Gast zu werth, aber er schraubte den Springer ein wenig, während das Gespräch über das „Kopfunter“, das er nicht nachmachen wollte, weiter lief und Jacobi den causalen die finalen Ursachen entgegenhielt und den Fatalismus, denn das war ihm Spinozas Lehre, analysirte. Lessing pries Spinoza gegen „unsere elende Art, nach Absichten zu handeln“, ja, er schickte der Frage nach den Vorstellungen einer persönlichen außerweltlichen Gottheit gleich die nähere nach: „Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist“, was er erst noch bekräftigte, dann aber, recht wie es im eifrigen an- und abschwellenden Widerstreit zu geschehen pflegt, als etwas zuviel gesagt abschwächte, da Jacobi mit Recht vor der Hypothese schwindelte, Leibniz habe keine überweltliche, sondern nur eine innerweltliche Weltursache geglaubt. Dagegen fand Jacobi keinen Unterschied zwischen Determinismus und Fatalismus, Leibnizischer und spinozistischer Psychologie und berief sich auf Mendelssohns Erweis, die prästabilirte Harmonie stehe schon im Spinoza, ohne Widerspruch Lessings, der ihn weiter reden ließ und seine alten gebrieften Scrupel gegen Moses zurückhielt. Er vernahm gern, daß der Andere nach ernsten Studien gar nicht ins gemeine Horn stieß, von Spinoza nicht sprach „wie von einem todten Hunde“; doch die neue Erklärung, Jacobi ziehe sich aus einer vollkommen skeptischen Philosophie zurück, unterbrach er wieder ironisch mit der Frage: „Und ziehen dann — wohin?“, um seinerseits der innigen Überzeugung von den Endursachen, dem „Ich thue was ich denke“ und einer

allerdings „durchaus unerklärlichen Quelle des Denkens und Handelns" seinen festen Determinismus ganz köstlich entgegenzusetzen: „Sie drücken sich beinah so herzhaft aus, wie der Reichstagsschluß zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte 'den mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Will sei'" — Urtheil des katholischen Ausschusses — „worein der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte." Umsonst versuchte Jacobi, auf Grenzen der Erklärung und deutliche Begriffe zu dringen — „Worte, lieber Jacobi, Worte!", rief ihm Lessing zu wie Hamlet und wollte kein freies Feld für Träumerei und Unsinn eröffnen, bis er endlich den Mann von Kopf scherzend bat, ihn bei dem befördernden Kopfunter doch mitzunehmen, „wenn es angeht". Jacobi warb: „Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht's von selbst" — Lessing schüttelte das Haupt: „Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopf nicht mehr zumuthen darf."

Es blieb dabei, daß Jacobi eine natürliche Philosophie des Übernatürlichen läugnete, Lessing „sich alles natürlich ausgebeten haben wollte". Pantheistisch-kabbalistischen Scherzen folgte eine hypothetische Betrachtung der Gottheit: „Wenn sich Lessing eine persönliche Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls; und das Ganze nach der Analogie eines organischen Körpers", auch daran wurde die Palingenesie geknüpft. Das große Ἓν καὶ πᾶν hörte Jacobi als den Inbegriff Lessingscher Theologie und Philosophie und sah es von seiner Hand als Wahlspruch geschrieben; die Idee eines persönlichen unendlichen Wesens im unveränderlichen Genuß allerhöchster Vollkommenheit fand er von Lessing aufs unzweideutigste abgelehnt. So erst meint er nach diesen Gesprächen den 73. Paragraphen der „Erziehung" zu begreifen: spinozistisch, nicht aus dem Deismus, oder gar einem rechtgläubigen Theismus, unter dessen Fahne, wie Jacobi bis dahin immer gehört, Lessing marschiren sollte.

Jacobi ist nun nach Lessings Tod durchaus loyal verfahren. Er wandte sich an die treueste, auch ihm so werthe Freundin und an den ältesten philosophischen Genossen des Entschlafenen, ohne ungestümen Eifer, sein geheimes Wissen zu Markte zu tragen,

sondern um ernsten Gedankenaustausch bemüht. Als er 1783 von Elise, die in Berlin gewesen war, erfuhr, daß Moses die Hand an sein versprochenes Werk über Lessings Charakter und Schriften lege, erkundigte er sich nach dem Umfang der Mendelssohnschen Kenntnis von Lessings religiösen Gesinnungen: „Lessing sei ein Spinozist gewesen.“ Lessing hatte zwar mündlich nur einer flüchtigen Behauptung seines Systems Moses gegenüber gedacht: § 73 der „Erziehung“ und das alte „Christenthum der Vernunft“ sind gemeint. Da er aber so warm von dem Berliner gesprochen und sich zugleich so offen gegen den neuesten Ankömmling ausgelassen hatte, da die Wahrscheinlichkeit, daß noch Mehrere um seinen Spinozismus wüßten, groß war, hielt Jacobi es mit Recht für angemessen, dem Biographen über Hamburg hin einen Wink zu geben. Mendelssohn erstaunte, denn es wollte ihm, wie er seinen Lessing kannte, nicht ein, daß dieser ohne weiters dem System irgend eines Mannes zugeschworen hätte. Darum erbat er nähere Bestimmungen des Was und Wie, um in seinem Buche dann die volle Wahrheit darlegen zu können. Ein lebhafter Briefwechsel entspann sich. Jacobi brachte die Wolfenbüttler und Halberstädter Gespräche zu Papier. Moses opponirte und entschloß sich 1784, während der metaphysische Ehrenkampf, wie Friedrich Heinrich sagte, ritterlich vor einer verehrten Dame und Hennings ausgefochten werden sollte, das biographische Werk bei Seite zu schieben, um erst einen Gang mit den All-Einern des Spinozismus zu thun. Er erhitzte und verbitterte sich mehr und mehr, und das ist psychologisch eben sowohl zu begreifen wie Elisens freundschaftlich frauenhafte Abneigung gegen einen öffentlichen Proceß über Lessings Weltansicht, gegen den Druck seiner vertrauten Bekenntnisse, die nur den Intimen oder den „Stärkeren im Volke“ bleiben sollten, gegen die Verwandlung eines edlen Wahrheitskampfes in einen sichtbaren Privatstreit zur Freude der Gegner Lessings. Um so thörichter schimpfte Karl (laut Briefen im v. Mendelssohnschen Hausarchiv) über den Eindringling, der 1784 seine Schreiben an Lessing zurückforderte; mit Recht, da es ihm darauf ankam, aller Verhandlungen Herr zu sein. Karl wühlte damals unordentlich im litterarischen Nachlaß des Bruders und hatte keine Ahnung von der Wichtigkeit der Aufschlüsse Jacobis. Moses aber war allerdings in der höchst peinlichen Lage, entweder einem

ehrenwerthen, philosophisch unterrichteten Manne Mißverständnis über Mißverständnis vorzurücken oder sich sagen zu müssen: der große Todte, mit dem du dich fast dreißig Jahre lang so innig und rückhaltlos verbunden wähntest, hatte sich dir allmählich entzogen, dir nicht erschlossen, was nun ein Fremder von ihm zu wissen vorgiebt! Man kann diesen Conflict nicht ohne reges Mitgefühl ansehn, aber die auch von Karl beifälligst begrüßte Lösung, Jacobi sei lediglich geschraubt worden und Lessing habe bloß das Gegentheil von der Lieblingsmeinung des Partners behauptet, nur für eine höchst einseitige und ganz unzulängliche erklären. Mendelssohns „Morgenstunden“ mit ihrer Lessing-Episode sind wirklich, nicht allein in Hamanns Augen, ein lendenlahmes, kraft- und saftloses Buch, für unsern Fall interessant nur durch die Hervorhebung des alten „Pantheismus“ in jenem Jugendaufsatz Lessings. Der Gram zehrte an Mendelssohns Leben. Er konnte der „Morgenstunden“ zweiten Theil nicht mehr vor die Welt bringen. Am 4. Januar 1786 starb er. Als sein Testament gab Engel das Heft heraus „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza“. Hier ist trotz der blinden Hitze manches gute Wort über Lessings Geistesart und über Jacobis Katechetik gesagt, und ergreifend klingt die Beschwerde des Sterbenden, der von seinem Lager zu Lessings Bild aufschaute, welche Demüthigung für ihn nach so langer Freundschaft und Gemeinschaft die Einbuße eines Vertrauens wäre, das ein andrer Mensch in ein paar Tagen gewonnen hätte. Nichts erkennt er in Jacobis Aufzeichnungen an. Die abenteuerlichen Prometheusverse soll Lessing gelobt haben? — „Armer Kunstrichter! wie tief mußtest du gesunken sein, diese Armseligkeit im Ernste gut zu finden!“ Man könne Lessing eben so gut für einen Dummkopf erklären wie für einen Spinozisten, Atheisten, Gotteslästerer, Heuchler.

Ein Streit um den Leichnam Mosis wogte durch Deutschland. Die Briefwechsel sind voll davon. So kämpft Voß für die Berliner, Fritz Stolberg feinfühliger für Jacobi, und die tiefe Verschiedenheit der Freunde malt sich in ihren Blättern. Als die Beiden dann im Alter jenes häßliche Duell ausfochten, wo unser Verstand auf Vossens Seite stehn mag, unser Herz aber für Stolbergs Ritterlichkeit schlägt, sah Goethe von diesem Zwiespalt zurück auf „die

unglückliche Entdeckung von Lessings geheimer spinozistischer Sinnesart durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelssohn in buchstäblichem Sinne sich den Tod holte. Wie hart war es für die Berliner Freunde, die sich mit Lessing so innig zusammengewachsen glaubten, auf einmal erfahren zu sollen, daß er einen tiefen Widerspruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe!" Und im fünfzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" hatte er an die erste große Wirkung seines Prometheusgedichts erinnert: „Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen selbst unbewußt in einer höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren".

Hitziger hatte Goethe im Februar 1786 das „jüdische neueste Testament" unausgelesen in die Ecke geworfen und in seinen Abendsegen aus Spinozas Ethik fort und fort das Lessingsche Testament Johannis eingeschlossen. Daß ihm diese Ethik so vertraut und zur Hand war, dankte er Jacobi und Lessing. Es ging Jacobi recht wundersam mit dem Spinozismus. Er reiste zu Lessing, um ihn für ein Schutz- und Trutzbündnis zu werben, und fand einen „Spinozisten"; er wandte sich gegen Ende 1783, noch bevor er die Claudius, Hamann, Lavater glücklicher einweihte, mit seiner Handschrift nach Weimar und begeisterte Herder und Goethe, dem er einst am Rhein in trunkenen Stunden das Ἓν καὶ πᾶν verkündigt hatte, für Spinoza. Sie schlugen sich ganz auf Lessings Seite. Mit diesem „auf Einem Scheiterhaufen" zu sitzen, war eine Lust für den Prometheusdichter. Wenn nun Spinozas Ethik die weimarische Bibel und Spinoza der heilige Christ ward, wie Humanus-Herder zu Weihnachten 1784 in Begleitversen an Frau v. Stein sagte, wenn Briefe an Jacobi gingen und tiefe Bekenntnisse in Poesie und Prosa keimten, so war Lessing mit unter ihnen. Und als Herders „Gott" einen halben Pantheismus predigte, laufen auch im Schiller-Körnerschen Briefwechsel die Namen Spinoza, Lessing, Herder, Jacobi durch einander. Lichtenberg aber nahm 1786 Lavater persönlich ins Gebet und ging mit seinem eigenen Spinozismus frank heraus (an Ramberg, 3. Juli). Der zweite und dritte Theil des Büchleins „Über die Lehre des Spinoza", Hemsterhuys' großer

Sendbrief und Jacobis Zergliederung des Systems mit dem Schlußruf zum Salto mortale, dienten gar Vielen als erste Einweihung in den Spinozismus, als Quelle der Kenntnis bis zur Paulusschen Edition und bis zu Schleiermacher, der seinen frühesten Einblick auch der Jacobischen Analyse verdankt und dann in den „Reden über die Religion" begeisternd anhebt: „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza!" . . . So bedeutet denn das Gespräch vom Juli 1780 wirklich eine Auferstehung. Niemand redete mehr von Spinoza als von einem todten Hunde.

Jacobis Wiedergabe des Gesprächs jedoch wurde bis auf den heutigen Tag bestritten. In frivoler Weise von Schelling, den 1812 Mittheilungen F. L. W. Meyers darin bestärkten, auch das über Lessings Verhältnis zu Mendelssohn Gesagte sei grundfalsch. Man berufe sich nicht auf Jacobis Wort an Campe (1. November 1782), ihm fehle zum Schriftsteller außer vielem anderen die erste und allernothwendigste Eigenschaft, die: sich verständlich zu machen; oder auf die Erfahrung, daß Menschen einander am leichtesten in Gesprächen über die höchsten Fragen der Speculation mißverstehen. Jacobi hat nur wiedergegeben, was sein Gedächtnis „in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks" sicher festhielt; seine Erklärung, daß er, wenn Lessing das Gegentheil des Spinozismus behauptet hätte, von jedem bedeutenden Wort bessere Rechenschaft würde geben können, mag Manchem wunderlich vorkommen, bestärkt aber nur die Glaubwürdigkeit des Berichts. Er gab den zehnten Theil, weil er das Ganze nicht zuverlässig genug geben konnte und viel Detail verloren gegangen war. Die schraubenden und neckischen Wendungen, die er selbst als solche empfunden haben muß, denn er war nicht so albern sich zu vermessen, einem Lessing die Würmer aus der Nase zu ziehn, erhöhen gleichfalls die Authentie. Das unbedingte erste Vordringen, das Einschränken, das hypothetische Behaupten ist ganz Lessingisch, und es sind, um nur an das Augsburger Sprüchlein zu erinnern, der individuellsten, höchst charakteristischen Worte, die kein Berichterstatter erfinden könnte, so viele, daß in der That hier Lessing leibhaft — „eine köstliche Figur", sagt Goethe — vor uns tritt und mit lebendigem Odem zu uns spricht. Herder, jetzt erst ganz eingeweiht in Lessings Inschrift Ἓν

καὶ πᾶν, bekannte sich nicht nur als Glaubensgenossen dieses philosophischen Credo, sondern gab auch das gewichtige Zeugnis: „Übrigens ist Lessing so dargestellt, daß ich ihn reden sehe und höre.“ Von dieser Seite also ist Jacobis Überlieferung geborgen. Innen aber stimmt der Determinismus so trefflich mit den andern Urkunden überein, und es läßt sich, was von Gott und Welt gesagt ist, so gut fester oder loser an die übrige Philosophie Lessings anknüpfen, daß nur die Frage bleibt, mit welchem Recht Jacobi ihn für einen vollen Spinozisten erklären konnte, welche Fortentwicklung der Weltanschauung vielleicht aus diesen Gesprächen zu lesen sei.

Es ist nicht richtig, daß ohne Jacobi niemand auf Lessings „Spinozismus“ hätte kommen können, wenn es gleich richtig ist, daß ohne Jacobi wohl niemand statt Leibnizens den Spinoza zum eigentlichen Leitstern Lessings gemacht haben würde. Auch Mendelssohn gedachte ja schon früherer Anläufe. Was verstand das achtzehnte Jahrhundert unter „Spinozismus“? Und auch diese Frage wurde von Mendelssohn berührt. Man las den Spinoza kaum, sondern was Leibniz als philosophischer Widersacher, was Bayle in noch schärfer ausgesprochener Gegnerschaft über ihn geschrieben hatte. Spinozismus war Atheismus. Im Sinne Jacobis und seiner Zeit: Spinozist hieß, wer keinen überweltlichen Gottesbegriff vertrat.

Lessing sprach im Pope-Aufsatz über das „irrige Lehrgebäude“ des „berufenen Irrgläubigen“ so zuversichtlich ab, wie er den Juden Mendelssohn einen zweiten Spinoza ohne die Fehler des ersten genannt hatte und 1755 seines Freundes noch von Jacobi wiederholte Behauptung, Leibniz habe die Harmonia praestabilita nur mit einem neuen Titel aus Spinoza entlehnt, als Vossischer Referent unbesehen hinnahm. 1763 freilich ist er mit dem ersten „Philosophischen Gespräche“, wie er brieflich erklärt, „nicht mehr so recht zufrieden. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat“. Das that er denn gleich selbst, indem er auf Grund eines sorgsamen Entwurfs auseinandersetzte, daß Spinoza Leib und Seele für dasselbe halte, das man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle, Leibniz hingegen mittelst der Harmonie das Räthsel der Vereinigung

zweier so verschiedener Wesen als Leib und Seele zu lösen suche. Er hat dafür ein sehr subtiles, leider abgebrochenes Gleichnis von zwei Wilden, die sich im Spiegel beschauen, die nämlichen Bewegungen in der nämlichen Ordnung wahrnehmen und den Parallelismus aus Einem Grund herleiten müssen, aber offenbar diesen Einen Grund verschieden fassen: der eine — so ergänzt Danzels Scharfsinn — wird Leibnizisch die Übereinstimmung der beiden für sich bestehenden Bewegungen aus einer verborgenen Macht, der prästabilirten Harmonie, herleiten; der andre spinozistisch nur Eine zweimal an verschiedenen Orten erblickte Bewegung behaupten. Was er selbst annimmt, sagt Lessing nicht, und man kann höchstens bemerken, das Zünglein der Wage neige sich nach Spinozas Seite, aus dessen Hauptwerk Lessing nun citirt und interpretirt, „was ich nur kürzlich von seinem Systeme gefaßt zu haben glaube". Damals in Breslau fand er den Spinozismus in Dippels tiefsinnigem **Fatum fatuum** am besten begriffen, während Bayle ihn am wenigsten verstanden habe, und beschaute mit dem Schwarmgeist die spinozistischen Creaturen als „Weisungen und Stellungen des göttlichen Wesens". Seiner eigenen panentheistischen Ansätze wurde oben mehrfach gedacht. Panentheismus, nicht Pantheismus spricht ebenfalls, ähnlich wie Herders „Spinozismus" oder Fausts Hymnus auf den Allumfasser zu verstehn ist, aus dem Breslauer Bruchstück „Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott" und § 73 der „Erziehung". „Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann . . . Ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen, so sind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott"; das sagt uns jenes Bruchstück.

Lessings Annäherung an den Pantheismus wurde durch äußere litterarische Einflüsse gefördert, unter denen nach herkömmlicher, wohlbegründeter Meinung das Studium Spinozas der stärkste war. Sollten jedoch die pantheistischen Triebe von dem einzigen Spinoza gekommen sein? Diese Frage beantwortet Spitzer mit einem zunächst überraschenden Hinweis. Es steht fest, daß Lessing schon früh sich mit den ältern italienischen Philosophen bekannt machte, und

wie gründlich, lehrt die „Rettung des Cardanus". Vergleicht man nun seine Lehren mit denen des berühmtesten all dieser Italiener der Renaissance- und Reformationszeit, des Giordano Bruno, so ist der erste Eindruck der Zusammenstellung frappant. Nach Bruno haben alle Dinge ihre Substanz im Acte des göttlichen Denkens; bei dem Nolaner findet sich also die Grundidee des Panentheismus. Bruno schreibt der Materie in all ihren Gestaltungen eine Seele zu; ein Hauptgedanke des Fragments über die Zahl der Sinne ist also schon bei ihm zu lesen. Bruno lehrt in der „Austreibung der triumphirenden Bestie" aufs bestimmteste die Metempsychose; er vertritt also auch die Vorstellungsart, die im metaphysischen Denken Lessings eine so bedeutsame Rolle spielt und des öftern von ihm zur Lösung der tiefsten Fragen aufgeboten wird. Bruno hegt mit Vorliebe den Gedanken von Contractionen und Expansionen des göttlichen Wesens; sollte von hier aus ein helleres Licht auf jene Expansionen und Contractionen Gottes fallen, die in den Gesprächen mit Jacobi so wunderlich erscheinen, daß die Einen darin bloße Scherze Lessings, die Andern unabsichtliche Einschiebsel, Gedächtnisschnitzer Jacobis vermutheten, obwohl gerade das Abgerissene und Seltsame eine solche Täuschung des Berichterstatters ausschließt. Diese starken Übereinstimmungen werden kaum Geburten des Zufalls sein, sondern die Annahme empfehlen, daß ein früh erfahrener und nicht verwischter Einfluß des Giordano Bruno entschiedener hervordrang, je mehr sich Lessing von überkommenen, entgegenwirkenden Ansichten befreite, und es möchte auf dieser Spur reichere Beute zu gewinnen sein, als man aus der Metaphysik des Aristoteles an unmittelbarer Wirkung auf Lessing ableiten oder aus den tiefsinnigen Speculationen des Tertullian für die Weltanschauung des modernen Aufklärers einheimsen wollte. So hat denn nun Nieten nicht bloß die Verwerthung pantheistischer und monadologischer Ideen Brunos im „Christenthum der Vernunft" dargethan, sondern nachdrücklich auf ein sicheres äußeres Zeugnis hingewiesen: „Er wollte endlich aus den Schriften des Jordanus Brunus, Hieronymus Cardanus und Thomas Campanella die merkwürdigsten Stellen ausziehen und seine Betrachtungen darüber machen", sagt Karl Lessing von den in Wittenberg und danach gefaßten Plänen seines Bruders, die sich mit Goethischen Studien berühren.

Bei einem Schriftsteller von der Wucht und Macht Lessings ist es kein Wunder, daß die Forschung unablässig Beziehungen zu früheren und späteren Denkern heraussucht: zu späteren, um die Formen seines Einflusses festzustellen und die Mündungen dieses Laufs zu beleuchten; zu früheren, um die Wurzeln einer so starken Kraft und Wirksamkeit bloßzulegen. In der That hat man sich nicht begnügt, fort und fort die alte Streitfrage wieder aufzunehmen, ob Lessing mit Leibniz oder mit Spinoza mehr gemein habe, sondern den großen Kritiker mit den verschiedensten älteren und neueren Philosophen oder philosophischen Richtungen, von den Griechen bis zu Fichte und Schelling und weiter, bald in näheren, bald in entfernteren Zusammenhang gebracht; als hätte sich im Brennpunkt seines Geistes die Philosophie der Vergangenheit verdichtet und als wären von diesem Focus wieder alle Strahlen ausgegangen, deren Licht die philosophischen Bahnen der Folgezeit bescheint. Dabei haben sich so viele Mißverständnisse eingeschlichen, so viele schielende und spielende Analogien sind hervorgeholt, so viele wesentliche Beziehungen und Unterschiede darüber vergessen worden, daß es sich lohnt, hier wenigstens ein paar der dünnen Fäden zu zerreißen, die auch nach der behutsamen Arbeit Heblers und seiner Genossen hin und her geschlagen werden. Wer wollte z. B. gewisse formale Eigenschaften verkennen, die Lessing mit Aristoteles theilt, und seine ästhetische Methode nicht an den Stagiriten anknüpfen? Aber die Metaphysik! Weil die ersten Paragraphen des „Christenthums der Vernunft“ vernehmlich an Aristotelische Sätze vom Selbstbewußtsein der Gottheit anklingen, wird eine directe Herübernahme und in ihrem Gefolg eine umfassendere Schülerschaft der Speculation behauptet. Indessen dürfte bei zahlreichen christlichen Philosophen die Lehre vom Selbstbewußtsein Gottes mehr oder minder wörtlich zu jenen Thesen stimmen, und die Aufpflanzung des Vollkommenheitsbegriffes entspricht so sehr dem Geiste der Leibniz-Wolffischen Philosophie, worin dieser Begriff eine leitende Rolle spielt, daß der berechtigte Hinweis auf Aristoteles gewiß kein gerades Abhängigkeitsverhältnis begründet. Zudem findet sich in den einschlägigen Äußerungen des antiken Metaphysikers manches, was Lessing mindestens nicht ausgesprochen hat. Der Grund, aus dem nach Aristoteles τὸ κράτιστον sich selbst denken müsse, nämlich die Unmöglichkeit

von einem noch mächtigeren Object abzuhangen, fehlt nicht nur bei Lessing, sondern dieser hat sogar allem Anschein nach eine etwas abweichende, wenn auch bloß um eine feine Nuance verschiedene Begründung im Sinn, sofern er die Nothwendigkeit, daß Gott nur sich selbst denken könne, ohne weiters aus dem Axiom ableitet, daß das Vollkommenste auch das Vollkommenste zum Gegenstand habe. Hat nun Lessing die nähere Bestimmung des göttlichen Sichselbstdenkens als Denken des Denkens, worauf Aristoteles das Hauptgewicht legt, einfach weggelassen oder ist vielmehr seine Auffassung der Weltschöpfung als einer Manifestation des göttlichen Selbstbewußtseins mit der Aristotelischen unverträglich? Und hätte Lessing in der That den Anfang seines Fragments aus der „Metaphysik" des Stagiriten gewonnen, so wäre damit die ganze Abhängigkeit im metaphysischen Vorstellungskreis erschöpft. Die Aristotelische Definition von den Naturreichen, deren jedes alle Eigenschaften des nächstniedern Reiches vermehrt um die neuen specifischen Differenzen besitze, zum Urbilde der Lessingschen Ansicht von den unendlichen Gradabstufungen der Wesen zu machen, ist mehr als gewagt. Obwohl nämlich das Verhältnis jener Naturreiche zu einander und die von Lessing behaupteten Beziehungen der einzelnen Wesen zusammenstimmen, darf doch nicht übersehn werden, daß es der Naturreiche bei Aristoteles nur wenige, der Vollkommenheitsgrade bei Lessing unzählige giebt, daß die an sich allerdings gleiche Beziehung dort zwischen großen umfassenden Gattungen, hier zwischen individuellen Wesen stattfindet, daß endlich die Ableitung von Leibniz viel näher und leichter ist.

Ein anderes. Lessing war gewiß seit Breslau in den Kirchenvätern vortrefflich beschlagen und hatte im letzten Jahrzehend fortwährend mit der Patristik zu schaffen, vor allem mit Tertullian. Manche feine Beziehung aufgedeckt zu haben, bleibt Bergmanns Verdienst, wenn er auch die Sehne viel zu straff gespannt hat. Das große duldsame Wort des Karthagers: Humani juris et naturalis potestatis est unicuique quod putaverit colere. Nec alii obest aut prodest alterius religio. Sed nec religionis est cogere religionem war dem Anwalt der Toleranz selbstverständlich aus der Seele gesprochen. Abgesehn von solchem Einklang und einigen kirchlichen Fragen ohne philosophischen Hintergrund bleiben andre Punkte

inniger Berührung: der halbspinozistische Charakter der Lessingschen Weltanschauung, weit entfernt das Band zu sprengen, knüpft es nur fester. Das klingt sehr paradox; aber man gedenke der höchst eigenthümlichen Haltung Tertullians in der Frage nach der Natur Gottes und der Existenz geistiger Wesen, jener metaphysischen Sätze: Omne quod est, corpus est sui generis; nihil est corporale, nisi quod non est, die Strauß im „Alten und neuen Glauben" auf seine Mühle des Materialismus treibt; und wie weit auch Lessings Vorstellungen eines Gottes, dessen Gedanken greifbare körperliche Dinge sind, in dessen Wesen das materielle und ideelle Dasein zusammenfällt, dessen zeitliche Präexistenz unmöglich ist, von der orthodoxen Heerstraße abschwenken, wie fragwürdig sie Vielen erscheinen mögen — vom Standpunkte der Tertullianischen Metaphysik sind sie nicht abzuweisen. Aber weder liegt eine Schülerschaft vor, noch ist mit dieser Parallele die Frage erledigt, deren andre Seite doch so sonnenklar erscheint, daß ausführliche Besprechung das überflüssigste Geschäft von der Welt wäre. Hier der Aufklärer, der unpositive Sohn eines äußerst rationalistischen Jahrhunderts — dort der Urheber des aus seinem Zeitalter und seiner Gesinnung heraus mit allem Ernst zu begreifenden Grundsatzes Credo quia absurdum! Zwischen zwei Männern so extremer Anschauungen und Epochen mag eine Berührung stattfinden, ein Gedankenbund nimmermehr; man presse und dehne noch so stark Einzelnes ohne größere metaphysische Tragweite, man lege poetischen Ausdrücken des Kirchenvaters über Mutterpflanze und Baum noch so findig die Vorstellung einer allgemeinen Beseeltheit unter, oder man mache Lessing mit aller Gewalt zum Wundergläubigen, der er sicher nicht war. Das Wasser ist viel zu tief. Beide verwerthen eine ähnliche Voraussetzung, die Nichtexistenz ganz körperlicher Geister, in schnurstracks zuwiderlaufender Weise: der Kirchenvater mit dem nacktesten Spiritualismus, der sogar den Begriff einer Thätigkeit oder Beziehung alsbald in die Vorstellung eines substanziellen, leibhaftigen Wesens verwandelt — der Aufklärer, um aus der natürlichen Grundlage alles Seins auch die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit aller Vorgänge und Geschehnisse zu folgern . . . Lessing ein Jünger Tertullians! Nochmals: es ist absurd, es kann nicht sein.

Dagegen liegt auf der flachen Hand, was Lessing als Gegner

des Wunder- und Offenbarungsglaubens, des die Naturgesetze durchbrechenden Supranaturalismus wie als Gegner einer in der Religion mehr auf dogmatisches Raisonnement denn auf Ethik dringenden Partei mit den Deisten gemein und nicht gemein hatte. Verschiedenheit des religionsphilosophischen Standpunktes und freieres geschichtliches Verständnis löste nicht die Bande der Weltanschauung, in der Lessing, vom Spinozismus fortgezogen, allmählich noch weit über die Deisten hinauszugehen scheint. Und all die harten Worte gegen den deutschen Rationalismus, der, soweit er nicht durch Wolffs Vermittlung einfach seinen Stammbaum auf Leibniz zurückführt, einen Abklatsch des englisch-französischen Deismus darstellt, heben den innern Zusammenhang und die trotz alledem selbst für Bahrdts neumodisches Lutherthum bekundeten Sympathien nicht auf. Unter den Franzosen hat Lessing Bayle und Voltaire, Diderot und Montesquieu näher gekannt und von letzterem sich gewiß seine schon aus den Alten wie aus Huarte gewonnene geistige und politische Klimatologie befestigen lassen.

Lessing ist eben so ein metaphysischer Dogmatiker wie seine Zeitgenossen, die französischen Aufklärer, ja fast noch mehr: denn unter diesen bewähren mindestens einzelne, um nur Condillac zu nennen, eine kritische Haltung, und auch die andern treten doch nicht ganz unbekümmert um die Grenzen des Intellects an die metaphysischen Aufgaben heran. Unter Lockes Einfluß kann selbst ihr naiver Materialismus kritischer Einschläge nicht ganz ermangeln, während sich Lessings auf andern geschichtlichen Grundlagen, von Leibniz bis zu Spinoza, ausgebildete Weltanschauung kühn über behutsame erkenntnistheoretische Erwägungen hinwegsetzt und keine Rechenschaft ablegt über die Gründe und Grenzen des Erkennens. Wie fremd und unsympathisch ihm die Betrachtungsart eines Locke und Hume blieb, beweist der Wissowatius-Aufsatz durch den unfreundlichen Ton, womit Locke, der Ahnherr der neueren kritischen Philosophie, ein „seichterer“ Denker als Leibniz genannt wird; denn mag Locke in noch so vielen Beziehungen hinter dem Universalismus des Deutschen zurückstehn, so giebt ihm doch die Entschiedenheit des kritischen Verfahrens ein mächtiges Übergewicht und einen Ehrenplatz in der Geschichte vor Kant. Darauf hat Lessing nicht geachtet.

Er kannte und schätzte Humes nachgelassene Dialoge über die natürliche Religion, auf deren zweite Abtheilung er Jacobi im Gespräch über transscendentale Apperception, reines Bewußtsein verwies und die ihn, nach Jacobis unantastbarem Zeugnis, in der letzten Phase seines Philosophirens von der angestammten Theologie mächtig entfernten, was auch dem spinozistischen Bekenntnis eine erhöhte ernste Bedeutung giebt. Gleichwohl ließ er die erkenntnistheoretischen Hauptwerke der Hume und Berkeley allem Anscheine nach unberührt: sonst hätt' es nahe genug gelegen, bei Jerusalems zweitem Aufsatz an die damit übereinstimmenden Ergebnisse ihrer Begriffskritik zu erinnern. Selbst die erkenntnistheoretischen Anläufe seines Leibniz hat Lessing, Bestandtheile der Leibnizischen Philosophie geistvoll und scharfsinnig weiterbildend, nicht verfolgt. Von welcher Seite man auch den deutschen Kriticismus herleiten mag, um auf seine Beziehungen zu den Briten oder zu Leibniz das Hauptgewicht zu legen, darf Lessing nur unter den stärksten Vorbehalten zum Vorläufer Kants gestempelt werden; des Versuchs einer Schilderhebung Lessings als Philosophen über den Urheber der „Kritiken" zu geschweigen. Eine Abhängigkeit Kants, der in Lessings theologische Schriften eingelesen war und mannigfach auf sie anspielt, ohne sie zu nennen, von Lessings Philosophie scheitert ja schon an den Jahreszahlen. So bliebe denn nur die durch Schaarschmidt viel gründlicher als durch J. Jacoby erörterte Übereinstimmung der Geistesart Beider, eine wurzelhafte Gleichheit des Strebens, ein nahes Heranstreifen Lessings an den Urquell der kritischen Philosophie. Mag nun mit vollem Recht dem Wolfenbüttler wie dem Königsberger „dieselbe Idee der energischen Selbständigkeit der Vernunft, die sich selbst und an ihr alles andere mißt" zugeschrieben werden, so läuft diese Charakteristik offenbar auf eine in allen bedeutenden Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts lebendige Grundtendenz hinaus und wird dann durch weitere Parallelen einer freithätigen, über das unmittelbar Gegebene beharrlich hinaustrachtenden Ausprägung der Vernunft kaum bestimmter, durch den Vergleich zwischen einem kritischen Philosophen und einem kritisirenden Schriftsteller schwerlich präcisirt. Der seine Ansichten meist in polemischer Auseinandersetzung entwickelnde Kritiker ist als solcher noch kein Geistesgenosse des Kriticisten, der die subjectiven Er-

kenntnisfactoren von den Bestimmungen des Dinges an sich scheidet. Die Sokratische Weise, die namentlich das Herrnhuter-Fragment erfüllt, verbindet diese beiden Pfeiler des modernen deutschen Geisteslebens doch nicht fester als der gemeinsame Rationalismus, und nur die äußerste Übertreibung kann bereits in jenem jugendlichen Weckruf zur That, nicht zum Vernünfteln, den Sieg der praktischen Vernunft und den kategorischen Imperativ vorweggenommen finden, wenn auch Lessings Ethik der Kantischen verwandt erscheint.

Abenteuerlich dünkt uns die Zumuthung, Lessing habe gar der speculativen Philosophie, dem transscendentalen Idealismus der Epigonen Kants vorgearbeitet, was nur aus seinen exoterischen Wendungen und Accommodationen und dem äußern Charakter seiner Geschichtsauffassung, welche die causalen Beziehungen zu ignoriren und das unbewußte ethische Ziel als die auch alle rückwärts gelegenen Ereignisse bestimmende Macht anzuerkennen scheint, verständlich wäre. Was Wunder, daß Begriffsconstructionen, wie sie das „Christenthum der Vernunft“ und die berühmten Paragraphen 73—75 der „Erziehung“ zum Besten geben, den Beifall Schellings fanden; aber diese Dreieinigkeitsdeutung war leider, wie der Schöpfer der Identitätslehre in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ mit stiller Klage bemerkt, „vielleicht das Speculativste, was er überhaupt geschrieben“. Und eine Anmerkung zur Rede „Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur“ macht Lessing das sehr zweifelhafte Compliment „höchster Meisterhaftigkeit im Denken über die Dinge“, nachdem eben erst dies Denken als niedrigere Geistesart der höheren, welche die Dinge an sich selbst nach ihrer lautern Nothwendigkeit erkennen will, entgegengestellt war. Aus allen romantischen Lobreden auf Lessing lugt der Pferdefuß. Es war ungemein geschickt, ihn zum Tort der Nicolaiten ganz vom Rationalismus abzulösen, dem er doch bei aller Überlegenheit angehört; es war noch mehr taktische Berechnung, wenn derselbe Schelling, der in der akademischen Rede den gepriesenen Lessing eigentlich zum Urbild einer subalternen Geistesrichtung stempelt, als Gegner Jacobis diesen Lessing mit Lobsprüchen überschüttet, um seinen Collegen durch Contrastwirkung eine recht klägliche Figur spielen zu lassen. Da ist denn Lessing nicht nur ein „deutscher Mann, ein Mann erster Größe, herrlich von Geist, durchaus tüchtig

von Charakter", sondern auch „der echte Philosoph, der sich seiner Profession nicht schämt, ob er gleich bekanntlich noch einige andere verstanden"; aber das letzte Prädicat soll, wie zum Überfluß eine Erklärung in Sperrdruck hervorhebt, Lessing nur das allgemeine, dem Gefühlsphilosophen Jacobi fremde Erfordernis zuerkennen, daß kein wahrer Denker Glaubensvorstellungen, die dem Verstand nicht einleuchten, annimmt. Daß der echte Philosoph auch inhaltlich die echte Philosophie besessen, der wahre Denker auch die Wahrheit gedacht habe, davon schweigt der Anti-Jacobi. Nicht minder bedingt und fragwürdig ist das Lob, mit dem F. Schlegel die „Miscellen und Fragmente von Philosophie" bei Lessing als „Productionen und Resultate des bloß natürlichen", d. h. des ungeschulten, systemlosen „philosophischen Geistes" ansieht; und was Fichte, der äußerste Gegenpol zum Spinozismus, der leidenschaftlichste Judenfeind dazu, hochtönend über Lessings „rastloses Streben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen" verkündigt hat, ergiebt fürwahr kein inneres Einverständnis. Schellings jenen arroganten Worten über die minderwerthige Geistesart angehängte Clausel, Lessing habe bei aller Subjectivität doch, wiewohl unbewußt sehnend, sich als Entdecker Spinozas und als Anreger besonders in der „Erziehung" nach der andern Sinnesweise geneigt, kann die schroffe Ablehnung nicht wett machen. Dies Haupt der Speculirer war sich also der Lessingschen Vaterschaft seines Idealismus keineswegs bewußt, und der rationalistische Gesammteindruck, wie er bei Lessing so zwingend hervortritt, verbietet schlechterdings eine dunkle Abstammung anzunehmen und aus etwaigen einzelnen Übereinstimmungen oder halben Lobsprüchen dieselben Tendenzen von Lessing her in das Bett der speculativen Philosophie zu leiten. Was dieser die Hauptsache ist, betreibt sein Verstand gelegentlich als Experiment und Beispiel, und die den Nachfolgern Kants willkommene Zweideutigkeit des exoterischen Vortrags fällt doch wahrlich nicht zusammen mit ihrer Methode des wortspielenden, schillernden, unterschiebenden, verwischenden Phantasirens in Begriffen, denn auch in der kühnsten Maskerade mied Lessing jede Haltung, jede Bewegung, die ein unwiderrufliches Eintreten für die fremden Anschauungen bedeutet, Begriffe im Ernst verwechselt und nach seiner innern Überzeugung geradezu unwahre Dinge vom gewählten Standpunkt aus für ab-

solut richtig erklärt hätte. Er sagte z. B. wohl „Offenbarung“ und meinte: natürlich gereifte Vernunfterkenntnis, aber er hütete sich gar sehr, die Consequenzen dieser exoterischen Redeweise zu ziehn und den Vorgang mit Kennzeichen auszustatten, die schlechterdings nur der Offenbarung gemäß, mit der natürlich entstandenen Vernunfteinsicht aber unverträglich gewesen wären. Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts durchleuchtete auch diese Form und ließ in dialektischer Verkleidung einen festen rationellen Kern unerschüttert, ohne das wüste Durcheinander des speculativen Unwesens. Kaum bedarf es noch eines besondern Nachweises, wie die ungeheuerliche durch die Romantik und ihre Philosophen betriebene Vergötterung Jacob Böhmes, die sich dann in der äußersten Überschätzung des religionspsychologisch so anziehenden Mystikers bei Hegel und selbst bei Feuerbach fortsetzt, in Lessings Hohnworten über die wissenschaftlichen Schwärmereien des erleuchteten Schusters von Görlitz (Rettung des Inepti Religiosi) das denkbar ablehnendste Echo findet. Dieser Hohn beweist das antimystische Gepräge seines Denkens und damit die unübersteigbaren, durch keine künstliche Wendung zu umgehenden, mit keiner mehr oder weniger belanglosen Ähnlichkeit zu durchbohrenden Schranken, die ihn von der nachkantischen Speculation scheiden. Oder sollte wirklich ein besonders den Geisteswissenschaften zugewandtes Streben den Zusammenhang herstellen, wie Ritter will, der mit Guhrauer auf diese Analogien erpicht ist? Als wären nicht zahlreiche kritische oder materialistische Philosophen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gleichfalls vornehmlich um die Geisteswissenschaften bemüht, als könnte die philosophische Richtung nach dem mit Vorliebe gepflegten Gebiet bestimmt werden, da doch jedermann begreifen muß, daß diese Pflege im verschiedensten Sinn, den abweichendsten theoretischen Standpunkten gemäß stattzufinden vermag. Auch auf die Teleologie darf man sich nur mit größter Vorsicht berufen; selbst wenn alle teleologischen Wendungen Lessings voller Ernst wären und seine letzte Berufung auf Hume nicht zu Recht bestände, würde es doch dabei bleiben: so wenig etwa die Reimarer, Vater und Sohn, mit ihrer teleologischen Auffassung des organischen Lebens das Banner der Schelling, Oken, Steffens entfalteten, so wenig die ältere Teleologie überhaupt sich der unseligen sogenannten Naturphilosophie näherte, eben so wenig

wäre Lessing ein Bahnbrecher der speculativen Philosophie, falls er wirklich innerhalb der Geschichts- und Religionswissenschaft eine Vorstellungsart durchgeführt hätte, die den ausgezeichneten Rationalisten für das Verständnis des Lebens unerläßlich schien. Zudem hat Schelling auf die schlichte Zweckidee des Rationalismus fast noch verächtlicher herabgeblickt als auf die streng mechanische Weltanschauung. Kurz gesagt: was die Nachfolger Kants betrifft, so läßt sich ohne Verdunkelung und Zerrung der Thatsachen bei Lessing in Wahrheit nur eine Verwandtschaft mit allgemeinen Zügen Hegelscher Geschichts- und Religionsphilosophie feststellen. Wer ihn als den „Vater des deutschen Idealismus“ begrüßt, thut ihm zuviel, im Guten oder im Schlimmen, wie man es nehme. Und Lessing steht zum Grundgedanken der Hegelschen Religionsphilosophie wie zum Grundgedanken der Kantischen Ethik. —

Lessing hatte im vergleichenden Studium der mehrseitigen Beziehungen zwischen Leibniz und Spinoza das Band nicht zerschnitten, aber weiter als schon vorher gelockert, das ihn selbst mit dem ersteren verknüpft. Er hatte Fäden hinübergesponnen zu Spinoza hin: durch den beiden Systemen gemeinsamen, von Lessing consequent verfolgten Determinismus, durch den Fortgang zum Monismus, durch das Ἓν καὶ πᾶν, durch die Auflehnung gegen eine persönliche extramundane Gottheit, die, nachdem die großen Automaten von außen aufgezogen, im ewigen, unendlich langweiligen Genuß ihrer Vollkommenheit gleichsam auf dem Altentheil säße, durch die Abkehr von der Teleologie. Das und viel weniger genügte der Zeit Jacobis und Herders, dessen halber Pantheismus im „Gott“ auch die Persönlichkeit aufhebt, Lessing einen Spinozisten zu heißen, wie er sich selbst zu nennen keinen Anstand nahm, „wenn er sich nach jemand nennen sollte“. Jacobi erblickte jede verstandesmäßige Demonstration, ohne den Springstock des Glaubens, auf der Bahn zum Spinozismus, aber auch Lessing fand, vager mit seiner Zeit denkend als heute gestattet wird, Spinozismus da, wo er nicht ist. War ihm doch Hemsterhuys' Aristée offenbarer Spinozismus, während Jacobi in dem Gallitzinschen Haus- und Hofplatoniker den ersehnten Secundanten wider Spinoza gewann und endlich über Hemsterhuys weg dem faselnden Lavater das letzte Wort in einem Buch ertheilte, das von Spinoza, Lessing, Goethe

ausging. Fast möchte Lessings Beurtheilung des Holländers die Vermuthung wecken, daß er seit der Pope-Schrift mehr seine eigenen Ansichten, als seine Auffassung des Spinozismus geändert habe: stimmt doch die Einreihung des Hemsterhuys, in dessen Aristée der Raum seiner Einheit und Unendlichkeit wegen als ein Attribut Gottes bezeichnet wird, unter die Spinozisten aufs Haar zu dem Satze von 1755, niemand außer Spinoza habe die „Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten“.

Lessings überleibnizischer Individualismus scheidet ihn von Spinoza; eine persönliche Fortdauer der Seele durch Metempsychose ist jedenfalls dem Geiste des spinozistischen Systems völlig zuwider; und ob Lessing bei dem Vorstellen, das er der Gottheit zusprach, nicht doch etwas anderes im Sinne trug als Spinoza mit dem Attribut des Denkens, bleibt fraglich, denn einmal läßt uns die Überlieferung im Stich, anderseits hält es sehr schwer, sich von der Art, wie Spinoza Gott als materia cogitans gedacht habe, einen klaren Begriff zu machen.

Leibniz und Spinoza sind in Lessings Geistesgeschichte zwei Kreise, die einander schneiden, und die Scheibe Spinozas rückt vor. Wie weit? das wollen theils verhüllte, theils zerbrochene Bekenntnisse nicht zur Genüge verrathen. Hierin liegt die unüberwindliche Schwierigkeit, diese Philosophie sauber zu entwickeln und klar zu formuliren. Sein letztes Wort hat Lessing nicht gesagt, und er konnte kein endgiltiges letztes Wort sprechen, weil seine Weltanschauung unabgeschlossen im Fluß und Guß war. Kein satter Gast saß er am Mahl des Lebens, sondern allzeit hungrig nach Überzeugung, allzeit durstig nach Wahrheit, und immer gern hungrig und durstig. Betrachten wir die nächste und fernere Fortwirkung und die im Kampfe der Geister sich mitvollziehende Läuterung dieser Entelechie, wie ja tiefsinnig der greise Goethe Fausts Unsterbliches eine Entelechie nannte, so ertönt uns das getroste Wort am Ziel der Laufbahn Lessings immer gewaltiger: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“

„Welch ein Gewinn, welche Entschädigung für ganze Jahre von Dürre, Mangel und Mißwachs!“ rief Herder beim Genusse des Heftchens über die „Erziehung“. Als dann Gleim mit unver-

ständiger Wuth des schwachgewordenen Jacobi Geschreibsel über den Spinozismus schalt, nur die Sanftheit des Gottesmannes Moses bedauerte und mit der alten Garde greinte: dieser Fremdling hat unsern Lessing nicht gekannt, da las Herder dem Guten sehr von oben herab den Text: „Über Spinoza, liebster Gleim, geben Sie sich zufrieden . . . Gegen Jacobi sagen Sie, was Sie wollen, aber gegen Spinoza sagen Sie mir nichts. Ich bin ein Spinozist, trotz Lessing, und habe mich kindisch gefreut, meinen Bruder in Spinoza so unvermuthet hier zur finden. O daß ich bei Ihnen gewesen wäre, da er Sie zum letzten Male besuchte und er alle die Blasphemien sprach! Gott hab' ihn selig, den guten, braven Theologen, wenn ich Gelegenheit wüßte, sendete ich ihm den philosophischen und theologischen Doctorhut nach."

„Ernst und Falk", „Nathan", „Die Erziehung des Menschengeschlechts": drei Humanitätsblätter auf einem Stengel. An alle drei, an Spinoza, an Herder erinnern Goethes auch in der Lessing-Stadt Braunschweig geförderte Stanzen „Die Geheimnisse": durch einen humanen Orden geleitet uns der herzensgute Klosterbruder, jeder Treffliche ehrt Gott auf seine eigene Art, die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen des Menschengeschlechts sind in diesen Hallen ausgeglichen und im würdigsten Einklang vertreten, alles athmet Gottes- und Nächstenliebe, die christliche Überlieferung wird wundervoll symbolisirt. Der fragmentarische Zustand des Gedichts rief Goethe selbst im Alter zur fortwebenden Deutung auf, und jeder sinnige Leser knüpft seine geistigen und sittlichen Ideale mit- und weiterdenkend an die abgebrochene Botschaft. Solche Vermächtnisse haben einen besonderen Reiz.

Es dürfte wenige Denker geben, deren subjective Eigenart von innen und von außen unser Augenmerk so fesselte, wie das bei Lessing der Fall ist. Zum Theil liegt der Grund darin, daß seine Schriftstellerei weit mehr Entwürfe und Anläufe als ausgetragene Spenden zur Philosophie bietet, und daß, je andeutender, skizzenhafter, unsystematischer eine Untersuchung auftritt, um so mehr das reinsachliche Interesse am Ergebnis hinter dem Interesse an der persönlichen Auffassung und Behandlung zurücksteht. Probleme können bruchstückweise doch so weit ins Reine gebracht sein, daß

auch der minder Scharfsinnige nun auf eigne Hand das entfallene Gewebe zu Ende führen mag. Oder ihre Beantwortung kann schon in den Anfängen abbrechen, aphoristisch hingeworfen, hypothetisch erledigt sein; dann aber hält den Leser die Persönlichkeit fest, die solche Nüsse zu knacken giebt, und kritische Köpfe kommen prüfend und ergänzend heran, mit der Frage: wo will dies hinaus? wie ist jenes gemeint?

Lessing war in erster Linie ein Schriftsteller, der nicht sowohl bloßer Förderung der Wissenschaft mit den einfachsten Mitteln dienen, als in die Weite wirken und zugleich seine Gedanken ästhetisch befriedigend darstellen möchte. In dem Sinne, wie L. Feuerbach die Gemeinschaft mit den classischen Prosaisten dem Platzrecht in der Zunft der Fachleute vorzuziehen kein Bedenken hatte und Schopenhauer mit aller Schulsprache brach. Was Hamanns „dummem Tiefsinn“, durch dessen stilistischen Urwald keine hellen geraden Schneisen gehn, aus angeborenem Ungeschick und bewußter Verstocktheit nie glücken konnte, was auch Herders uns mit persönlichstem Odem anhauchende, doch oft in ein Chaos von Ideen werfende Rhapsodien lange kaum vermochten, wozu sich Kant sehr selten populärer herabließ: ein kunstvoll geschlossenes und gerundetes Ganzes zu geben, war die Schriftstellerei Lessings trotz allen Fragmenten vollauf im Stand. Nicht bloß leichtere, sondern selbst die schwersten Aufgaben wurden durch sie gesellig und gefällig, von den „Rettungen des Horaz“ zum „Laokoon“, vom Büchlein „Wie die Alten den Tod gebildet“ zu den theologischen Streitschriften, ja, von kleinen Recensionen über manche „Litteraturbriefe“ und dramaturgische Stücke hinweg bis zu den letzten Prosawerken. Eine künstlerisch befriedigende Darstellung aber bringt die Subjectivität des Urhebers zu vollerem charakteristischem Ausdruck. Individuelle Züge fesseln den Leser, denn der Autor, der schön schreiben will, legt mehr von seiner Besonderheit in die Darstellung, als wer seine Gedanken unbekümmert um gefällige Prägung auf die Bahn schafft. Wir haben Gelehrte, die eigens darauf ausgehn, die Menge abzuschrecken und auch allgemeinere Fragen mit spröder Zurückhaltung möglichst schwer zu behandeln, anderseits Forscher, die selbst ein Stückchen Grammatik poetisch aufquellen lassen und ihren individuellen Reichthum darin kundgeben. Das auf künstlerische Wirkung eingerichtete Werk wird

ein treuerer Spiegel der Persönlichkeit, die im strengsten, sachlichsten Vortrag zurücktritt, in den Formeln der mathematischen Wissenschaften ganz verschwindet.

Wo der Kritik die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers formal zu unmittelbarer Anschauung kommt, wird sie ihrerseits sich einer sorgsamen Würdigung dieses formalen Charakters befleißigen. Je fester die Haltung des Autors, je einheitlicher und geschlossener sein Wesen, je ursprünglicher und selbständiger dem Durchschnitt gegenüber sein Stil ist, desto leichter und lockender erscheint die Charakteristik, desto lieber wird die Kritik bei der Form verweilen. Exacte Schulsprache in knappen, einfachen Worten lädt dazu nicht ein. Lessings wissenschaftliche Schriften dagegen zeigen im Großen und im Kleinsten eine scharfgeschnittene, ungemein ausdrucksvolle und belebte Physiognomie, so daß schon aus Gründen des Stils, ja, grammatischer Eigenheiten „Ernst und Falk“, „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“, „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ einzig und allein dieser, keiner andern Feder zugewiesen werden könnten, ganz abgesehn vom Inhalt.

Ein solcher Schriftsteller fordert zur Analyse seiner Form heraus. Diese „Lessingheit“ zu studiren, ward Zeitgenossen und Nachlebenden eine reizvolle Aufgabe.

VI. Capitel. Sprache.

„So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben." Herder 1781.

„Einen Gedanken verfolgen — wie bezeichnend dies Wort! Wir eilen ihm nach, erhaschen ihn, er entwindet sich uns, und die Jagd beginnt von neuem."
Marie v. Ebner-Eschenbach, Aphorismen.

Drei Großmächte, das Kaiserthum, der Bücherdruck, die Reformation, haben die neuhochdeutsche Schriftsprache aus der Taufe gehoben. In Kanzleien und Officinen, im Rechts- und Handelsverkehr vorläufig normirt, durch den neuen weiten litterarischen Aufschwung hier rascher, dort langsamer zur κοινή erhoben, vom Latein manchmal zwangsweise gebändigt, Romanisches eindeutschend, sprachgewaltigen Männern unterthan, wußte sie bald Wucht und Traulichkeit, Grobianisches und Erbauendes, Scheltrede und Schwank zu treffen. Sie wurde durch Virtuosen in groteske Ringelreihen gezerrt, durch die Ausländerei der „Sprachverderber" alamodisch ausstaffirt, von sorgsamen Grammatikern gegängelt, von Gelehrten mit fremden Brocken durchsetzt. Und obwohl die vollsaftige Landskraft, z. B. im „Simplicissimus", nicht versiegte und mancher treue Deutsche seine „uralte Heldensprache" gegen Mummenschanz wie Schulzwang herzhaft zu schirmen suchte, ward sie auch weithin ein Opfer des gleißenden Marinismus, der ihr Kleid mit Blümchen überschüttete, und der unpopulären Gelahrtheit, die im theologischen Gefilde das Pfund Luthers vergrub, nur daß einzelne Satiriker oder stille Bekenner kräftiger, reiner damit wucherten. Welch ein Abstand zwischen Deutschland und Frankreich, wo eine classische Beredsamkeit von der Kanzel erklang und Pascal seine vollendete Kunst streitbarer und klar untersuchender Prosa bewährt hatte. Zwei Stilrichtungen setzten sich ins achtzehnte Jahrhundert hinein fort, die einander als Niedrig und Verstiegen bekämpften: jene wollten schlecht und recht deutsch reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen war; diese suchten statt der hellen Sonne ein künstliches

brillantes phébus, sie verschnitzelten und verschnörkelten die einfachen Träger des Denkens und Sprechens. Einen Mittelweg schlugen bewundernde Kenner der neuen Pariser Litteratur ein; ihr Führer hieß Boileau. Verstand und Geschmack waren die Hauptgebote, welche die französische Prosa, gepflegt im Schoß einer hochentwickelten Gesellschaft (la ville et la cour), an das alte apte et distincte des römischen Lehrers erinnerten. Die Schlagworte dieser in Voltaire gipfelnden geselligen Prosa sind bon sens, raison, netteté, clarté — „Klarheit und Nettigkeit“ macht Lessing einmal dem Schriftsteller zur Pflicht — und ein rien n'est beau que le vrai wies überstreng die Unbotmäßigen aus dem Salon, dessen Pforten erst von Rousseau, der Revolution, der jungen Romantik gesprengt wurden, da unterbundene Triebkräfte sich allmählich gegen diese saubere, vornehme, sachte Rede und ihren Kammerton sträubten.

Das mathematische Jahrhundert schulte die Sprache im durchsichtigen, folgerechten Aufbau. Da ist Descartes, Spinoza, Locke, dessen „Essay“ theoretisch zum klaren Stil antrieb und praktisch ihn meisterlich handhabte. Bei uns ging Leibniz, ohne Sinn für die freie Sprache der Poesie, auf eine zweckmäßige Prosa aus und entfaltete selbst die lang vermißte Gabe wissenschaftlicher Darstellung, so daß die Philosophie, den andern Fächern darin sehr überlegen, bei ihm ohne kauderwälsche Schulwörter sich aussprechen lernte, bis Wolff, weil er, ohne seinen Jüngern das geringste Mittelglied einer Reihe zu erlassen, auch das Klarste erklärte, lästig und ermüdend ward. Le secret d'ennuyer est celui de tout dire. Man sehnt sich nach einem frischen Ruck, nach starken Accenten, wie sie des Thomasius holprige Gangart bietet. Scharf wurden die Grenzen zwischen gebundener und ungebundener Rede französischem Muster gemäß, doch ohne dessen schöne Sicherheit auf beiden Seiten, abgesteckt, obwohl im landläufigen Roman noch eine große Strecke der Schlendrian niederer Umgangssprache, die das Lustspiel voller Redensarten der Gasse übte, und eine hochtrabende Rhetorik durcheinander stolperten. Das Vernünftige wurde nur zu leicht platt, die Deutlichkeit im gemeinen Sinn prosaisch und weitschweifig, dem Leser oder Hörer muthete man blutwenig eigene Denkarbeit und Schnellkraft zu, und die Sachsen, deren Prosa alles so ehrlich her-

aussprach, daß nichts nachzuschöpfen blieb, entkleideten den Vers, wie sich ja der französische Alexandriner der Prosa nähert, nicht bloß seiner schlesischen Flitter, sondern auch des edleren Weiheschmucks. Dem Wässrigen hielt Haller seine noch uncorrecte spröde Prägnanz, der Steifheit Hagedorn und die leicht in leere **enfilades de rimes** ausartende Anakreontik ein bewegliches Geplauder entgegen. Klopstock wetteiferte dann mit dem gemessenen Schwung antiker Oden, der rauschenden Erhabenheit des Psalters. Es war immer ein Zeichen, daß man ernstlich auf die Form achtete, wenn über dichterische Gleichnisse hin und her gestritten ward und der unmäßige Kampf gegen den Schwulst zwar blindlings weder Gerechte noch Ungerechte schonte, doch eine Vorlage bis ins Einzelne zergliederte, oder wenn die Frage der Participialconstructionen im Deutschen so verzweifelt streng genommen wurde. Gottsched, unfähig sammt seinen Getreuen Bombast und Erhabenheit zu unterscheiden, erwarb sich durch akademischen Vortrag, Zeitschriften und Lehrbücher kein geringes Verdienst um die Fortbildung der Gelehrtensprache seit Thomasius. Anmuthige Gelehrsamkeit hieß das unerreichte französische Ideal. Seine Sprach- und Redekunst hat den Ausdruck manches Candidaten gebessert, die Predigten erschienen lichter und auch ein Jerusalem erfuhr diesen heilsamen Antrieb, der ganzen theologischen Litteratur kam das Beispiel Mosheimscher Sauberkeit zu gute, während Jurisprudenz und Staatshistorie noch lang altfränkisch und curial zurückblieben. Wochenschriften drangen in die Bürgerhäuser, die Lectüre wurde gewählter, der deutsche Brief strebte aus der galanten Verschnörkelung heraus. Freilich ahnte der Professor der Redekunst, wenn er Muster über Muster aufpflanzte, nichts vom Trieb der Persönlichkeit und wies allenfalls im Nebensätzchen das schläfrige Naturell auf den innerlichen Lehrmeister hin; freilich war seine Sprachkunst fernab vom ewigen Born der Redegewalt durch und durch papieren. Daß es eine Zeit gab, wo die Dichterseele nicht schrieb, sondern sprach und „noch schreibend lebende Sprache tönete," wo man nicht las, sondern hörte, haben erst die Hamann und Herder wieder verkündigt; daß jeder rechte Deutsche eine selbsteigene, lebendige Grammatik über allen Sprachmeisterregeln sei, sollte Jacob Grimm erst allzu stark betonen. Jene ältere Sprachlehre dictirte, was gut und schlecht, richtig und falsch sei, und für

Gottsched waren sogar die Zeitwörter, die wir so treffend die starken nennen, „unrichtig". Die beste Mundart fand er in der Residenz, bei Hofe; wo die Wahl frei ist, in der mittleren Hofstadt, eine ideale Sprache der Gebildeten über den Dialekten. Der Königsberger wurde, zwar nicht so ausschließlich wie später der auch im Wortschatz engherzigere Adelung, Herold des Obersächsischen, der Meißner Sprache. Ohne eigene Gedanken sah er doch, daß der hergebrachte Verweis auf Luthers Bibel im Grammatischen eine abgenutzte Redensart, und daß vom „Reichsstil", dessen Kanzleiwörter „Ausgleichung" „Berichtigung" „Abschluß" u. s. w. er verpönte, kein Heil zu erwarten sei. Opitz lief dem Reformator als sprachliches Vorbild den Rang ab. Maßvoller Purist, nicht starr aber zurückhaltend in der Auffrischung alter Wörter voll Kraft und Nachdrucks, Feind der mittel-, ober-, niederdeutschen „Provinzialredensarten" und der schriftstellerischen Eigenrichtigkeit, sah Gottsched im Volk den Pöbel, in den „besten Scribenten" mit Recht und mit Unrecht die Meister seines nur geschriebenen Deutsch, dieser Schul-, nicht Muttersprache, und gab die Losung: wir werden „in Deutschland ohne Zweifel der chursächsischen Residenzstadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart mit den Sprachregeln und kritischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren in Leipzig gemachet und im Schreiben eingeführet worden, um durch beides die rechte Wortfügung im Deutschen fest zu setzen." Dem Stil wurde Deutlichkeit, der Sprache Correctheit zur obersten Pflicht gemacht. Das Regelbuch gab, so dürr und pedantisch es ist, eine Menge anerkannter, wenngleich von Lessing nur theilweis befolgter Satzungen, z. B. für die Declination, und der Meißner Vorrang, dem auch Gottsched noch gar manches nur mundartliche Fäserchen abzuklauben hatte, wird durch gleichzeitige bairische Schriften oder das französisch durchwirkte Schweizerdeutsch der „Zürcher coteurs" sehr erhärtet. Umsonst behauptete Bodmer, das Züriditsch sei eine „für sich selbst zulängliche Sprache". Aber mit gutem Fug vertheidigten litterarisch zurückgebliebene, doch kraft- und saftvolle Mundarten ihr Lebensrecht gegen das Privileg des Einen Ringes für die Sprachfamilie; hat doch selbst Paris in der ganz und gar centralisirten französischen Litteratur sich, vom Emporrücken des Argot abgesehn, die Einfuhr aus der Provinz gefallen lassen. Leipzig

und Dresden, wie Berlin, brachten aus den mittlern und untern Schichten nur städtische Redensarten heran, und die verjüngende wie bewahrende, erfrischende, unverbrauchte, sinnliche, nach der Ackerkrume riechende Fülle der Mundart war am wenigsten dem obersächsischen Dialekt eigen, der unter den deutschen der einzige ist, worin allein die Parodie haust, aber die Geister des frohen und ernsten Volkslieds keine Stätte haben. Im Schriftdeutsch jedoch führte Sachsen an.

Lessing kam aus der Lausitz, die im Wortschatz viel Eigenthümliches aufwies und unverkümmerte alte Lieder und Bräuche besaß, nach Meißen. Seine erste Sprachregel ist das Glaubensbekenntnis der aus Frankreich bezogenen, von Gellert so gefällig geübten anmuthigen Natürlichkeit: schreib wie du redest, so schreibst du schön; womit freilich keine zwanglose Selbstherrlichkeit gemeint war. So schulte sich Wolfgang Goethe dann, als er „aus'm Reich“ kam, in der Sprachhauptstadt Leipzig, um flugs seiner Schwester das Heft zu corrigiren, wenn etwas Curiales oder Provinziales, kurz etwas Ungellertisches ihrer Feder entschlüpft war, bis er seiner fränkischen Fraumuttersprache wieder Thür und Thor öffnet und nach abgethaner Unbändigkeit doch den frischen Duft vom Rhein und Main her sich als köstliches Eigenthum wahrt. Solche Entwicklung hat Lessing nicht durchgemacht. Er taucht weder entfernt so tief in den Quickborn der Mundart, noch ist er entfernt ein so königlicher Wortschöpfer wie Goethe. Sein Schulerbe war das rechte Meißner Deutsch, seine ersten Stücke sind im sächsischen Ton gehalten, nur daß der werdende Charakteristiker schon die Gesetze der Abwandlung nach Personen und Situationen bedenkt, daß ein individuelles Temperament in der Sprache vordringt und auch die Gesetze Gottscheds oft in den Wind schlägt. Er behielt zeitlebens heimatliche Merkzeichen in Laut und Flexion, Wortschatz und Satzfügung, die ältern Entwürfe wimmelten von dialektischen Incorrectheiten, und gewohnte Wendungen der mündlichen Rede wie „Es kommt doch nischt dabei heraus“ zeugten für die Dauerbarkeit seiner Jugendsprache, wenn er auch das absonderlich Meißnische abzustreifen ernst bemüht war.

Er hatte bereits in jenem altklugen Neujahrsaufsatz den kleinen scharf gliedernden, zuversichtlich behauptenden Logicus bewährt. Der Journalismus spannt ihn an und ab. Wie altfränkisch, umständ-

lich, trotz sichtbarem Streben nach kurzen Sätzen, mit wie schwerfälligen Relativen erscheinen die Plautusarbeiten von 1749, wo er doch dem allzu Trocknen ausweichen will und den Vorwurf erhebt, ein Jahrhundert sei „zu wenig artig". „Wir wollen nun" „ich komme nun" „wir wollen ein ander mal" heißt es recht schulmäßig, und wie im Lustspiel die sächsischen „nu nu" und „je nu" sich breit machen, so schmecken im gelehrten Feuilleton die „nunmehro" und „bis nachhero" nach der Kanzlei, mag der Verfasser auch den alten „pedantisch-galanten" Museumsstil von sich weisen. Bayle lehrt ihn den Text entlasten; noch der Wolfenbüttler Beitrag über Ölmalerei bietet einen Anhang von Noten, „um den Leser weder durch Anführungen noch durch Nebendinge zu unterbrechen". Das war ein starker Damm gegen die sächsischen Wasserfluten, eine fördernde Übung im concinnen Abwägen des Wichtigen und Unwichtigen. An Voltaires Hand schritt er eifrig weiter. Die Conseils à un journaliste empfahlen ja Bayle als erstes, aber zu saloppes Muster, sie warnten vor den gothischen Schnörkeln der Kanzleien, vor Stilgemisch und unnützen Neubildungen, sie entwickelten aus der breiten Wirkung aufs Publicum die Pflicht des Zeitungsschreibers, sich sprachlich nicht gehn zu lassen.

So gläubig blickt der Schüler zu seinem Meister empor, daß er selbst an die Vers techniques zur Einprägung der Kaiser mehr einen Spott gegen Deutschland knüpft, dessen Nationalgeschmack sich Herr v. Voltaire anbequeme, als gegen den großen Schriftsteller, der einen ganz eigenen historischen Vortrag habe: „denn niemand weiß so gut als er, die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt". So möchte er selbst seine Sätze pointiren und die Mitarbeit des Dichters in wissenschaftlicher Darstellung herbeirufen, möchte plaudern, nicht ein Schulheft ablesen, denn er verachtet im deutschen Historiker den „docirenden Professor". In der That, nicht die Zunftgelehrten Deutschlands, sondern die freien Schriftsteller bis zu Schiller hin und weiter haben unsre Prosa auch zur edlen Popularität herangebildet. Was Lessings Vorrede zum übersetzten „Laokoon" über die französische Vollkommenheit sagt, war in seiner Jugend ganz triftig: La langue allemande, quoiqu'elle ne lui

cède en rien, étant maniée comme il faut, est pourtant encore à former, à créer même, pour plusieurs genres de compositions dont celui-ci n'est pas le moindre. Und dem Deutsch der ersten Hälfte des Jahrhunderts warf Friedrich mit gutem Recht seine diffuse Schwerfälligkeit vor, wenn er hinüber sah auf die leichte, elegante, logisch entwickelnde Satzbildung der Franzosen.

Wie hingebend Lessing, dem noch Gerstenberg die französische Schule nachsagt, von Voltaires Prosa gelernt hat, zeigt eine genaue Vergleichung der „Kleineren historischen Schriften" (1752) mit den Vorlagen. Es hält schwer genug, diesen Meister gut zu übersetzen, darum thut Lessing sein Bestes, das freilich keineswegs das Beste ist, und giebt sich nur noch einmal, als er 1753 die drei Lettres au public des Königs ehrgeizig verdeutscht, gleiche Mühe. Wohl nöthigen ihn, der seiner Sprache nicht gern Fremdes zumuthet, die bequemen französischen Participia zu vielen schleppenden Zwischensätzen, und langsamer ist der Gang all dieser Feuilletons zur Geschichte geworden, aber die Periode schmeidigt sich offenbar, die Gegensätze werden blanker, die Pointen spitzer, der leichte Weltton dieser wirklich anmuthigen Gelehrsamkeit findet oft einen unverfälschten Widerhall, die Wortwahl ist trotz manchen Verstößen bis in puristische Bemühungen sorgfältig, seine dienende Treue versagt sich die nothwendigen Freiheiten auch in gelegentlicher Kürzung nicht. Nun nimmt Lessings eigene Tagesschriftstellerei einen rascheren Flug und epigrammatischeren Ton, soviel Hingeworfenes sie auch enthält; 1754 steht der Durchschnitt der Recensionen beträchtlich unter den „Rettungen". Unverkennbar war der vorausgegangene Fortschritt von den Theater-„Beyträgen" zum „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" — der Titel forderte ja zur Entfaltung des esprit auf. Lessing ist sich der französischen Überlegenheit bewußt; wie hatte schon den reimenden Knaben der Einblick in Fontenelles Prosa beschämt! Nun pries er laut die französische „Reinigkeit", bereit auch untergeordnete Darsteller, die daheim keinen sonderlichen Werth hatten, zu überschätzen, erfreut dann und wann selbst einem Pariser eins auszuwischen. 1753 heißt es von Marigny: „Daß er über dieses die Kunst wohl zu erzählen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken werde in der Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser

Nation wenigstens das Verdienst nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wann sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen". Geschmack — das Hauptwort des Boileau, das seit Wernicke, Canitz, König in Deutschland umlief und nach und nach ekel wurde.

Nicht so unbedingt wie an Voltaires Prosa glaubt Lessing an die zügellosere des jüngeren Frankreich. Diderot heißt ihm 1751 ein unordentlicher Schriftsteller, der überall ausschweife und im letzten Wort der Perioden einen genügenden Übergang finde; doch, fügt er hinzu, seine Excurse seien voll neuer und schöner Gedanken. Deshalb verzeiht er die Lässigkeit, studirt genau, zu eigenem Vortheil, die freiheitliche Abhandlung über die Inversionen und lauscht Diderots feinfühligen Worten über den Klang. Übersetzt hat er „Das Theater des Herrn Diderot" nachher bei weitem nicht so gut als in unreiferer Zeit den Voltaire oder die Schnurren des Königs, ja, es ist „in der Eil", wie er sagen würde, mehrmals ein höchst ungefüges Deutsch für ein klares und lebendiges Französisch eingetreten. 1751 drang auch Rousseaus „männliche Beredsamkeit" zu ihm, und einige Jahre später weiß er diese Sprache des Herzens von dem Ton feiler Sophisten scharf zu scheiden, sie wiederzugeben jedoch in all seinen Auszügen kaum besser als Moses, dem auch die heiße Rhetorik der Neuen Heloise fremd blieb. Wohl denkt Lessing, von Jean-Jacques angefeuert, über den Ausdruck der Leidenschaft nach und sucht in den „Rettungen des Horaz" ihre Unruhe zu malen — seiner eigenen verstandesmäßigen Prosa war solches Sprudeln durchaus zuwider. Versagt blieb ihm die unpersönliche gelassene Kunst epischer Erzählung; wo er sie übersetzend nachübt, rechnet er zwar gewandt mit der Sonderart der französischen und der deutschen Syntax, aber die kurzen, dramatisch unterbrochenen Sätze treten einander auf die Hacken, und steif berichtet er auch den Lebenslauf eines englischen oder französischen Dichters.

Im achtzehnten Jahrhundert hat der Deutsche viel reichlicher als heute die Sprache der Nachbarn gehandhabt, wie vor allem die Briefwechsel auch unsrer Litteraten beweisen. Lessing schreibt an Richier einen correcten französischen Brief und zeigt im **Palaion** lebhafte Pariser Schule, zwar nicht ohne Schnitzer und Germanismen, sein Riccaut muß trotz ein paar Fehlern wohl oder übel als

Landsmann anerkannt werden, im Laokoonfragment verräth ein stilloses risquons donc le paquet, daß der Wunsch, flott zu reden, den feinen Sprachtakt überrannte. Gallicismen begegnen hie und da in Lessings Deutsch, obwohl er, früh ein strenger Sprachrichter, der in Recensionen Fehler dieser Art ankreidet, das „französisch Deutsch" nicht liebte.

Seine Kritik geht bald mit dem sächsischen Stil ins Gericht, den Complimenten und Schnaken, Baron Schönaichs Unkenntnis der großen Welt und ihrer Sprache, den kriechenden und pöbelhaften Trauerspielversen, dem plumpen Alltagsjargon und dem „respectuösen Ceremoniell" der Komödie, der altfränkischen Grobheit des Leipziger Gebieters, dessen Sprachkunst er so gern tödten will. Auch die Bewunderung für Gellerts Musterbriefe ist ihm rasch vergangen. Überhaupt kann er das Schulmäßige nicht leiden und weist gleich dem Stylus curiae oder „Kanzeleyenstil" — „Kanzeleystil der Liebe" muß sich dann Voltaire vorwerfen lassen — die methodischen Leitfäden, topischen Einfälle, studirten Empfindungen, staubigen Realia, künstlichen Perioden der Magister und Schulknaben von sich, wie noch seine theologischen Streitschriften über Kathederdisputationen und dergleichen spotten. Während er selbst außerhalb des ehrwürdig langweiligen Museums philologische, litterar- und kirchenhistorische Essays schrieb, ging Freund Moses an die Reform des philosophischen Vortrags, dessen Schulsprache Lessing barbarisch schalt, um dafür Mendelssohns Aufsätzen „Über die Empfindungen" den in Deutschland so seltenen Bund gründlicher Gedanken mit anmuthiger Form laut nachzurühmen. Die gelehrte Bildung sollte nicht länger so düster und allen Grazien so feind sein.

Darum gefiel ihm in der Poesie Uzens gedankenvolle Leichtigkeit, Hagedorns sparsames Funkenschlagen, und der Freund der Freiheit verfolgte weit einsichtiger als die plumpen Gottschedianer oder die nörgelnden Kästner und Nicolai Klopstocks neue Dichtersprache im verzückten Schwung des „Messias", im manchmal „zu erhabenen" Odenflug, im Fiasco der Geistlichen Lieder und „Gebete". Was die blinden Gegner in einen Topf warfen und ihr Neologisches Wörterbuch zu einem ekeln Brei rührte, schied Lessing: das Schöpferische und die Nachahmung, das Erhabene und das Dunkle, das Neue und das Verwegene, das Rührende und das Romanhafte,

seinerseits kritisch gegen lateinisch-deutschen Zwang oder das wallende Prachtgewand kleiner Gedanken. Selbst gar nicht auf diesen Ton gestimmt, unrührsam kalt, wenn er den Tod eines Freundes darstellt, die Sprache zerhackend, wo sie bei Klopstock in langen Wellen strömt, kann er doch sogar im Ausdruck sein Verständnis Klopstockscher Sprachtechnik kundthun: in den Versen vom Ölberg stößt er auf eine abgebrochene Zeile — „Dieser Ruhepunkt läßt dem Dichter Zeit, sich von der Last dieses schwangern (d. i. prägnanten) Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen". Lessing bewundert diese wirklich meisterhafte Periodisirung, diese starken Inversionen, diese unablässig wandelnde und streichende Bemühung um volleren Klang und durchsichtigeren Satzbau, während er den Einbruch einer empfindsamen, mit Hyperbeln um sich werfenden Überschwänglichkeit abwehrt: „Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen", heißt es unzweideutig in seinem „Testament Johannis". Dagegen hielt er, wie Voß noch 1817 bezeugt, Klopstocks schmucklose, männliche Prosa, die wir in der „Gelehrtenrepublik" doch recht manierirt finden, für die vorzüglichste Deutschlands.

Er ging aus jenen hochgewölbten Hallen und Hainen in den Salon, wo Wielands wortreiches Parlando ohne starken Accent so flüssig plätscherte, daß der schmiegsame Mann in seiner von der Lessingschen grundverschiedenen Entwicklung selbst den greulichen Zyrcher Patriarchenstil eine kurze Strecke mit forttragen konnte. Seine Perioden zogen lange Schleppen, die Lessing den „Briefen von Verstorbenen" grausam beschnitt. Er begleitete diese rastlose Production von ihren Anfängen bis zum „Oberon" und übersah nicht, was Wielands Form, ein dem genial verarbeitenden Autor so angemessener Stil aus zweiter Hand, der den adeligen Deutschfranzosen des Südens zum ersten Mal verblüffende Eindrücke heimischer Sprachfähigkeit gab, für unsre Cultur bedeute.

Lessing selbst zeigte sich in der zweiten experimentreichen Periode bestimmbar. So „holprichte, schändliche" Satzgefüge wie die „Sara" boten die ältern Abhandlungen trotz ihren ungelenken Relativen fast nirgends; auch große Partien der „Theatralischen Bibliothek" ermüden durch stockende Breite. Seltsam, da schon der

Recensent Jöchers die Unart, „gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden" zu bringen, tadelt. Nun hatten es ihm langsamere Briten doch angethan. Begreiflich genug hält der Rückschlag in seiner ersten Wucht kein Maß, wie auch die unbillige Verurtheilung des Cramerschen Kanzelstils bezeugt: labyrinthische Perioden, bei denen man dreimal Athem holen müsse, deren verschränkten und verschraubten Gliedern und Einschiebseln das Auge nicht ohne Schwindel folgen könne! Darum hatte Lessing mit herber Scheu vor allem Überflüssigen den schweren lakonischen Panzer angelegt, der Fabel die äußerste Präcision Äsops befohlen und sparsam seinen lyrischen Hauch hineingedämpft, Entwürfe zu Dramen gepreßt und gespitzt, bis in den „Litteraturbriefen" das stolze Ich ohne den gezwungenen Geiz allen Gewinn der kritischen Vorübungen zog und der französischen Maut wie dem Schlagbaum Klopstocks ein Freipaß entgegengehalten wurde: „Der einzige Deutsche hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt". Er schrieb den „Laokoon", das erste große deutsche Werk, das Kritik mit freier Bewegung, Schärfe der Definition mit dichterischer Anmuth ohne eine Spur von ästhetisirender Salongelehrsamkeit verband. Er schuf, wie sofort alle Welt anerkennt, in der „Minna" eine Komödiensprache, die dem sermo classicus der Höheren gleich dem sermo proletarius der Niederen Herberge bot. Er hob die Polemik zu den Gipfeln berühmter Abschnitte der ungleichmäßigen „Dramaturgie" und der wuchtigen persönlichen Erklärungen in den Antiquarischen Briefen. Die Sätze, anfangs durch Unmaß, dann durch Magerkeit gestört, gehen nun schlank einher, die Wortstellung ist freier und leichter, ausgeführte Bilder beleuchten den Spaziergang oder Kriegspfad.

In dieser Periode hämmert Abbt, zur Wuth der Adelung, seine künstliche schmiedeeiserne Prosa, und Herder, von Winckelmanns Prophetenstil und Hamanns Sibyllinen angehaucht, zieht mit fliegenden Fahnen auf, ein Redner Gottes, kühn, eigenwillig, aus voller Seele predigend wie ihn der Geist treibt, ganz Leidenschaft für die Sache, von Andeutungen seiner Interessenfülle triefend, stürmisch, enthusiastisch fortreißend. Lessing konnte Herder mit Genuß lesen, den orakelnden Hamann nicht, weil er diesen subjectivsten, krausesten, räthselhaftesten aller Schriftsteller, der ja selbst

von seinem dummen Tiefsinn sprach und ahnungsvoll durch die Nacht dem Leitstern des Daimonions nachtappte wie die Magier im Morgenlande, nicht begriff, mindestens nie gewiß war, diese zur Prüfung von Panhistoren abgefaßten Werke, wie ein Brief an Herder sagt, zu verstehn. Er, der doch damals die wirren, überwucherten Wege des Sternischen Shandysmus gern beschritt. Das „Hamannisiren" griff um sich. Es erfaßte Gerstenberg und wirkte in die Geniezeit hinüber. Die Hallenser glaubten sich berufen, diese ostpreußische Faction der Hamänner und Hamännchen, wie man höhnte, zu verjagen, als Lessing im antiquarischen Waffengang den neuen Journalistenstil züchtigte. Was er ihm vorwirft, bezeichnet negativ sein eigenes Ideal des Ausdrucks. Der hat nichts Schielendes und Schwankes, der ist weder pompös noch lendenlahm, nicht trivial, langweilig, verworren, undurchdacht, und seine Briefe schließen den artigen, süßen, liebkosenden Complimentirton aus. Der Mannhafte vermißt in der Deutschen Bibliothek alles, was ein Mann hätte schreiben können. Der Selbständige schilt: „Keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton, alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter sein kann". Dem Parteiführer wollte er die „lächerliche Nachahmung des Winckelmannischen Enthusiasmus" vorrücken, auch „von diesem überhaupt" reden. Leider ist es nicht dazu gekommen, nur erschließen läßt sich eine auf tiefer Verschiedenheit der Naturen beruhende Abneigung; Lessing hatte ja auch keine Sympathie für Winckelmanns vergötterten Platon.

Lessing schrieb nicht im Sturm und Drang improvisirender Erleuchtung. Wie er des Bruders Ruschelei und Sprachfehler unnachsichtig anstrich und die eilfertigen Jedermannsgedanken daheim zu lassen rieth, so lehrt er: „Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kömmt." Daß aller Anfang schwer ist, zeigen etliche seiner Entwürfe. Der Beginn der „Hermäa": „Hermäa hieß bei den Griechen alles, was man zufälliger Weise auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen auch der Gott der Wege und des Zufalls", hat sich erst aus vier, fünf Skizzen entwickelt, worin entweder das Titelwort noch nicht einladend auf der Schwelle stand oder die Conjunctionen „denn" „und" „weil" nicht leicht genug schienen. Ähnlich ist 1778 der Eingang „Über den Beweis des Geistes und der Kraft" mit seiner knappen Zuspitzung aus

mehreren Varianten herausgearbeitet worden. So durchgreifende Umgestaltungen, wie sie Goethe, der Stilgeschichte zum größten Gewinn, an einer Reihe von Werken vornahm, indem er den „Gottfried von Berlichingen“ bändigte, „Werthers Leiden“ jätete und eine neue stilgerechte Episode hineinpflanzte, die Genieprosa im „Faust“ dem stets idealisirenden Vers unterwarf, „Iphigeniens“ freirhythmische Reden in die Harmonie der Jamben tauchte — solche oder nur von fern ähnliche Wandlungen begegnen uns bei Lessing nicht, denn die erste „Emilia Galotti“ ist verloren, wie der erste „Tasso“ und mit „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“ leider ein höchst wichtiges Mittelglied deutscher Prosa. Die Fassungen des „Misogynen“ lohnen den Vergleich wenig, und die während der zweiten Periode vollzogene Säuberung zahlreicher Jugendpoesien sammt der Revision der „Sara“ zeigt nur insofern den reifenden Sprachmeister, als Lessing, ohne doch irgend principiell durchzugreifen, strich und besserte, indem er hie und da ein veraltetes Wort, eine mundartliche Flexion, eine steife Verbindung, einen Latinismus, eine lässige Synkope oder Apokope, einen störenden Hiat ausmerzte. Derlei kam doch mehr oder weniger bei ihm wieder vor, denn er schrieb, wie streng auch sonst im Großen und Kleinen, bald so, bald so. Daß bei Lessing, zumal in den Handschriften seiner Jugend, meißnische Sonderart mannigfach zu Tage tritt, ward bereits oben angedeutet und könnte nur in einer sehr wünschenswerthen Monographie sich nach Gebühr entfalten, während hier bloß Stichproben aufrücken dürfen und auch nicht für jeden Fall beizufügen ist, ob die Erscheinung ganz eigenthümlich, obersächsisch, mitteldeutsch, dem allgemeinen Deutsch des vorigen Jahrhunderts gemäß sei. Verbindungen wie „schmeicheln“ (flatter) „klatschen“ (applaudir) mit dem Accusativ wurden schon von Zeitgenossen getadelt, eine Schaar anderer entfiel allmählich. Vieles in Wortschatz, Wortbildung, Wortbedeutung, Laut, Form, Syntax befremdet uns heut oder bedarf geradezu der Erklärung gegen Mißverständnisse. Diese Sprache enthält zahlreiche jetzt veraltete oder veraltende Bestandtheile.

Der Lausitzer braucht, bis zuletzt in gemächlichen Briefen, manches doch selbst im „Nathan“ bewahrend, sein abluxen ausgattern begeizen ruscheln sielen stankern sterlen, sein gewandsweise

(beiläufig, niederdeutsch quanswys: quasi vero), sein Tocke Flatschen, und Dajas allgemeine große Zeitbestimmung „viele zwanzig Jahre“ ist mehr dem Kamenzer als dem gemeindeutschen Ohr geläufig. Nur in Leipzig versteht man Lisettens scheuchendes „Kätz weg“ oder gar ihr vulgäres „schwude“, den sächsischen Fuhrmannsruf für „links“; was „Kolster“ (Schleim) heiße, war gewiß schon vielen Lesern beim ersten Abdruck des Studentengedichts ein Räthsel, wie heut auch der Sprachforscher seine Zuflucht zu Rudolf Hildebrands ausgezeichneten Artikeln im Deutschen Wörterbuch nehmen muß, um etwa Lessings „Kuhlparse“ als den Fisch Kaulbars zu erkennen. Man „kriegt Gescholtnes“. Seine Lustspielleutchen machen „bsch“ wie die sächsische Kinderfrau, der Mitteldeutsche läßt es „bunt über Ecke gehn“ wie der Märker Heinrich Kleist, er sagt „alleweile“ statt „jetzt“ wie Gellert oder Carl August, wo der Schwabe Schiller „wirklich“ sagen würde, und es geschieht etwas „Zeit genug“, d. h. eben recht. Unser Wörterbuch bringt gar nicht selten als letztes Beispiel eines Worts, einer Wortform, einer gewissen Bedeutung Lessingsche Belege, weil er Absterbendes noch festhielt oder erst später mit den neuen Emporkömmlingen der Sprache vertauschte. Lessing kennt z. B. das „Mittelalter“ noch nicht, sondern nur die „mittlern Zeiten“, wie er nicht „Zeitgenoß“ schreibt, sondern „Zeitverwandter“, „Religionsverwandter“. „Witz“ hat auch bei ihm noch den Sinn von esprit: „Genug wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Witzes ausmachen“, in dem nun die Vossische Zeitung zum „Vergnügen“, will sagen: zur anregenden Befriedigung ihrer Leser arbeitet; Lessing selbst giebt sein „witzig“ im französischen „Laokoon“ mit ingénieux wieder. Er gründet eine Zeitschrift „zur Aufnahme des Theaters“, d. h. zur Beförderung oder Reform, dient dem „Aufnehmen der Wissenschaft“ und betrachtet noch 1777 die „Aufnahme der Dichtkunst“ im staufischen Zeitalter, wofür er auch „Zeitpunkt“ sagen könnte. „Einnehmen“ kann bei ihm so viel sein wie „verstehen“ (ich nehme die Sachen ein) oder wie „aufnehmen“: die Stadt nimmt einen Besucher ein, der sich in ihr „besieht“, nicht umsieht. „Schuldner“ oder „Schuldmann“ (wie „Kundmann“ neben Kunde) heißt nicht bloß wer eine Summe entliehen hat, sondern auch der Gläubiger. „Ausschweifung“ geht erst spät aus dem örtlichen Sinne der Abschweifung,

des Excurses ins Sittlich-Sinnliche über. „Kosen“ bedeutet nur schwatzen, Lessingen ist „Witzbold“ nur aus dem Frühneuhochdeutschen bekannt, „Thatsache“ ein neues Wort, Wielands „der erste beste“ eine auffällige, nun auch von Lessing bisweilen benutzte, Verkürzung der Formel „der erste der beste“. Modernem Gebrauch fremd in Bildung, Bedeutung und im Vorkommen überhaupt erscheint ein ganzes Wortheer bei Lessing: Auszug (Ausbund), anzüglich (anziehend), abgesetzt (veraltet), Aufsetzerin (coiffeuse), behandeln (marchander), belästigt (belastet), Beschluß (nicht nur für Ende oder Votum, sondern auch für Verschluß), beglauben (beglaubigen), betreibsam, Belag, Geburt (Werk), Gewächse (Wuchs), Mittel (Mitte, Mittelstand), gesellschaftlich (gesellig), thätig (thätlich) und Thätigkeit, Nebenbuhl, Buhlerin als nichtsynonym mit Buhlschwester, sich bloß geben, sich wagen u. a., in Abrede sein, in Willens sein oder haben, an jemand rüffeln (hobeln), erdreistet (ermuthigt), Folge (Folgerung), geräumlich, das Geschwister collectiv, Hauptwerk (Hauptsache), Besorgung (Besorgnis), link oder links (gauche, linkisch), March (Grenze, Mark), Neige (Verneigung), Klump, Kundschaft (Kenntnis), Sehe (Gesicht), verhören (überhören), im Treugen (Trocknen), Wehrmann oder Währmann (später auch Gewährsmann), Rädelsmann, Stöber (Spion), kostbar (précieux), Wendung (gezierte Redensart), gedrenge, wichtig (gewichtig, dagegen geschlank, geruhig, gedoppelt), würdigen (daigner, geruhen). Wir sagen nicht mehr: hämtückisch, Mahn (Mohn), Holunke, Bollenbeißer, mißgönstig, Stillestand, Erzt Harzt, ölbäumen, Helfenbein, Feye, Landstörz. Lessing selbst geht von Nebenbuhl Druckerfehler u. a. zu den neueren Formen über. Seine Participia nachgebend nachsehend ausdrückend gefallend anschauend sind den Adjectiven nachgiebig . . . anschaulich gewichen, und ein unzuvergnügend unzuverfolgend ununterrichtend dürfte sich heut nicht mehr sehen lassen. Das Urthel, der Wahle (Wälsche), der Franz (Franzos) erscheinen völlig archaisch. Vielfach befremdet das Geschlecht, das Lessingsche Wörter ausschließlich oder neben dem jetzt — auch damals schon in der Schriftsprache — giltigen tragen: die Brocke, die Bekenntnis Erfordernis Gefängnis Vereinständnis, der Faser, der Heft, die Dotter, der Fessel, die Gedanke, das Klotz, die Schooß, die Schwulst oder Wulst, das Maculatur, die Zinse, der Zeug, die Kleinmuth, die Colorite

(daneben das Colorit), die Monologe oder Monologue (daneben der Monolog). Lessing ist wie Herder, auch Klopstock, stark in Verbalsubstantiven: „Gebackensherumträger" hat er auf der Leipziger Straße gefunden, selbst gebildet Anbringer Bemerker Bevollmächtiger Entscheider Ertheiler Steller (eines Briefs) Folger Probirer („oder Wardaien") Verzieher Verhunzer Vorweser Zweizüngler Sinnverdreher Rückenhalter Quellenbraucher Lexikonsmacher Geschichtschmierer Widerspruchklauber. Übler doch ist seine Fülle von Thätigkeitsworten auf —ung, die das Bedürfnis und die Bequemlichkeit ohne wahre sprachschöpferische Kraft erzeugen: Auskramung Befremdung Beerbfolgung Entfliehung Entnervung Kitzlung Harschung Sichtbarwerdung Unsichtbarwerdungen Schadloshaltung Wiederangedeyung, oder: nach Maßgebung (Maßgabe) Rügung (Rüge) Theilnehmung (Theilnahme) Verstoßung (Verstoß) verliebte Ausdrückungen (Ausdrücke). Dazu kommen die lebhafteren Täuscherei (Illusion) Jukserei (Spaß) Töserei (Halbschlaf), die schweren Eigenschaftswörter Düsternheit Besondernheit Bestandheit Allengefallenheit oder Flatterkeit Sättigkeit Neugierigkeit (neben Neubegierde und Neugierde) Ungestümigkeit (neben Ungestümheit) Menschengefälligkeit Geringschätzigkeit. An Adjectiven auf —igt oder icht, wie sie der Mitteldeutsche liebt, und auf —isch ist Lessing reich und hat auch darin, seinen eignen aus dem Vogelleben geschöpften Ausdruck anzuwenden, eine neue Hecke. Viele Prägungen Lessings entbehren freilich des Goethischen Stempels, denn „weibbar" ist ein künstliches Seitenstück zu „mannbar", Hirngedicht Hirngeburt Hirngespinst, Mißbegriff Mißgeschmack kommt aus der Werkstatt des Denkers, nicht aus der frischen Münze der Natur. Da aber Lessing mit freiem Eigenwillen über die meißnischen Schlagbäume hinwegsetzte, gewann er unter allen deutschen Schriftstellern des Jahrhunderts vor der neuen Generation den größten Wortschatz und ist in seinem Prosareich den meisten Nachfolgern weit überlegen geblieben, wie sehr ihn auch im Pathos nach Klopstock und Herder die Kunst Schillers, mit einem an sich geringen Vorrath zu wuchern, und im Malerisch-Musikalischen Goethe und die Romantik hinter sich ließen.

Lessing gewann unter anderm einen Vorsprung durch die Schätzung der Dialektrechte. Er „nationalisirte" Provinzialwörter, rühmt ihm Möser nach, der Osnabrücker Patriot. Kein großer

Schriftsteller Deutschlands ohne Zusammenhang mit diesem Nährboden; hat doch auch in Frankreich die geistvolle Frau, die auf ihr Berrichon stolz sich daraus den üppigen Rabelais, dies **atroce cochon**, erklärte, George Sand die Mundart über die Schriftsprache gehoben, weil jene wahrer, beiwortreicher, einfacher in der Wiedergabe der Gedanken und echten Leidenschaften, zur Emphase minder geneigt sei. Lessing ehrte die seinem Lausitzisch nahverwandte schlesische Provinzialsprache schon wegen der großen Vortheile, die sie den Dichtern des siebzehnteu Jahrhunderts geboten. Er beneidete den Schweizern, wie heut ein Berliner dem Springbrunnen G. Kellers gegenüber empfinden müßte, die vielen „nachdrücklichen Wörter von gutem altem Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind“, er rühmte und studirte den Vorrath der Geßner und Zimmermann und hätte sicherlich, anders als der junge Wieland zunächst sehr gegen Lessings Wunsch verfuhr, einem Zürcher Aufenthalt manche „gute nachdrückliche Wörter“ und „körnichte Redensarten“ abgewonnen. „Und erinnere ich mich bei Gelegenheit der Schweizer, ehmals eine gute alte Teutsche Redensart dieses Volks bemerket zu haben, die unsern besten Sprachsverbesserern nicht leicht beifallen sollte“, so stand schon in Leibnizens Unvorgreiflichen Gedanken zu lesen. Lessing, der den Oberdeutschen nur spät und flüchtig nahe kam, doch schon als Vossischer Recensent ein märkisches Seitenstück zu Richeys trefflichem Idiotikon fordert, legte seiner mitteldeutschen Habe in Hamburg ein bischen Niederdeutsch zu und nutzte weiterhin das minder altkräftige Platt Braunschweigs, wenn auch nicht durchweg haarscharf getrennt werden mag, was den verschiedenen Perioden und Aufenthalten Lessings anheimfällt und ob er die Wörter blaffen dösig Döserei drall Fuschelei Nücke Knubbe schnacken gerad an der Alster aufgefangen hat. Daß so ein niederdeutsches Snicksnack gar ins Trauerspiel eindrang, konnte Adelung nicht oft genug tadeln; seine Proscriptionslisten des „Unedlen“ treffen überhaupt vor allem die Neigung Lessings, auch dem Volk Lutherisch aufs Maul zu sehn. Der Magister nörgelt: „Wenn Lessing aus Vorliebe zur niedersächsischen Mundart unter andern auch ‚Schnickschnack, Wirrwarr‘ u. s. f. aufnimmt, so zeigen sich diese Wörter sehr bald als niedrige Provinzial-Ausdrücke, weil sie bei keinem andern guten hochdeutschen Schriftsteller vorkommen“.

Doch selbst die „Augendiener“ der Orsina, das aus den Tiefen des Volksgemüths geschöpfte und von Lessing gleich „mutternackt“ oder Compositis wie „blutselten“ geliebte „mutterseelenallein“ verpönt unser Sprachmeister, dessen Buch „Über den deutschen Styl“ die Gleichnisse Lessings bis auf eine Allegorie todtschweigt, als unedel. Vulgär heißt das Wort „schmeißen“, das Lessing sich, auch unserm Sprachgefühl zuwider, gleich dem „verhunzen“ sogar im „Nathan“ erlaubte, wie er in vertraulicher oder streitbarer Rede die Wörter ausfenstern ausfilzen aushunzen ludern nutschen mucksen, holkericht schlumpicht, Grützkopf Hundsfott Querl Racker Rummel Schwarte (Buch) Schippe Gikkelgackel Larifari Wischiwaschi nach Lust anwandte. Doch nicht jedem Volksausdruck oder Provinzialwort gab er den Paß. Er rügt 1757, daß eine sonst leidliche Übersetzung Ulmer Herkunft ihren Geburtsort verräth, und stellt anderswo die Regel auf, die Provinzialismen, deren ein Schriftsteller sich bediene, müßten eine Gewähr ihres alten Stamms aufweisen, keine neuen Afterbildungen sein. Er borgt vom Waidmann das „ankörnen“, vom Niedersachsen das später durch Voß gerettete „glau“ („welches wir auf alle Weise in unsre Büchersprache aufnehmen sollten“). Aus der obersächsischen Umgangssprache möchte er gern „aber“ im Sinne von „wieder“ für „Schriften zur Nachahmung des gewöhnlichen Lebens“ wahren und, Luthers feierlicherem Gebrauch folgend, es auch der hohen Poesie wieder zuführen. Auf Luthers Fülle sieht er begehrlich hin, schon vor der Zeit, wo junge Klopstockianer dem marklosen Gellertdeutsch eine solche Kraftbrühe einflößen und „Machtworte“ der Altvordern beleben wollten. Es gefällt ihm, daß der Grenadier sich der conservativen Volkssprache zuwendet; es erregt sein Mißfallen, daß hervorragende neue Schriftsteller viele gute brauchbare Worte preisgeben, um von Franzosen und Engländern zu borgen. Die „alte lautre und reiche Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts“ studirt er emsig und, wie schon gezeigt, mit praktischem Bemühen in seinem lieben Logau, seinem Scultetus, um auf der „Bahn des Natürlichschönen“ rückwärts zu gehn zu kräftigen Prosaikern des Humanismus und der Reformation. Gar manches fällt ihm bei unsern Alten auf, was in anderen Landschaften noch geläufig war und heut in der Schriftsprache gang und gäbe ist. Weise mehrt er den eigenen Besitz.

Logaus „Wegelagerer“ z. B. tritt in der Dramaturgie als „Weglaurer“ auf, sein „feiern von“ (auch dem Hamburger Richey für feriari mundgerecht) leitet die Ankündigung des „Nathan“ ein; an einer berühmten Stelle wird Luthers „überschreien“ aufgefrischt, anderswo dessen „irrherzig“ („mit Luther zu reden“). „Ein alter Degen; stolz und rauh; sonst bieder und gut“ heißt Odoardo; „Degen“ und „bieder“, von Adelung gleich „brav“ verpönt, aber in Göttingen und fortan beliebt, stammen aus dem Wörterbuch. Doch so oft sein lexikalisches Studium ein schönes, ein gutes altes Wort ergriff oder unter den Zeitgenossen, bei Hagedorn, den Schweizern, in Wielands „glücklicher Wörterfabrik“, Umschau hielt, ging Lessing nur auf „bescheidene Nachahmung“ aus und machte weder den Vorredner des Vossischen und Jahnschen Turnerteutsch, noch der kühn andringenden Neologismen. Auch Purist ist er nur bisweilen gewesen, wenn es galt, als Dolmetsch Voltaires den Ausdrücken der Schriftstellerei und Staatslehre deutschen Ersatz zu schaffen, wobei denn einiges schief gerieth, oder in den Jahren der Logauarbeit und des preußischen Kriegs. „Wir können Roßbach sagen“ — geistreich und vaterländisch sperrte Kästner so die fremde Hippokrene.

Lessing rügte französischen Unfug in Wielands Jugendschriften und ächtete damals, in der strengen Logauzeit, auch seinem eigenen Deutsch nicht fremde Wörter. Der Schlendrian der Umgangs- und Gelehrtensprache war an ihm keineswegs spurlos vorbeigezogen. In den fünfziger Jahren errichtet er wohl einen Deich gegen die Überschwemmung: Anekdote wird geheime Nachricht, Politik: Staatsklugheit, Talent: Geschicklichkeit, Kritik: Beurtheilung, Geometer: Meßkünstler, Anatom: Zergliederer, Botaniker: Kräuterkundiger, Naturalist: Naturforscher („sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt“), Astronomie: Sternkunst und Planet: Irrstern wie schon früh Komet: Schwanzstern, Compaß: Richtscheid, Vagabund: Herumschweifer, Pension: jährliches Gehalt, Bankier: Wechsler, Luxus: Pracht, Industrie: Fleiß — nicht immer glücklich, da die rechte Deckung der Begriffe fehlt oder Zusammengesetztes das Einfache schwerfällig ausdehnt. Die Theatralische Bibliothek trotz ihrem fremden Titel setzt Theaterstreich (coup), Auszierung oder Verzierung (Decoration), Stellung (Situation), Seitab (Aparte), Fügung (Com-

position), Abstechung (Contrast) und gab einiges für die Dramaturgie weiter; anderes entfiel mit Recht auf diesem Rain internationalen Kunstverkehrs. Die Vertreter der deutschen Litteratur hatten das abscheuliche „Schriftthum“ noch nicht erfunden. Hier und da verdrängt bei dem Grammatiker Lessing die „mehrere Zeit“ „den Pluralem“, das Perfectum heißt „vollendete Zeit“, sogar das Hysteronproteron verwandelt sich einmal in ein seltsames, doch auch Goethe geläufiges „Hinterstzuvörderst“. Ein Epigramm ist nicht „pointirt“, sondern „zugespitzt“, wogegen nichts einzuwenden wäre, oder „pünktlich“, was wir kaum noch verstehn. Lessing witzelt über sein Menander zu Liebe beibehaltenes „Misogyn“, er sagt „weinerlich“ für larmoyant mit spöttischem Nebensinn, er prägt „empfindsam“ treffend für Sternes sentimental und bewährt dem unersetzlichen Wort „Humor“ gegenüber jene weise Vorsicht, die dem thatenlustigen Sprachreiniger, dem „Puritaner und Reindünkler“ wie Leibniz sagt, fremd ist. Die Theatralische Bibliothek verdeutschte humour mit dem heimischen Wort „Laune“: „weil ich nicht glaube, daß man ein bequemeres in der ganzen deutschen Sprache finden wird“, die „Dramaturgie“ jedoch widerruft das mit ausführlicher Darlegung des Begriffsunterschiedes und warnt vor dem unpassenden Ersatzwort.

In Lessings zweiten Fassungen giebt es durchaus keine Fremdwörterhatz, kaum daß einmal das allzu sehr nach Happel und Weise schmeckende „curiös“ dem „neugierig“ weicht. Die schlimmen „spendabel“ „Recompenz“ „egal“ „kurtisiren“ seiner Erstlinge kehren allerdings in der Folge nicht wieder. Wie Schiller in Briefen das Übermaß französischer Ausdrücke mit den Zeitgenossen wuchern läßt, aber seine öffentliche Rede rein davon hält, so ist auch bei Lessing ein großer Unterschied: die Poesie steht strenger auf der Wacht als die Abhandlung, wie natürlich. An manchen Stellen kann niemand über den Grund des Fremdworts in Zweifel sein: beaux esprits wird gesagt mit der tüchtigen deutschen Erklärung: „d. i. wahrhafte seichte Köpfe“; es scheint wohlüberlegt, daß Lessing auf die Schriften religiöser Schöngeister ein flaches „amüsiren“ anwendet, Petersens Pietismus mit schlichten deutschen Worten wie „edle Einfalt“, Wielands Plaudereien dagegen durch „affectirte Tiefsinnigkeiten“ und „profane Allusionen“ bezeichnet. Wie sollt' er es besser ausdrücken als

so: Bolingbroke, der Lord, spreche gern „ziemlich **cavalièrement**“ von der Bibel? Er schreibt: „Persifflage (ich brauche dieses französische Wort, weil wir Deutsche von der Sache nichts wissen)“, „Politesse“, weil es sich um Pariser „Etiquette“ oder „Rangordnung“ handelt, „Caressen des französischen Publicums“ und „Distinction“, weil die höfische Theaterwelt des Herrn v. Voltaire gemeint ist. Oder die „Abwechslung synonymischer Wörter“, beim Dichter eine „Schönheit“, beim Prosaisten ein Mittel gegen Eintönigkeit, ruft Fremdwörter herbei: „Sittensprüche“ wechselt mit „Moralen“ „Maximen“ „Sentenzen“, „Ergoteur“ mit „Vernünftler“. „Nuance“ „brüskiren“ „chicaniren“ „croquiren“ und Ähnliches mögen auch wir, seit Reinigung und Bereicherung selbander fortgeschritten sind, nicht ganz entbehren, doch eine große Schaar Lessings, die „Plaisanterie“ „Balanse“ „Tome“ coup de main (wo „Handstreich“ ganz am Platze wäre) „Contenance“, die „superficiell“ „volatil“ „contraband“, die „cabaliren“ „turlupiniren“ haben den Abschied, die „scandalöse Chronike“ wie das „specifique Gewicht“ neue Formen, die „personifirt“ „simplifiirt“ „verificirt“ gleichmäßige Regelung erhalten. Die Culturvölker würde niemand mehr „polirte“ Völker nennen, niemand eine Staatsverfassung „gesund und nervös“ (kräftig); die Schauspieler heißen längst nicht mehr „Acteurs“ und „Actricen“. So aber sprach damals alle Welt; für die „Dramaturgie“ ist außerdem sowohl die Eile wie die Masse französischer Gegenstände zu bedenken. In den antiklotzischen Schriften und sonst überwiegt das gelehrte Fremdwort aus dem langen lateinischen Alter der Wissenschaft. Der Schriftsteller ist ein „Scribent“, was, für uns jetzt ohne weiters verächtlich, zu Liscows und Lessings Zeit erst durch das Beiwort „elend“ den Sinn von „Scribler“ bekam. Der Criticus hat es mit Phrasesdrechslern Tachygraphen Polygraphen Litteratoren Novellatoren Compilatoren (oder „Zusammenschreibern“) Falsarien, mit Calumnie Kakozelie Oscitanz Futilität zu thun. Verstanden es wohl die biederen Leser der Vossischen Zeitung, wenn ihr Berichterstatter, ohne daß die Vorlage zu solchen Worten aufforderte, in Einem Satz von transscendentalischen Ideen, distillirter Zärtlichkeit und thelematologischer (?) Anatomie der Leidenschaften sprach? Hier waltet ja keine mimische Verspottung, wie wenn anderswo ein Königsberger Schulmann bei dem Actu im akademischen Audi-

torio mit einem Senatsattestat von einem Themate voll miraculöser Geschicklichkeit reden muß. Das abgekommene lateinische „insulirt" wechselt noch mit dem durchgedrungenen romanischen „isolirt" (schreibt doch Lessing in einer übersetzten französischen Novelle des „Neuesten" fast durchweg „Insul"). Neben geläufigen Wörtern rücken gesuchtere vor: eine „Hypothes" ist „salebros", ein kleiner Tadel soll nicht „Krokylegmus" (Schmeichelei durch das Abklauben von Fäserchen) sein, und sehr altmodisch berührt uns „ein Ephemeron von einem König" oder die „prächtigen Ruder" (rudera, Ruinen) eines Kaiserpalastes. Auch die magisterhaft gebrauchte lateinische Flexion wirkt heute so versteinert wie anderseits „Carthagens" „des Solimans" „Amorn" und dergleichen.

Jeder zollt seiner Zeit den Tribut. Auch Lessing, wie genau er über die Form wachte, wie scharf er das „Schnitzern" gegen das Genie und die grammatischen Gesetze der deutschen Sprache schalt, wie laut er den Nutzen der Wortgrübelei betonte. „Mir ist es selten genug", sagt er in den Antiquarischen Briefen, „daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich darauf"; dann schließt er seinen Excurs: „Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt. Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet". So treibt der Antiquar nach alter Regel nie res sine verbis. In den „orthographischen Richtigkeiten", die er allein oder mit Ramler feststellt, spielt ihm allerdings die liebe Etymologie mehr als einen üblen Streich: hartnäckig schreibt er sein Leben lang „betauern" nicht „bedauern", denn das Wort stamme von „trauern" ab! Anderseits kann ihn wohl die mundartliche Aussprache bis zum Verlangen beirren, man solle mit den Vorfahren schreiben, wie man ja spreche: „Wundsch "(Opitz; Fleming „Wuntsch", Gryphius „Wuntzsch"), nicht „Wunsch"; doch hat er es selbst bei einem „wüntscht" in der Jugend bewenden lassen und nicht etwa wie ältere Landsleute „Mendschen" geschrieben. Aber

wir finden „rauesten“ (daneben „rauch“) „sprüen“ „bejaen“, während er „sämen“ gegen „säen“ des Hiatus halber empfiehlt, und lässig erleichterter Aussprache gemäß „gilst“ (giltst) und, wie auch Goethe in Briefen es hinwarf, „hälst“ (hältst), die im Mitteldeutschen häufigen Superlative „gegründesten“ „ungesittesten“, „seltesten“ „unwißensten“ „redensten“, anders „den zehn tausenden Theil“ neben „unterrichtetesten“ „trocknesten“ „rührendesten“, die zusammengezogenen Formen, die bei ihm fast Regel sind, „einzeln“ „silbern“ „albern“ für „einzelnen“ u. s. w., sogar „Wuchern“ für „Wucherern“, sächsisches „Oden“ (Odem) „vollens“, das bequemere „Märterthum“ und „Beförderin“, das mundartliche „schischen“ (Hofmanswaldau „tschischen“) neben „zischen“. Selbst vom Eigennamen „Stosch“ wird mit Winckelmann, Herder u. a. ein leichteres „Stossisch“ abgeleitet. Er apokopirt, synkopirt, contrahirt anfangs trotz Gottsched, so wie er es hört und selbst redend übt: ohn Eil, sächsch schalksch schnipsch bäuersch patriotsch, redt belast't gelüst geheft ohngeacht, in (in den, in'n) u. s. w., „aufs Kaysers“ (des), „zum“ für pluralisches „zu den“. Sein Vocalismus hat zumal in der Frühzeit, aber auch spät noch, viel Unregelmäßiges, das zum Theil aus jetzt verschollenen Nebenformen, zum Theil aus persönlicher Unsicherheit des Sachsen den i und ü, ei und äu gegenüber zu erklären ist; also: wehnen wegen zehlen gereth, hägen wäben knäten, verdrüßen kützeln schmünken schlüßlich flüßen stücken strücken nüchtig gefrührt dück Rübbe (Rippe), spieren gebiehren Schnierbrust Kriepel Wieterich ziegellos Betriebnis erschittern ungestiem (ungestimm, ungestümm, ungestüm) wirzen, durchsäugen heuschen keufen heuter käumen streuten sträucheln Gekreusch dreust (Treustigkeit, dreiste), schleinig schleidern beigen zeigen, wo aber fast überall das Normale nach und nach wenn nicht zur Alleinherrschaft, so doch zum Oberrang kommt und viele Belege nur den Jugendhandschriften angehören. Auch in dieser Beziehung bleiben die Eigennamen nicht unangetastet: wie Freund Weiße als Herr Weiß, Klose als Klos, so figurirt der Dichter Krüger als Herr Krieger. Nicht minder krankte Lessing an der sächsischen Erbsünde, der Verwechselung von Tenuis und Media: „Wie sollte der Bediente P und B unterscheiden können, da es der Herr nicht kann?“, schreibt er 1780 zur Berichtigung eines Irrthums an Eschenburg. Den verbreiteten Formen Belz

Bilz Berle Brunk Blunder Braß waden, dem schlesisch-lausitzischen tumm Tutzend püffeln Prezeln Klöckchen schließt sich Anwald Grümel begränzet (coronat) Dasse Drennung drollen und mehr an. Schreibt Lessing auch nicht wie ein früherer sächsischer Lyriker „Butelgen", wo kein Bouteillechen, sondern ein Schoßhund gemeint ist, so weicht doch auch bei ihm der „Budel" Justs erst spät dem „Pudel".

Er theilt mit all seinen Zeitgenossen ältere Eigenthümlichkeiten der Declination, deren manche trotz dem Regelbuch noch weit in unser Jahrhundert hineinreichen; so die starke Adjectivform nach bestimmtem Artikel und Ähnliches, was bei Lessing principlos schwankt, oder die schwache Femininflexion (der Seelen Höllen Erden, eine Lügen), die volleren Endungen, wie auch in der Conjugation (nennet, genennet) das zusammenraffende Streben noch lang nicht den heutigen Curs inne hat. Der Mitteldeutsche, der als Recensent einem Berliner den Unterschied von „mir" und „mich" zu Gemüthe führt, handhabt seinerseits das -m des starken Dativs mit größter Nachlässigkeit und setzt fast immer wie zu Wielands Grimm die sächsischen Drucker: in Kurzen, von ganzen Herzen, vor diesen (vormals), auch seitdem er die Substantiva correcter abwandelt, also nicht mehr schreibt: einem Herze, die Bäre, dem Pfaue, dem Held, der Monden, des Knabens, eines Wesen, mit dergleichen Leute. „Bey Sie" freilich hat er auf gut Sächsisch sich nur als Anfänger entschlüpfen lassen, doch „gegen" oder „ohne" mit dem Dativ zu verbinden, „während dem Jahr" neben „währendes Jahres" zu sagen, „für" und „vor" durch einander zu werfen, obwohl die Sprachlehren eine klare Scheidung machten, blieb ihm eben so wie Kant u. a. vertraut, nachdem er längst in der „Sara" ein „fürchte mich für den Augenblick" berichtigt hatte. Lessing steigert manchmal unorganisch genug: öftrer größrer neurer, und heimatlich: ungerner ungernst, oder behandelt den Umlaut nicht correct. Auch er setzt gern ein unflectirtes Neutraladjectiv. Neben den alten vollen Adverbien stehn die überschüssigen Adjectivformen des Dialekts braache dünne alleine unnütze, die Substantiva Gedichte Gespenste Ungelücke Herze, Narre Christe Soldate Poete, die Zahlwörter zweie dreie, die vulgären Zeitangaben heute Vormittage, Punkte drei. Umsonst hat Gottsched gegen die meisten dieser Erscheinungen sein Anathema „So spricht und schreibt kein Mensch" oder die schöne Rüge „Welches

in guten Ohren sehr häßlich klingt" geschleudert; es war auch nicht zutreffend, daß „nur die Herren Niedersachsen", mit denen dann auch Adelung unermüdlichen Streit vom Zaune bricht, die Plurale Kerls Mägdgens Säbels brauchten, auf die Lessing so wenig wie Goethe ganz verzichtet. Aber „des Thomsons seine", „der Alten ihre Denkungsart", derlei pleonastische Fügungen schwanden, ohne daß Lessings Behandlung des Genitivs, besonders bei Eigennamen, späterhin dem heutigen Brauch schon ganz entspräche.

Wie ihm kein Gottsched das „Verbeißen" gewisser Silben, die „lächerliche Modesucht" substantivischer Adjectiva, die gut deutsche doppelte Verneinung wehren konnte, wenn er schalt: „Allein heut zu Tage spricht nur noch der Pöbel so. Artige Leute vermeiden es, und zierliche Scribenten noch mehr", so schiert ihn auch der über die noch dazu vom Latein und Französischen her empfohlenen Participialconstructionen verhängte Bann wenig. In der Conjugation nimmt er, besonders was die Präteritalformen der starken Verba anlangt, einen älteren Standpunkt ein und bleibt mit Formen wie „gänge" „willt" auf dem Boden der Mundart, mit den nach falscher Analogie gebildeten „rung" „schwung" oder mit „trunken" „sturben" auch Gottsched zufolge correct, obwohl „trank" von diesem edler, „trunk" pöbelhafter befunden wird. Er hat manche schwache Form („biegte") mehr für sich, andre wie „rufte" mit Vielen gemein. Die lästigen Überformen sahe flohe geschahe treten trotz Gottsched noch bei Adelung als Regel auf, der aber ein „wir seyn" „ich furchte" und derlei zahlreiche Anomalien, „geschicht" „sicht" so wenig gut heißt wie die Participien „er träumt wachende" „zitternde" „stammelnde". Gottsched billigt, Adelung bemäkelt Lessings stetes „kömmst" und „kömmt", das dieser endlich um so hartnäckiger festhielt, ja in den „Anti-Goeze" wie ein kostbares Eigenthum gegen Wittenbergs Krittelei vertheidigte: „Wenn man in der vertraulichen Sprechart" — so lehrt Adelung — „spricht, du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andre sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern, bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen.

Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?"

Die Eigenrichtigkeit hielt ihn nicht ab, auch in seine Syntax hie und da bessernd einzugreifen, sei es durch bloßes Umstellen, sei es durch stärkere Correctur. „Ich bin es schon, was Sie mich haben wollen" in der „Sara" ward geändert: „Ich bin schon, was Sie aus mir machen wollen". Das war deutscher. Aber lateinische und französische Infinitivconstructionen wurden keineswegs ausgerottet, und kleine Schrullen wie die steife Behauptung, es müsse lauten „Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein", nicht „diesen Gesandten", finden sich auch hier unter zahlreichen veralteten Wendungen und Idiotismen.

Dabei war Lessing doch geneigt, verständigen und wohlwollenden Sprachrichtern zu lauschen und von ihnen zu lernen, denn für unfehlbar hielt er sich nicht. Er erkannte den wackeren Heynatz als berufenen Kritiker seiner Form an, dessen „Briefe die deutsche Sprache betreffend" ihm selbst ein classisches Ansehn in grammatischer Richtigkeit und Reinheit beimaßen, aber zugleich allerlei anstrichen, worin Lessing nicht musterhaft sei. Er verschloß sich nicht gegen die Einwände, die von Günstigen und Mißgünstigen auf einer Wegscheide seiner Schriftstellerei gegen die Sprachmanieren der „Emilia Galotti" erhoben wurden. „Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln" — die Spitze dieses Schillerschen Xenions trifft auch Lessing, der vom „Philotas" an den Dialog oft zu geflissentlich abgewogen und gewürzt hatte. Da folgt im „Kleonnis" den Worten „der kalte Mörder seiner Tochter" sofort die Correctur „der Tochter frommer Opferer. Das Gebot des deutlichen Orakels —" und dieser augenblicklich die Anticorrectur „Das Gebot der deutlichen Natur war älter". Da bauen sich in der „Fatime" kleine Reden und Zwischenfragen mit sehr gesuchtem Parallelismus auf: „Du kennst ihn ja, wie argwöhnisch er ist. — Ist Abdallah so argwöhnisch? — Du fragst noch, Fatime?" . . . „Du weißt ja, wie eifersüchtig er ist. — Ist Abdallah so eifersüchtig? — Und auch das fragst du noch, Fatime?" bis zur Addition „Dieser argwöhnische, dieser eifersüchtige Abdallah kömmt wieder". Da hüpft in der „Matrone" der Dialog gern auf Sinnsprüchen, wie Heyne das der „Emilia" nachsagt, worin die letzte Consequenz

des epigrammatischen Stils gezogen ist. Silbenstechende Grübeleien spannen den Verstand, künstliche Wortgeflechte dienen zu witziger Anknüpfung der nächsten Rede, Fragen zersetzen gern vorausgegangene Reihen, abgezählte Perioden sind unter mehrere Sprecher vertheilt, das eben Gehörte wird sinnend oder spöttisch wiederholt, ein einzelnes Wort wie „Ton“ „gleichgültig“ „Zufall“ ganz ausgeschöpft. Inhaltschwere Sentenzen oder Meldungen gehn von Mund zu Mund, der Anfang der Schlußscene ist durch und durch auf Responsion berechnet. Antithesen — „eine Lieblingsfigur Lessings, welche nahe an die Paronomasie grenzt“, sagt Adelung — schärfen den dramatischen Disput, und einen „Hauptflecken“ der „Ohr und Verstand beleidigenden Manierart“ schilt Klein „die Correction, weil sie ewig bis zum Ekel vorkömmt“: „Desto schlimmer — besser, wollt' ich sagen“, „Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück“.

Diesem Schriftsteller war der quellenreiche Strom pathetischer Rede versagt, und nicht nur in einer Übersetzung aus Banks' „Essex“ wollte Lessing sich mehr vor dem Schwülstigen hüten als vor dem Platten, einen Gedanken lieber prosaisch-faßlich sagen als poetisch stilisiren. Die Phrase vom „singenden“ Dichter wird auch der gedankenloseste Schwätzer nicht auf ihn anwenden. Er kann wie sein Lorenz Sterne manchmal die lächelnde Thräne herauslocken, aber nicht lachen und weinen wie das zu Mutter Natur eilende junge Geschlecht. Im letzten Jahrzehend erreicht Lessings polemische und lehrende Prosa eine freie, luftige Höhe, wo bisher nur der style agréable, railleur et divertissant heimisch gewesen war, den Pascal, um seinen „Briefen“ Gehör zu schaffen, statt des style dogmatique angewandt hatte. Doch die nächsten Dichtergenerationen rufen einander zu: ich verstehe dich nicht; als Lessing noch jenen steifen Alexandriner des Scultetus auf die Lerche wie ein Kleinod deutscher Poesie hegte, stiegen ganz andre Lerchen in die blauen Lüfte, wohin ihn keine Schwinge trug. Und seiner Versprosa:

> Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
> Daß alle Länder gute Menschen tragen.

antwortet aus dem weimarischen Gartenhaus in vollen Accorden einweihender Musik Iphigeniens Spruch über die Stimme der Wahrheit und Menschlichkeit:

Es hört sie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt.

Das gleiche Bekenntnis in zwei Stilwelten.

So falsch der Ruf war: „O Shakespeare-Lessing!“, so unzutreffend declamirt Ebert in demselben Gedicht, dem Lessing das Bild von Schwamm und Moos für seine Kalmeusereien entlehnt, über einen vom höchsten Verstand beherrschten Stil:

Der allgewalt'ge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.

Diesen Zauberstab trug Goethes Hand, nicht Lessings. Dem Liebling der Musen war es verliehen, auf allen Empfindungssaiten zu spielen, die zierliche Grazie zu haschen und den derbsten Holzschnitt wiederzugeben, einem Götz und Werther, Faust und Prometheus den Mund zu lösen, in Liedern und Hymnen jede Falte des Labyrinths der Brust ahndevoll zu berühren. Lessing hat nie das geheimnistiefe: Es dichtet etwas in uns, gefühlt; er ist nie gleich dem jungen Besessenen wie ein Toller aus dem Bett gesprungen, um eilends festzuhalten, was ihm der Genius zurauscht; er hätte nie mit Herder und Goethe sagen können: ich lalle mein Gefühl, fass' es, wer da mag! Nein, sein Bekenntnis lautet: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit“, oder mit ihm selbst französisch ausgedrückt, sein Stilideal geht dahin d'être clair et précis. Er ist vollkommen davon durchdrungen, daß die Sprache alles sagen kann, was wir deutlich denken, und mißtraut der tastenden, taumelnden Empfindung, wenn der Schwärmer lebhafte Gefühle für deutliche Begriffe nimmt. Immer hat die Kritik ihr scharfes Aug' auf seinen Blättern: hier giebt's zu unterscheiden! wie Nathan mahnt. Ex fumo dare lucem, könnte Lessing als Spruch ins Wappen schreiben, denn ausdrücklich verwirft er einen nur ruckweis aus Rauchwolken blitzenden Geist. Er will nicht ahnen, sondern sehn, nicht tasten, sondern greifen. Die Sprache soll unzweideutig sein. Wie oft hat er wirre Definitionen zerrupft und da, wo es auf faßliche Darlegung ankommt, ein gerades Wort

statt figürlicher Umschweife gefordert. Allem wortreichen tautologischen Gesalbader wirft er ein Mal übers andre sein Lieblingsurtheil „Gewäsch!“ entgegen, denn „welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer als die Anwendung grade nur so vieler Wörter, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?“ Oder in einer lexikalischen Bemerkung: „Für mich ist schon die möglichste Kürze Wohlklang. Wenigstens ist dem Wohlklange leicht nichts hinderlicher als überflüssige Partikeln“. Darum hat er seinen Perioden, in denen man häufig ohne Kenntnis der historischen Syntax zuviel Klang- und Accentberechnung wittert, nie auf Kosten des Gedankenbaus melodischen Fall gesucht, daher sich aller vagen Einschiebsel, jener schielenden „gewissermaßen“ und „beinah“, „es soll“ und „man sagt“ und ihrer Sippschaft peinlich enthalten. „Das fast ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will“; wo er es aber braucht, braucht er es mit Nachdruck: „Ich sage: ungefähr so, nicht ganz so“. Das siebzehnte Jahrhundert hatte, im sogenannten style épithété schwelgend, die Satzstämme, Hauptwort und Verbum, von den Beiwörtern wie von buschigen Schmarotzerpflanzen überwuchern lassen, obgleich schon Quintilian solche mit Adjectiven beladene Reihen einem Heer vergleicht, wo hinter jedem Soldaten sein Kammerdiener einherginge. Lessing wägt die Beiwörter und begründet mehrmals ausdrücklich die Wahl, wie seine Auslese sich insgesammt auf die Überzeugung gründet: „Vollkommene Synonyma giebt es nicht“. Er häuft nicht selten gleich Luther starke Beiwörter an, rechnet aber mit der im „Laokoon“ verzeichneten Thatsache, daß die Vorderstellung der Adjectiva im Deutschen, ehe man das Subject erfährt, ein schwankes Bild gebe. Wie versteht er auch hier zu steigern: engbrüstig, lahm, schielend wird die neue Evangelienharmonie genannt, diese ganze Mißgestalt im Wort „thersitisch“ zusammengefaßt, dies Wort „thersitisch“ dann von außen und innen gedeutet. Niemals ist bei ihm, nach Voltaires Scherz, das Adjectiv der Feind des Substantivs. Er springt ungnädig mit dem Declamator, dem treulosen Berichterstatter, dem verwässernden Paraphrasten um. Das Wort sie sollen lassen stahn, heißt es auch hier. Deshalb wird der Stab zu streng über den doch nicht allein burlesken, sondern auch sprachgewaltigen Abraham a Sancta Clara gebrochen:

„Was ist pöbelhafter als Wortspiele?“ Lessing haßt das „Kostbare“, die „Blümchen“, jene Erbschaft des Hôtel Rambouillet, dessen gezierte Gemeinde, von Molière ausgehöhnt, „auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen kann“. Er will das Ding beim rechten Namen nennen, ohne Scheu vor dem „delicaten“ Geschmäckchen: schon der junge Plautiner zieht das Handfeste dem unvermerkten Gift des „Schalkhaften“ vor, das die feinen Köpfe kredenzten. „Eine allzu zärtliche Empfindung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinstimmen“ konnte Lessing nicht abhalten, auch in den groben Besitz deutscher Art und Kunst hineinzugreifen, wenn es der Gegenstand empfahl. Mochte nun falsche Vornehmheit bei dem Wort „Hure“ die Nase rümpfen oder Pfeffel der „Emilia“, ihren Urheber ungeschickt mit Rembrandt vergleichend, des détails mesquins et des platitudes indignes du cothurne nachrechnen; dieser Deutsche war nicht gemeint, den heiligen Codex der Würde, der bienséance anzuerkennen, vielmehr hielt er's mit dem Römer: Vim rebus aliquando ipsa verborum humilitas affert. Er brauchte so einen Schwarm „unedler“ Wörter und Wendungen, die von den Sprachmagistern Jahr für Jahr als Unkräutchen im Beet gerodet wurden. Anderseits trat zu Tage, daß Lessing auch niedere Personen leicht zu gescheit nahm und ihnen gern Spitzsinniges oder Abgezirkeltes in den Mund legte. Unnatürlich scheint es z. B. doch, wie genau entsprechend Franciska den fünf Hauptwörtern „Die Karossen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals“ ihre fünf Verba „zu rasseln, zu schreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen“ nachschickt, da denn eine kleine Verwirrung der Schauspielerin nur zum Verdienst gereichen würde. Wir sahen auch, daß die beiden Theile des Gesprächs zwischen Just und Franciska Tellheims Diener Wilhelm, Philipp, Martin, Fritz nach einem peinlichen Schema mustern.

Lessings Aufbau ist lichtvoll; aber die alten chrienmäßigen Schulreihen „die lassen Sie uns nunmehro fallen“. Wenn es nur zum Selbstdenken leitende Gedanken sind, mögen die Reihen immerhin unverbunden, ja widersprechend scheinen. Der Spaziergänger erklärt es parador, für unwahr, daß die gerade Linie stets die kürzeste sei, und will deshalb lieber geschwind den linken wie den rechten Weg ein wenig vorauslaufen, um zu sehn, wohin sie

beide führen. In der scheinbaren Unordnung liegt ein Hauptreiz Lessingscher Dispositionen. „Man erlaube mir gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun", bittet der junge Forscher; zwanzig Jahre später gesteht er, gern den Ausgang von der unerheblichsten Kleinigkeit zu nehmen, wenn er sich von da wie von einem Sprungbrett mitten in die Aufgabe hinein schnellen könne. Den besondern Vorzügen des ihm angeborenen dialogischen Stils zählt er schon 1751 die zwanglosen Zwischenfälle und die zur Natur des täglichen Gesprächs stimmenden Übergänge bei, „die angenehme Unordnung, welche eben so weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist". Nachlässig heißt es manchmal: „Ich will einige Gedanken hinwerfen". Nicht wie der Goethische Philosoph tritt er herein und beweist uns, es müßt' so sein, indem er Ober- und Untersätze an den Fingern abzählt, sondern er verkündigt: Erstlich Anderns Drittens, Eins Zwei Drei, um dann mit Drei zu beginnen: „Ich will bei dem letzten zuerst anfangen", „Doch will ich das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer sein kann", „Gleichwohl aber muß ich mich über den letzten Punkt zuerst erklären". Er zieht die rasche Hand wieder zurück, um seinen Nachtisch nicht vor der Suppe zu verzehren; er kehrt wieder um, statt vorwärts zu gehn; er weiß, daß der logischen Gedankenreihe die Folge der Mittheilung an Andre nicht immer entspricht und daß die liebe Ordnung der Faulen ermüdend wirkt. Im „Vademecum" bittet er, treu nach dem französisch-sächsischen Briefideal, um Verzeihung, „daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß". Anderswo wird der Dichter ausdrücklich von der „sclavischen Ordnung" des Weltweisen losgesprochen; aber in wissenschaftlicher Darlegung die Paragraphen zur festen Kette zu binden, die Folgerungen Schlag auf Schlag zu liefern, eine Hypothese vorn in knappen, trocknen Worten aufzurollen, ist ihm eben so geläufig. Schnell dringen asyndetische Sätze vor, wenn er definirt, im Kampfspiel Trumpf ansagt, den letzten Schluß zieht. „Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben kein Publicum". Starke Accente, wie sie kein Gellert je zur Verfügung hat, erhöhen die Hauptsachen. Mit dem wiederholten Wort „Dichter" „Dichter" „Gedicht" wird das Leitmotiv des Pope-Aufsatzes so kräftig wie möglich angeschlagen. Niemand kann noch markten und zweifeln,

wenn ihm diese laute Stimme nach all den kurzen „Ich will“ „Ich schließe so“ „Exempel mögen mich leiten“ zuruft: „Der Dichter ist Herr über die Geschichte ... Ich sage: er ist Herr über die Geschichte“; „Aber das ist grundfalsch ... wie gesagt: es ist grundfalsch“. Alle Mittel des überzeugenden Nachdrucks, von der einfachen Wiederholung des Generalnenners im Satz an, stehn ihm zu Gebot. Und das stumpfste Begriffsvermögen muß durch die beliebten „ein anderes — ein anderes“ „der eine — der andre“ „dieser — jener“ zur Kritik aufgerüttelt, durch die hellen „warum — darum“, durch anaphorische wie epiphorische Leuchten auf dem Weg festgehalten werden. Lessings Kunst, den Leser gleich von der Schwelle her zu erregen und erwärmen, verräth sich schon in manchen Titeln: „Gelehrte Krätze“ freilich soll nicht belobt werden, aber wie lockend klingt „Hermäa“, wie sinnlich und bündig ist „Laokoon“ gewählt, wie packt das „Vademecum“ mit dem ersten Handgriff seinen Mann, wie kurz sind die Fehdeblätter „Anti-Goeze“ überschrieben, wie epigrammatisch kündigt die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage“ sich an, wie viele Funken schlägt Lessing aus dem Schild „Duplik“ heraus! Für seine Stücke genügte nach früheren Charakterbezeichnungen der einfache Name meist, und das Wort „Ein schöner Titel ist einem Buch noch nöthiger, als einem Menschen ein schöner Taufname“ hat ihn nicht zu spanischen Aushängetafeln verführt.

Der Einsatz ist sehr lebhaft oder führt gelassen treppauf, je nach Bedarf. Liest man etwa den Entwurf gegen eine vom Teutschen Merkur gestellte Preisaufgabe — die Skizze zählt zum Allerbesten, was Lessing geschrieben hat —, so zwingt uns eine siegreich zerlegende „Wortgrübelei“ über Schwärmer Schwarm schwärmen, Schritt für Schritt wie Lessing will zu setzen, denn niemand hat die Wortausdeutung und -ausnutzung so verstanden. Gern leitet sein Beweis durch negative Instanzen, vom Falschen zum Wahren. Die ganze Dramaturgie bewegt sich um die Angel des **falsa cognoscere, vera intellegere.** Wie viel polemisch aufzugreifen sei, hat er sicher überlegt, denn „man ist in Gefahr sich auf dem Wege zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; aber man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmert“.

Lessing entwickelt. Er giebt nie den Schluß vor den Prämissen, die zu ihm leiten, das Ganze vor den Theilen, die es bilden. Früh wurde seine Darlegung, daß Homers Kunst den Schild nicht als vollendet, sondern als werdend malt und damit das lebendige Bild einer Handlung giebt, auf ihn selbst und seine Entfaltung werdender Gedanken angewandt. „Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget . . . Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen". So nennt Herder in vielberufenen, auch hier unentbehrlichen Sätzen Lessings Stil den Stil eines Poeten im eigentlichen Wortsinn des Schaffenden: „nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket. Wir sehen sein Werk werdend, wie den Schild des Achilles bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen — nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kommt näher: das ist das Product der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμένον eines vollendeten Gedankens: sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und Episoden, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden".

Boileau mahnte die Schriftsteller: **Avant donc que d'écrire apprenez à penser.** Lessing hat gedacht, wenn er ans Pult geht, um den Marsch der Ideen zu befehligen; sagt er doch, man könne sehr albern schreiben, indem man die Gedanken erst unter der Feder reifen lasse. **Scribendi recte sapere est et principium et fons.** „Ich will ja nur darüber nachdenken," schreibt Lessing einmal, „wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne sie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflösung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollständigen, genauen Begriff habe?" Er wiederholt den durchlaufenen Proceß auf dem Papier, ohne doch alles und jedes beizubringen und dem Mitdenker gar nichts zuzumuthen. Er verfolgt den Gedanken und läßt nicht ab davon, wie Kepler einmal so sinnlich sein Entdeckerthum mit dem Haschen der lockenden und sich neckisch entwindenden

Galatea vergleicht. Lessing, der uns Corneilles „Rodogune“ ironisch im Werden zeigt, erscheint bei der Arbeit und lädt uns zur Theilnahme. So wandert sein Gleichnis einmal vom Seidenwurm bis zum fertigen Beutel, der das Gold birgt. Wir machen die Messiaslectüre vom ersten Aufschlagen an mit, wir entdecken den Boner mit, wir finden den Marchtaler mit, wir suchen die „Nachtigall“ mit, wir folgen der Neugier dieses λόγος προτρεπτικός und stehen mit auf dem Anstand. Uns gilt die Frage „Was sagen Sie dazu?“ sammt all den persönlichen Ausdrücken unterwegs, und zuletzt wird oft ohne besondre Lust am bloßen Stoff und Ergebnis dem Manne gedankt, der Sprödes in Fluß bringt, Todtes durch sein lebendiges Wort auferweckt. „Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth als der Fang.“ Nicht in endgiltiger Auskunft, vielmehr in Anregung der Denkkraft, im geistigen Turnen liegt der Hauptgewinn dieses Verkehrs, wie denn ein Antipode Lessingscher Prosa, Jean Paul, sagt: „So oft ich Lessing gelesen, spürt' ich mehrere Tage eine besondere dialektische Kraft und Leichtigkeit des Distinguirens. Ich habe weniger Wahrheit vielleicht aus ihm gelernt, als viele Wege, zu ihr zu gelangen“. Auch ein Wort Schopenhauers ist hier gut am Platze: „Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region geräth, als die eigene ist; es sei denn, daß man bloß Thatsachen, nicht Gedanken aus ihm zu empfangen habe. Außerdem aber wird nur der Schriftsteller uns Gewinn bringen, dessen Verstehen schärfer und deutlicher ist, als das eigene, der unser Denken beschleunigt, nicht es hemmt, wie der stumpfe Kopf, der den Krötengang seines Denkens mitzumachen uns nöthigen will; also jener, mit dessen Kopf einstweilen zu denken uns fühlbare Erleichterung und Förderung gewährt, bei dem wir uns getragen fühlen, wohin wir allein nicht gelangen konnten. Goethe sagte mir ein Mal, daß, wenn er eine Seite im Kant lese, ihm zu Muthe würde, als träte er in ein helles Zimmer“.

Lessings Schriften sind Abdrücke seines Selbst, Kundgebungen einer großen, nie starren Persönlichkeit, die allem ihren eigenen Stempel aufprägt, auch wo sie nur gymnastische „Evolutiones vormacht“. Seine Freunde erkannten ihn am bloßen Anklopfen, seine Leser erkennen ihn unter den Zeitgenossen am ersten Federzug.

Und nochmals: nicht sowohl Federzug, als gesprochene Sprache

ist es, was Lessings beste Prosa giebt. Die accentuirte Wortstellung und eine phonographische Interpunction, die, jetzt verloren, im achtzehnten Jahrhundert bei viel reicherer Anwendung der Strichelchen und Pünktchen Sinn und Schall bezeichnete, lehren uns noch heute Lessing Lessingisch sprechen, auch ohne den zum „Nathan" geplanten Aufsatz über dramatische Interpunction. Diese Fülle dient nicht nur mit ihrer üblichen Abhebung adverbialer Bestimmungen und dergleichen analytisch der Logik des Satzes, sondern modulirt auch den Athem und die Tonstärke. Auf Gedankenstrichen ruht das ausklingende Nachsinnen wie der abbrechende Hohn und die spannende Dramatik, feine Unterschiede walten endlich zwischen — und . . ., die Ausrufungs- und Fragezeichen ragen und flattern wie Lanzen und Fähnlein aus dem Wortgeschwader empor, fehlendes Komma treibt vorwärts, eine rasche Folge der Kommata dient lauter kleinen Einschnitten des Vortrags, leichtere Stimmsenkung innerhalb der Periode gebietet das Semikolon, auf der Höhe zu bleiben vor einem Aufschluß, einer Folgerung befiehlt Lessings Liebling, das Kolon. Man lese nur einmal laut ein Blatt der „Anti-Goeze", des „Nathan". In der ruhigsten Darstellung interpungirt Lessing phonetisch: „Welcher die endlose Dauer der Strafen, aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet" „Daß schon eine einzige dieser Sünden, diese unendliche Strafe verdiene" „Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit, Gott wirklich zukömmt" „In solchen Fällen ist mir das Würdigste, das Wahrste", wo heute kein Mensch ein Komma schreibt, aber doch jeder etwas innehält. Anders: „Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist: das weiß ich" „Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich sodann eben so kurz antworten können" — wir hören Lessing.

Bewegung giebt oft die Pirsch nach dem einzelnen Wort. Er sucht es, langt aus, zieht zurück, corrigirt sich, erachtet es nicht stark, nicht treffend genug, „findet kein besseres", geht mit einem „was sage ich?" weiter und erklärt endlich: „man erlaube mir dieses Wort". Auch in fremdem Revier wird ein gesuchtes entdeckt: „— — wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubnis, einen Ausdruck aus dem Hudribas borgen". Bis zur Manier geht der Anstieg in der „Duplik": „Diese Widersprüche — Nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die sein Scharf-

sinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine, — wie man will —, kunstlosen oder kunstreichen Antworten, — was spott' ich? — diese ekeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes"; nun erst rollt die Periode durch einen an den letzten Fund angeknüpften Vergleich ihrem Ende zu.

Unzählig oft, nicht bloß in den eigentlichen Ich-Schriften, spricht Lessing in erster Person. Man sieht ihn auf dem Posten: „Hier bin ich also". Er sagt unmittelbar, daß er weit ausholen oder nicht alles erschöpfen, als langsamer Deutscher fragen oder auch es kurz machen wolle. Man sieht ihn abschweifen, einlenken, anhalten und folgt seinem Lieblingswort „schnurstracks". Ein „Hier sind sie" giebt uns Beweise und Belege gerad in die Hand, ein „Weiter" treibt uns, bis die Definition „kurz und gut in Bausch und Bogen" reif ist und „mit Einem Worte" festgestellt wird. Das aufnehmende „sag' ich" wächst zur stärksten Bekräftigung an: „Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses statt jenes sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große, heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese Bücher". Dieses beständige „Sagen" haucht lebendigen Athem, es ist Rede, nicht Buchstab. Und streitbar dringt Lessings Ich allenthalben hervor. „Ich getraue mir zu behaupten" heißt es schon im ersten Knabenaufsatz, „Ich bleibe dabei" erklärt die frische Zuversicht, „Wie leicht wird es mir sein" der dreiste Muth. Gravitätisch legt er in der Plautusarbeit dar, was ihn so verwegen mache, der Einsicht vieler Kunstrichter seine Wenigkeit entgegenzusetzen, doch eben diese besondre Stellung liebt der Kämpfer vor allem, der nicht ins gemeine Horn stoßen mag. „Ich bin dieser Niemand" steht an der Spitze des berühmten Manifestes. Er fordert heraus: „Ich verspreche" „Ich biete aller Welt Trotz" „Man nenne mir doch" „Man zeige" „Herr X. ist der Mann nicht" „Ich wage es, hier eine Äußerung zu thun, mag man sie doch nehmen wofür man wolle". „Mit Ihrer Erlaubnis" führt er den Streich; die Frage „Was giebt mir Herr N.?" leitet über; ein kühnes Wort fällt als Tonne unter die kritischen Walfische: „Was gilt die Wette?" wird noch hinzugesetzt; er wettet Tausend gegen Eins oder gar eine Million Jahre seiner Seligkeit. Jawohl muß dann die Behauptung „unwidersprechlich", „unstreitig"

erscheinen, auch wenn sie das gerade Gegentheil des bisher Geglaubten erhärtet: „Er sagt, es sei ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sei ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen“. Lessing spaltet, sein Gedankengang ist zweischenklig, „denn jede scharfsinnige Untersuchung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese kleiden.“ So sind manche Lessingsche Werke durchgeführte Antithesen vom ersten bis zum letzten Blatt, und Gegensätze oder Unterschiede, zwischen Genie und Witz, Pastor und Bibliothekar, können unmöglich schärfer gesichtet werden. Auch die seltenen Wortspiele dieses Polemikers beruhen fast immer auf Antithesen: überschreien und überschreiben, Auslegung und Ausleerung.

Lessing führt als Anwalt den Proceß, gern für eine schon aufgegebene, nicht „allzu leichte“ Sache, lieber für die **causa victa** als die **causa victrix**; wir sind die Schöffen, der Advocat des Gegners wird zum Wort gerufen, der Angeklagte verhört, ein verdächtiger Zeuge abgelehnt zu Gunsten des unverdächtigen, ein Alibi dargethan, die Echtheit einer Urkunde geprüft, ein Beweisstück herbeigebracht, wie wenn Acten auf den Tisch des Hauses gelegt werden im Augenblick größter Spannung — „Und nun bitte ich um Revision des Processes“. Ausdrücklich räth er, einen Satz recht zu beherzigen, „diese drei Umstände wohl zu erwägen“, und sorgt durch directes Anreden für das Hört, hört! Einmal soll sich der Gegner auf das versprochene Confect noch acht Tage spitzen, ein ander Mal trifft die Erklärung plötzlich ein: „Wie geschah das? . . . Ohne weitere Umschweife: es geschah so, wie ich nun sagen will“. Er ruft: Zur Sache! Mit der Sprache heraus! Genug! Geduld! Hurtig! Mit nichten! Nimmermehr! Possen! Larifari! Jämmerlich! auch wo er keinem bestimmten Gegner ins Auge schaut. Selbst im Lesen alter Scholiasten schreit er auf: „Daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger!“ Zureden bemeistert aber die Hitze, wie der Kamenzer Pastor oder der alte Knabe Odoardo sein Ruhig! vor sich hin spricht. „Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen fortfahren“ oder „Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren“.

Überreich sind die Figuren des Abbrechens vom einfachsten **haec**

hactenus bis zum Bilde des Vomitivs. Ein Genug wird potenzirt: „Ja wirklich genug und allzu viel!“ oder in den barschen Befehl gefaßt: „Gnug mit dem Herrn X. gesprochen“. Da giebt es eine lange Stufenleiter: Lassen Sie es gut sein; ich habe Wichtigeres zu thun; ich bin müde; ich bin es herzlich satt; mir graulet; mich ekelt . . . Mitten im Satz gegen alte Weiber oder Taube hält er inne, sogar ein ruhiges Laokooncapitel schließt mit einer Aposiopesis, eine Theaterkritik läuft in den Scherz aus: „Denn Aristoteles sagt — hier ward meine Kunstrichterin unterbrochen“. Das Abbrechen bekundet die schroffste Verachtung: „Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Katechismusmilch meinem Leser vorkauen zu wollen“; „Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist leicht abgewartet“. Es dient auch zur schnödesten Aushöhnung des Gegners, wenn seine ziellose Geschwätzigkeit als ansteckende Krankheit die Abwehr Lessings selbst ungebührlich zu dehnen droht.

Die dem Zwiegespräch genäherte Rede beflügelt sich, manchmal über Maß, mit Fragen und Ausrufen. „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ wird in einen Schwarm von Fragen aufgelöst. Fragen führen sokratisch weiter, zerfasern ein wirres Gespinst, legen Bresche in einen Wall, dienen zum Abschluß einer hypothetischen Schrift. Der Zweifel taucht auf: wie denn? denn was? denn wann? Ein letztes Wort wird mit einem Fragezeichen im neuen Satz lebhaft aufgenommen, oder zwei, ja drei wie Rädelsführer aus der Menge herausgegriffen. Das Schlußstück der Hamburgischen Dramaturgie beginnt als Commentar zur darübergeschriebenen Nummer mit der Frage: „Hundert und erstes bis viertes?“ Schon das beredte Ausrufungszeichen „Pope ein Metaphysiker!“ ist ein Trumpf gegen die akademischen Weisen. Das Verblüffende, Ironische, Erschreckende, Empörende, Zermalmende spiegelt sich in einer Reihe von Ausrufen. Interjectionen, ein schalkhaftes Ey, ein rasches Husch oder Huy, springen zahlreich hervor. „Heyda“ beginnt der achte „Anti-Goeze“, wie wenn die Tonart gleich mit einem Allegro angesagt werden sollte. Lessing betrachtet diese natürlichen, in den verschiedenen

Sprachen übereinstimmenden Zeichen der Leidenschaft, die Urlaute der Menschheit, und rechnet beim „Laokoon“ ihren Reichthum zur Vollkommenheit einer Sprache, mißbraucht von elenden Köpfen, doch nur von einer frostigen Anständigkeit verbannt. Bis in die kleinsten Einzelheiten dringt seine Beobachtung theoretisch und praktisch. Auf einem lexikalischen Streifzug merkt er sich an: „Ah! diese Interjection verdient auf alle Weise aus dem Französischen ins Deutsche übergenommen zu werden, weil sie sich weder durch unser ach! noch o! geben läßt, und fast der natürliche Ton bei gewissen Ausrufungen des Verdrusses und Widerwillens ist, mit welchem weder Schmerz noch Verwunderung verknüpft ist, daß sie dort durch ach! hier durch o! ausgedrückt werden könnte“; er bedient sich denn dieses Ah in seinen Dramen, der „Fatime“, der „Minna von Barnhelm“. Wie oft hat er durch ein „O des . . .“ den staunenden oder richtenden Blick auf eine Person geheftet, wie oft die Apostrophe verwandt, leichthin, oder pathetisch, wenn Luthers Geist vor den Epigonen beschworen wird.

So greift er mit Vorliebe zu halbdramatischen Formen der Darstellung, die auf den Kampfplätzen des Humanismus und der Reformation und gedämpfter in den Festen, wie sie Frankreichs geselliger Esprit der mündlichen und schriftlichen Unterhaltung gab, ausgebildet worden waren. Der Brief ist ein einseitiger Dialog, „weil man sich würklich mit einem Abwesenden darin unterhält, den man aber nicht zum Wort kommen läßt, so oft auch darin steht: Sagen Sie, mein Herr; werden Sie antworten, mein Herr. Figürlich ist es die allercommodeste Art von Buchmacherei; obgleich darum eben nicht die schlechteste. Was sie durch Mangel an Ordnung verliert, gewinnt sie durch Leichtigkeit wieder: und selbst Ordnung ist leichter in die Linien hinein zu bringen, als Lebhaftigkeit in eine didaktische Abhandlung, die an niemand gerichtet ist, als an Alle, und von niemand ganz sich herzuschreiben scheint, als von der alten ruhigen Wahrheit selbst.“ Diese Programmsätze sind in ihrem Lehrgehalt nicht originell, sondern wiederholen weitverbreitete französisch-deutsche Meinung. Die Geschichte des deutschen Briefs ist, ohne näheres Eingehn auf die litterarische Kunstform, von Steinhausen gründlich und gefällig entwickelt worden. Als Lessing seine frühsten Schreibübungen machte, „schrieben alle wohlgesitteten Leute

französisch" — die Gelehrten lieber lateinisch —, ohne mit der fremden Sprache zugleich den beschwingten Stil der classischen Pariser Epistelkunst zu erfassen. Zierlicher und witziger Rede froh, nicht sowohl der Sache als der Form wegen ein leichtes Geplauder zu pflegen, scheint den Deutschen mit sehr wenigen Ausnahmen versagt. Wir haben einen Schatz herrlicher, vieltöniger, individueller Briefe deutscher Männer und Frauen, aber nur Eine Briefkünstlerin Caroline, während Frankreich einen ausgeglichenen, durchgebildeten Briefstil besaß und zum Theil auch während des allmählichen Bankbruchs seiner ältern Prosa noch besitzt. Der Deutsche Lessingscher Zeit rang noch immer mit jenem „galant" sein wollenden, umständlichen und unwürdigen Complimentirton, der in Unterschriften ein tiefes Ducken des geringen Selbst, nach weitschweifigen Präambeln eine volle Weihrauchspende verlangte. Im Stillen flatterten die pietistischen Seelencorrespondenzen durch das Land, deren Schauindich die Gefühlsanalyse bereicherte. Den „abgeschmackten Junkers und aberwitzigen Neukirchs", wie Lessing sagt, kurz allen Eselsbrücken und geschmacklosen Briefstellern trat 1751 Gellert mit Lehre und Beispiel entgegen. Er machte den Brief in Deutschland zu einem Gradmesser der Bildung. Das Ideal war eine gesuchte Natürlichkeit, ein absichtlicher Stegreif, eine möglichst zwanglose Gliederung, als schreibe man „wie man spricht", vielmehr wie man sprechen soll, und folge sich gehen lassend dem „eigenen Naturell". Alles wohltemperirt, ohne Aufschwung und ohne Niedrigkeit, wortreich, artig, gedanken- und kraftlos, „plan" wie der saubere Sachse sich gern ausdrückte. So schrieb Gellert, mit großem Verdienst um den Schliff der Umgangssprache, den adeligen Gönnern oder an seine bürgerliche Sévigné, die Demoiselle Lucius. Oft genug kamen Wassersuppen auf den Tisch. Eine Briefwuth lief durch Deutschland, man bat um die Ehre eines Briefwechsels, man suchte ständige Correspondenten in Hauptstädten und Bildungscentren, auch zum Ersatz der dürftigen Zeitungen, und bald tänzelte von Frankreich eine namentlich ausgewachsene Männer gar übel kleidende, gern anakreontisch zwischen Prosa und Vers spielende Mode herein. Lessing hat Gellerts matten Landkutschenwitz verhöhnt, die Tändelbriefe verachtet, die telegraphirten Freundschaftswerbungen der schönen Seelen von sich gewiesen. Es ist bezeichnend, daß gleich der erste

von ihm erhaltene Brief mit „Ich“ anfängt, jener elenden Demuths-
regel ganz zuwider, die ein solches unmittelbares Hervortreten des
Selbst als unhöflich verpönt. Auch in etwas steifen Briefen an die
Eltern oder einen Gönner regt sich Lessings Selbstbewußtsein wie
seine dem Gellertstil fremde lebhafte Dialektik. Er läßt sich wirk-
lich gehn und folgt dem eigenen Naturell. Zu erzählen und be-
schreiben ist dann seine Sache nicht; ein Epigramm springt ihm oft
von den Lippen, ein Erguß der Empfindung sehr selten. Er kann
übermüthig sein, hitzig, zornig, neckisch, freundlich, aber eine herbe
Schamhaftigkeit des Gefühls hält volle Beichten zurück, so daß er auch
darin ein Gegenfüßler Goethes ist. Die meisten Briefe sind sach-
lich, mit ein paar nachlässigen persönlichen Zuthaten, und im aus-
gesprochenen Contrast zu den „Schwätzern“ kurz angebunden. Oft
genug bekennt Lessing seinen unüberwindlichen Respect vor langen
Episteln. Er antwortete säumig oder verstummte gegen die Liebsten,
so daß seine Freunde dies Schweigen beinah als einen Beweis der
Intimität ansehn mußten. Für Kästner den Beobachter an der
Spree zu machen, wie Mylius als Briefjournalist gethan, ver-
weigerte Lessing. Er schrieb vor den Zeiten Evas ausgiebiger und
regelmäßiger fast nur, wo es der Fortführung großer ästhetischer
Fragen galt und der Brief an die Stelle des Gesprächs oder der
Abhandlung trat. Lessing gehört dergestalt nicht zur Gellertischen
Schule, die durch Aufstellung von allerlei Musterbriefen in Wider-
spruch mit dem Natürlichkeitsideal gerathen war. Schon der gün-
stige Vossische Recensent erklärt: „Den besten Briefsteller zu machen
wird nichts erfordert als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller
braucht, und die ganze Kunst schöne Briefe zu schreiben ist die, daß
man sie ohne Kunst schreiben lernt.“ Er theilt aber mit Gellerts
Lehren den Hang zur scheinbaren Unordnung und natürlichen Im-
provisation.

Das sechzehnte Jahrhundert hatte den „Sendbrief“ in streiten-
den oder volksmäßig belehrenden Flugschriften ausgebildet, das sieb-
zehnte Pascals Provinciales gegen die Jesuiten als ein Meisterwerk
moderner Polemik gezeitigt, das auch an Briefromanen so fruchtbare
achtzehnte den offenen Brief Englands und Frankreichs, sei es
in der Form von Sammlungen, sei es einzeln, auf alle Gebiete
des Staats- und Geisteslebens angewandt. Die brieflichen Essays

befördern einen leichteren Gang, wo nicht alles aufgepackt und erledigt werden muß, und als einseitiges Gespräch einen lebhaften Ton ohne Gravität und unliebsame Belehrung des Katheders. Man wendet sich an wirklich vorhandene Adressen oder fingirt einen Empfänger oder schreibt ins Weite: au public. Lessings Gelegenheitsschriften in solcher Form gehen als Berliner „Briefe“ trotz Voltaires Vorbildern noch ziemlich steif einher, im „Vademecum“ nehmen sie einen zu burschikosen Trab, in den „Litteraturbriefen“ und den „Antiquarischen“ ist der Stil sehr ungleich, denn die Form wird namentlich gegen Klotz nicht festgehalten, sondern von langen uninteressanten Auseinandersetzungen gesprengt, bis sie zur Vollendung der „Anti-Goeze“ hinansteigt und ruhiger die „Briefe an verschiedene Gottesgelehrte“ beherrscht.

Man hat von Lessings Monologen gesprochen, aber das eigentliche Selbstgespräch setzt keinen Zuhörer voraus, mit dessen Verständnis zu rechnen ist, und keine andre Resonanz als die des leeren, verschwiegenen Raums. Monologe sagt oft genug der einsame Leopardi vor sich hin, wahrhafte Monologe ruft Novalis in die Todesstille der Mutter Nacht, während Lessing, außer im Drama, nur einmal einen echten Monolog geschrieben hat: als er im stillen Zimmer seine jugendlichen religiösen Gemütskämpfe dem Papier anvertraute. Er bedarf des Partners, sei es auch nur ein schattenhafter Gast, wie der Vater selig warnend vor dem verstörten Sohn erscheint und von ihm angerufen altvertraute Reden wiederholt. Lessings Art ist gleich der Weise Luthers eine dialogische, die das Denken gesellig macht und ideelle Verhandlungen ausprägt. So erzählt uns Goethe, daß er gern im Geist einen Bekannten zu sich lud, niedersitzen hieß und dann auf und ab gehend ansprach. Lessing unterhält sich mit leibhaften oder nur gedachten Personen oder in den mannigfaltigsten, unerschöpflichsten Wendungen mit dem Leser, so daß wohl ein förmliches „Ich“ und „Du“, „Ich“ und „Er“ Reden und Gegenreden bezeichnet, bis er dem Andern sagt: „Tritt ab.“ Er weiß, ein echter Sokratiker, daß noch immer durch gutes Fragen und Antworten die tiefsinnigsten Wahrheiten herausgebracht werden können, wenn er auch selbst die alte gelassene Methode selten anwendet und mit lebhaften Unterbrechungen gern zum Drama hinstrebt. Der bloße Einwurf „Man könnte sagen“, die

einsilbige kürzeste Frage „Wie?“ ist an eine sichtbare oder unsichtbare Gegenwart gerichtet. Lieber als den einverstandenen Freund holt der kritische Schriftsteller sich einen Andersgläubigen heran und sucht, mit wem er streite. Er porträtirt, carikirt den Gegner durch Vergleiche — „das wahre Bild . . .“ —, damit man ihn nicht bloß höre, sondern auch sehe, seine Gebärden beobachte, wie er selbst die Mimik des Zuschauers bemerkt und das eigene Mienenspiel. Lessings Schriften wimmeln von unmittelbaren Anreden: mein Herr Pastor, senex abcdarie, ehrwürdiger Mann, Nachbar, gutes Mütterchen; sein achter „Anti-Goeze“ variirt die Zurufe für das Altonaer Roß: mein gutes Pferd, lieber Gaul, edler Houyhnhnm, komm an, Scheckchen! Von den höflichen Prädicaten hat Lessing selbst einmal erklärt: „ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet.“ Ohne jenem den Klotzianern so scharf angerechneten Klatsch zu verfallen, nutzt er gern persönliche Züge. Lange ist Dorfpastor, er hat einen Schulmeister, der hat Schulknaben, die Chorus machen müssen, sein Vater war Theolog und Grammatiker, ein stummes Spiel wird possenmäßig durchgeführt. So in der „Duplik“ die Schlaftrunkenheit des Nachbars; pathetisch aber im zehnten „Anti-Goeze“ die Abstimmung der versammelten Väter wie auf einer Bühne mit Einzelfiguren und Massen. Lessing giebt ein „Nachspiel“ zum Besten oder besteigt vor der Gemeinde die Kanzel, um Yorikisch zu predigen. Er treibt den Feind oft durch mimische Satire zur Selbstvernichtung, indem er Gottsched zu Worte ruft oder Dusch nicht als Dichter im Tempel der Natur, sondern als Savoyarden mit dem Guckkasten vorführt, Voltaires aalglatte Phrasen in sein gerades Deutsch übersetzt oder drei Fraubasen ein parodistisches Theatergeschwätz herplappern läßt. Manchmal bricht er plötzlich los und fährt sein windschief fragendes Opfer an: „Was schnacken Sie?“ Wie fein er die Technik des Gesprächs studirt hat, zeigt auch seine Niederschrift über „Unterbrechung im Dialog“, wo er mit Home gegen Voltaire das Recht der Ungeduld anerkennt, aber die leichte Ausfüllung der points poursuivants für Leser und Hörer fordert. Seine eigentlichen Dialoge, den schnurrigen „Kanzeldialog“ nicht zu vergessen, nehmen durch ihre so spannende Sparsamkeit, ihren trockenen Witz, ihren gesammelten Scharfsinn eine Sonderstellung in der alten Gattung ein und bilden den äußersten

Gegensatz zum Reichthum eines Platonischen Symposions, denn Lessing machte sich „aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel". Seine Freimaurer reden so, wie er selbst mit Moses, Jerusalem, Jacobi redete, nur viel spitzer und ausgesparter, als ein natürliches Gespräch ergeht; mögen Raphael und Julius philosophische Briefe schreiben wie Schiller und Körner, der „Sammler und die Seinigen" sich aussprechen wie die weimarischen Kunstliebhaber — „das laute Denken mit einem Freunde" hat eben seinen individuellen Stil.

Lessings Stil ist sehr bewußt. Es wird licht um uns, so oft wir zu ihm treten. Er kennt den verschleiernden Dämmerschein, das romantische Halbdunkel nicht, dem Dichter manchmal zum Schaden, der verstandesklaren Prosa zum Gewinn. Weiter Raum im Reich der deutschen Sprache ist seinen Zeitgenossen und Nachfolgern zur Entdeckung und Pflege geblieben, der ihm fremd war. Er „distinguirt" immer, und Novalis fand seinen Blick zu durchdringend. Hinter ihm Nacht und vor ihm Tag, weiß er genau, was er will, was er kann. „Wer mit Wortgrübelei sein Nachdenken nicht anfängt, der kömmt, wenig gesagt, nie damit zu Ende". Er glaubt an Recht und Kraft des Genies: „daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein welche es will, eine Form ertheilen kann welche es will". Die eigenen Grenzen waren ihm unverhohlen: daß es mit der gebundenen Rede hapere, daß die Versification, ganz abgesehn von sehr bösen Tragödienalexandrinern, hie und da den Meister über ihn spiele, hat er offen eingestanden. Seine scharf im Zaum gefaßte, manchmal zu künstliche Sprache geht ihm nicht durch. Ohne jeden Parenthyrsus schaltet er mit den rhetorischen Figuren, hebt die Sätze bis zur obersten Staffel einer Klimax empor, unterstreicht die Hauptsachen und weiß die logischen Accente der Rhetorik dem rhythmischen Fall seiner Perioden vortrefflich anzupassen. Alles ist erwogen, auch in der größten Lebendigkeit. „Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache", steht in seinen zahlreichen Sprachbekenntnissen zu lesen, denn er beobachtete sich selbst und gab sich wie den Lesern Rechenschaft, warum er in dieser oder jener Sache gerade so, nicht anders geredet habe. Sein Vorsatz soll zum vollen Bewußtsein kommen: „Das sind schlechte Satiren, über die man es ausdrücklich schreiben

muß, daß es Satiren sein sollen". Aber gern und oft charakterisirt er ganz bestimmt die Tonart, bittet um Erlaubnis, ein wenig possirlich zu sein, nennt die Weise der „Litteraturbriefe" streng, einen Ausfall gegen Klotz höhnisch, bemerkt lächelnd, daß er die fremde Melodie schlecht treffe, will mit sehr kaltem Blut, ruhigstem Vorbedacht, langsamster Überlegung spöttisch, bitter, hart erscheinen und hängt zum Schrecken der Widersacher auf dem Kunstrichterschild seine Tonleiter aus. Man hatte diesen Stil „oft mehr als bloß satirisch" genannt — Lessing erwidert: „Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satirisch sein? Und was soll er mehr sein, als satirisch? Treffend". Der Herr Hauptpastor empfängt auf anzügliche Beschwerden über diesen Stil die Antwort: „Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, so wie seine eigene Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe". Trotzdem kündigt Lessing seine leidenschaftlichen Wallungen bewußt an und sagt, wie der Grieche sein θέλω θέλω μανῆναι, „Ich muß, ich muß entbrennen" oder fühlt sich, wenn ihn wirklich einmal, wie im Verlauf der „Duplik", ein Fieber übermannt hat, wenigstens nachher den Puls. Er weiß, daß er hitzig ist, und arbeitet mit dieser Hitze; er weiß, daß er witzig ist, und braucht diesen Witz bis in heilige Sphären hinein, denn „wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll?" Lessing dürfte mit Luther bekennen: „Ich habe kein besser Werk denn Zorn und Eifer: denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen soll, so muß ich zornig sein, da erfrischt sich mein ganz Geblüt, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen". Aber auch der Kunst zu dämpfen war diese bewußte Sprachmeisterschaft sehr mächtig, wie die antiquarischen und die theologischen Fehden mit ihrem Himmelblau nach dem Sturm zeigten.

Am ausführlichsten hat sich Lessing über die hervorstechendste

Eigenschaft seines Stils geäußert, die wachsende Neigung zum Gleichnis. „Von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil", fährt er im zweiten „Anti-Goeze" fort, „Ich gebe den meinen aller Welt Preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nehmlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiter bringen kann!"

Die Metapher also ist in der Prosa ein der natürlichen Rede vertrautes, die Gedanken beförderndes, Unbekanntes ans Deutliche schließendes Vehikel; kein Schmuck, was sie ja auch in der Poesie nicht äußerlich sein soll. Seiner Neigung, davon zu häufigen und bisweilen zu feinen Gebrauch zu machen, ist sich Lessing wohl bewußt, aber die Vortheile dieser Erbsünde überwiegen zu sehr ihre Fehler, als daß er nicht rüstig der Naturgabe frönen sollte. Nochmals bestimmt er im achten „Anti-Goeze" die Art und Absicht seiner Bilder: „Ich suche allerdings, durch die Phantasie, mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern er-

wecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden". Das Bild des Prosaisten (er heiße Luther oder Lessing oder Bismarck), der auf klares, anschauliches Überzeugen ausgeht und die Phantasie als Mittlerin zu Hilfe ruft, sammelt die Lichtstrahlen in einem Focus. Es concentrirt und steigert den Glanz der Wahrheit, es macht das scharfe Schwert der Polemik blank. Allerdings geben die Bilder der lehrenden und streitbaren Prosa ein poetisches Element, das bei Lessing, wo er persönliche Zustände malt wie im Bild von der einsamen Mühle, sich der Lyrik nähert und einen Hauch jener dichterischen Fülle athmet, die etwa Claude Tilliers ergreifenden Pamphleten ihren unwiderstehlichen Zauber verleiht. Lessing, der Feind der Blümchen, des „gefirnißten" Stils, will die Prosa nicht so streng umzirken wie die ältern Franzosen und Sachsen oder Klopstock, immer aber ist sein Bild Brennpunkt des innern Interesses, nicht Zierat. Die Sinnlichkeit der Redekraft eines Luther, Hans Sachs, Fischart war im siebzehnten Jahrhundert, wenige kraftvolle Federn ausgenommen, hinter einem aufgebauschten, gedankenleeren, wie Haller sagt „auf Metaphoren als auf Blasen schwimmenden" Bombast verschwunden, der doch sehr arm und erfindungslos erscheint, wenn man seinen Vorrath in Rubriken bringt. Die Dichtersprache litt an einem langwierigen Ausschlag. Wer nach Günthers aus eigenster Erfahrung geschöpftem Spott ein Gleichniswort vom Missisippi her holte, freute sich seiner ungenießbaren Großthat vor dem verdutzten Leser. Auf der einen Seite brach dann ein radicaler Bildersturm los, auf der andern wollte man von den Hitzblattern des Marinismus beim Studium Homers genesen. Gleichnisse statt Lohensteinischen Ambras und Zinnobers, Hofmanswaldauischen Alabasters und Zuckers fanden in der Schweiz, wo einst Zwingli das „Tropen und Troppeln" mit den Waffen antiker Rhetorik bekämpft hatte, den höchsten Preis. Und es konnte nicht ausbleiben, daß die religiöse Poesie Klopstocks, nach all den Orgien falscher Sinnlichkeit und gegen die steifen Klunker des Gottschedianismus, im Unkörperlichen, Unsinnlichen ihre Triumphe suchte: die Illustration war oft dunkler als das zu Illustrirende, die scheinbare Beleuchtung nur eine weithergeholte Umschreibung; wie Lessing einmal sagt: „Er-

klärungen bekannter Dinge sind wie überflüssige Kupferstiche in Büchern". Aber der Marinismus als herrschende Mode starb dahin, jener Schwulst, den Lessing im „Leben des Sophokles" treffend bezeichnet: „Was macht einen Dichter anders schwülstig als die allzu häufige, allzu gesuchte Anwendung der kühnsten Tropen?" Jene waren gedankenarm; er bewährt im Gleichnis den scharfen Blick für Ähnlichkeiten und ein tiefes Verstehen, das alle Beziehungen anschaulich hervorheben kann: τὸ ὅμοιον θεωρεῖν, wie es der Stagirit ja als Merkmal des Genies gerühmt hatte; πολὺ δὲ μέγιστον τὸ μεταφορικὸν εἶναι! Ein Gleichnis Lessings muß seine Gleichnisse bestimmen: der Begriff ist der Mann, das sinnliche Bild des Begriffes das Weib, die Worte sind die Kinder dieser Ehe.

Unser bildlichster Dichter und Schriftsteller ist Goethe. Von der Kindheit der Muttersprache bis ins höchste Greisenalter, wo so manches Mal die schon lang verdorrte Sinnlichkeit eines Wortes von seiner Symbolik bethaut wieder aufquoll, war es ihm Bedürfnis, sich figürlich und gleichnisweis auszudrücken. „In Gleichnissen laufe ich mit Sancho Pansas Sprichwörtern um die Wette", sagt er der Freundin. Er hat das ganze Gebiet des Niedern und Hohen, Drastischen und Weihevollen unumschränkt durchmessen, ein „Gleichnismacher", dem Volksrede, Weltlitteratur und alle Naturreiche willig ihre Schätze zollten. Auch Lessing könnte mit ihm sagen:

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

aber bei geringerer Naivetät seiner Gleichnisfülle hat er Bild und Gleichnis erst unterwegs in Pflege genommen. Er liebt das Sprichwort, in dem die Volksweisheit sich oft so anschaulich zur knappsten Fabel verdichtet, und nutzt so manche populäre Klugreden unbekümmert um die Geschmäckler, die derlei Wendungen gleich den biblischen trivial und unfein schalten und sie nur dem niedrigen oder pöbelhaften Stil zuwiesen. Gottscheds kleine Sammlung sächsischer Sprichwörter enthält eine ganze Reihe Lessing geläufiger Nummern, auch Contis „Die Kunst geht nach Brot." „Nach dem Sprichwort zu reden", sagt er allzeit gern. Anfangs greift seine Sprache, nicht selten in Frageform und zur Schlußpointe, zwar zu vielen knappen figürlichen Ausdrücken und Anspielungen; aber er steckt

doch noch in altmodischer Allegoristerei, wenn er 1751 **mythologisirt**: „Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem **Momus** in die Hände gefallen“, oder wenn er in den „Rettungen des Horaz“ recht schulfüchsisch einem Vergleich aus der Schifffahrt durch Bemühung des Äneas und Äolus ein Bleigewicht anhängt. Sein erstes glücklich ausgeführtes, vielleicht durch Leibniz (Hempel 18, 337) angeregtes Gleichnis findet er, ohne je die Messias=Gleichnisse zu erörtern, für Klopstock und die Nachahmer, was nicht hindert, daß im „Pope“ Begegnung und Kleidertausch des Philosophen und des Dichters auf halber Parnaßhöhe geistreich gedacht, doch mühsam gesagt ist, oder in der Vorrede zum Thomson ein sehr anschaulicher Vergleich, des **Merchant of London** mit einem Buckligen, und ein malerischer Bilderschwall auf derselben Seite stehn. Kein Zweifel: klärend und bereichernd wirkte die theoretische, besonders die selbstthätige Beschäftigung mit der Fabel. Der letzte Schwulst ward hinausgefegt, das Auge geschärft, die Wendung gerundet. In den sparsamen „Litteraturbriefen“ fällt einmal die kluge Berechnung auf, wie das hebräische Bild vom Kahlkopf und den Bären und ein etwas steif wiedergegebener Vergleich aus Butler dem biblischen Brief eines Engländers angepaßt sind; anderseits erscheint als Frucht der neuen Gedrängtheit der Protest gegen die „schülerhafte“ Ausdehnung. „Noch nicht aus?“, heißt es zu einem Gleichnis des Nordischen Aufsehers — „Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichnis. Der Aufseher fährt fort: Eben so ist es mit denjenigen beschaffen &c. und Gott sei Dank, wir sehen wieder Land. Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichnis, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verliert?“ Basedows Widerspruch gab Anlaß, die „ekelhafte“ Ausdehnung dieses „ausgereckten“ Gleichnisses nochmals durchzuhecheln. Stets auf der Hut, daß er nicht über dem Ausspinnen die Verbindungsfäden zerreiße, will Lessing doch den Homer nicht tadeln, wenn bei ihm das Gleichnis lebhafte Züge mitnimmt, die nicht ganz zum Verglichenen passen; nur ganz unwahr dürften derlei beiläufige Züge niemals werden. So schaltet Lessing selbst, der sich wie Homer „oft ein wenig in

seine Gleichnisse verliebt". Doch ist er im „Laokoon", wo er die Künste als Grenznachbarn behandelt und einen Gleichnisfund bei Plutarch macht, noch enthaltsam, in der „Dramaturgie" ausgesprochener Feind luxurirender Gleichnisse der Bühnensprache, wie denn auch die „Emilia Galotti" ihre concise Rede nur mit unausgemalten figürlichen Zuthaten, von der gebrochenen Rose, dem Tropfen im Eimer, der brüllenden Löwin, würzt.

Der hamburgische Kritiker faßt sein Urtheil als knappes Bild zusammen: ein Riese exercirt mit dem Cadettengewehr, ein Gemengsel von Zärtlichkeit und Ceremoniell schmeckt wie Honig und Citronensaft, und dergleichen mehr. Schon aber greift die Lust am durchgeführten Gleichnis hier wie in den Antiquarischen Briefen um sich. „Ich erkläre mich an einem Gleichnisse" „Ich will bei diesem Gleichnisse bleiben" „Ich bleibe also in der Vergleichung". Man sieht ihn aus der „abgezogenen" Rede in die sinnliche hineinwachsen und aus der figürlichen zur abstracten zurückkehren. Diese Bewegung verkennt, wer dem Nathanvers „Ein großer Mann braucht überall viel Boden" . . . mit Schlimmbesserungen wie „Baum" oder „Stamm" zu Leibe geht, denn das Wort „Boden" wird ein Erdreich für das im ersten Anfang noch nicht vorgesehene Bild von den einander in allzu großer Nähe zerschlagenden Ästen. Ein Gleichnis ruft mittelst der Analogie das andre herbei: „Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anstecken, um eine Mücke zu verbrennen" — so wird der Widerspruch zwischen kleinem Zweck und ungereimtem Kraftaufwand dreimal versinnlicht. Der Ausdruck „einer Übersetzung aus alten Sprachen den Puls fühlen" gesellt sich gleich den zweiten medicinischen, und zwar mit drastischer Steigerung, zu: „einer aus den neuern Sprachen das Wasser besehen". Eine ganze Kette schließt sich Glied in Glied zum Contrast Shakespeares und des deutschen Nachtreters: das englische Trauerspiel ist eine Freske, das französelnde eine Miniatur, eine Scene des Briten der Ärmel eines Riesenkleids, den man nicht für einen Zwergenrock nutzen kann; die Entlehnung gleicht der Flocke des Fadens, die künstlerische Verwendung eines Motivs der vom Rohwerth unabhängigen Goldarbeit; endlich wird das große

Originalstück zum Spiegel für die Flecken der Pfuscherei, und antithetische Worte Lessings über Schärfe des Dichters und des Kritikers machen den letzten Ring dieser unwillkürlich weit erstreckten Kette. So strömen ihm eben da, wo er sich die lebendige Quelle der Poesie abspricht, analoge Bilder der Bedürftigkeit unerschöpflich zu, von dem Druckwerk, dem fremden Feuer, den Kunstgläsern, der Krücke. Der Titel „Nachtigall" giebt den Vogel, den Phönix, die Stimme, das Bauer an die Hand, der Name „Reichspostreuter" einen ganzen Bilderschwank mit Gaul und Schwager. „Bei diesem Gleichnisse zu bleiben", nimmt Lessing das verwaiste Werk nicht bloß kurzweg für ein ausgesetzes Kind, sondern schafft es ins Findelhaus und zur Taufe, schreibt ihm auch die liebkosenden Gebärden eines Säuglings zu; dadurch inspirirt, daß sein Gegner auf die väterliche Pflege von Mißgeburten gestichelt hatte. Lessing spricht von Klotzens Weihrauch, als ihm Wernickes sinnliche Wendung, einem das Rauchfaß um den Kopf schmeißen, einfällt und die Phantasie sofort zum Ungeschick des Schwenkenden, den Beulen des Getroffenen weiter führt. Oder im gleichen Zusammenhang: der Schmeichler kitzelt, der Gekitzelte krümmt sich, denn seine Haut ist kein Elefantenleder, man wird ihn todt kitzeln. Der abstracte Gedanke, sein Opfer sei ein Egoist, giebt sich in bildlichen Fragen und Invectiven kund: „Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen? Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle", und dem glücklichen Bilde muß ein gleichfalls antithetischer Nachsatz dienen: „Was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt herunter". Noch viel reicher wird im „Absagungsschreiben" der Tonwechsel des erst leidlich mäßigen, nun blind wüthenden Gegners ausgebeutet: dort murmelt er sauersüß, hier verleumdet er aus vollem Halse; dort geht die Katze um den Brei, hier läuft der Eber in den Spieß; dort nennt er weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken schlägt, hier wird Lessing bei jedem Krampf der orthodoxen Finger „geknippen"; dort regt er das Wasser kaum, hier macht er Plumps.

Neben derlei analogen Bildern erscheinen die phantasievollen, so einheitlichen Frescogemälde, wie jenes von der Mühle gegen die Klotzianer, oder das vom Sturm gegen die Orthodoxen, das hier als Meisterstück fortreißender tropischer Beredsamkeit stehn soll (3. Anti-

Goeze): „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun! um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaun vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?"

Prosaischer wird bisweilen ein Gleichnis auf Ort und Umgebung des Adressaten berechnet: also vernimmt der Hauptpastor der Handelsstadt ein kaufmännisches von Brutto und Netto, Tara und Emballage, oder „ein Exempel, das ihm ganz nahe ist" durch eine Parallele der Bibel und der Klefekerschen Gesetzsammlung. Geht Gleichnissen dieser Art die plastische Kraft ab, die den Rottenführer und seinen feilen Litteratentrupp als den Alten vom Berge mit seinen Banditen in Scene setzt, und die derbe Sinnlichkeit, die vom stinkenden Fett der Wassersuppen oder den ekeln einander auffressenden Spinnen redet, um die Phrasen dort und die Widersprüche da zu illustriren, so hat Lessing auf der einen Seite die knappste Bildlichkeit in Prägungen wie „abbangen" „hinausverfolgen" „angestorben" „zerstreiten", auf der andern eine Neigung zum Subtilen. Seine Gleichnisse aus dem Kinderleben entbehren der Naivetät oder erscheinen zu sinnig, als daß der mit bunten Kieseln spielende Kleine sich auf den Klotzischen Kampfplatz schicken möchte. Die Ausmünzung des Fabelsprichworts von der blinden Henne verliert sich ins mineralogische Detail von Kröten- und Luchssteinchen, die nicht jedermann kennt; das schöne Wort vom elektrischen Funken der Glaubensseligkeit führt mit der Anrufung Franklins und Nollets in ein gelehrtes Revier; was die Optik über Strahlenbrechung ermittelt hat, wird auf Stand und Streich im Duell angewandt, oder die Schnauzen und Kragsteine, Simse und Archi-

trave der Baukunst müssen, eben da vor dem letzten „Fragment“, die Stelle des Bruchstücks im geistigen Gebäude bestimmen helfen. Ja, das viel ältere Gleichnis von den zwei Wilden, die in den Spiegel gucken, hat ganze Abhandlungen über seinen Tiefsinn herausgefordert, obwohl Lessing im Plauderton anhebt: „Wollen Sie mir ein Gleichnis erlauben?“ Jenes Bild der „Duplik“ vom Hause, dessen Festigkeit nicht durch Aufwühlen der Fundamente dargelegt zu werden braucht, wird durch das angefügte Gleichnis vom ephesischen Dianatempel, seinem Kohlengrund, der Art dieser Kohlen, den Zeugnissen des Plinius, Pausanias, Vitruv allerdings „nicht verdorben“, was die geistreiche Meinung anlangt, doch in die dünne Luft der höchsten Bildung emporgehoben, wo dem ungewohnten Leser der Athem zu stocken droht.

Selbst in Lessings Briefen fehlen, neben realistischen Sätzen über den einfallenden Bau der Kirche oder das schmutzige Wasser der Theologie, künstlicher geschliffene Facetten nicht. Nur ein paar Strichlein, und sein Blatt an Ebert vom 12. Januar 1773 über das vorhandene Thema „Moos und Schwämme“ dürfte neben der nachdenklichen Geschichte, wie Minervas Vogel sich von Mäusen nährt, unter Lessings Prosafabeln stehn; auch die Moral springt am Schluß epigrammatisch hervor: „Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln“. Wenig mehr wäre nöthig, um den Kräuterkenner und den Schäfer aus der antigoezischen „Bitte“ im Bereich dieses neuen witzigen Äsop anzusiedeln oder den bildlichen Excurs der „Parabel“ über Fuhrmann und Befrachter mit einer jener knappen Nutzanwendungen, in die Lessings Apologe so gern auslaufen, selbständig zu machen. Und wie reich Phantasie und Empfindung die parabolische Fiction der frommen, mit leeren Katechismusdeckeln zufriedenen Inselbewohner ausmalen könnten, lehrt ein Blick von solchen sparsamen Umrissen des Verstandes hinüber auf die tiefe Symbolik urchristlicher Einfalt, die uns in Tolstois Legende von den „drei Greisen“ umfängt.

Der Streit mit Goeze hat Lessing einmal veranlaßt, sich in der „Nöthigen Antwort“ streng „aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen“ zu enthalten, nachdem dieser Strauß eine seit Luthers bilderfrohem Kriegsspiel mit dem Bock Emser nie dagewesene Fülle gezeitigt hatte, die ihre kräftigste Nahrung eben aus den Wechsel-

fällen des Kampfes zieht. Bestellt war der Boden von den jugendlichen Waffengängen an, in Hamburg werden größere Garben gebunden, in Wolfenbüttel hohe Erntewagen zur Scheuer geführt. Diese Gleichnisse verbannen durch die bewegteste Anschauung handelnder Personen jede lahme Schildersucht. Der Dramaturg vergleicht einen Feind seines Diderot mit dem Turnierstecher, der in der Hitze des Ansprengens die Lanze gerad am Ring vorbei stößt; der Archäolog freut sich, Klotzens „lateinische Schanzen" fallen zu sehn. Wie ihm die Ilias das verächtlich umgewandte Bild des ins Gewehr tretenden abgelebten Nestor bietet, so ruft er die antiken Helden auf in seinem Heerzug gegen den Scheinkönig der neumodischen Alterthumswissenschaft. „Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sei. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen". Ihm ist Schutz- und Trutzfehde gleich geläufig. Er spielt den Krieg aus den Vertheidigungsmauern in Klotzens eigenes Land und rückt der „ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen" entgegen. Der Fragmentenstreit für und wider die Religion erscheint ihm im großen Bild eines Festungskrieges. Da ragen Bastionen empor, hier wird ein Außenfort angerannt, dort zum Sturm auf sämmtliche Werke gerüstet, man belagert, cernirt, entsetzt, man führt alles Geschütz auf einen Punkt, man zieht ohne Gegenwehr auf ein andres Werk oder wirft sich ins verlassene zurück — Ausdeutung ist nicht von Nöthen: der Leser werde schon in der neuesten Litteratur leicht „die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie" finden. Die einzelnen Motive des Eröffnungsmarsches dringen im verlaufenden Feldzug wieder ans Ohr. Auch die „Duplik" erzählt von dem „Hauptsturm" des Ungenannten und von seinen Leitern, deren viele nicht neu, einige durch zerschmetternde Feldstücke der Belagerten schadhaft geworden sind: „Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter." Um wie viel gelassener und epischer als all diese Kampfsignale erscheint Goethes dem ungestümen Grimm noch gebietende

große Schilderung der „alten Burg" oder „Bastille" Newtons und ihrer Geschichte; wohl das ausgeführteste Bild im Schatze des Gleichnismachers. Lutherischer läßt der Secundant des Ungenannten seinen lahmen Nachbar links abmarschiren und selbstvergnügt Victoria schießen, höhnisch Goezes heilige Faust das christliche Banner über sich schwenken. Er selbst lockt mit leichten Truppen vor der langsameren Hauptarmee den Orthodoxen aus der Verschanzung, sagt das erste Treffen an, giebt eine „ritterliche Absage", reizt den berittenen Bundesgenossen drüben durch ein spielendes „Komm an!" Vertraut mit der Sprache der Vauban wie mit den Schlagworten deutscher Fechtböden: der glitschenden Mensurbrechung des Simulanten und dem Hinzaudern des Klopffechters, bereit dem Andern in die Parade zu fahren, steht er da und freut sich, daß der Gegner endlich vor die Klinge kommt. In dieser Haltung hat ihn die Nation am liebsten gesehn.

Hier war in seltenster farbenreicher Fülle dargeboten, was Friedrich der Große damals bei seinen Deutschen nicht finden wollte: abondance de termes métaphoriques, si necessaires pour fournir des tours nouveaux et pour donner des grâces aux langues polies, wenn auch Anmuth und Schliff nicht das vornehmste Ziel der letzten klirrenden oder mit gesammelter Prägnanz ihre humane Weisheit aussprechenden Prosa und der hellen, warmen Nathanverse Lessings sein konnten. Hier war ein ganzer deutscher Mann, sein Stil der vollendetste Ausdruck der deutschen Aufklärung, so daß ihm auch in den Jahren, wo neue Weisen durch unsre Litteratur und Gesellschaft tönten, von einem Stimmführer des jungen vorwärts drängenden Geschlechts der stolze Ehrenname des Prometheus der deutschen Prosa zuerkannt wurde. Früher hatte Herder, der mit seiner eigenthümlichen Mundart zwischen der Lessing-Klopstockschen Generation und der Geniezeit zu Worte kam, Lessings Deutsch als das ursprünglichste nach Luther, seinen Eigensinn als Eigensinn der Sprache selbst gerühmt. Mag unsre ruhige geschichtliche Betrachtung wirksamer Jugendlehrstunden bei den Franzosen gedenken, deren Enkel heut auf Lessings Prosa gern das Merkwort der netteté anwenden, so ist doch das Erlernte wahrhaft eingedeutscht worden, und die Hauptmacht liegt in dem, was auf geistigem Gebiete durch Vererbung und Anpassung nicht erschöpft werden kann,

im Reifen und Blühen des Individuellen. Denn auch der Stil erringt, wie Goethes großartiges Selbstbewußtsein von aller menschlichen Existenz sagt, als höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit. Die Gaben seiner Persönlichkeit voll und rein herauszuarbeiten, sich so kund zu geben, schriftstellerisch den „eigenen Charakter zu cultiviren", war Lessing vergönnt in aufsteigender Bahn, ohne Sinken. Seinen ganzen Scharfsinn, der die schwierigsten Fragen in rund hundert Paragraphen entfaltet und jedes Wort wägt, und zugleich seinen ganzen lieben Enthusiasmus der Darstellung, der im letzten Viertel die gar nicht thränenselige Reimarerin wie mit elektrischen Schlägen niederwarf, bot die „Erziehung" 1780. Vom Druck vorzeitigen Siechthums erfuhr die Nation nichts, ein gelähmtes Dasein aber hat ihm der Tod in dem Lebensalter erspart, da andre Schriftsteller ihre gewonnene Macht ruhig pflegen und fortbilden.

VII. Capitel. Lebensausgang.

Dies in lite. Wahlspruch Lessings 1780.

„Ich wüßte nichts, was mich so traurig machte, als die Ruinen eines großen Mannes zu sehn“.

Elise Reimarus, 6. October 1780.

Als Goethe von der Höhe seines Daseins auf die Geniezeit
zurückschaut, bezeichnet er dies ungestüme, leidenschaftliche Wollen
mit dem weisen Spruch: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht
in den Himmel wachsen. Wie rasch hatte der Sturm mehr als
einem der jungen Gesellen das Schifflein zerbrochen, wie mancher
hatte studentischen Überschwang für weltbewegende Genialität ge-
nommen, war zurückgeblieben, seitab geirrt oder auch besonnen in
sich gegangen, weil es im Geistesleben nicht mit ein paar neuen
Schlagworten und jugendlichen Explosionen, sondern mit nachhaltiger
Arbeit und ernster Schätzung des überlieferten Erbes gethan wird.
Goethe verschwand in Weimar für das große Publicum, das von
allem Widerstreit des Dichters und des Staatsmannes kaum etwas
erfuhr und beim Empfang vereinzelter kleiner Poesien nicht wissen
konnte, was dort am Ilmufer langsam der Zukunft entgegenreifte.
So behielt Lessing sein Wolfenbüttler Jahrzehend hindurch trotz
alledem unbestritten das Ansehn des ersten deutschen Schriftstellers,
auch auf dramatischem Gebiet, und der Ruhm des Kritikers wuchs
während der „Anti-Goeze“ nur noch gewaltiger empor. Von Ham-
burg bis Wien, von Berlin bis Heidelberg genoß er seltener Ehren.
Er empfand, was er fort und fort schuf und galt, und vermochte
von Grund aus alle Kräfte zu manifestiren, auch seitdem Evas Tod
seinem Leben einen traurigen und jähen Abstieg gab. In ihrem
Sterbezimmer, hinten auf das stille Gärtchen hinaus, dessen Grün
den müden Augen wohlthat, schlug er fortan seine Werkstatt auf,

umspielt von einem Kätzlein und manchmal durch frische Kinderstimmen von der Arbeit abgerufen, oder einsam grübelnd über dies ewige Einerlei. Beschäftigung, die nie ermattet, war auch seine Resignation. Die wilden Klagen, mit denen er einst um den Besitz der theuren Frau gerungen hatte, verstummten; selten nur brach in den Krisen des Fragmentenkampfes ein jäh loderndes Feuer aus, aber es greift uns ans Herz, wie er in ein verlorenes Eiland des Glücks sanft hinüberwinkend des Wandsbecker Boten liebes Hausgesindel grüßt, „in welchem ich mir Sie so innig verwebt denke". Er ließ sich 1778, als die gefährliche Spannung jener auf seine Streitschriften gelegten Acht ihm den Abschied aufzudrängen schien, doch willig vorhalten, daß Wolfenbüttel immerhin dank hoher Gunst und den Bücherschätzen nebenan ein unverächtlicher Posten sei, wie bitter es auch für den geselligsten Menschen war, jeden Genuß des Lebens so „ausmäkeln" zu müssen und freie Heiterkeit des Gemüths nur als seltenen Gast zu bewillkommnen.

Unverdrossen und leidenschaftlich, als müßten in einer kleinen Spanne Zeit die ganzen Aufgaben erschöpft werden, saß er über der Arbeit, doch blieb „Nathan" sein letztes Werk, denn die „Erziehung" war schon früher druckreif gewesen, die Fabelstudien und andre Kalmeusereien des Bibliothekars traten in den Hintergrund. Man frage sich nur, ob die gewaltige Schriftstellerei des Jahres 1778 noch Raum für die Amtsthätigkeit ließ. Der Dienst ward ihm immer lästiger, und sein Gehilfe Cichin, der später einer strengen Zucht bedurfte, war der letzte, den genialen Director zu ersetzen. Nur den Bestand der Guelferbytana schirmte Lessing gegen Helmstedter Aneignungsgelüste. Nichts wurde regelmäßig fortbezogen, fast nur Theologisches angeschafft, die Bibliothek stagnirte völlig: so klagt der Nachfolger, „mit heiligem Horror auf das vorgefundene Labyrinth" blickend. Lessing, der ganz anders als Goethe gar kein Talent zum Registrator besaß und sich nie zu regelrechten Tagebüchern und Briefwechseln aufgelegt fühlte, trieb die Geschäfte ganz beiläufig ohne System. Als ein Doublettenkatalog eingefordert wurde, gab er hin, was zufällig zusammengeschrieben war: das alte Verzeichnis liege wahrscheinlich im Wust eines Nebenraums begraben. Er hatte Größeres zu thun als in strengen Bureaustunden Buch zu führen über Bücher. Sorglos wie in seinen eigenen Angelegenheiten verlieh

er ohne Empfangsbestätigung, trug nicht ein was er selbst an Drucken und Handschriften entnahm, forderte nichts zurück, weil er für seine Person auswärtige Sendungen Jahre lang behielt. In seinem Nachlaß fand man spät außer massenhaften Bänden einen Stoß von alten Kupferstichen und Holzschnitten aus dem braunschweigischen Cabinet, und Heyne hatte Mühe, der Göttinger Bücher wieder habhaft zu werden. Bis zu Schönemanns pedantischer Abrechnung und weiterhin saßen die Herrn Collegen über die Amtsführung des großen Todten zu Gericht. Diese Banausen übersahen, daß Lessing ihre Rotunde mit Glanz umgeben und sich von Rechts wegen einer Ausnahmestellung erfreut hatte, für die der Amtseid eine bloße Formel gewesen war. Freilich rächte sich auch hier das in mittellosen Kleinstaaten beliebte Verfahren, wissenschaftliche oder Kunst-Anstalten mit berühmten Namen zu schmücken, ohne zugleich für ausreichende fachmännische Arbeitskräfte zu sorgen. Lessing selbst empfahl dringend die Anstellung des Schlesiers Ernst Theodor Langer, um für sich in aller Form nur einen Ehrenposten zu behalten. Der Minister v. Praun erwog im Sommer 1780 bei unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten ernsthaft die Ernennung eines wirklichen Bibliothekars in der Person Langers, der nicht zum ersten Mal an seinem künftigen Wirkungsort erschien und sich ein paar Monate hier umthat; Goethes Studiengenoß in Leipzig, weitgereist, eine subalterne Persönlichkeit, aber von tüchtigen und angenehmen Kenntnissen. Auch Lessing legte sein anfängliches Vorurtheil ab und würdigte diesen geborenen Bibliothekar eines vertrauteren Umgangs; Langer durfte ihn bei langsamer Arbeit, schreibend und umschreibend, beobachten, und auch die letzten poetischen Pläne sowie gewisse Mängel der „Emilia“ wurden mit dem spätern conservativen Richter classischer und romantischer Dichtwerke besprochen. Langer trat 1781 die Erbschaft im Rundbau an, nach der so Mancher begehrlich die Hand ausstreckte: Johannes Müller, Voß, der unselige Wildling Wetzel, durch ein Berliner Hinterpförtchen wie schon 1770 der dreiste Bahrdt. So oft dann Langer über Lessings geniale Wirthschaft murrte, dem Schriftsteller hat er lebenslang öffentlich gehuldigt, wenn der Hypochonder es auch zuwege brachte, den gedruckten Briefwechsel mit Eva König, in deren Sterbezimmer er die Blätter las, schnöde zu benörgeln.

Im Hause blieben Malchen und der kleine Fritz, nachdem Engelberts Unbändigkeit der Zucht des Cantors überliefert worden war. Theodor König, der älteste (geb. 1757), wollte schon 1776 schlechterdings nur Soldat sein; für ihn faßte Lessing damals braunschweigisch-englische Dienste, statt der österreichischen, ins Auge, verwandte sich auch 1778 beim Herzog Ferdinand, der den Jüngling werth hielt und dem Gerücht nach eine maßgebende Rolle im bairischen Erbfolgekrieg spielen sollte. Der Stiefsohn war gründlich vorbereitet, des Französischen vollkommen mächtig, im Besitz guter mathematischer Kenntnisse, deren Befestigung und Erweiterung Lessing früh durch Rathschläge gefördert hatte, „sehr gesetzt und sehr formirt“: „An seiner Person und Aufführung ist nichts auszusetzen“. Doch über den Sorgenkindern Evas walteten keine holden Gestirne. Theodor, den wir beim Tode der Mutter in Berlin, dann in Wien antreffen, ist als Kaufmann verschollen und soll in Geistesstörung einen Selbstmord verübt haben. Irrsinnig schied Engelbert (geb. 1765) dahin. Fritz (1768—1855), der mit dem ältesten Bruder und der Schwester die musikalische Begabung theilte, blieb nach vielversprechenden Anfängen durch einen bösen Sturz zurück und ist als greiser Vicar in Braunschweig gestorben. Malchen (1761—1848) fand das glücklichste Loos: sie heiratete 1782 einen braven Mann, den braunschweigischen Postrath Henneberg, genoß eines friedlichen Haussegens und theilte noch im höchsten Alter gern und beredt Erinnerungen an den „treuen Vater“, seine Fürsorge, seine Scherze, seine Lebensweise, seine letzten Stunden mit.

Schlicht und warm schreibt Lessing an die Kinder; auch hier machte nach dem Nathanwort das Herz, nicht das Blut den Vater. Mitten in den heftigsten Kämpfen, der schwersten Überlegung dachte er auch an ein bischen Putz oder Federbälle für seine Lieben. Er hütete peinlich ihr Vermögen, wie er schon vor seiner Heirat darauf bestanden hatte, daß ihm kein Antheil an Evas Renten werden und die großmüthige Schenkung eines Pfälzer Oheims den Kindern allein verbleiben müsse. Er selbst hat nie einen Heller davon für seine Person und den Haushalt, „eine so weitläuftige und kostbare Wirthschaft“, angerührt und erst vom Erlös des „Nathan“ dem rechtschaffenen, klugen Wessely dreihundert Thaler heimzahlen können, die er eben zur gemächlichen Ausarbeitung des Gedichts so nöthig

gehabt und der Kaufherr, als Bruder Karl bei einem andern Geldmann vergebens anpochte, neckisch dargeboten hatte. Nur die niederträchtigste Klatschsucht konnte munkeln, Lessing mache sich das Königsche Vermögen zu Nutz, oder das eben so thörichte wie boshafte Gerücht ausstreuen, er betrachte sein aufblühendes Malchen, deren Madonnengesicht und sanfte Augen J. G. Jacobi, ein Kenner weiblicher Anmuth, bewunderte, mit andern Blicken als denen eines zärtlichen und sorgsamen Pflegevaters. Elisens Trost: „Sehn Sie, lieber Lessing, so lohnt sich doch das Jahr, das Sie einst theuer erkauft hießen, noch mit einigen Zinsen", mußte er ein halbes Jahr später (7. Mai 1780) mit einer langen Vertheidigung gegen das Geträtsch der Welt beantworten, da man auch in Hamburg den „Gecken von Stiefvater" zu bespötteln schien, während er doch schon vergnügt das Herz der Jungfrau für einen fernen Geliebten schlagen hörte, davon durchdrungen, ein Mädchen sei bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publicums zu machen. „Kurz, liebste Freundin, denn ich plaisantire nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantiren läßt — kurz, schaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann, oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt, oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht: und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem Willen, sich Keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nöthiget, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurückwollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen, wie er will! Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe es gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwidert. Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häusliche Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn schon meines eigenen Nutzens wegen keinen Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreck-

liche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können als ehedem."

Dabei vergaß er freilich all seine bittern Beschwerden von ehedem über die unerträglich einschläfernde Öde, den so dürftigen Ersatz, den einzelne Besuche für den Umgang mit vertrauten Menschen brächten. Der Wolfenbüttler Verkehr war nach wie vor nicht sehr ergiebig. Sein Hausarzt kam dann und wann zu einer Schachpartie. Am nächsten blieb ihm der Drost v. Döring, ein freisinniger Mann und harmloser Dichterling, dessen Gemahlin ebenfalls kleine litterarische Neigungen hatte. Durch Lessing suchte sie in Berlin den Schöpfer des vielbesprochenen „Sebaldus Nothanker", Nicolai, kennen zu lernen; ihr zu Liebe fügte Lessing gewichtigen Worten über den Zweck seines „Nathan" auch eine Blumenbestellung bei. Es waren anhängliche, warmherzige Menschen, bei denen Malchen König dann in den Trauertagen ihre erste Zuflucht fand. Mit Döring ließ sich auch ein Wort von schriftstellerischen Angelegenheiten reden, nicht bloß wenn Göckingk durch ihn den berühmten Wolfenbüttler um Beiträge für Journal und Almanach bat und einmal sein Gewerb in Person anbrachte.

Gäste mancher Art und Herkunft sprachen, vor allem durch Lessing angelockt, in Wolfenbüttel vor. Auch ein Franzose fehlt in diesem Zuge nicht: schon 1773 war François Cacault, der künftige Dolmetsch der Hamburgischen Dramaturgie, mit Empfehlungen von Berlin und Halberstadt ausgerüstet, nach einem langen italienischen Aufenthalt ein Vierteljahr hindurch fast allabendlich von Lessing gewiß nicht nur mit deutscher Philosophie bewirthet worden. Er hatte soeben einiges aus Ramler übersetzt und war noch in manchen Vorurtheilen befangen; nun stach ihm Lessing den Star. Der „philosophische Reisende" zog von Lessing weiter gen Bückeburg, um in Herder die Fülle deutschen Originalgeistes zu schauen; er stammte aus demselben Nantes, wo Herder vor ein paar Jahren diesen Strom seiner Interessen in einem unschätzbaren Tagebuch gestaut hatte. So schlangen damals die Bildungsreisen und Besuche Netze von Land zu Land, von Ort zu Ort, von Mann zu Mann. Im gleichen Jahre war der Holste Schönborn, Gerstenbergs Freund, durchgeeilt auf dem Weg zu Goethe. Hatte C. F. Cramer flüchtig die Göttinger Genies vertreten, so erfuhr im April 1777

der Theaterdichter Klinger als Repräsentant des rheinischen Kreises neben seinem Principal Seyler, wie leicht mit Lessing trotz allen Klüften des Geschmacks und Stils zu verkehren sei und daß auch der heftigste Kraftapostel sich nicht gegen die Bekanntschaft dieses freien Mannes absperren solle. Natürlich führte manche Begegnung nicht über ein paar oberflächliche Worte hinaus, da Lessing keine Lust hatte, für die Fremden geistreiche Redensarten bereit zu halten und sein Ungestüm oft dazwischen sprang. So schreibt Zoëga (an Esmarch, 10. Juli 79): „Herrn Lessing habe ich in Wolfenbüttel gesehn, oder wenn man will gesprochen, nämlich wo die Herren herkommen und wo sie hingehn, und schiavo. Er ist auch der einzige, dem ich diesmal qua Gelehrsamkeit die Cour gemacht habe, und soll auch der einzige bleiben. Es ist ein langweilig, unerträglich Ding, wenn man ohne Introduction mit so einem Manne zu reden hat." Dagegen fanden, wie F. H. Jacobi bezeugt, im Sommer 1780 zwischen Lessing und Marchese Lucchesini, dem Diplomaten des Fürstenbundes, den Goethe dann in Italien als vollendeten kühlen Weltmann kennen lernte, sogleich bedeutende philosophische Gespräche statt, deren Lessing lebhaft und unter Lobeserhebungen des „sehr hellen Kopfes" gedachte.

Seinen ersten Besuch wiederholte der artige, reich gebildete, litterarisch erfahrene Boie im Mai 1778, wo er Lessing „theologischen Ketzereien hingegeben" fand und Einblick in germanistische Vorarbeiten erhielt. Ihm hatte Freund Eschenburg auch jenen furchtbaren Brief über den Tod des Lessingschen Söhnleins mitgetheilt und der begehrliche Redacteur darauf hin seine Sehnsucht nach Beiträgen Lessings gezügelt, den er durch den doppelten Schlag in tiefen Schmerz versunken wußte. Für Boie war alles Meisterwerk, was von Lessing kam. Er that viel zur Verbreitung des „Nathan" und ließ es sich nicht anfechten, daß die seinem eigenen, der Beihilfe so werthen Unternehmen, dem Deutschen Museum, von Lessing versprochene Mitarbeit ganz ausblieb. Mit ihm fand Helfrich Peter Sturz gastliche Begrüßung für ein paar angeregte Tage, einer unsrer saubersten Prosaiker, den Lessing seit langem werth hielt und dessen in die Kopenhagener Katastrophe verwickeltes Schicksal er mit freundschaftlicher Theilnahme verfolgte. Sturz hatte auch England und Frankreich bereist, er konnte aus persönlicher Bekanntschaft von Dr. Johnson

und Garrick wie von Diderot und dem Pariser Theater erzählen, er war in Bernstorffs dänischem Kreise daheim und mit Klopstock vertraut, ein kluger Mittler zwischen der älteren und der jüngeren Generation, voller Interessen bis zu kleinen altdeutschen Gedichten und neugefundenen Leibnizbriefen. In Fragen des „Laokoon" wie der „Dramaturgie" hatte Sturz feinsinnig eingegriffen, immer mißtrauisch gegen sein eigenes Urtheil, wenn er sich mit Lessing uneins fand, und diesem gehuldigt auch in parodirten französischen Nachtischgesprächen, dem homme à talens que ce Le Singe — „Welcher Franzos vereinigt so viel gründliches Wissen mit so viel Genie als Lessing!" Schon ein Jahr später, 1779, sollte Deutschland Sturzens allzu frühen Tod beklagen. Eilends strich im Januar der unruhige Georg Forster durch Braunschweig; aber „ein Mann, der um die Welt gereiset ist" durfte nun die schlechte Fahrt zum Wolfenbüttler Schmause nicht scheuen, nachdem geselliges Beisammensein an Eschenburgs Tisch ihn empfohlen hatte. Von Jugendfreunden kam Gleim manchmal herbei oder schickte aus dem Weghaus ein Zettelchen, daß er wieder bei Angott in Braunschweig absteige. Der Brave war Malchens Liebling, und man neckte sie, wenn in Unterhaltungen der Männer ihr angelegentliches Fragen nach Onkel Gleim naiv hineinplatzte, dessen flache Schwatzhaftigkeit reife Geister leicht ermüdete.

Gesprächig von Natur, hatte Lessing keineswegs die Neigung, allein das Wort zu führen, so daß der berühmte Anatom vom Haag, Peter Camper, nach einem Besuch lustig über den verfluchten Kerl polterte, der immer des Andern Rede in Fluß bringe, da man doch nur gekommen sei, ihm selbst zu lauschen. Aber auch unberühmte Wanderer fanden Tisch und Bett und mehr bei dem Großen, dessen Geduld und Güte nicht geringer war als seine Streitlust und Hitze. Da erschien im Sommer 1779 ein halbverrückter cynischer Philosoph, der Deutschrusse Könemann, und wurde sammt seinem struppigen Hund Monate lang von Lessing verpflegt, auch auf Besuch nach Braunschweig mitgenommen, ohne daß die Lächerlichkeiten, die unangenehmen Manieren und die tolle, in scheußlichem Deutsch geschriebene Metaphysik des armen Teufels seinen Wirth je störten. Er wußte sehr gut, daß der Livländer das Buch, zu dessen Vollendung er sich Unterschlupf erbeten hatte, nie auf die Bahn bringen würde, ohne jeden Schaden für die Welt, und er lächelte zu der auf

seine Bemängelung der Form erfolgten Antwort, dies Gebrechen möge man ja einfach in der Vorrede zugestehn. Hatte Könemann als ein andrer Just sein Brot mit dem verhungerten Köter getheilt, so wollte Lessing seinen letzten Wecken mit dem Philosophen brechen. Dieser kündigte, da die Tage sich wieder längten, plötzlich den Aufbruch an und zog nicht ohne Viaticum aus Lessings offenem Beutel von dannen. Der uns dies Zwischenspiel, vielleicht mit einzelnen journalistischen Ausschmückungen, als Augenzeuge berichtet hat, ist der Jude Alexander Daveson, von dem wir nicht wissen, wie weit Charakterschwäche, wie weit widrige Zufälle sein Geschick in die Irre führten. Halb Kaufmann, halb Litterat, nicht ungebildet, aber haltlos, ist er im Vagabundenleben verdorben, gestorben. 1779 that er in Braunschweig eine Kunsthandlung auf für Vasen und Medaillons, Gemmen und Terracotten, Londoner Abgüsse von Antiken, Kupferstiche, physikalisches Werkzeug, und sein Laden trieb, wie es scheint, den alten leichtlebigen Herzog zu unnützen Ausgaben. Als nach Karls Tod der Thronfolger und Sparmeister, schon länger über derlei verschwenderische Käufe und Schenkungen grollend, mit rascher Cabinetjustiz Daveson ins Gefängnis warf, da bemühte sich Lessing nicht bloß in Braunschweig für seinen Bekannten, der ihm gleich Madame Daveson manchmal gefällig war und bei dem er auch ein Spielchen nicht verschmähte, sondern bot dem seiner Haft entlassenen Nachbar längere Zeit ein Asyl, ohne Furcht, dadurch ein Ärgernis zu geben. Und als der Jude, von rechts und links bedreut, im December 1780 das widerspänstige Glück anderswo suchen wollte, schrieb Lessing ein schönes Empfehlwort an Mendelssohn: „Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein neugieriger Reisende. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yoriks Klassen nun zwar nicht; und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, die hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen. Eigentlich heißt er Alexander Daveson, dieser Emigrant; und daß ihm unsre Leute auf Verhetzung der Ihrigen häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er

will von Ihnen nichts, lieber Moses, als daß Sie ihm den kürzesten sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt". Daveson verließ Braunschweig bei Lessings Lebzeiten nicht. Seine Treue steht außer Zweifel, und dieser Umgang ehrt Lessings Herz, mag auch Gleim dem Hause Davidsohn einen üblen Einfluß auf Malchens Ton und Kleidung nachsagen und das weitere Leben des unsteten Schlemihl recht zweideutig erscheinen. Auch in England war seines Bleibens nicht. Nach der Rückkehr ward er in Schröders Theater grausam ausgepfiffen, als er in einem „attischen Declamatorium" die Bühnen- und Parlamentsberedsamkeit Londons den Hamburgern zu Gehör bringen wollte. Unter fremden Namen, Lindemann, Lang, meist Karl Julius Lange, schrieb er in Bayreuth die Reichs- und Staatszeitung, redigirte aus Franken verjagt in Altona ein neues Journal, und Nicolai beobachtete 1803 seine Spur im Kotzebue-Merkelschen „Freymüthigen", wo „Professor Lange" alles Mögliche zum Besten gab, über Nationalökonomie und deutschen Purismus, eine Art Novelle, Geschichtchen, frisch erzählte Lessingiana. Die Noth scheint den unseligen kleinen Publicisten ins französische Lager getrieben zu haben, so daß ihn jeder Patriot verachtete: der Herausgeber des „Telegraphen" wäre 1806 im occupirten Berlin beinahe dem Lynchgericht erlegen; reißenden Absatz fand ein Kupferstich, wie der Teufel sein Opfer mit den Worten „Der wird mir den Höllenpfuhl verstänkern!" hinabzerrte. Daveson hatte weder Glück noch Stern schon in jüngeren Jahren, und Lessing als guter und getreuer Nachbar fragte nicht peinlich nach dem Verdienst, wo er helfen konnte.

Allen Entbehrungen trat immer wieder das vollste Bekenntnis seiner geselligen Humanität entgegen, das im 88. Stücke der „Dramaturgie" prangt; er konnte nicht glauben, daß so ein Diderotscher Held dreißig Jahre durch die Welt geirrt sei, ohne die Zärtlichkeit eines Menschen empfunden, ohne irgend jemand angetroffen zu haben, der die seinige gesucht hätte: „Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menschliche Geschlecht anders vorstelle! Lieber wünschte ich sonst, ein Bär geboren zu sein, als ein Mensch. Nein, kein Mensch kann unter Menschen so lange verlassen sein! Man schleidere

ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menschen fällt, so fällt er unter Wesen, die, ehe er sich umgesehen, wo er ist, auf allen Seiten bereit stehen, sich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, so sind es geringe! Sind es nicht glückliche, so sind es unglückliche Menschen! Menschen sind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Wassers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen: Das Wasser heiße, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean".

Auf das Weltmeer werden wir freilich nicht hinausgeführt, sondern zunächst übers Weghaus nach Braunschweig. Oben, nicht allzu häufig, empfing ihn der Hof des Herzogs, der Herzogin-Mutter, in Vechelde war er Ferdinands Gast — unten macht ein wackerer Buchhandlungsfactor seinem werthesten Herrn Lessing das Compliment, die Frau Factorin Flörke habe ihn so lieb, daß sie ihm wohl gar einen von ihren Jungen abtreten würde, und auch bei seinem braven Lohndiener im Angottschen Absteigequartier stand er sehr in Gunst.

Braunschweig erfreute sich ja einer regen Geselligkeit. Eifrig theilnehmend vergaß hier Leisewitz, erst 1778 als Landschaftssecretär bestallt, seiner Hypochondrie und würzte den sehr langen Brautstand durch freundschaftliche Genüsse, deren heitre und ernste Zwischenfälle der genaue, für Lessing schon als Schüler begeisterte Mann, auch zum Frommen der Lessingforschung im Tagebuch eintrug. Der Hauptversammlungsort war Rönckendorffs Weinkeller in der Breiten Straße. In dieser 1778 eröffneten „großen auberge unter dem Namen Hôtel d'Angleterre" ließ sich erst ein freier Verein nieder, um vom Herbst 1780 an als Großer Club mit festen Satzungen die meisten namhaften Männer der Stadt und einige Nachbarn zu umfassen, Hofherrn, Officiere, Beamte, Kaufleute, Gelehrte, unter dem Vorsitz des lebensfrohen Kuntzsch. Auch Hardenberg, der spätere Staatskanzler Preußens, und Abt Jerusalem schlossen sich nicht aus. Da wurde bei einem guten Tropfen die Karte gerührt oder ein buntes Geplauder getrieben von Politik, Religion, Litteratur; manchmal ging es so ausgelassen zu, daß Hardenberg meinte: die Heiden toben gewaltig, und dann saß Lessing mit am lustigen Ende, sein trockenes Witzwort in die Tafelrunde werfend, wie daß der prunk-

hafte Dichter des „Renommisten“, Zachariä, doch kein Z auf seine Kutsche malen solle, denn man werde sagen, es sei nichts dahinter. Bisweilen stieg man tiefer in der geselligen Lust. So hatten die Genossen, unter ihnen Graf Marschall, 1778 in einem elenden Bauernkrug bei Bier und Taback sich ein erbärmliches Puppenspiel gefallen lassen, wo Prinz Castilio von Castilien seine Charmante dem Drachen entriß und Hanswurst alles mit geistreichen und lieblichen Reden durchwirkte.

Lessing traf im Club auch die Freunde, deren Hausgastlichkeit er gern annahm, Schmid, den lieben alten Anakreon und Büchermann, Eschenburg, Ebert. Der paarte seine Liebe zu Lessing mit der Vergötterung Klopstocks und Stolbergs und gab den Enthusiasmus für Wieland obendrein, für „seiner Prosa süßen Klang, harmonisch fest wie sein Gesang“, zumal für den auch von Lessing bewunderten „Oberon“, den leichten, melodischen Fluß, tanzend in der Kette des Reims. Dann mußte selbst Leisewitz, obwohl ihm vom Göttinger Bund her wenigstens eine dämpfende Kühle gegen Wieland geblieben war, beistimmen im Preise der Wellenlinie des Stils dieses herrlichen Meisterstücks, dessen Anregungen aus der englischen Poesie er sofort wahrnahm und dessen Mühelosigkeit er beneiden mochte, denn ihm selbst gedieh nichts: all seine historischen, litterargeschichtlichen, satirischen, dramatischen Pläne stockten. Kaum daß er einen Aufsatz über Wechsel zu Papier brachte und mit Lessing durchsprach; Beide hatten persönliche Erfahrungen auf diesem Gebiet. Der Karlsruher Allerweltsmann und Vielschreiber Ring, der im Spätsommer 1780 in Braunschweig von Thür zu Thür lief, um das Handwerk zu grüßen, notirte sich neben Leisewitzens Verzicht auf weitere Schriftstellerei: „Lessing munter, witzig, macht sich nichts aus dem Ruhm und vielem Geschrei, zweifelt, ob er wieder was herausgeben werde“. In Gesellschaften, wo Musik erklang, traten wohl Lessing und Leisewitz „in der gehörigen Entfernung“ zu einem Privatgespräch zusammen. Bei diesen Braunschweigern fanden die neuen Propheten keine Gnade; man ging mit Lavater ins Gericht, auch die Physiognomik, das spielende Lieblingskind des genialen Individualismus, war nicht nach Lessings Sinn. Ein ander Mal stritten Lessing, Schmid, Kuntzsch, Leisewitz über die Liebe: „Wir waren ungemein aufgeräumt, radotirten, lachten, philo-

sophirten, seladonisirten und verbanden die beiden letzten Dinge in einem Discours über die Liebe. Ich (Leisewitz) behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse heraus, Lessing war anderer Meinung"; ein Zeugnis mehr, daß jene paradoxen Trümpfe gegen Werthers Liebespein nur halber Ernst sind. Wie seine humane Neigung, keinen Menschen so behandelt zu sehn, daß auch nicht ein gutes Haar an ihm bleibe, sondern bei jedem etwas Liebenswürdiges, Nachahmungswerthes zu suchen, den Tagesklatsch läuterte, zeigt ein von Daveson überlieferter Vorfall: in Braunschweig hatte sich ein ausschweifender Stallmeister erschossen und zärtliche Abschiedszeilen an ein Freudenmädchen hinterlassen; man verwünschte den Todten und schalt die Buhlerin; Lessing aber wollte den Brief als Beweis einer aufrichtigen Anhänglichkeit ehren und fragte die Tugendkrittler, ob sie denn wüßten, was dies Mädchen, aus Noth eine feile Dirne, mit ihrer Liebe dem Stallmeister gewesen sei? So sah auch er wie Goethe gern „durch tiefes Verderben ein menschliches Herz".

Neben dem persönlichen Verkehr lief oder schlich der briefliche. Bruder Karl machte übereifrig den Berliner Berichterstatter, viel seltener ließ sich Theophilus hören, dem Lessing nicht einmal Evas Tod gemeldet hatte. Der Justitiarius Gottlob erfuhr diesen Trauerfall erst nach einem vollen Jahr und schrieb einen entsetzlich philiströsen Beileidsbrief, während die einsame Schwester in ihren ewigen Nöthen dem Bruder ohne jedes Zartgefühl vorhielt, er könne ja leicht helfen, da er weder Weib noch Kind, sondern nur seine Person zu versorgen habe. Alte Fäden wurden fortgesponnen mit Gleim, mit Ramler, dem Gehilfen beim „Nathan", mit Moses. Wohl bleibt Lessing sich bewußt, daß diesem Freund gar vieles in seiner Theologie ungenießbar sein müsse und die Mittheilung aller neuen Gedanken ihren Bund schwerlich fester schlingen werde; doch ein Lob Mendelssohns sättigt ihn stets, er „kaut und nutscht" an so einem Briefchen und hegt die „Zurückerinnerung an unsere bessern Tage", wie jeder alternde Mann gern in Jugendfreundschaften eintaucht und den Gefährten seiner frischen Wanderjahre die Hand drückt, wär's auch nur, um sich am schwachen Abglanz eines lang entschwundenen Morgenroths zu trösten. Gegen Nicolai freilich wird er immer einsilbiger und kühler. Die Theologie, von andern Hindernissen ab-

gesehn, trat auch hier dazwischen; ja, Lessing fragte den Verleger der Allgemeinen deutschen Bibliothek einmal schroff, ob er die Partei seiner geistlichen Kämpen nehme, die den Fragmentenstreit anfangs todtschwiegen, bis er mit größerem Ärger sah, „wie armselig die Blindschleiche (Lüdke) daher gerutscht“ kam. Es ist ein Vorklang der Xenien und der romantischen Treibjagd, wenn Herder nun freundschaftlich eine fortwirkende Schuld Lessings darin erblickt, daß er sich einst in den „Litteraturbriefen“ die Schuhe von Nicolai habe nachtragen und verschleißen lassen. Er selbst war der großen Berliner Recensirmaschine zornig entronnen. Lessing verläugnet den alten Cumpan oder schützt ihn spaßhaft: Nicolai kümmere sich im Grunde weit mehr um einen guten Braten und um lächerliche Schnurren als um Kunst und Wissenschaft — und wenn ihr ihn nicht leiden mögt, so schafft ihn doch weg! Eben focht Nicolai auch mit Wieland einen unerfreulichen Strauß durch.

Lessing stand jetzt viel näher zu Weimar als zu Berlin, in dem verheißungsvollen Jahrzehend, wo das Gestirn Herders und Goethes neben dem für unser Auge mehr als billig verdunkelten, der damaligen deutschen Welt heller strahlenden Lichte Wielands emporstieg. Wieland, einst so erbost durch die gegen Zürich gewandte „Rache“ der „Litteraturbriefe“, dann so gelehrig und auch für den Beifall des Dramaturgen so dankbar, hatte dem „großen Mann“ einen überströmenden Huldigungsbrief geschickt; Lessing mit ungewöhnlicher Wärme geantwortet, er achte diesen Verehrer unendlich hoch, ihnen fehle zur trauteren Freundschaft nur der persönliche Umgang. Sie sahen einander nicht, und auch Goethe konnte nicht mehr nachholen, was sein knabenhafter Eigensinn einst in Leipzig versäumt hatte. Er schätzte „Nathan“, wie er brieflich den Schöpfer nach dem Geschöpf nennt, auch als Streiter mit wachsender Theilnahme, bis er im Alter allen obscuren Mißwilligen den kräftigen Spruch zurief:

> Sie haben Lessing das Leben verbittert,
> Mir sollen sie's nicht.

Als Leisewitz, um trügerische Hoffnungen zu verfolgen, im Sommer 1780 Thüringen bereiste, fragten ihn Alle sogleich nach seinem großen Freund: Anna Amalia, die Braunschweigerin, die von Lessing ein-

sophirten, seladonisirten und verbanden die beiden letzten Dinge in einem Discours über die Liebe. Ich (Leisewitz) behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse heraus, Lessing war anderer Meinung"; ein Zeugnis mehr, daß jene paradoxen Trümpfe gegen Werthers Liebespein nur halber Ernst sind. Wie seine humane Neigung, keinen Menschen so behandelt zu sehn, daß auch nicht ein gutes Haar an ihm bleibe, sondern bei jedem etwas Liebenswürdiges, Nachahmungswerthes zu suchen, den Tagesklatsch läuterte, zeigt ein von Daveson überlieferter Vorfall: in Braunschweig hatte sich ein ausschweifender Stallmeister erschossen und zärtliche Abschiedszeilen an ein Freudenmädchen hinterlassen; man verwünschte den Todten und schalt die Buhlerin; Lessing aber wollte den Brief als Beweis einer aufrichtigen Anhänglichkeit ehren und fragte die Tugendkrittler, ob sie denn wüßten, was dies Mädchen, aus Noth eine feile Dirne, mit ihrer Liebe dem Stallmeister gewesen sei? So sah auch er wie Goethe gern „durch tiefes Verderben ein menschliches Herz".

Neben dem persönlichen Verkehr lief oder schlich der briefliche. Bruder Karl machte übereifrig den Berliner Berichterstatter, viel seltener ließ sich Theophilus hören, dem Lessing nicht einmal Evas Tod gemeldet hatte. Der Justitiarius Gottlob erfuhr diesen Trauerfall erst nach einem vollen Jahr und schrieb einen entsetzlich philiströsen Beileidsbrief, während die einsame Schwester in ihren ewigen Nöthen dem Bruder ohne jedes Zartgefühl vorhielt, er könne ja leicht helfen, da er weder Weib noch Kind, sondern nur seine Person zu versorgen habe. Alte Fäden wurden fortgesponnen mit Gleim, mit Ramler, dem Gehilfen beim „Nathan", mit Moses. Wohl bleibt Lessing sich bewußt, daß diesem Freund gar vieles in seiner Theologie ungenießbar sein müsse und die Mittheilung aller neuen Gedanken ihren Bund schwerlich fester schlingen werde; doch ein Lob Mendelssohns sättigt ihn stets, er „kaut und nutscht" an so einem Briefchen und hegt die „Zurückerinnerung an unsere bessern Tage", wie jeder alternde Mann gern in Jugendfreundschaften eintaucht und den Gefährten seiner frischen Wanderjahre die Hand drückt, wär's auch nur, um sich am schwachen Abglanz eines lang entschwundenen Morgenroths zu trösten. Gegen Nicolai freilich wird er immer einsilbiger und kühler. Die Theologie, von andern Hindernissen ab-

gesehn, trat auch hier dazwischen; ja, Lessing fragte den Verleger der Allgemeinen deutschen Bibliothek einmal schroff, ob er die Partei seiner geistlichen Kämpen nehme, die den Fragmentenstreit anfangs todtschwiegen, bis er mit größerem Ärger sah, „wie armselig die Blindschleiche (Lüdke) daher gerutscht" kam. Es ist ein Vorklang der Xenien und der romantischen Treibjagd, wenn Herder nun freundschaftlich eine fortwirkende Schuld Lessings darin erblickt, daß er sich einst in den „Litteraturbriefen" die Schuhe von Nicolai habe nachtragen und verschleißen lassen. Er selbst war der großen Berliner Recensirmaschine zornig entronnen. Lessing verläugnet den alten Cumpan oder schützt ihn spaßhaft: Nicolai kümmere sich im Grunde weit mehr um einen guten Braten und um lächerliche Schnurren als um Kunst und Wissenschaft — und wenn ihr ihn nicht leiden mögt, so schafft ihn doch weg! Eben focht Nicolai auch mit Wieland einen unerfreulichen Strauß durch.

Lessing stand jetzt viel näher zu Weimar als zu Berlin, in dem verheißungsvollen Jahrzehend, wo das Gestirn Herders und Goethes neben dem für unser Auge mehr als billig verdunkelten, der damaligen deutschen Welt heller strahlenden Lichte Wielands emporstieg. Wieland, einst so erbost durch die gegen Zürich gewandte „Rache" der „Litteraturbriefe", dann so gelehrig und auch für den Beifall des Dramaturgen so dankbar, hatte dem „großen Mann" einen überströmenden Huldigungsbrief geschickt; Lessing mit ungewöhnlicher Wärme geantwortet, er achte diesen Verehrer unendlich hoch, ihnen fehle zur trauteren Freundschaft nur der persönliche Umgang. Sie sahen einander nicht, und auch Goethe konnte nicht mehr nachholen, was sein knabenhafter Eigensinn einst in Leipzig versäumt hatte. Er schätzte „Nathan", wie er brieflich den Schöpfer nach dem Geschöpf nennt, auch als Streiter mit wachsender Theilnahme, bis er im Alter allen obscuren Mißwilligen den kräftigen Spruch zurief:

> Sie haben Lessing das Leben verbittert,
> Mir sollen sie's nicht.

Als Leisewitz, um trügerische Hoffnungen zu verfolgen, im Sommer 1780 Thüringen bereiste, fragten ihn Alle sogleich nach seinem großen Freund: Anna Amalia, die Braunschweigerin, die von Lessing ein-

mal durch die Rotunde geleitet worden war, ihr Wieland, die gebildeten Männer und Frauen des Musenhofes; nur in Gotha, wo „Emilia Galotti" Anstoß erregt hatte, fand ein begeisterter Nathanfreund wie Prinz August doch, daß dieser deutsche Zeitungsschreiber gar zu unsäuberlich mit den lieben Franzosen fahre. Gewiß erzählte Leisewitz daheim auch von Goethe, der ein Gespräch über Voltaires Aufklärungsarbeit „mit der größten Achtung" zum Verfasser der „Anti-Goeze", des „Nathan" fortgeleitet und den Deutschen ihre Unfähigkeit, Laune zu empfinden, gerad im Hinblick auf Lessing vorgeworfen hatte.

Leisewitzens Niederschriften über reiche Stunden bei Herder melden gleichfalls, daß „besonders von Lessing" die Rede war. Es sind ja auch der äußeren Zeugnisse genug vorhanden, wie warm Herder im Privatkreis die theilnehmendste Liebe kundgab, mochte er später seinem treuen Georg Müller den „Nathan" erläutern und „unverbesserlich fein" recitiren oder die Bitterkeit in theologischen Händeln aus Lessings Jugenderfahrungen begründen und zusammenfassend „dem ehrlichen, biedern, kalten Deutschen" huldigen. In den „Volksliedern" fand Lessing seinen Namen mit Ehren genannt; ein Exemplar der „Plastik", die er im theologischen Wirrwarr leider bei Seite schob und nicht besprach, empfing er mit der Widmung „Dem Verf. Laokoons vom Verf." Grüße herzlicher Gemeinschaft wurden zwischen den beiden Humanen gewechselt: „Es ist niemand in Deutschland, der Sie mehr hochschätze und theurer halte als ich", schreibt Herder; „Da ich Sie so von Herzen hochschätze", bekennt Lessing dagegen und fragt sich, wenn er etwas Neues in die Welt schickt, sogleich, was Herder dazu sagen werde. Der letzte Brief an Lessing, von dem wir wissen, kam aus Weimar, ein inniger, unerfüllbarer Wunsch: „Leben Sie wohl, lieber Lessing, und werden ja bald und völlig gesund."

Herders Erinnerung verweilte gern und andächtig bei jenem kurzen Zusammensein in Hamburg. Dort wußte Lessing die Treusten der Getreuen als „Brüder" und „Schwestern" zu einer Gemeinde in seinem Namen vereinigt, Elise voran; und nur in einer dunklen Stunde, da körperliche und seelische Leiden ihn übermannten, kann er einmal bitterlich klagen, daß ihn selbst die, um deren Hand er nicht vergebens geworben haben würde, jetzt verlasse; nur im

ersten Ärger die Nachlässigkeit eines jungen Reimarus, der in Wolfenbüttel auf der Durchreise den Vertrauten des Hauses, den Pfleger der „Schutzschrift“ überging, als ein Erkalten der Familienfreundschaft beargwöhnen. Vor diesen Hamburgern schüttet er sein Herz aus, wenn es springen will, wie in dem Kriegsjahr 1778 (9. August): „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von neuen Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte“ — pecuniären Eigennutzes — „nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen als andere Menschen. Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt. — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage . . . Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. — Gnug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!“ Und die Freundin, die sonst ruhig zum Guten sprach, empfand es tief, daß einer so empörten und in sich zurückgepreßten Gemüthserregung nicht immer gelassener Rathschlag, sondern bisweilen auch eine heftigere Sympathie fromme. Darum wallt, als sie 1780 durch die Regensburger Ränke Lessings ganze Existenz gefährdet sieht, ihre Theilnahme leidenschaftlich über: „Um Gotteswillen, was für eine Nachricht! Und an dem allen sind wir — der Gedanke verfolgt mich wie Todschlag. Verfluchen möchte man jeden Schritt, der zur Aufklärung der Wahrheit für diese Welt geschieht! Es soll ja finster drin bleiben.“ Jeder Brief, jede Nachricht fand bei ihr einen wohlthuenden Widerhall, und die beständigen Umfragen in der Gemeinde dort, ob denn niemand etwas von Lessing gehört habe, labte den Einsamen.

Während der Goezekrieg alle Hamburger in Athem hielt, erschien, nicht bloß um Geldgeschäfte der Stiefkinder abzuwickeln, der Anti-Goeze selbst. Elise staunte froh über Lessings Aufnahme, denn selbst wer ihn seit der Herausgabe des letzten Fragments wie die Erbsünde zu hassen schien, empfing ihn nun in alter Freundschaft;

er hätte dem Hauptpastor keinen ärgern Streich spielen können. Der Nöthigen Antwort erste Folge brachte Lessing außer den Freimaurergesprächen als geheimes Gastgeschenk mit, wohnte jedoch vorsichtshalber nicht bei den Kindern des großen Ungenannten und wollte seine Besuche mehr nach Klugheit als nach Neigung einrichten. Am 12. September 1778 war er mit Malchen eingetroffen, auf vierzehn Tage, die sich dann aber wegen einer Erkrankung der Tochter bis zum 18. October ausdehnten; auch mag die Eile, das liebe Hamburg mit Wolfenbüttel zu vertauschen, nicht groß gewesen sein. Am trauten, von der liebenswürdigen Hausfrau im herzhaften „Theelied“ gepriesenen Theetisch, der noch über die französische Revolution hinweg mit Ausschluß politischer Händel eine erlesene Tafelrunde sah und wo der Schwabe Reinhard Stinchen Reimarus zur Braut gewann, verstand man auch Lessings „Grillen“ und „Galle“. Da wurde vom Nathanentwurf gesprochen und von der verhaßten Censur, von der orthographischen Influenza und dem für gemeine Geister unerschwinglichen Sinn neuer Klopstockverse, von Basedows Pädagogik und Gibbons Geschichtswerk, stets in der klaren, geraden Weise, die hier daheim war. Elise berichtete von den empfindsamen Aufklärungskämpfen Hennings' und wollte gern einen ungleichen Bund zwischen dem älteren und dem jungen Freunde schürzen. Daß von Goeze fleißig die Rede war, versteht sich von selbst. Eben damals sollte dem sel. Alberti ein ländliches Denkmal gesetzt werden; Ebert dichtete die Inschrift auf den Unvergeßlichen, dem kein Ketzermacher das Himmelreich rauben könne.

Zu alten Genossen wie Claudius traten rasch gewonnene neue Freunde wie Joachim Heinrich Campe. Der hatte die Irrungen des Dessauer Philanthropins hinter sich und führte nun, auch von Schuback brav gefördert, ein stilleres und behaglicheres Pädagogenleben, das Häuflein der 1779 im „Robinson“ verewigten Knaben unterrichtend und einer Schriftstellerei für Kinder hingegeben, die trotz mancher üblen Mischung von Erzählung und zopfiger Katechisation vielen tausend Kleinen zum Segen ward, obwohl Goeze auf der Kanzel dagegen wetterte, daß Campe die liebe Jugend verderbe, weil man in die freie Natur hinaus spaziere statt nach St. Katharinen. Der „Robinson“ wurde Fritzchen König als Geschenk des Verfassers nicht vorenthalten. Ein Opfer liberaler Theologenbildung

im Sinne der Teller und Semler, war Campe rasch mit den Reimarern vertraut geworden, den „guten, köstlichen Menschen, die einen Misanthropen mit dem Menschengeschlechte aussöhnen könnten", und stimmte zum engeren Bund auch durch seine Verehrung für Lessing. War dieser Enthusiasmus schon bei Lessings Berufung nach Braunschweig in überschwänglichen, recht geschmacklosen Versen ausgeflossen, so pries er fortan einsichtig „Nathan", „Ernst und Falk", die „Erziehung". Als er eben dabei war, sein Schriftchen über die letztgenannte Spende zu beschließen und so am Baum voller Geistesfrüchte zu schütteln, kam die jähe Nachricht, Lessing sei nicht mehr: „Wer ihn als Dichter gefühlt und als Denker gefaßt hat, wird seinen Verlust beklagen. Beredter mag es mancher, aber inniger wird es so leicht niemand thun, als ich, der ich seit zwanzig Jahren in dem Gange seines Geistes jeder Spur mit Ängstlichkeit gefolgt bin, und die Bildung des meinigen dieser Nachwanderung danke. Dies Geständnis sei mein Kranz um seine Urne." Er widmete dem Todten nicht bloß eine schlichte Nänie, sondern betrieb als braunschweigischer Schulrath auch die würdige Herstellung und Erhaltung des Grabes. Die „furchtbare Waschfrau" der „Xenien", in denen Campe wie Hennings arg gezaust wird, war in der Lessingzeit noch nicht zur großen Säuberung der Teutsprache, die seine lexikographischen Verdienste beeinträchtigt, vorgeschritten und in Briefen selbst auf bequemen Fremdwörtern zu ertappen. Er gab sich durchweg als ein wackerer Mensch, der lieber mit Profanen Gutes thun als mit aufgeblasenen Logenherrn über die Rechtstitel eines Dürftigen streiten wollte. Lessing erörterte gern mit ihm mündlich oder schriftlich die gemeinsamen Interessen der Theologie und Freimaurergeschichte, zollte den ältern Philosophischen Gesprächen Lob und Kritik, und, schläfrig im Kreise von Schöngeistern, war er lebhaft und aufgeknöpft gegenüber dem „festen, unschwärmerischen Mann", harmlos neckisch gegen Frau Lotte. Wie er ihre kleinen Anfälle von Herrnhuterei bespöttelte, zur selben Zeit, da er er mit dem Gatten ernst der Unsterblichkeitsfrage nachsann, hat uns Elise hübsch erzählt: als die Campe das Auferstehungsfest auf dem Barbyer Kirchhof schilderte, wie die Namen aller verstorbenen Brüder und Schwestern feierlich aufgerufen worden seien, fiel Lessing trocken ein: „und sie antworteten eins nach dem andern: hier!" — ein Reimarisches Ge-

lächter erstickte die Andacht der Stillen im Lande. In Hamburg war es, wo Lessing seiner Scheu vor der unthätigen Langenweile drüben die drastischen Worte lieh: lieber als ewig Halleluja mitsingen möchte man einer von den schildhaltenden Löwen des steinernen Stadtwappens auf dem Rathhause sein.

Mit Campe ging's auch nach Wandsbeck hinüber zu Claudius und Voß, eben als das idyllische Hausen der beiden aus weichem und aus hartem Holz geschnitzten Männer sein Ende nahm, und weil der bescheidene Hausrath schon für das Land Hadeln verfrachtet war, saß man fröhlich auf Kisten beisammen. Der Dolmetsch Homers, begeistert für die „ganze Lessingheit", die Goezen gepackt und zermalmt habe, dem großen zutraulich aufmunternden „Schutzheiligen" seines Wahrheitsdranges treu und trotzig ergeben für alle Zeit, schaute nun ohne Beklemmung in die „Tigeraugen" und folgte gern aus aller häuslichen Bedrängnis der Einladung nach Hamburg. Ein lustiger Streit, wie die zwei Wandsbecker hommes de lettres, um nicht gegen alle Höflichkeit die Ehrenplätze einzunehmen, sich den Mietern des Wagens auf den Schoß setzten und in dieser Gruppirung lachend abfuhren, blieb Frau Ernestinen in Erinnerung. Aber noch ein andres Bild hielt sie fest und hat es uns in ihrer schlichten, reinen Art überliefert: Lessing ward einmal bei Büschs mitten im lebendigsten Gespräch, das Aller Aufmerksamkeit auf ihn heftete, vom Schlaf übermannt und nach Malchens Bitte, man möge den Vater nicht durch rücksichtsvolles Schweigen verstimmen, sich selbst überlassen: „Er hatte den Kopf auf den Tisch gelegt; als er erwachte, war er verlegen, seine schönen hellen Augen hatten allen Glanz verloren, und er redete wehmüthig mit Klopstock über diese Schwäche, von der er durch die Reise Heilung gehofft hatte". Auch was Stolbergs „Jamben" vom Besuch eines jungen Dichterlings erzählen, dessen Elegie Lessing, aus dem Schlaf auffahrend, durch ein höfliches Gelächter unterbrach, weil er schon während der vorausgegangenen Recitation eines Scherzgedichtes eingenickt war, kann wohl auf einem damaligen Vorfall beruhen.

Neidisch mochte Lessing den reisigen, wetterharten Klopstock anschauen, der sich noch immer auf dem Roß und den Flügelschuhen tummelte, so wenig ihm auch die jüngst besorgte, nunmehr Jahre lang fortgesetzte Vergötterung des Sängers wie des Menschen

durch Cramers weihrauchduftige, dithyrambische Bände „Tellow an Elisa“ und „Klopstock. Er und über ihn“, die das „Neueste aus Plundersweilern“ so köstlich verlacht, behagen konnte. „Er“, im Vollgefühl seiner Dichterwürde und erhöhten Menschheit, nickte zu diesen Abdrücken, Notenschwärmen und Erinnerungen wie der Gott zum frommen Opfer. Klopstock achtete nach wie vor Lessing mit einer gewissen Scheu. Auch der unreife Thyrsosschwinger behielt einen gezwungenen Respect, obwohl die alte Kritik gegen Vater Cramers „Nordischen Aufseher“ unvergessen war: Racheschwüre trafen Nicolai, den „Erb- und Erzfeind meines Hauses“, und seinen Samen; Lessing jedoch erschien ihm als der Löwe, der einmal mit dem Esel jagte. Klopstocks Cirkel nahm Lessing schon deshalb für keinen rechten Dichter, weil er nicht einzig und allein Poet war und die Wissenschaften nicht bloß als gelegentlichen Sport betrieb. „Seit Lessing“, so hatte Tellow-Cramer zwei Jahre vor dem „Nathan“ öffentlich erklärt, „als Bibliothekar die Wolfenbüttler Seltenheiten durchkramt, bleibt er immer der Ersten einer in seinem Fache. Aber seitdem er keine Emilien mehr macht, hat er aufgehört Deutschlands Shakespeare zu sein. O daß der Brutus so eingeschlummert ist!“ Dann pries Cramer zwar nicht den „Nathan“, doch die „Erziehung.“

Erfrischt kehrte Lessing im October 1778 nach Wolfenbüttel zurück, seine krankhafte Schlafsucht schien überwunden, neue Kraft durchdrang nun den „Nathan“. Einiger Gäste, die ihn während der theologischen Nachwehen aufsuchten, wurde bereits gedacht, nach der innern Bedeutung schon gewürdigt Friedrich Heinrich Jacobis Eintritt am 5. Juli 1780. Er kam mit seiner Halbschwester Helene, rasch auch die Braunschweiger erobernd, sowie er bald darauf in Hamburg, wo er mit der „vortrefflichen Familie des alten tiefverdammten Reimarus“ enge Freundschaft schloß, und in Wandsbeck den besten Eindruck machte. Das Seltsame hatte sich begeben: ein Nachzügler des „Werther“ fand, von Goethe unfreundschaftlich genug ausgehöhnt, Gnade, Wohlgefallen, Ermunterung bei Lessing, und freudig beschämt empfing Jacobi den „Nathan“ als Gegengabe für sein „grillenhaftes Ding“, den „Woldemar“. Die Art, wie er Lessings Begleitzeilen als einen freundschaftlichen Händedruck mit überwallenden Schwüren und Herzensergüssen an den „König unter den Geistern“ beantwortete, war echt, ohne jede Mache, denn in

dem weichen Wesen des Gefühlsphilosophen lag, selten nur beirrt durch jene Hartnäckigkeit, die des Schwachen Stärke macht, ein tiefes Bedürfnis der Hingebung. Er hatte den Jugendfreund in Weimar verloren, nun durfte er Lessing umarmen und traf ihn über alles Hoffen erschließend und theilnehmend. So war es auch natürlich, daß Jacobi halbe Worte Lessings über Wieland und Goethe ganz in dem Sinn aufnahm, den seine damalige Verstimmung suchte: Wieland sei leichtfertig, weil er einen preisenden Gruß an den zauberischen Ankömmling Wolfgang gedichtet habe; sein planloser „Oberon" enthalte nur Detailschönheiten; Goethe werde, wenn er je zu Verstand komme, nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch werden ... Gewiß konnte Lessing weder das Frankfurter Genie noch den weimarischen Dichter-Staatsmann recht verstehn; aber hielt er den für toll oder für mittelmäßig, dessen „Prometheus" ihn sowohl auf Aischylos als auf Spinoza zu reden brachte, der dem Hauptthema einer folgenschweren Aussprache Schwung gab? Die Absicht, mit Jacobi nordwärts zu reisen, wurde, nachdem schon früher ein Plan auf Berlin sich zerschlagen hatte, nicht vollstreckt; doch Jacobi holte rasch seine Knaben aus Claudius' Schule der unverfälschten Natur ab und sprach wieder bei Lessing vor. Dies Jahr war auch der Bruder Johann Georg schon einmal in Wolfenbüttel beherbergt worden und erfreute sich im December einer neuen launigen Einladung zum Wohnen — aber das nächste Ziel des empfindsamen Reisenden in Braunschweig ward Lessings Sterbezimmer, wo er anakreontisch trauerte. Friedrich Heinrich gewann auch Leisewitz, widmete jedoch, was Lessing ihm an Enthusiasmus übrig ließ, vor allem dem Abt Jerusalem, den er in einem Brief an Heinse als Urbild der Heiterkeit und Würde schildert. Bei Jerusalem sollte er den letzten Abend nach dem Theater mit Lessing speisen; Lessing, aller Theologie müde, schützte Kopfschmerzen vor und blieb weg, obgleich der liebenswürdige Greis über den Retter seines Sohnes verbindlich sagte: der ist wohl in den Bann gethan, aber man kann doch mit ihm essen. Dem Abt selbst war in der Vorrede zu den „Philosophischen Aufsätzen" das Lob ertheilt, nur ein solcher Vater könne dem Verlust eines solchen Sohns nicht unterliegen. Er hatte 1778 brieflich zwar bekannt, daß er Lessing wegen der theologischen Händel recht gram sei, aber zugleich dauernde Liebe für Lessings Talent

und Charakter ausgesprochen. Und Frl. Friederike Jerusalem rühmt noch 1833 von alter Geselligkeit her an Lessing „die allerausdrucksvollste Physiognomie, die man nie vergessen kann, und dabei die lebhafteste und allerangenehmste Unterhaltung“; freilich mit dem frommen Schlußschnörkel, die Trübung seiner letzten Lebenszeit und sein früher Tod komme wohl vom Mangel fester religiöser Überzeugungen. Lessings körperlichen Verfall sollte Jacobi auch spüren.

Am 1. August ging's zu Gleim nach Halberstadt; mit Lene und den zwei Knaben, deren einer schon erstaunlich shakespearefest war. Dumpfe Schwermuth und beschwingte Mittheilsamkeit wechselten bei Lessing während der Fahrt. „Sein Gesicht wurde entsetzlich“, erzählt Jacobi aus diesen Tagen; krampfhafter Widerstreit gegen innere Leiden verzerrte die Züge, keineswegs, wie Jacobi wähnte, das Gefühl der Ohnmacht im Disput oder Gram über religiösen Zwiespalt mit der todten Eva, seiner „vernünftigen Frau“. Noch bezwang er die nagende Pein, die an seinem Mark zehrte. Die Philosophie riß immer wieder siegreich alle Zügel des Gesprächs an sich und blieb Herrin auch am Ziel der Reise. Leicht wäre Herder der Dritte im Bund gewesen; nur die Unbestimmtheit der Jacobischen Einladung, die nichts von Gleims Herberge, nichts von Lessing als Gefährten verrieth, hielt ihn ab herbeizufliegen, wie er dann schmerzlich gestand. Und dies Bedauern wuchs noch, als Jacobis Briefaufsätze später meldeten, wie „greulich bei dem alten Anakreon metaphysicirt“ worden sei: „denn seine gutherzige Jungfräulichkeit hat mir wahrscheinlich aus einer Art von Scham und Schonung von allen diesen Blasphemien nichts gesagt“. Der Wirth störte die beiden Philosophen, die ihre Streitfragen ohne sonderliche Rücksicht auf uneingeweihte Tischgenossen fortwälzten und bis jetzt deshalb von tiefer blickenden Litterarhistorikern der Unhöflichkeit gegen Gleim und Gleminde, die von Jacobi kaum eines Wortes gewürdigte „Huldgöttin“, geziehen werden. Sie verstummten aus Schläfrigkeit und Hals- oder Kopfweh, als ihr Gastfreund seine harmlosen Späßchen zum Besten gab. Obwohl der liebe Mann, der ihnen nicht von der Seite wich und neben den am Sonntag auch noch Klamer Schmidt trat, sie in seiner ängstlichen Bemühung „wirklich dauerte“, behaupteten sie im „Fall der Noth, daß die Metaphysik zu allen Dingen nütze sei.“ Verdutzt horchte Gleim auf,

wenn Lessing, als es zu regnen begann, mit einer geheimen Anspielung auf jene Gespräche von Gott und der Welt lächelnd sagte: das thu' ich vielleicht, und der Freund antwortete: oder ich. „Gleim", so erzählt Jacobi in seinem Buch entschuldigend, „sah uns an, als ob wir unklug wären; wie er denn die dreimal vierundzwanzig Stunden, die wir bei ihm zubrachten, große Noth mit uns gehabt hat, ohne müde zu werden, uns beständig nur seine heitere sinn- und geistreiche Laune, seinen lachenden Witz, und immer liebevollen, wenn auch scharf treffenden Scherz entgegenzusetzen". Auf die Tapetenthür des Hüttchens, die zum Stammbuch diente, schrieb Lessing nicht nur sein Dies in lite, sondern auch sein Ἓν καὶ πᾶν. Gleim verstand den tiefen Sinn nicht; selbst Herder, als er den Wahlspruch zuerst mit eigenen Augen las, wußte das noch nicht Lessingisch zu erklären: „Siebenmal würde ich sonst mein Ἓν καὶ πᾶν heruntergeschrieben haben, nachdem ich so unerwartet an Lessing einen Glaubensgenossen meines philosophischen Credo gefunden". Spät noch zeigte der Greis einen einsamen Winkel des anmuthigen Gärtchens am Stadtwall als Lessings Lieblingsplatz, und sein kleines Mausoleum nahm 1781 zur Urne Kleists auch die Urnen Lessings, des Anakreontikers Götz und des — Horatianers Lange auf.

Lessing konnte seinem Malchen, die bei Verwandten weilte, melden, die kurze Lustfahrt sei ihm ausnehmend gut bekommen. Gleichwohl schritt das innere Leiden vor, er verfiel und mochte schon, als Voltaire, als Rousseau dahin ging und er dem Meister Arouet die zweischneidige Grabschrift widmete, seines eigenen Endes denken.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht: ich werde alt.

Und genöthigt, sich in einem Stammbuch einzuzeichnen, scherzte er über das Kreuzchen, das ein Verstorbener hier statt des Leichensteins bekomme. Auch hätte Elise kaum so heftig bei den schwungvollen Fragen der „Erziehung" über die Palingenesie geweint, wenn vor ihrem Blick nicht „die Ruinen eines großen Mannes" und die Ahnung des nahen schmerzlichsten Verlustes aufgestiegen wären. Wie unablässig arbeitend er dem Gebot Memento vivere nachging,

oft fand er sich gelähmt, der alten Beweglichkeit seines Geistes beraubt, stumpf, zerschlagen. Schon vor der Ehe hatten ihn Beklemmungen und Augenschmerzen hart angefochten. Was er 1764 schrieb, Kränkeln sei schlimmer als Krankheit, für gesund gelten ohne es zu sein unerträglich, mußte Lessing in den letzten Jahren, die ihm gegönnt waren, bitter genug auskosten. „Alles ist zu überstehen und zu übersehen, wenn man nur gesund ist", rief er einst der Freundin zu. Er ward es nicht mehr. Nur sein Schlaf blieb ihm treu, der zeitlebens über ihn kam, sobald er die Augen schloß; der traumlose, denn eigenthümlich: die nächtliche Thätigkeit einer unzusammenhängenden, dem Wahnsinn verwandten, halbbewußten Phantasie ruhte fast ganz bei diesem mit wachem Verstand arbeitenden Dichter und Denker. „Er hat mich oft versichert, daß er nie geträumt hätte", bezeugt Leisewitz im Schreiben an Lichtenberg. Aber der Schlaf drang ja auch unersehnt herbei als krankhafte Sucht, die mit tragischer Ironie den Erwecker eines neuen geistigen Lebens, den unruhigsten Menschen, den lebhaftesten Sprecher immer häufiger, selbst in angeregten Kreisen, überfiel, ein mahnender Vorbote des dunklen Genius mit der gestürzten Fackel. „Von ferne, von ferne, da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — Tod", wie die grauen Geschwister im „Faust" summen.

Im Juli 1779 war Lessing bettlägerig gewesen, und gegen Ende des Jahres befand er sich wieder „recht sehr übel. Es soll zwar nur ein Flußfieber sein. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heißen, die uns das Leben so unangenehm machen". Nicht krank, sondern bloß — nicht gesund fand ihn das neue Jahr, bald folgte der einen Unpäßlichkeit die andre, so daß er nach einem Bräuneanfall die Gratulation, er könne von Glück sagen, so davon gekommen zu sein, bitter entgegennahm: so sei es denn Glück, auch bloß zu vegetiren ohne freien Gebrauch der Seelenkräfte. In den Jacobischen Tagen schwankte sein Befinden zwischen furchtbarer Abspannung und gewaltsamer Erregnng.

Als Lessing dann am 7. October 1780 auf drei Wochen nach Hamburg kam, was nur durch ein Darlehn von seinem bewährten Freund und Wirth, dem Münzmeister Knorre, zu ermöglichen war, gingen ihm traurige Posten voraus. Die Gemeinde machte sich auf einen letzten Abschied gefaßt, fand ihn jedoch beim Wiedersehn über

Erwarten frisch, obwohl die Kälte dem Reisenden unterwegs so zugesetzt hatte, daß er sich bisweilen, wie Malchen vernahm, nach seiner Hausordnung zurücksehnte. „Jeden Tag, daß er hier ist", schrieb Elise, „hat er gewonnen, theils durch den Umgang mit Freunden und theils durch körperliche Bewegungen, wozu Arzt und Freund ihn hier verdammen. Doch steh' ich nicht dafür, daß er nicht in seinen Seelenschlaf zurückfällt, so bald das ewige Einerlei seiner Lage in Wolfenbüttel wiederkömmt, und dazu seine Bequemlichkeit, nichts zu thun, was ihn aus dieser Lage reißt. Es ist nicht wahr, daß sein Kopf nicht ganz der alte ist, sobald er will — aber sein Wille ist schläfrig — und die Sphäre der Dinge, die ihm interessant sind, verengt sich nach Maßgabe, daß sein Geist sich an Kenntnissen ausgebreitet hat". Und die Doctorin schrieb gleich nach Lessings Abfahrt, er habe davon erzählt, daß Euler seine Rechnungen mitten im Familienzimmer betreibe — „Armer Mann! dachte ich, dein Kopf würde heller sein, wenn du es auch so haben könntest. Jammer ist es den Lessing zu sehn, so viel Geist, und dabei so viel Zerbrechlichkeit, immer sitzt er da, als ob er einschlafen wollte, und es kömmt mir vor, daß er niemals wacht". Bedrohliche Nachrichten drangen ins Weite, Claudius meldete Schlimmes an Hamann, dieser wiederum an Herder. Schon persönlich hatte Jacobi inständig zu einer Erholungsreise nach Pempelfort eingeladen: wenn nicht alsbald, da eben die Kirchenväter ihr Recht forderten, so doch im Frühling müsse Lessing kommen. Er wiederholt alle Lockungen dem durchreisenden Malchen und zeigt ihr die gastlichen Räume, die sie mit dem Vater bewohnen soll, auch einen großen pechschwarzen Kettenhund als Wächter und Schutz „vor allen andern großen pechschwarzen Kettenhunden". Dann warb er Elise für seinen Plan. Ihr ergreifender Bericht an Helene Jacobi liegt uns vor: bei dem Satz aus Friedrich Heinrichs Brief (5. September 1780), er lebte schon lange nicht mehr, „wenn es keine Bäume" — fiel Lessing, der kein Naturschwärmer war, ein: „die gehören nun zu meinem Leben nicht"; desto schlimmer, sprach die Freundin und las weiter: „und keine Kinder und Kindesgleichen gäbe", herrliche Worte von diesem beseligenden Heilmittel gegen Ekel, Menschenhaß und Blutvergiftung. Da hob sie den Blick zu ihrem Hörer und sah, was sie kaum je an Lessing zu sehn erwarten durfte,

sein Antlitz feuerroth und die Augen in Thränen schwimmend; „Es ist ausgemacht, wenn Leib und Geist ganz genesen soll, muß er nach Pempelfort, und Segen Gottes über alles, was dort lebt und Jacobi heißt!" Im December schrieb Jacobi eine neue, hinreißend herzliche Einladung: Lessing dürfe nicht in Wolfenbüttel zu Grunde gehn; er will ihn in Osnabrück abholen, mit ihm im Frühjahr die Rheinlande bereisen und vielleicht im nächsten Winter Paris besuchen, vorher aber alles herbeischaffen, was nur die Genesung befördern kann, leise Munterkeit, ruhiges Leben ohne Todtenstille, sorglichste Pflege, doch nicht über Wunsch, grenzenlose Freiheit, eine recht gute, bequeme Lage; „aber Recha muß mitkommen". Der ganze Brief athmet die köstliche Liebe, Wärme, Behaglichkeit dieses rheinischen Hauses. Jawohl hätte die emsige Küchenmutter Lene den müden Gast erquickend gepflegt im Wetteifer mit ihrer treuherzigen Schwester Lotte, Frau Betty sich auch ihm bezeigt, so wie sie dem Hausfreund Goethe lieb und werth war: „Heiterkeit, thätiges Wesen, keine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, an Rubenssche Frauen erinnernd"; des Hausherrn reine Verehrung und schöne Bildung hätten ihm so wohlgethan! Wie athmet ein paar Jahre später nach allem Königsberger Packhofelend der vielgeprüfte Hamann auf bei seinem Jonathan Jacobi im Pempelforter Garten, wo heute der „Malkasten" sein frohes Wesen treibt: „Was für ein Ausbund von menschlichen Herzen, in deren Mittelpunkt ich lebe!" Der nordische Magus hat das letzte Bett im fernen deutschen Westen gefunden. „Ach, Sophie", ruft Jacobi im August 1781 der Frau v. La Roche zu, „wenige Leute haben diesen Lessing gekannt. Weil er kein sinnlicher, in Begierden aufbrausender Mensch war, so hieß er ihnen kalt. — Hätte er nur so lange noch gelebt, daß er hier in meinen Armen gestorben wäre".

Lessing ist den herzerfreuenden Rufen nicht gefolgt, obgleich ein Brief an den Maler Müller von solchen Plänen sammt einer Pariser Reise gesprochen zu haben scheint. Noch einmal sucht er seine sieche Kraft dem Bühnendämon, der niemand losläßt, zu verschreiben oder spiegelt sich doch die Möglichkeit neuer theatralischer Gebilde vor. Als er 1778 nach Hamburg, der Stätte seiner Dramaturgenenttäuschung, kam, stand Schröder als erster deutscher Schauspieler da; Alt-

meister Ekhof war vor wenigen Monaten in Gotha begraben worden. 1780 feiert er Schröder in den bekannten Versen und zeigt sich Willens, für ihn und sein durch befreundete Familien, auch die Reimarer, gefördertes Actientheater thätig zu sein. Unter den Darstellern war ihm z. B. Borchers und Frau Starke, unter den Leitern Bubbers von lang her bekannt. Die Initiale seines Namens, allen voran, las er auf dem neuen Vorhang, der im Übermaß von Allegorien zwei Epochen andeutete: auf einer der obersten Stufen zum Tempel der Wahrheit, Schröders Göttin, sah man den nun seit einiger Zeit mit mehreren großen Dramen vertretenen Shakespeare in erwartender Haltung, unten die Gruppen Emilia und Odoardo, Götz und Bruder Martin. Wirklich schloß Lessing im August 1780 einen Vertrag, kraft dessen die Hamburger Bühne von ihm jährlich zwei Stücke zu je fünfzig Louisd'or mit dem alleinigen Aufführungsrecht für eine Spielzeit erhalten sollte. Näheres ist nicht bekannt, da seine Briefe an Schröder gestohlen und verschwunden sind. Aber wie das oder die Nachspiele zum „Nathan", so blieben auch der „Nero", Calderons „Richter von Zalamea", der trotz dem Pariser Medium (an Karl, 20. Sept. 77) gewiß kein Schröderscher „Amtmann Graumann" geworden wäre, der „Londoner Verschwender" und ein Ehebruchsdrama wieder im Vorsatz stecken, obwohl Lessing bald nach seiner Rückkehr von Hamburg Anstalten zur Abfertigung solcher Pläne traf. Die Stimmung ließ sich nicht commandiren. Langsam wurde nur die eine Vorfrage, ob der alte Prodigal, der ja auch die Geniezeit interessirte, besser ein Trauerspiel oder ein Schauspiel abgäbe, mit Al Hafi Abraham dahin entschieden, daß „der Kerl das Mensch haben solle". Elise möchte zur Noth als Nachfolgerin Adelgundens mit der altmodischen „Cenie" einspringen; sie bemühte sich unnütz um Addisons „Cato", Voltaires „Alzire" und die schon von Eschenburg neu bearbeitete „Zaïre". Lessing aber nahm mit der Vorrede zum zweiten Druck seines deutschen Diderot Abschied vom Theater, so wenigstens mittelbar mit einem Gruß an Schröder, den bürgerlichen Dichter mehr noch als den weit ausgreifenden Darsteller. Schon pochten junge Fäuste dröhnend an die Pforte: Lessings Todesjahr ist das Geburtsjahr der Schillerschen „Räuber", und demselben Intendanten, der diesem kraftgenialen Trupp das Thor aufthun sollte, Dalberg, meldete Schröder, im

Widerspruch mit den Journalisten, die auch von einer dem Hamburger Theater in nahe Aussicht gestellten Fortsetzung der „Emilia“ fabelten, am 1. November 1780 entsagend: „Lessing ist drei Wochen hier gewesen, seine Gesundheit hat gelitten, und ich befürchte, sein Geist auch — fürs Theater haben wir wenigstens nichts zu erwarten“. Ein Gleiches mußte sich 1780 Frau Starke sagen, als der Schöpfer ihrer berühmtesten Rolle, der Claudia, in einer Braunschweiger Gesellschaft durchaus ihr Tischnachbar sein wollte, dann aber die ganze Mahlzeit lautlos verstreichen ließ.

Umsonst seine beruhigenden Versicherungen, er sei recht wohl und hoffe nunmehr auf einen ersprießlichen, fleißigen Winter, wie er, noch gestärkt durch den Hamburger Aufenthalt, der ihm die verlorene Gesundheit und Laune wiederbringen sollte, schrieb. „Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft einen Einzigen hier hätte!“ Die geselligen Unterbrechungen daheim hielten nicht lange vor. Er fühlte sich gebrochen und gezeichnet: „Auch ich war damals“ in den Jugendtagen mit Mendelssohn „ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin itzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus“. Seine Bekannten beobachteten scheu die an Lähmung grenzende Schwere, das Stocken der Rede, die krankhaften Verwechslungen, wie auch seiner Feder die Buchstaben manchmal nicht mehr gehorchten. Was lange nur ein Augenblicksübel gewesen, setzte sich, offenbar nach leichten Schlaganfällen, fest und griff gierig immer weiter, so daß er die wachsende Schwierigkeit zu denken und arbeiten mit herben Worten beklagte. Seine Stimme wurde matt, sein Gang schleppte, das Feuer seiner Augen erlosch. Traurig sah Döring dem täglichen Verfall zu, als der „edle, brave, über alles werthe“ Mann nur mit äußerster Mühe gehn und Athem holen konnte.

Trotzdem fuhr Lessing, der auf Hamburger Weihnachtsfreuden schweren Herzens verzichtet hatte, am 28. Januar 1781 nach Braunschweig, verbrachte den Abend im Club, traf sich am nächsten Tag mit Leisewitz bei Eschenburg und war im Stande, den 1. Februar beim regierenden Hofe, den 2. bei der Herzogin-Wittwe zu speisen. Noch stand sein Geist allen litterarischen und politischen Aufregungen des Tages offen. Es liegt ja oft eine tiefe Bedeutung in den Legenden, welche die letzten Stunden großer Männer umschweben und

ein zufälliges Wort symbolisch erweitern oder eine nie gethane Äußerung erfinden, um darin die Summe des ganzen Daseins zu ziehen. In diesem Sinn ist der Ruf „Mehr Licht!“ des sonnenhaften Goethe volle Wahrheit. Die Welt verlangt, daß die Lippe, die so viel Köstliches gespendet, noch im Todeshauch ein geistiges Vermächtnis ausspreche. Denen, die an Lessings Lebensneige solche Fragen richten, giebt die Überlieferung ohne mythisches Spiel zwar einsilbigen, aber gehaltvollen, seiner würdigen Bescheid.

Am 3. Februar empfing Leisewitz von Jerusalem eine Broschüre, die ihm Lessing, im Beisein des Urhebers, sogleich voll Interesses abdrängte: ein dünnes und dürres Heft, die laue, von der alten Herzogin gewünschte Erwiderung des Abtes auf ihres königlichen Bruders offenen Brief **De la littérature allemande** vom November 1780. In der Ursprache wie in Dohms Übersetzung war dies Sendschreiben damals den Deutschen insgemein und den von Friedrich weniger verkannten denn ungekannten Schriftstellern schwerer zu beurtheilen als uns heut zu Tage. Friedrichs Bildung in aller Kunst und Wissenschaft war französisch, Deutschlands Geistesarbeit ihm nur durch vereinzelte ungünstige Mittheilung in seiner Jugend und ein paar Zufälle näher getreten. Ein wahrhaft königlicher Hofstaat schöner Geister umgab ihn, als Lessing voll Sehnsucht in Berlin ausspähend sich mehrmals verwegenen Hoffnungen überließ. Auch im siebenjährigrn Kriege las und schrieb der König nur französisch; dann würzte die reiche Litteratur von Corneille bis Voltaire die Mußestunden des **solitaire de Sans-Souci**, der dem **patriarche de Ferney** 1775 ein Vorspiel jenes großen, an Herzberg gerichteten Litteraturbriefes gab: wie der Mangel an Stil und Geschmack jeden Erfolg deutschen Ehrgeizes so zweifelhaft mache, wie Schulton und Schwulst vorherrschten, und der Wahn, sich im Drama auszuzeichnen, durch unvollkommene Versuche Lügen gestraft werde; man sei allenfalls im öffentlichen Recht tüchtig, aber seit Leibniz und Wolff unbekümmert um Philosophie — es gelte jedoch, wie einst in Frankreich unter Franz I., künftiger Geister zu harren: „Der Boden, der einen Leibniz gezeugt hat, kann andre zeugen. Ich werde freilich diese schönen Tage meines Vaterlandes nicht schauen, aber ich seh’ ihre Möglichkeit voraus . . . Für meine Person tröst’ ich mich damit, im Zeitalter Voltaires ge-

lebt zu haben; das genügt mir." Und wieder prophezeit er, ohne die Zeichen der Zeit zu belauschen: nach den Nöthen des dreißigjährigen Kriegs und seiner eigenen Ablenkung durch die schlesischen Feldzüge nahe jetzt erst eine Morgenröthe, Griechen und Römer und Franzosen seien die Helfer der Geschmacksbildung, zwei oder drei Genies würden die Sprache befreien und des Auslands Meisterwerke bei uns heimisch machen — er, der König, aber auf dem Abstieg seines Lebens diese glücklichen Zeiten nicht mehr erblicken. 1778 starb ihm in Voltaire der letzte große Erbe des siècle de Louis XIV., dessen Mark Friedrich als edelste Nahrung des Geistes pries; er selbst verfaßte das akademische „Lob" und sah nun Öde ringsum. Eine deutsche Renaissance schwebte ihm vor; daß sie schon lang im Werden war, wußt' er nicht und konnt' es nicht wissen. Nur diesem großen König war es erlaubt, seine hohen Zukunftswünsche mit solcher Unkenntnis alles bereits Erblühten und alles Keimenden als ein „Fremdling im Heimischen" auszusprechen und an d'Alembert bei Übersendung der Lettre zu schreiben, vielleicht würden in Deutschland gute Schriftsteller erscheinen, wenn er im Elysium dem Schwan von Mantua Geßners Idyllen und Gellerts Fabeln überreiche; worauf der Franzos einen schweizerischen Geschichtschreiber, „Herrn Mayer", empfiehlt, Friedrich aber die deutsche logon diarrhoea dieses Mayer, soll heißen: Johannes Müller, verhöhnt. Man sage, was man will: es mußte die gebildeten Deutschen schwer bedrücken, daß der große, geistreiche, aufklärerische, schriftstellernde, dichtende König 1780 nur ein Wörtlein über den längst vermoderten Canitz hinwarf und neben der faden, glatten „Mädcheninsel" von Götz ein schales Lustspiel Ayrenhoffs, den „Postzug", als Nothnagel rühmte, daß er die deutsche Sprache halbbarbarisch schalt, Shakespeare weit über Voltaire hinaus mit Verachtung wegstieß und den „Götz von Berlichingen", nach bloßem Hörensagen von einer Berliner Aufführung, dem Briten hinterdrein schleuderte — 1780, als Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe mit manchen Andern seit Jahrzehenden oder in junger Kraft am Werk waren! Man kommt doch immer wieder auf die müßige Frage: was hätte gerade dieser Fürst der Aufklärung zum „Nathan", zu den „Anti-Goeze" gesagt, warum drang keine Silbe davon an sein Ohr? Da klagte denn der treue Gleim: dies Meisterstück

„Nathan“ hätte der große Landesvater verstehn müssen, um besser über die deutsche Dichtung zu reden und nicht den „Postzug“ für unser Ein und Alles zu rühmen. Du kennst unsre Litteratur und Sprache nicht, sagte Herder ruhig dem ins gelobte Land ausschauenden alten „Moses“. Die führenden Geister in der Umgebung seiner Nichten und Neffen waren ihm gar nicht vorhanden, als er trotz alledem mit hoffnungsfrohem Nationalstolz der Zukunft entgegensah, wo die deutsche Litteratur eine Weltmacht, die Sprache neu geprägt, der akademische Unterricht in allen hier reihum geprüften Gebieten und die Mittelschule, deren Reform er 1779 Herzberg anbefahl, wesentlich durch eine gesunde Pflege classischer Bildung zur Blüthe gelangt wäre. Was ist rühmlicher für einen Deutschen als rein deutsch sprechen und schreiben? heißt es später in Friedrichs Brief an Heynatz. Noch fehlte nach dem Wahn des Königs in den Jahren der Lessing und Herder unseren Schriftstellern ein gründliches Studium der Alten, die Fähigkeit, sie zu lesen und zu übersetzen. Und ohne dem nachzufragen, was hier und dort von Fürsten bereits gethan war, als Freund und Gönner seiner einstigen französischen Gäste mit dem freien edlen Wettbewerb stipendienloser Genies unbekannt, schloß Friedrich diese für die Gegenwart so blinde, für die Zukunft in manchem Betracht so prophetische Schrift mit einem Mahnruf an die Throne: **Que nous ayons des Médicis, et nous verrons éclore des génies. Des Augustes feront des Virgiles.**

Längst hatte Lessing sein bittres Gedicht an Mäcen niedergeschrieben; ein überstolzes Capitel „Von den Mäcenaten“ stand in Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ zu lesen; vor vier Jahren wies Leisewitz in der „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter“ tapfer den Mäcenen und den Kriechern die Thür: denn — wie er, Schillers berühmte Verse vorwegnehmend, erklärte — „kein Fürst schafft Talente, die deutsche Litteratur sei Zeuge! Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhmes mit kastalischem Wasser auswuschen, kein eitler Ludwig, der unsterbliche Dichter ergriff, um sich mit ihnen in den Tempel der Unsterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funken des Himmels. Die deutsche Litteratur wand sich mit eigner Kraft aus ihrem Chaos hervor, und ward durch sich was sie ist. Ohne Unterstützung schwimmt sie durch ihre weite Sphäre, wie

ein Erdball, gestützt durch sich selbst, gehalten durch ihre Schwere". So dachte, sprach, that auch Lessing. Leisewitz aber ließ 1781 den Plan einer Entgegnung fallen, gleich Hamann, gleich Goethe, der mit Dialogen zwischen einem Deutschen und einem Franzosen an der Frankfurter Wirthstafel antworten wollte, zunächst spöttisch gestimmt, dann so ernst, wie es einem solchen Autor und so hohen Zielen gegenüber sich gebührte. Ihm stand Herders Rath zur Seite. Nicht zufällig hatte Goethe gerade damals im Sinn, Lessing zu besuchen: De la littérature allemande würde das erste Gespräch gewesen sein.

Derweil in der Stadt, die einen Goethe geboren und einen Voltaire einst in schmählicher Gefangenschaft gesehn, zwar keine Tabled'hôteunterhaltung höheren Stils gepflogen wurde, sondern nur ein zorniges Mutterherz über das „schöne Geles des Königlichen Verfassers", der bei aller Größe doch nur ein Mensch sei und sich, selbst nach Philisterurtheil, prostituirt habe, den Stab brach, hatte Jerusalem die in Filzsocken einherschlürfende Replik erlassen, deren Friedrich trotz einer französischen Übersetzung nicht achtete: „Über die Teutsche Sprache und Litteratur. An Ihro Königliche Hoheit die verwitwete Frau Herzogin von Braunschweig und Lüneburg". Einen Schritt vor, zwei zurück, umgekehrt als bei der Echternacher Springprocession. „Ein armer, alter, stumpfer Mann", wie er sagt, war er ohne Lust und Muth an die Arbeit gegangen, bis zum Äußersten nachgiebig, mattherzig in allen Einwürfen, mit der schüchternen Behauptung, daß seit der Zeit, da der König aufgehört, sich um deutsche Litteratur zu kümmern, gerade seine Regierung Epoche gemacht habe. Vergebens sucht man die Namen Herders und Goethes neben den Berlinern und Braunschweigern. Lessing ist mehrmals genannt: als deutscher Phädrus, als Alterthumsforscher im Gefolge Winckelmanns, als Dramatiker nach — Ayrenhoff und Engel, als Dramaturg, dessen Hauptschrift auch Voltaire „hie und da mit kleinen Unruhen gelesen haben würde". Nirgends aber steht ein handfestes, charakteristisches Zeugnis, und sammt den theologischen Streitschriften wird „Nathan" weislich verschwiegen, während Freund Tralles in einem unglaublich thörichten „Schreiben" Lessing zwar hoch über Herrn v. Ayrenhoff stellte, doch bedauerte, daß der Meister sein reines Deutsch im „Nathan", von Goethes Unarten

angesteckt, geflissentlich verderbt habe! Ganz anders als der lavirende Hofprediger, der dem König möglichst und unmöglichst weit entgegenkam, sagte Möser gerad und mannhaft und gedankenvoll seine Meinung heraus, indem er, den reformatorischen Ruhm des preußischen Namens würdigend, auch Goethes „Götz" pries, England und Frankreich einsichtig verglich, Deutschlands Sprachentwicklung ins rechte Licht schob und, jeder Generation gerecht, nur einen neuen Hercules Lessing zur Säuberung des Genieparnasses verlangte. Auch der nachher von Friedrich belobte Danziger Jude Gomperz überholte den braunschweigischen Officiosus weit mit praktischen Rathschlägen und besonderer Hervorhebung von Nathanversen und Herderscher Prosa. Goethes erschöpfendes Urtheil lautete: „Jerusalems deutsche Litteratur ist da. Wohlgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und arm". Nicht anders werden die Clubgenossen in Braunschweig sich ausgesprochen haben.

So trat der alte König noch einmal vor Lessing hin, der umsonst zu ihm aufgeschaut und öfters seiner Bewunderung einen Tropfen Galle beigemischt, nie aber aus verletzter Eitelkeit oder ausschweifender Deutschthümelei den großen Einsiedler geschmäht hat. 1774 meint er ja: wenn Ramler über den „Götz" französisch aburtheile, so geschehe ihm recht, daß der König seine Verse mit den Augen eines Franzosen betrachte.

Lessings allerletzte Lectüre war dem Kampf der Aufklärung gegen einen unerhörten Gewissenszwang gewidmet, der ihn und seine Gesinnungsverwandten schon seit einiger Zeit empörte. „Eine halbe Stunde, ehe er starb, hatte er noch Besuch bei sich nnd ließ sich aus Schlözers Briefwechsel das dumme Verfahren der Jülich- und Cleveschen protestantischen Geistlichkeit vorlesen", weiß die Familie Jacobi zuverlässig zu berichten. Diese Zeitungsblätter verdienten, den entfliehenden Geist des großen deutschen Journalisten noch ein Weilchen festzuhalten. Seit 1776 gab Schlözer in Göttingen seinen „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" heraus. Ohne sonderlichen Reiz der Form spendete diese weit verbreitete censurfreie Zeitschrift statistischen Unterricht und religiös-politische Aufklärung, ein ehrenwerthes Denkmal deutscher Professorenpolitik, und zum ersten Mal in Deutschland wurde die Redensart von der Großmacht Presse hier unläugbare, willig oder widerwillig

anerkannte Wahrheit. Schlözer beobachtet als wohlbeschlagener, freisinniger, gewissenhafter Wächter die Verwaltung der europäischen Staaten und hat das gleiche Augenmerk für den wirthschaftlichen Ertrag eines deutschen Landes wie für Frankreichs Flotte, bald ein ruhiger Rechner, bald ein lauter Rufer im Streit, wenn eine rückläufige Bewegung droht. Nicht selten läßt er die nackte Thatsache reden, indem er etwa einen hessischen Erlaß über landesväterlichen Soldatenschacher ohne jede Kritik abdruckt oder josephinischen Reformzwang durch bloße Mittheilung beleuchtet. Mit kräftigen Worten nehmen Schlözers Hefte die Partei aller Opfer der Reaction, sei es gegen starre Lutheraner, sei es gegen ränkevolle Jesuiten, doch wissen sie fast überall besonnen abzuwägen: das mäßige Verhalten eines Rohan in protestantischen Angelegenheiten wird gelobt, die unsinnige Gleichstellung von Sokrates und Jesus bei den Rationalisten scharf gerichtet. Lessing zählte zu den treuen Lesern dieser vornehmsten norddeutschen Zeitschrift, der seine Sonderart natürlich nicht durch Dick und Dünn folgt. Im letzten Handel aber zeigt er sich ganz einverstanden mit dem Göttinger Publicisten: es war von allgemeiner Bedeutung, die von der Landesregierung unterstützten hierarchischen und ketzerrichterlichen Gelüste der Jülich-Bergischen Pastoren, dieser neuesten „Patriarchen“, wuchtig zurückzuschlagen. Das am 20. Januar abgeschlossene Heft berichtet an der Hand mehrerer vom Kriegsschauplatz gekommener Flugschriften über die vorjährigen Synodalansprüche. Die Synode unter Leitung des Inspector Westhoff beklagte heftig die immer weiter greifende frevle Verachtung des Gottesdienstes und der heiligen Sacramente; sie rief gegen solche Ruchlosigkeit den weltlichen Arm an, da die Kirchenzucht nicht ausreiche, Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses aber die oft unschuldigen Hinterbliebenen stärker als den todten Atheisten treffe. Der Kurfürst möge demnach verfügen, daß wider alle Feinde des regelmäßigen Kirchenbesuches und Abendmahls außer der geistlichen Censur zunächst erkleckliche Geldbußen, bei weiterer Verstocktheit aber Leibesstrafen und Landesverweisung zur Anwendung kämen, und seinen Beamten thatkräftige Förderung der mit unterthänigster Submission ersterbenden Synode befehlen. Einer ziemlich allgemein gehaltenen Zusage der Regierung war von den Kanzeln herab das maßloseste Proclama ganz im Geiste des „Friß Vogel oder

stirb!“ gefolgt. Da wurde gegen die wachsende Verachtung des Heiligen mit Ausblicken auf die Höllenpein gezetert, ein gemeinsames Interesse von Staat und Kirche drohend erhärtet und jeder Seelenhirt angefeuert, sein Strafamt gemäß dem Erlaß des gnädigsten Landesherrn ohne Menschenfurcht auszuüben. Die Gemeinden mußten sofort den Vorrath frommer Strafen zur Warnung kennen lernen: erst Geldbuße, dann Entziehung der Kirchenämter und Sacramente; bei andauernder Hartnäckigkeit sollten die Sünder „von der christlichen Gemeinde mit Namen und Zunamen von öffentlicher Kanzel ausgeschlossen, und von dieser für Heiden und Zöllner gehalten“ werden, denen auch kein ehrliches Begräbnis zustehe; die unverbesserlichen frechen und verwegenen Bösewichter endlich würde Se. Kurfürstliche Durchlaucht mit noch härterer Pön zu treffen geruhen. Den Schluß dieses racheschnaubenden Kanzelukas bildet ein inbrünstiges Gebet zu Gott um die rechte Leitung der durch Jesu Blut theuer erkauften Pfarrkinder.

So mörderisch donnerten die lutherischen Päpstchen im deutschen Westen. Ein einstimmiger Schrei der Empörung mußte das Echo bei allen Freiheitsfreunden sein, nicht nur in der unmittelbarer berührten Nachbarschaft, wo der sanfte J. G. Jacobi sich als „Erzengel Michael“ zu einer besondern Gegenschrift ermannte, sondern auch in der Ferne: die Reimarer machten ihrer Entrüstung kein Hehl, Lessing hatte schon vor der Abkündigung „sich fast wüthend über diesen unlutherischen Schritt“ gezeigt und aus Pempelfort wiederholte Nachrichten bezogen. Inquisition in Jülich-Berg! Der freisinnige Kanzler v. La Roche in Coblenz abgesetzt! Censur über die Universität Gießen verhängt! . . . Da erschien der Reimarischen Gemeinde das Wachsthum einer aufgeklärten Toleranz nur als schöner Traum, und ingrimmig fragt Elise, was ihr Freund denn zu den „heiligen Eseln“ meine? Lessing dachte wie Schlözer. Im „Briefwechsel“ wird der ehrwürdigen Synode sehr eindringlich zu Gemüthe geführt, daß für „Verachtung“ der Kirche besser „Versäumung“ stünde, daß sie aber mit ihrem Drohwort der „Verdammnis“ Zwangsmaßregeln über die christliche Liebe und gegen jeden evangelischen Grundsatz äußerlichen Kirchendienst über innerlichen Gottesdienst gesetzt habe. Ein ernster Laie mahnt hier diese gewaltthätigen Pastoren an die Sendung der Apostel. Er hält ihnen

die Unklarheit ihrer Forderung „ordentlichen“ Kirchenbesuchs und Sacramentgenusses vor und brandmarkt die Entziehung nicht eines kirchlichen, sondern eines ehrlichen Begräbnisses als einen vom Verfolgungsgeiste dictirten anmaßenden Eingriff in die Gerechtsame des Staates. Gegen solche Wölfe im Hirtenkleid, ihre Werkheiligkeit, ihre Ketzergerichte, denen nur noch der Scheiterhaufen fehle, gegen das „entsetzliche“ Schlußgebet wird die versöhnende Liebe Jesu Christi und die Gnadenlehre Luthers, dem jeder geistliche Zwang ein Greuel gewesen sei, aufgerufen. Herzensglaube, Liebe, Duldung, Eintracht, so grausam und blindlings verkannt von Westhoffs Pfaffen, kamen wieder zu ihrem Recht in den Göttinger Blättern, denen Lessing seine letzte Andacht widmete. Der Jude Daveson las dem Nathandichter die Schande neuer Patriarchen vor in seiner Todesstunde. So sollte der Anti-Goeze protestirend bis zum letzten Athemzug aus dem Kampf in den ewigen Frieden eingehn und sich noch einmal zu seinem theuren Johanniswort bekennen: Kindlein, liebet einander!

Am Abende des 3. Februar 1781, den er im Club und bei Davesons verbrachte, wurde Lessing von einem Stickfluß befallen und zeitweilig auch der Sprache beraubt. Man trug ihn in sein Quartier. Er wollte weder Arzt noch Diener bei sich haben. Tags darauf ließ er sich frisiren, um nach Wolfenbüttel heimzufahren. Ein Besucher trat dem entgegen und holte den Doctor, der einen Aderlaß und ähnliche Mittel anwandte. Lessing spie Blut, doch schöpfte Leisewitz noch Hoffnung auf Genesung, während der Kranke selbst, treu seinem tapfern Wort, er werde vielleicht in seiner Todesstunde, doch nicht vor seiner Todesstunde zittern, dem zu einem Begräbnis bestellten Lohndiener sagte, daß er sich sputen möge, denn nunmehr sei die Reihe an ihm. Alle Kunst der Arznei ward aufgeboten, Malchen eilte zur Pflege herbei, das getrübte Bewußtsein stellte sich rasch wieder her, viele Theilnehmende sprachen vor, auch der Hof zog häufig Erkundigungen ein. In einsamen Stunden sammelte Lessing seine Gedanken, „und er ist dem Tod wie ein Held entgegen gegangen“, ja, mitunter vernahmen der Hofmedicus, der Hauswirth, Daveson harmlose Scherze von seinen Lippen. Nach der Lectüre Schlözers am 15. Februar konnte Lessing noch einmal das Zimmer verlassen, doch als er zurückkam, lehnte er, die Haare

von Todesschweiß benetzt, sein müdes Haupt an den Thürpfosten und sprach, in den Gedanken der bestürzten Tochter lesend: Sei ruhig, Malchen! Er reichte darauf, wieder gebettet, den Arm zum Aderlaß, und als man ihm zurief: Ängstigen Sie sich nicht, entschlummerte er mit lächelndem Blick — „Daß ihn alle Goezen gesehen hätten, diesen Blick, damit sie von ihm lernen ohne Verzerrung des Gesichts zu sterben und sterben zu lassen", fügt Elise, auch im tiefsten Schmerz streitbar, ihrem Bericht (an Hennings, 27. Mai) bei, der gleich der Erzählung Betty Jacobis (an Sophie v. La Roche, 9. März) auf Mittheilungen des Augenzeugen Daveson fußt. Lessing starb, bekräftigt dieser, „so wie er gelebt, als ein Weiser, entschlossen, ruhig! voll Besinnung bis in den letzten Augenblick." Es war nach sieben Uhr Abends.

Amalie Henneberg erzählte als Greisin — und unser Gewährsmann wird ihre Mittheilungen ein wenig stilisirt haben, — wie sie vor der Schwelle des Krankenzimmers gesessen, um ihrem gepreßten Herzen durch geheime Thränen Luft zu machen: „Da öffnete sich die Thür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markirt und von kaltem Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Tochter die Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte. Aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch den ängstlichsten Besorgnissen noch überraschend, das theure Leben".

Die Section ergab Brustwassersucht mit ungewöhnlich starken Verknöcherungen.

Erst im Lauf des nächsten Tages (16. Februar) erfuhren die meisten Braunschweiger Freunde, daß der Große von ihnen genommen sei. Am 20. wurde Lessing auf dem Magnikirchhof unter einer Tanne bestattet. Ebert, Eschenburg, Schmid, Leisewitz, Kuntzsch, Graf Marschall, auch ein paar Männer aus dem Volk wohnten dem vom Herzog würdig ausgerichteten Begräbnis bei. Leisewitz schrieb einen einfachen, sachlichen Bericht über Lessings letzte Wochen für Lichtenbergs „Magazin", und es ist nur allzu menschlich, daß

in seinem Tagebuche sich Hoffnungen auf den erledigten Posten unter warme Gedenkworte mischen. Schmähungen und Lügen des orthodoxen „Kirchenboten“ sammt dem darin erwähnten Volksgerücht, Lessing sei vom Teufel geholt worden, oder der Sage, die Ärzte hätten einen so bösen Menschen absichtlich sterben lassen, gingen klanglos dahin. Bloß ein Helmstedter Theologe wollte dann nicht leiden, daß sein Schwiegersohn Henke vom „seligen“, statt vom „verstorbenen“ Lessing spreche! Daß der Religionsfeind dem Stahl eines frommen Mörders erlegen sei, konnte mit etlichem Pöbel nur Gleim im ersten Augenblick für wahr halten, der womöglich gar an „gottesfürchtige Maroniten“ des Patriarchen Goeze dachte und bald in überschwänglichen Grabverslein Trost fand. Doch eben so wenig bewahrheitete sich das Gerücht, der Herzog wolle Lessing ein Ehrenmal aus Harzer Marmor gründen; vielmehr blieb es dem Schauspieler Großmann vorbehalten, sieben Jahre später sich selbst echtkomödiantisch durch einen Aufruf in Scene zu setzen und mit der Miene des trauernden Busenfreundes bei den Collegen herumzubetteln, aber kläglich Fiasco zu machen, wie er 1791, ohne jedoch seinen Klingelbeutel einzuziehn, aller Welt darlegte. Dann wollte Nicolai mit den Braunschweiger Getreuen der beschämenden Zudringlichkeit im Stillen zuvorkommen. Frau Rath meinte verständig, man habe bei diesen Kriegsläuften zuviel an die Lebenden zu denken; auch möchte sie einmal ihr Herz über die nichtssagende Verherrlichung großer Todten durch Obelisken, Urnen und dergleichen ausschütten, nur nicht vor Gevatter Großmann, der alle Briefe drucken lasse. So wartete Braunschweig denn auf Meister Rietschel, der seinen Landsmann 1853 in freier, Nachlässigkeit und Würde so herrlich vereinender Siegerhaltung hinstellte, im Zeitcostüm, ohne jeden allegorischen Behelf, der Mann für sich monumental wirkend, schlanker, jugendlicher, als ihn die letzte Periode gesehn hatte.

Ein das berühmte Duplik-Wort über die Wahrheit umschreibendes Gedicht des Wolfenbüttler Rectors Heusinger wurde von ängstlichen Händen unterdrückt, und auch an andern Orten regte sich sich eine bevormundende Censur, aber die Bühnen Deutschlands eilten, den Dichter und Dramaturgen und natürlich in ihm sich selbst zu feiern, mit Katafalken, Trauermusiken, poetischen Nachrufen. Hatte doch Bonn schon im December 1779 sein kleines Lessingfest

gehabt, als den Kurfürsten ein Gelegenheitsstück begrüßte, das mit begeisterten Worten über den „Nathan“ anhob. Voran ging am 24. Februar 1781 der allzeit rührige und anhängliche Döbbelin in Berlin, wo Demoiselle Döbbelin, umgeben vom schwarzgekleideten Personal, ein unbedeutendes Gedicht Engels recitirte. Lessings Bildnis war hinten auf einem schnörkelhaften Monument zu sehn, und das dichtgefüllte Haus antwortete mit dumpfem „Bravo“ den Versen, die ein öffentliches Denkmal und ein Grab Lessings in der Fürstengruft für selbstverständlich erklärten, wenn er ein — englischer Dichter wäre. Ein politisches Wetterleuchten flackerte überall um diese Bahre. Viele hundert Berliner waren vergebens gekommen, so daß die Gedenkfeier wiederholt ward und ihr Erfolg auswärtige Theater anspornte. In Schwedt ließ der Macher des „Grafen Walltron“, Möller, all seine sinnfälligen Künste spielen: die Bühne war auch hier schwarz verhängt, ein Tempel der Unsterblichkeit ragte zwischen Eichen empor, zwei Trauerbarden lagerten auf seiner Schwelle, Lessings Urne und Büste schmückten den Altar, Bildsäulen verkörperten die Natur, Erziehung, Toleranz, Poesie und was der öden Allegorien mehr war, die Mimen schritten mit Lorbeer und Weihrauch herbei, Herr Möller als Odoardo trug den im Preise des unsterblichen Dichters und nicht minder des musenholden Markgrafen schwelgenden Bombast eines gewissen Laur vor. Dann erschien seltsam genug Lessings Büste bekränzt und umflort im Cabinet des Prinzen von Guastalla wieder, und die Zeitungen versicherten, diese feine Idee habe die angenehmste Wirkung auf Kopf und Herz gethan. Der Markgraf aber ließ die Brustbilder Lessings und Shakespeares auf den Vorhang malen, beide mit der Unterschrift „alt 52 Jahr.“ Am 25. März feierte das Ellricher Privattheater Lessings Tod mit einer Aufführung der „Sara“, während sonst überall „Emilia Galotti“ zur Darstellung kam; voraus ging unter Musik und Gruppenbildung ein nach Art des Göttinger Hains leidenschaftlich gegen Firlefanz und Menschenquälerei der Großen ausklingender Dithyrambus von Göckingk. Gleim wohnte der Feier bei und hatte sein Maysches Lessingporträt mitgebracht, das ein Genius mit gesenkter Fackel auf der Bühne hinter dem Sarg emporhielt.

Auch Hamburg blieb am 9. März bei dem Apparate der Urnen,

Trauergewänder und dumpfen Musik, doch was man hier von Schröders berufenen Lippen vernahm, war würdige Poesie in tief-gefühltem Vortrag. Das geistliche Ministerium hätte beim Senat gegen die Feier protestirt, wenn nicht Goeze, so wurde wenigstens erzählt, dafür eingetreten wäre, daß niemand dem Todten die elende Ehre, von Komödianten gerühmt zu werden, rauben solle. Der Theaterverein bestand tapfer auf seinem Gedenkfest und drang damit durch: nur gedruckt sollte kein Bericht, kein Vers werden. „O der dicken, dicken Dummheit!“, seufzt Elise, der freilich eine Lessingurne, theatralisch als Decorationsstück vor ein paar hundert armen Sündern aufgepflanzt, gar nicht gefiel; aber sie belobt und copirt Unzers Festrede, „denn sie war mehr als leerer Panegyristen-stil, und betraf auch sein Verdienst um Wahrheit und Aufklärung“, die von den Reimarern über alle künstlerischen Gaben gestellten Palladien. Dieser Nachruf sprach ernste Gedanken aus, schwulst-los, ohne die verdächtigen Hyperbeln der litterarischen Klageweiber, und er wußte Lessings Verherrlichung mit einem taktvollen Finger-zeig auf den ungenannten, noch lebensfrischen und ins neue Jahr-hundert hinüberwallenden Dichter Hamburgs, auf Klopstock, zu ver-binden:

Deutschland kann sich trösten,
Es hat der großen Männer mehr,
Vielleicht noch Einen, der wie Er
Sich selbst allein des Ruhmes Hütte baute,
Vor Fürsten, Fürstendienern nie gekniet,
Tief in der Menschen Heimlichkeiten schaute
Und niemals eine schadenfroh verrieth.
Der was Er einmal war, mit Ehre
Und Nachsicht doch für Andre blieb,
Und den nicht jeder Sturm der Lehre
Aus der erkannten Wahrheit trieb.
Der Gleißnerei und Prahlsucht kühn verscheuchte,
Aus Furcht und Haß an keiner Meinung hing
Und wenn er auch Gewißheit nicht erreichte,
Doch immer nah an ihrer Ferse ging.

Nur unverwunden bleibt die Trauer,
Mit welcher unsre Kunst den Schlag beklagt,
Denn diese klagt um mehr, ist um die Dauer
Der vaterländ'schen Kunst verzagt.
Sieht nur den kleinen Troß von weiten,
Hofft, daß noch Dichter ferne stehn,

Die nur den einzigen bewährten Richter scheuten,
Und kühner nun auf seine Pfade gehn . . .

So kraftgenial und ungestüm sprang im gleichen Jahre Schiller hervor, daß der Sprecher dieses hamburgischen Epilogs von den Colossen und Extremitäten der neuen Räuberfreiheit den Untergang des deutschen Theaters befürchtete.

Mochten auch manche wohlfeile Phrasen und manches äußere Komödiengepränge bei diesen Feiern unterlaufen, es geschah doch zum ersten Mal, daß Deutschland auf den Sarg eines freien Schriftstellers Ehren des Nationaldanks häufte, wie sie nur Voltaire, noch bei Lebzeiten, erfahren hatte, daß öffentliche große Versammlungen sich einmüthig verpflichteten, das Erbe zu hegen, den Muth des Kämpfers fortzupflanzen nicht zuletzt im religiösen und politischen Bereich.

Ergreifend tönen die leiseren Nachrufe der Freunde, der mitstrebenden Genossen. Wie eine Sonnenfinsternis umschattete Lessings Tod ihr Dasein, nachdem sie so lang und freudig den hellen, warmen Schein seines Wesens und Wirkens genossen hatten.

Den Einen, unsern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn, der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! sprach Gott, und Leibniz ward geboren;
Es werde Finsternis! sprach Gott, und Lessing starb.

dichtete Gleim; „Was klagen wir den Untergang der Sonne!“ rief Campe; „ins Reich der Nacht“ führt uns eine von leidenschaftlichen Gegensätzen bewegte, mit heiligen Schwüren „trotz Vorurtheil und Fürst und Pfaffen“ besiegelte Nänie Elisens. „Es soll Finsternis bleiben! Es war also auch Plan der Vorsehung, dieses Licht in seinem vollen Leuchten zu ersticken, da andere bis auf den letzten armseligen Docht ausschwelen?“, schreibt sie an Hennings; „Nun ja, wer's nur ausharren kann, bis wir's schauen, wo es weiter fortbrennt . . . sleep and die, das liebste Wort in meinen Ohren. Aber Sie haben Recht — wir wollen wirken, thun, handeln jeder nach seinen Kräften, in einem engen oder weiten Kreise, und wär's auch nur zum Zeitvertreib, bis — wir's beim ewigen Lichte taxiren können. Wer nur den Gedanken erst etwas hinunter hätte: und wir hofften, er solle Israel erlösen!“ Ihr Gelöbnis aus starker Seele war nicht in den Wind gesprochen, das Haus Reimarus blieb

eine Herberge der Aufklärung. — Im fernen Rom dichtete der Maler Müller einen schmerzerfüllten Nachruf, in Berlin K. Ph. Moritz. Gewichtig zollte Klopstock sein Beileid nach Braunschweig: „Lessings Tod ist mir innig nahe gegangen", und an Lessing erinnern uns die Verse von 1781:

Weiter hinab wallet mein Fuß, und der Stab wird
Mir nicht allein von dem Staube, den der Weg stäubt,
Wird dem Wanderer auch von Asche
Näherer Todten bewölkt.

Den schönsten Nachruf sandte Weimar. Denn Leisewitzens „Historische Lobschrift" blieb diesem Zauderer auch in der umgearbeiteten Fassung liegen, der trauernde Mendelssohn kam nur noch zu einigen „Hauptzügen", nicht aber zu der von ihm, später von Eschenburg erwarteten und geforderten Biographie. Herder jedoch gab eine Fackelbeleuchtung, wie nur er es vermochte; so wurde denn Lessings Lob in seinem Munde zur würdigen, inhaltschweren Antwort auf Friedrichs Klagen über unsre geistigen und sprachlichen Mängel.

Am 20. Februar traf die Todesbotschaft in Weimar ein. „Mir hätte nicht leicht etwas fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, eh die Nachricht kam, macht' ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben", mit diesen Worten sendet Goethe die Trauerpost, wie alles was ihn bewegte, weiter an Frau v. Stein; er fragt später in demselben Zusammenhang Lavater nach der Schrift des alten Königs, betheuernd: „Lessings Tod hat mich sehr zurückgesetzt, ich hatte viel Freude an ihm, und viel Hoffnung auf ihn." Wieland klagte von Herzen. Am stärksten getroffen war Herder. „Ich kann nicht sagen, wie mich sein Tod verödet hat; es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergingen, und der dunkele wolkigte Himmel bliebe", so lautet sein schönes Gleichnis für das Erlöschen der Einen Leuchte im Brief an Gleim, „Hundert, ja tausend sind mit ihm gestorben" sein Zuruf an Voigt. Auch Hamann vernahm Herders Trauer über Lessings Hingang, „der mir sehr bitter gewesen ist und den ich noch nicht vergessen kann. So wenig ich mit ihm im engen Briefwechsel gestanden, so eine große Gestalt war er doch in unsrer litterarischen Welt für mich,

die ich mir oft nahe fühlte, zumal ich ihn persönlich und sehr freundschaftlich, männlich und bieder in Hamburg kennen gelernt hatte. Wenige Tage vor seinem Tode, Ende Januars, habe ich noch einen Brief von ihm und dachte nicht, daß es der letzte sein würde. Die große Lücke steht nun da und die Melchior Götze und andre Unbeschnittene freuen sich in der Stille. Der Nicolaische Trupp hat jetzt, wo möglich, noch weiter Feld: und wie lange wird's sein, daß für Deutschland wieder ein Lessing geboren wird?"

Schon das Märzheft des Wielandischen Teutschen Merkur brachte namenlos Herders erstes Todtenopfer, in drängenden Ausrufen, da er, plötzlich betäubt, noch keine ruhige Würdigung geben, sondern nur danken konnte für so viel Licht und Kraft und all die Feste des Geistes und des Gemüths, mit der bekümmerten Frage, welcher Denker, Schriftsteller, Kritiker, Menschenkenner uns einen Lessing ersetzen werde? — „und man wird sich keine Antwort geben können." Aber diese Grabrede war nur der rasche Vorklang einer umfassenden Charakteristik, die, eingerahmt vom Nachruf auf Winckelmann und einigen Seiten zu Sulzers Gedächtnis, als Kern- und Kronstück im Octoberheft desselben „Merkur" erschien und mit den Aufsätzen über das Epigramm und die antiken Todesbilder später in die Zerstreuten Blätter überging. Keine Pyramide der Unsterblichkeit will er errichten, nur ein paar rauhe Steine, nach Art der nordischen Heldengräber, auf diesen Todtenhügel wälzen und dann schweigend von dannen gehn. Um so lauter war der Dank: Gleim jubelte dem „Herzensbruder" zu, Mendelssohns unstillbare Trauer klärte sich zu einem begeisterten Liebeserguß nach Weimar, Carl August schrieb: „Sie haben Lessingen ein herrliches Denkmal gesetzt, daß er es wirklich nicht besser erkennen könnte, als wenn er Ihnen sein Bild aus Elysium schickte." Was will da des Propheten Lavater Mäkelei in Briefen an Jacobi, er wünsche die Gründe der Goethischen Theilnahme, der Jacobischen Trostlosigkeit zu wissen, denn er für seine Person könne wohl die Gelehrsamkeit, den Verstand, die körnige classische Sprache Lessings verehren, doch weder Akme noch Genie an ihm finden: „Ein ganzer Mann schien er mir — aber zu wenig Mensch." Herder war nun der Erste, langhin auch der Einzige, der mit einer beobachtungsreichen, stets den Hauptsachen zugekehrten Übersicht der gesammten Werke Lessings

eine hinreißende Würdigung seiner „Menschheit“ verband. In dem freien, besonnenen Abschnitt über die „Fragmente“ stieg er zu den Formeln der warmen Kälte, der leidenschaftslosen Leidenschaft für Wahrheit hinan, um schließlich rednerisch entflammt den Abgeschiedenen selbst anzurufen und so auch hier das Necrologium, wie er einmal sagt, in ein Athanasium zu verwandeln: „Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinwegwarfst, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unsrer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohlthätig sein will oder sein kann; am meisten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an und hast deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er geschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer thätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst du es gewiß nicht gern, und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender, zunehmender Geist zu werden.“

Anmerkungen.

I. Emilia Galotti.

Text s. Archiv 11, 367; Muncker 2. Kleins dreiste Abhandlung schon Rhein. Beiträge zur Gelehrsamkeit 1780 f. (jetzt Braun 2, 273). Herder 17, 185, Von u. an Herder 2, 127 u. 130 u. s. w. aufgefädelt von Niemeyer, Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens 22, 65. Frankreich: vgl. Berliner Litteratur- u. Theaterzeitung 1780 S. 671 — Braun 2, 267 — (Mercier, Deutsches Museum 1780 II 92), 1781 S. 140 u. 593; übersetzt von Friedel. Englische Bühne: kahle Notizen H. W. Singers, Festschrift für M. Bernays 1893 S. 9. Czechisch, Taubers Gesch. des Theaters in Prag 2, 296. Über die von Rector Steffens zur Aufführung in Celle veranstaltete und gedruckte lateinische Primanerübersetzung: Braun, 2, 88 u. 112. Neugriechisch: Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen, Athen 1889. — Entstehung: Werner, Zs. 25, 241, L.s E. G. 1882 (dagegen Anz. 9, 67). Quellen: Hebler, Lessingiana, Bern 1877 Antikes. Volkmann, Festschrift zur 50jähr. Gedenkfeier des Düsseldorfer Realgymn. 1888 Montiano, Campistron; er will auch den Schluß an die Analyse des Coëlloschen „Essex" in der Hamburg. Dramaturgie knüpfen. Roethe, VJS 2, 516 Crisp (dürftige Diss. von Rumbaur, Die Gesch. von Appius u. Virginia in der engl. Litteratur, Breslau 1890; ohne Rücksicht auch auf den pseudoshakespearischen „Edward III", der aus Paynters Palace of Pleasure schöpft). Kettner, Zs. f. deutschen Unterricht 11, 442 Richardson; Pförtner Gratulationsschrift Illustrissimae scholae regiae Afranae 1893 Kritik, Leibniz. Auf die beiden Liebesnovellen des Bandello machte mich zuerst Litzmann aufmerksam, auf seine Lucretiarede die Lectüre Grillparzers 11, 20. Für diesen Conflict von senso und ragione und die strafbare geheime Schuld des appetito concupiscibile u. s. w. verwies mich Herrmann auf Salutati. Bandello nämlich giebt von der großen Rede des Collatino: Rasciuga, cara Lucrezia mia, le cadenti lacrime an nur eine freie Bearbeitung des Lucretiagesprächs Coluccio Salutatis, ohne Verfassernamen gedruckt in den Werken des Äneas Sylvius (Basel 1551 u. 71 S. 959; mangelhaft H. Müller, Blätter für bayr. Gymnasialwesen 14, 371, vgl. 16, 9); Voigt, Über die Lucretiafabel u. ihre litterar. Verwandten 1883, Abhandlungen der sächs. Gesellschaft 35, 1 (vgl. Wiederbelebung des class. Alterthums 2, 444) bespricht Salutati, aber nicht Bandello. Dieser hat ziemlich genau wiedergegeben Salutatis Num putatis nullam esse corporis corrupti voluptatem? Fatebor occultum nefas, — parce, parens, parceque, marite, et vos, dii castarum mentium, indulgete. Non potui, fateor, tantam animo concipere tristitiam nec ab illo complexu mentem adeo revocare, quin subierint male obedientium mem-

brorum inlecebrae, quin agnoverim vestigia maritalis flammae; illa tristis et ingrata licet qualiscunque tamen voluptas ferro ulciscenda est. An Grillparzers Erny hab' ich schon im Text erinnert, sein Meran hat viel von Tarquinius (Skizze 1819: 11, 19); auch der leisen Motive in Otto Ludwigs Genovefa und Angiolina sei gedacht Daß ich durchaus nicht mit Bertling an Emilias „Unwahrheit" glaube (Fleckeisens Jahrbücher 139, 535 u. 142, 513; dagegen Jeep 140, 580), liegt auf der Hand. Die Urtheile Heyses u. Kellers — S. 26 — bringt S. Schott, Beil. zur Allg. Zeitung 11. Febr. 90; vgl. Keller 1850 über Rachel-Virginie (Latour), die angstvoll und tapfer ihre Unterröcke zusammenhält: Leben 2, 183. — Arnold, L.s E. G. in ihrem Verhältnis zur Poetik des Aristoteles u. zur Hamb. Dramaturgie, Progr. Chemnitz 1880, gut über die Orsina. M. Bernays, Über den Charakter der E. G. (1863), Schriften 3, 187, beredte Briefe an eine Dame. Über Marinelli (Rötschers Seydelmann) trefflich F. L. Schmidt, Dramaturg. Aphorismen 1, 56 (s. auch Blankenburg, Versuch über den Roman 1774). Buchholz, Zwei L.studien 1881 (S.-A. aus den Grenzboten) S. 32. Otto Ludwig 5, 327, dazu 256, 271 u. 6, 402, 426. Auerbach, Dramatische Eindrücke 1893 S. 162; Gespräche im Roman „Auf der Höhe". Schopenhauer am schroffsten Reclam 4, 412. Zu den romantischen Angriffen W. Schlegels Vorlesungen 2, 392.

S. 15 Ceci n'est pas un conte sei denen gesagt, die von einer Inhaltsangabe nicht eine Analyse unterscheiden können, wie sie die Eigenart dieses ausgetüftelten Trauerspiels mir empfahl. — Die Anregung des spanischen „Essex" verzeichnete schon Schmid, Über einige Schönheiten der E. G. 1773 S. 37, dem Gotter diese Bemerkung einer Dame mitgetheilt hatte; auch Blätter für litterar. Unterhaltung 1855 Nr. 29; Klein, Gesch. des Dramas 10, 731. — S. 17 Eine Porträtscene des Théâtre italien, La fausse coquette 1, 10 holt Herrmann zu weit her, Archiv 14, 324. — S. 21 Darf man mit Albrecht daran erinnern, daß in Voltaires Candide Cap. 11 die Verlobung mit einem schönen, geistreichen, lieberglühenden prince souverain de Massa Carrara vorkommt, der aber, da alles zum Hochzeitfest gerüstet ist, von einer verlassenen vornehmen Geliebten vergiftet wird? und daß in Goldonis Adulatore 1, 1 der Secretär, um sich der Gattin Don Filibertos bequemer nähern zu können, dem Gouverneur vorschlägt, jenen als Gesandten nach Neapel zu schicken? „Ein Fürst hat keinen Freund" . . Voltaire, Henriade 1, 177 Amitié, que les rois, ces illustres ingrats, Sont assez malheureux pour ne connaître pas; Schiller 1, 34 „Der Fürst kann Freund seyn, kann einen Freund haben", vgl. Minor zum „Carlos". — S. 26 Einen schroffen Widerspruch zwischen den Aussagen Emilias und des Prinzen behauptet Schöne, Zacher 26, 229; Crébillon, Le Sopha 1, Cap. 9 Que vous dirai-je, reprit-elle? Quand je le pouvois, je lui faisois des reproches, mais c'étoit machinalement. Je crois que je lui parlois, que je le traitois avec tout le mépris qu'il méritoit, je dis que je le crois, car je n'oserois l'assurer. S. 27 Entschlossenheit, Schwäche: Richardsons Clarissa Brief 1, 14 u. ö. — S. 28 Gryphius: Anz. 7, 316 (Bibl. des litterar. Vereins 162, 253). — S. 33 Clarissa, Brief 5, 4 Miss Lardner saw you at St. James's church . . she ordered her servant to follow you; Grandison Br. 5, 14 She (Lady Olivia) has her emissaries, who I suppose, will soon apprise her of it. — S. 34 „Wer über gewisse Dinge" . . nach Guillen de Castro, El Conde Alarcos: Rosenbaum, Euphorion 5, 107. — S. 40 La Harpe, Corresp. littér. 1820 ed. Verdière 12, 48 auf Grund der Friedelschen Übersetzung: Cette scène terrible fait frémir dans Tite-Live; elle est ridicule dans

l'ouvrage allemand, et ressemble à une parodie. Le père et la fille conversent ensemble par quolibets et font de jolies phrases. Émilie, qui ne craint pas la violence d'un ravisseur, craint la séduction, E., mariée, ce jour-là même à son amant! quelle indécence et quelle fausseté dans les idées; dann fahren Klopstocks „Adam“ und Geblers „Minister“ weit besser. — S. 42 Tender blossom . . white lily: Clarissa, Br. 3, 57 u. 7, 82. — „Othello“: Jacoby, Voss. Zeitung 25. Juni 87. — S. 44 Schubarts Prolog: Braun 2, 66, vgl. Alemannia 20, 181 u. VJS. 4, 512.

S. 44 Von einer der hamburgischen Bühne noch spät verheißenen Fortsetzung will u. a. die Berliner Litteratur- u. Theaterzeitung wissen, 1780 S. 768, vgl. 1781 S. 411 (Braun 2, 376 Allg. d. Bibliothek). — Humboldt an Schiller, 22. Sept. 94: „Ramdohr . . hat der Schütz Manuscript vorgelesen, unter andern eine gänzliche Umarbeitung der nun gewiß ganz entblätterten E. G.“ — „Bianka“: Schott, Beil. zur Allg. Zeitung 13. Febr. 96. — G. Keller lustig über seine knabenhafte Nachahmung: Leben 1, 74.

S. 45 Absprechender Bericht über die Braunschweiger Aufführung im Beytrag zum Reichspostreuter (Altona) 23. März 72; Neue Braunschweig. Zeitung 16. März 72 (Zachariä; s. Zimmermann, Braunschweig. Magazin 19. Juli 1896): „Abends wurde von der Döbbelinischen Schauspielergesellschaft ein auf diesen glücklichen Tag besonders verfertigtes Vorspiel: Diana im Hain der Musen vorgestellt; worauf ein von unserm berühmten Herrn Leßing neuverfertigtes Trauerspiel: E. G., aufgeführet wurde, und den allgemeinen Beyfall erhielt, den das vortrefliche und reife Werk eines solchen für das Theater gebohrenen Schriftstellers verdiente. Die darinn vorkommenden Schauspieler und Schauspielerinnen machten ihrer Kunst alle Ehre. Den Beschluß machte ein großes Ballet: Philemon und Baucis.“ S. 46 Ekhof liest Stolbergs 1775 Odoardoscenen und den Auftritt Rotas wundervoll vor: Janssen 1, 61; er entzückt 1773 in Weimar Nicolai mehr als die in den „furiösen Stellen“ meisterhafte Seyler-Orsina, während Mad. Mecour die Emilia „ziemlich mittelmäßig“ und Brandes den Kammerherrn Marinelli wie einen Kammerdiener spielte: an Ramler 19. Juli, Voss. Zeitung 17. Dec. 93; Mad. de Staël, De l'Allemagne (De la déclamation): Iffland rappelle aussi la sensation prodigieuse que produisait, dans la pièce d'E. G., Eckhoff . . Lorsque Odoard apprend, par la maîtresse du prince, que l'honneur de sa fille est menacé, il veut taire à cette femme, qu'il n'estime pas, l'indignation et la douleur qu'elle excite dans son âme, et ses mains à son insu arrachaient les plumes qu'il portait à son chapeau, avec un mouvement convulsif dont l'effort était terrible, von Andern erfolglos nachgeahmt. Hamburg: Litzmann, Schröder 2, 128 (vgl. „Schröder u. Gotter“ 1887 S. 92). F. L. Stolberg an Voß, 16. Juni 85 über das Lachen des Publicums „wo unser einer erschüttert wird. Ähnliches habe ich bey Shakespears Stücken in Hamburg gesehen, und erinnere mich, daß das Parterre brüllend lachte bey dem: Kind, es ist keine Haarnadel — in der Emilie von Lessing.“ Dummer Brief Dyks an J. B. Michaelis, Leipzig 24. Apr. 72: „Sie haben also L.s Galotti gelesen? Ein herrlich Stück fürwahr! Aber im Ganzen, dünkt mich, steht es unter der Minna, die zu Berlin einen vortreflichen französischen Übersetzer gefunden hat“; das Stück sinkt ihm besonders vom Auftreten der Orsina an, die Personen „witzeln“ überhaupt zuviel, über die Haarnadel und über Odoardos Schlußworte vom schalen Trauerspiel werde man lachen; „In Berlin hat man das Stück dreimal aufgeführt, aber jedesmal mit abnehmendem Zulauf. Kein Wunder! das Stück ist für die Lek-

türe der Kenner, weit über unsere Zuschauer und Schauspieler" (Schüddekopf). — Laube erzählte mir, daß Charlotte Wolter die Rolle der Orsina erst heftig ablehnte: das verstehe sie nicht und könne es nie sprechen, und nur nach wiederholtem Vorlesen daran ging.

Geniezeit. Nach v. Biedermann, Goethe-Jahrbuch 1, 17 (G.-Forschungen 2, 199) wäre L. der Goethischen Generation gegenüber kurzweg ein Neidhart; eben so tendenziös, doch geistreicher Hehn, Gedanken über G. 2. A. 1888 S. 56. Einsichtig Minor, Neue freie Presse 5. März 81 (vgl. zum Urtheil über „Werther" Zacher 19, 239). S. 56 „er füllt Därme mit Sand": Archiv 4, 113. — Wirkungen: s. die Monographien über die Geniedramatiker. Minor, Schiller 2, 598 u. 602; Franck, Zs. 20, 366; Boxberger, Archiv 4, 252; bös ist die Reminiscenz der verbuhlten Königin-Mutter Isabeau: „Ich habe Leidenschaften, warmes Blut wie eine andre". Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts (Quellen u. Forschungen 40) 1880 mit reicher Phraseologie, dazu Archiv 11, 618. „Clavigo": Jacoby, Goethe-Jahrbuch 5, 323. Sprickmann: E. Schmidt, AdB 35, 305; Wahles versprochene Monographie steht noch immer aus. Eschenburgs Brief an Nicolai, 17. Juni 76 überbringt „Leisewitz der Vf. des J. v. T., des besten Trauerspiels seit E. Galotti". — „Spartacus": Saurins 1760 durchgefallenes Stück verurtheilt die Correspondance littéraire ed. Tourneux 4, 188 u. (Diderot) 227. Grillparzers Absicht kannte ich 1885 nur aus dem hsl. Tagebuch; das Fragment (1810) liegt jetzt in Sauers Ausgabe 10, 141 vor, die Notizen über den Römercyclus 11, 3 vgl. 81. Meißner, Spartacus 1793, enthusiastische Geschichtserzählung, S. VIII Berufung auf L. — Jerusalem: Minor, AdB 13, 785; VJS 2, 532; Nationalzeitung 27. März 97; Koldewey, Lebens- u. Charakterbilder 1881 S. 167.

II. Der Bibliothekar. Frau Eva.

O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. L., Briefe u. Actenstücke 1870 (vgl. auch M. Bernays, Schriften 3, 207). P. Zimmermann war mir ein hilfreicher Rathgeber, nicht bloß durch seine Artikel in der AdB und die von ihm u. Schüddekopf gebotenen Mittheilungen im Braunschweig. Magazin (1895 Nr. 9 Besuch in Helmstedt), die Darstellung des Intelligenzwesens (Buchhandel, Journalismus) in seinem actenmäßigen Buche „F. W. Zachariä in Braunschweig" 1896. So ergänzt Schüddekopf, Braunschweig. Mag. 1897 Nr. 11 Glasers Theatergeschichte, auch H. Devrients Angaben über Schönemanns. O. Hoffmann u. Schüddekopf haben mir Auszüge aus dem Eschenburg-Nicolaischen Briefwechsel zur Verfügung gestellt. — S. 65 Eberts Brief an Raspe vollständig, mit anderem, Braunschweig. Mag. 95 Nr. 4. S. 70 Ernst Daniels v. Liebhaber Bericht: Corvey, Frankf. Zeitung 1. Mai 85. — Hof: Stahr lieferte auf unmuthige Äußerungen L.s hin ein Zerrbild. Karl I: AdB 15, 266. Karl Wilhelm Ferdinand: Pockels 1809 (danach Justi, Winckelmann 1. A. 2², 327); Pertz, Stein 1, 93; Ranke, Denkwürdigkeiten von Hardenberg 1, 66; AdB 15, 272; Correspondance littéraire ed. Tourneux 7, 295 hübsch über den Incognito-Besuch mit Grimm bei Diderot. Leopold: M. Bernays' schöner Aufsatz (1885), Schriften 2, 137; vgl. Suphan, Deutsche Rundschau Nov. 1888. — Praun: AdB 26, 536; Schrader v. Schliestedt 32, 435; Féronce 6, 717. — Amtliches, Gehalt: Sonnenburg, Gartenlaube 1881 Nr. 7 u. Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte Febr. 1881. Verkehr: romanhaft unzuverlässig Seventornen (pseu-

l'ouvrage allemand, et ressemble à une parodie. Le père et la fille conversent ensemble par quolibets et font de jolies phrases. Émilie, qui ne craint pas la violence d'un ravisseur, craint la séduction, E., mariée, ce jour-là même à son amant! quelle indécence et quelle fausseté dans les idées; dann fahren Klopstocks „Adam“ und Geblers „Minister“ weit besser. — S. 42 Tender blossom . . white lily: Clarissa, Br. 3, 57 u. 7, 82. — „Othello“: Jacoby, Voss. Zeitung 25. Juni 87. — S. 44 Schubarts Prolog: Braun 2, 66, vgl. Alemannia 20, 181 u. VJS. 4, 512.

S. 44 Von einer der hamburgischen Bühne noch spät verheißenen Fortsetzung will u. a. die Berliner Litteratur- u. Theaterzeitung wissen, 1780 S. 768, vgl. 1781 S. 411 (Braun 2, 376 Allg. d. Bibliothek). — Humboldt an Schiller, 22. Sept. 94: „Ramdohr . . hat der Schütz Manuscript vorgelesen, unter andern eine gänzliche Umarbeitung der nun gewiß ganz entblätterten E. G.“ — „Bianka“: Schott, Beil. zur Allg. Zeitung 13. Febr. 96. — G. Keller lustig über seine knabenhafte Nachahmung: Leben 1, 74.

S. 45 Absprechender Bericht über die Braunschweiger Aufführung im Beytrag zum Reichspostreuter (Altona) 23. März 72; Neue Braunschweig. Zeitung 16. März 72 (Zachariä; s. Zimmermann, Braunschweig. Magazin 19. Juli 1896): „Abends wurde von der Döbbelinischen Schauspielergesellschaft ein auf diesen glücklichen Tag besonders verfertigtes Vorspiel: Diana im Hain der Musen vorgestellt; worauf ein von unserm berühmten Herrn Leßing neuverfertigtes Trauerspiel: E. G., aufgeführet wurde, und den allgemeinen Beyfall erhielt, den das vortrefliche und reife Werk eines solchen für das Theater gebohrenen Schriftstellers verdiente. Die darinn vorkommenden Schauspieler und Schauspielerinnen machten ihrer Kunst alle Ehre. Den Beschluß machte ein großes Ballet: Philemon und Baucis.“ S. 46 Ekhof liest Stolbergs 1775 Odoardoscenen und den Auftritt Rotas wundervoll vor: Janssen 1, 61; er entzückt 1773 in Weimar Nicolai mehr als die in den „furiösen Stellen“ meisterhafte Seyler-Orsina, während Mad. Mecour die Emilia „ziemlich mittelmäßig“ und Brandes den Kammerherrn Marinelli wie einen Kammerdiener spielte: an Ramler 19. Juli, Voss. Zeitung 17. Dec. 93; Mad. de Staël, De l'Allemagne (De la déclamation): Iffland rappelle aussi la sensation prodigieuse que produisait, dans la pièce d'E. G., Eckhoff . . Lorsque Odoard apprend, par la maîtresse du prince, que l'honneur de sa fille est menacé, il veut taire à cette femme, qu'il n'estime pas, l'indignation et la douleur qu'elle excite dans son âme, et ses mains à son insu arrachaient les plumes qu'il portait à son chapeau, avec un mouvement convulsif dont l'effort était terrible, von Andern erfolglos nachgeahmt. Hamburg: Litzmann, Schröder 2, 128 (vgl. „Schröder u. Gotter“ 1887 S. 92). F. L. Stolberg an Voß, 16. Juni 85 über das Lachen des Publicums „wo unser einer erschüttert wird. Ähnliches habe ich bey Shakespears Stücken in Hamburg gesehen, und erinnere mich, daß das Parterre brüllend lachte bey dem: Kind, es ist keine Haarnadel — in der Emilie von Lessing.“ Dummer Brief Dyks an J. B. Michaelis, Leipzig 24. Apr. 72: „Sie haben also L.s Galotti gelesen? Ein herrlich Stück fürwahr! Aber im Ganzen, dünkt mich, steht es unter der Minna, die zu Berlin einen vortreflichen französischen Übersetzer gefunden hat“; das Stück sinkt ihm besonders vom Auftreten der Orsina an, die Personen „witzeln“ überhaupt zuviel, über die Haarnadel und über Odoardos Schlußworte vom schalen Trauerspiel werde man lachen; „In Berlin hat man das Stück dreimal aufgeführt, aber jedesmal mit abnehmendem Zulauf. Kein Wunder! das Stück ist für die Lek-

türe der Kenner, weit über unsere Zuschauer und Schauspieler" (Schüddekopf). — Laube erzählte mir, daß Charlotte Wolter die Rolle der Orsina erst heftig ablehnte: das verstehe sie nicht und könne es nie sprechen, und nur nach wiederholtem Vorlesen daran ging.

Geniezeit. Nach v. Biedermann, Goethe-Jahrbuch 1, 17 (G.-Forschungen 2, 199) wäre L. der Goethischen Generation gegenüber kurzweg ein Neidhart; eben so tendenziös, doch geistreicher Hehn, Gedanken über G. 2. A. 1888 S. 56. Einsichtig Minor, Neue freie Presse 5. März 81 (vgl. zum Urtheil über „Werther" Zacher 19, 239). S. 56 „er füllt Därme mit Sand": Archiv 4, 113. — Wirkungen: s. die Monographien über die Geniedramatiker. Minor, Schiller 2, 598 u. 602; Franck, Zs. 20, 366; Boxberger, Archiv 4, 252; bös ist die Reminiscenz der verbuhlten Königin-Mutter Isabeau: „Ich habe Leidenschaften, warmes Blut wie eine andre". Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts (Quellen u. Forschungen 40) 1880 mit reicher Phraseologie, dazu Archiv 11, 618. „Clavigo": Jacoby, Goethe-Jahrbuch 5, 323. Sprickmann: E. Schmidt, AdB 35, 305; Wahles versprochene Monographie steht noch immer aus. Eschenburgs Brief an Nicolai, 17. Juni 76 überbringt „Leisewitz der Vf. des J. v. T., des besten Trauerspiels seit E. Galotti". — „Spartacus": Saurins 1760 durchgefallenes Stück verurtheilt die Correspondance littéraire ed. Tourneux 4, 188 u. (Diderot) 227. Grillparzers Absicht kannte ich 1885 nur aus dem hsl. Tagebuch; das Fragment (1810) liegt jetzt in Sauers Ausgabe 10, 141 vor, die Notizen über den Römercyclus 11, 3 vgl. 81. Meißner, Spartacus 1793, enthusiastische Geschichtserzählung, S. VIII Berufung auf L. — Jerusalem: Minor, AdB 13, 785; VJS 2, 532; Nationalzeitung 27. März 97; Kolbewey, Lebens- u. Charakterbilder 1881 S. 167.

II. Der Bibliothekar. Frau Eva.

O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. L., Briefe u. Actenstücke 1870 (vgl. auch M. Bernays, Schriften 3, 207). P. Zimmermann war mir ein hilfreicher Rathgeber, nicht bloß durch seine Artikel in der AdB und die von ihm u. Schüddekopf gebotenen Mittheilungen im Braunschweig. Magazin (1895 Nr. 9 Besuch in Helmstedt), die Darstellung des Intelligenzwesens (Buchhandel, Journalismus) in seinem actenmäßigen Buche „F. W. Zachariä in Braunschweig" 1896. So ergänzt Schüddekopf, Braunschweig. Mag. 1897 Nr. 11 Glasers Theatergeschichte, auch H. Devrients Angaben über Schönemanns. O. Hoffmann u. Schüddekopf haben mir Auszüge aus dem Eschenburg-Nicolaischen Briefwechsel zur Verfügung gestellt. — S. 65 Eberts Brief an Raspe vollständig, mit anderem, Braunschweig. Mag. 95 Nr. 4. S. 70 Ernst Daniels v. Liebhaber Bericht: Corvey, Frankf. Zeitung 1. Mai 85. — Hof: Stahr lieferte auf unmuthige Äußerungen L.s hin ein Zerrbild. Karl I: AdB 15, 266. Karl Wilhelm Ferdinand: Pockels 1809 (danach Justi, Winckelmann 1. A. 2², 327); Pertz, Stein 1, 93; Ranke, Denkwürdigkeiten von Hardenberg 1, 66; AdB 15, 272; Correspondance littéraire ed. Tourneux 7, 295 hübsch über den Incognito-Besuch mit Grimm bei Diderot. Leopold: M. Bernays' schöner Aufsatz (1885), Schriften 2, 137; vgl. Suphan, Deutsche Rundschau Nov. 1888. — Praun: AdB 26, 536; Schrader v. Schliestedt 32, 435; Féronce 6, 717. — Amtliches, Gehalt: Sonnenburg, Gartenlaube 1881 Nr. 7 u. Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte Febr. 1881. Verkehr: romanhaft unzuverlässig Seventornen (pseu-

donym), L. in Wolfenbüttel 1883 (dagegen Zimmermann, Grenzboten 1883 II 131). Unbedeutend Schiller, Braunschweigs schöne Litteratur 1845. Für Schmid, Ebert, Zachariä u. s. w. sind Angaben hier unnöthig; v. Kuntzsch, s. Zimmermanns Zachariä S. 158 (im Mai 73 mit Frl. v. Düring vermählt, 1782 wegen Schulden entflohen und verschollen). Biographische Einzelheiten liefert auch Pröhle, Zs. für preuß. Gesch. u. Landeskunde 1881 S. 485, Fleckeisens Jahrbücher 1876 ff. Schüddekopf, Zs. des Harzvereins 28 (Briefe Heinses), S-A. S. 31. Schirach an Gleim, Helmstedt 28. Oct. 70: „Moses M. ist izt in Braunschweig u. genießt viel Distinction: er ist öfters bey des Erbprinzen Dchlt. Herr L. hat sich entschlossen, nunmehr weiter nichts zu schreiben, nach seinem Berengarius, der diese Messe erschienen ist, u. will ganz in der stillen Muße leben"; naiv schreibt Graf Veltheim 1776 an Gleim, er freue sich zwar über L.s Verbesserung, bedaure das jedoch für das Publicum, da L., von Nahrungssorgen frei, weniger produciren werde (Schüddekopf). Wohnungen: Heinemann, Das herzogl. Schloß zu W. 1881, endlich Euphorion 2, 633. — Bibliothek: Schönemann, Serapeum 5, 213; Heinemann, Die herzogl. Bibl. zu W. 1878, 1894 zu einem neuen sehr lehrreichen und anschaulichen Buch ausgearbeitet. Seine verallgemeinernde Polemik (zumal S. 184 f.) darf sich ein Biograph verbitten, der schon früher nach objectiver Darstellung gestrebt und Stahrs Capitel ausdrücklich ein Zerrbild genannt hat; wenn man kein besonderes Lob begehrt (wie ich es Zimmermann, Braunschw. Anzeigen 1894 Nr. 210 danke), so wünscht man doch nicht in fremden Tadel mit eingeschlossen zu werden. Heinemann, L.s Amtsgenosse in W. (Cichin), lebendig nach den Acten, Grenzboten 1890 II 152 u. 257 (ein collegialer Streit mit dem Museumsdirector Riegel über L.s Auslieferung von Kupferstichen ward ausgetragen in der Voss. Zeitung 19. Oct. u. 9. Nov. 90). Zimmermann, C. Th. Langer Bibliothekar zu W. 1883. Akadem. Blätter 1884 S. 605.

C. F. Voß an Ramler, 1. Juli 73: „L.s zweyter Theil ist immer nur noch 5 Bogen stark [Sophokles], wo die übrigen 20 herkommen sollen weiß ich nicht. Indessen schreibt Er vom Abendmahl u. von der Ewigkeit der Höllenstrafe. Wenn der Mann nur erst Doctor Theologiae wäre, so hofte ich nicht ohne Grund, daß Er bald seine Fabeln u. lustige Erzählungen wieder hervorsuchen würde" (Schüddekopf). Epigramm: Jellinek, VJS 4, 512. — „Zur Geschichte u. Litteratur". S. 81 Mikrologie: VJS 4, 267. Hirschau: Neue Bibl. der schönen Wissenschaften XVIII 1, 126; Heider, Beiträge zur christl. Typologie ꝛc. 1859 S. 11; Camesina u. Heider, Darstellungen der Biblia pauperum in einer Hs. des 14. Jahrh. 1863; Laib u. Schwarz, Biblia p. 1867; Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes 1884 I 41; Muther, Die ältesten deutschen Bilderbibeln 1883; Schönbrunners Facsimile des Exemplars der Albertina 1890. Uhland u. Kerner: Werner, Lyrik u. Lyriker 1890 S. 339; U.s Gedichte ed. E. Schmidt u. Hartmann 1898 II 155. Theophilus: Schedula ed. Ilg 1874; Nagler, Künstlerlexikon 18, 320. F. L. W. Meyers bestimmte Angabe (Leben 2, 85), Fiorillo sei L.s freundschaftlicher Berather gewesen, kann ich nicht controliren; eben so Goethes Bemerkung über das Verdeutschen des Cellini: „L soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden" (44, 371). Scultetus: Redlich, Nachträge S. 57; Goedeke 3, 53; Herder 29, 723 „Dem Aug entflogen, doch stets im Ohre". „Nachtigall": Deutsches Museum 1779 I 61, II 458 u. 522 (ebenda 1776 I 131 Eschenburgs Proben aus dem von L. entdeckten „Engelhard" Konrads). Priamel: W. Uhl, Die deutsche Pr. 1897

(vgl. Euling, Deutsche Litteraturzeitung 1899 Nr. 8; Ehrismann, Anz. 25, 160). — S. 87 Nicolais Almanach: Ellinger, Berliner Neudrucke 1 f. 1888. — Boie an Bodmer (12. März 81, mir von Seuffert aus der Zürcher Stadtbibl. mitgetheilt): „L.s Tod ist, wie für die deutsche Litteratur überhaupt und so viele Wissenschaften, auch für das Studium der vaterländischen Litteratur ein herber Schlag. Als ich vor zwei Sommern zum letztenmal bei ihm war, zeigte er mir den fast vollendeten Entwurf einer Gesch. der deutschen Sprache u. Litteratur von den Zeiten der Minnesinger bis auf Luthern. Obgleich die Citate u. Nachweisungen größtentheils beisammen sein mögen; wer von den Nachbleibenden wird es ausführen!" Eschenburg an Nicolai, 16. Oct. 73: L. arbeite mit allen Kräften am Wörterbuch und habe den Winter zu Sammlungen bestimmt (vgl. Heinemann S. 159; Allgem. deutsche Bibl. XXIII 1, 236). — Fabel: Forschungen Schönbachs, Gottschicks, Braunes (Einleitung zum Hallischen Neudruck — Nr. 104 ff. 1892 S. XXIX ff. — des E. Alberus) u. s. w., die Compendien; Bächtold, Gesch. der deutschen Litteratur in der Schweiz 1884 Anm. S. 45; Österley: Romulus, die Paraphrase des Phädrus u. die äsop. Fabel im Mittelalter 1870. L.s Äsoparbeiten nach dem von Ernestine Reiske collationirten Codex: Förster, ZvL 8,87 u. Rhein. Museum N. F. 50, 66; Sternbach, Wiener Studien 17, 31. Reiskes: Förster, AdB 28, 129 u. 140, seine große Ausgabe der Reiskischen Briefe 1897 (vgl. v. Wilamowitz, Deutsche Litteraturzeitung 1898 Nr. 19); ein paar herzliche Worte sagt Herder 24, 356, das leidige Verhältnis zu Michaelis stellt schon Schlözer in Reichardts „Deutschland" 1796 II 163 actengemäß dar.

Eva König: A. Schöne, Briefwechsel L.s mit seiner Frau 2. A. (die erste 1870; K. G. Lessing 1789; Dörffel, Cottaische Bibl. der Weltlitteratur Bd. 256 u. 258) 1885 mit Porträt u. trefflichen Erläuterungen. Thiele, Eva L. 1. Heft 1881, wird nicht fortgesetzt. Der von mir S. 161 citirte Brief an die Schwägerin Stoltenhoff vom 31. Oct. 76: Thiele, Jahrbücher der Erfurter Akademie 1895 Heft 22, 1. Sauer, Frauenbilder aus der Blüthezeit der deutschen Litteratur 1885. Eschenburg an Nicolai, 17. Juni 76: „L. wird nun doch wohl bei uns bleiben"; 1. Aug.: „Ich reise übermorgen mit L. auf 4 Wochen nach Hamburg"; 26. Oct.: „Unser L. ist seit 14 Tagen Ehemann; er hat eine verehrungswürdige Frau . . Ich weissage ihm eine glückliche Ehe". — Wien: Richter, Geistesströmungen 1875 (Klopstock s. nun Munckers Biographie); v. Hock u. Bidermann, Der österr. Staatsrath 1879 S. 63; L. u. Kaunitz s. Raab, Neue freie Presse 29. Dec. 80; L. u. das Hoftheater, ders. ebenda 13. Sept. 81; Lothar, Das Wiener Burgtheater 1900 (mir liegt durch die Güte des Vf.s ein Fahnenabzug vor) sagt nach den Acten, daß L. schon zur Zeit der Compagniefirma Bender (also 1769) zur Direction berufen worden sei: zwei Stücke jährlich, 3000 fl.; Maria Theresia mißachtete das ganze Theater als ce qu'il y a de plus vil dans la monarchie. L. in Klosterneuburg, J. M. Wagners Archiv 1874 S. 82. L.s wichtiger, auf S. 145 f. verwertheter Reisebrief an Kuntzsch: Günther, ZvL 10, 438; vgl. ebenda S. 249 Weiße an Bertuch, März 75: täglicher Verkehr, Gespräche über den Zustand der Litteratur, L. habe Bertuch die meisterhafte holländische DonQuixote-Übersetzung zur Benutzung geschickt. Wiener Litteraten: Minors Bibliographie, Zs. für die österr. Gymnasien 37, 576; neueren Arbeiten, die z. Th. auf Überschätzung hinauslaufen, gehe ich hier nicht nach; Werner, Aus dem Josephin. Wien (Geblers u. Nicolais Briefwechsel) 1888; die von mir in diesem Rahmen bloß gestreiften Beziehungen Ayrenhoffs zu Goethe verfolgt nun Horner, Chronik des Wiener Goethe-Vereins 25. Jan. 99. Dyk an

J. B. Michaelis, 16. Dec. 71: „Riedel ist kaiserl. Rath mit einem Gehalte von 1500 Th. geworden, u. wird ein Mitglied der deutschen Akademie, wovon der Kaiser selbst Präsident seyn wird. Die natürliche Frage dabey ist: wird wohl L. ein Mitglied der A. seyn wollen, wo R. ist? U. ohne L. kann ich mir keine d. A. denken. Man sucht auch Wielanden nach Wien zu ziehen" (Schüddekopf). — Mannheim: Seuffert, Maler Müller 1877, Wielands Abderiten 1878 u. Litterar. Beil. der Karlsruher Zeitung 1879 Nr. 27 ff.; Minor, Schiller II u. Preuß. Jahrbücher 70, 552 (Schwan); J. H. F. Müllers Abschied S. 132; Maler Müller, Über L.s Tod (an Tieck), Morgenblatt Febr. 1820 Nr. 48—50 (wiederholt in Arthur Müllers Mod. Reliquien, die Ode in der Nachlese des Grafen York); Heigels Auszug aus den Memoiren Stephans v. Stengel: Cottaische Zs. für allg. Geschichte 1887 Nr. 6 f., Quellen u. Abhandlungen zur neueren Gesch. Bayerns N. F. 1890 S. 341. Ich verdanke der Güte Heigels eine Abschrift der L. und das Nationaltheater betreffenden Hauptstelle und will sie auch jetzt, wo sie im Text kritisch berücksichtigt werden konnte, hier wiederholen:

„Meine Hauptabsicht war, der Bühne ihre ganze Würde zu geben, ihr ein moralisches Gewicht zu erhalten, und wegen ihrem Einfluß auf die Mundart, darauf eine gute, reine, durch Verschiedenheit der Dialekte nicht vermischte Sprache einzuführen. Am meisten kämpfte ich deswegen gegen alle einem Direktor irgend einer bis damals noch überhaupt wandernden deutschen Schauspieler-Truppe zu überlassenden Entreprises: ich schlug vor, die Direktion dem damals in allgemeiner Achtung gestandenen Herzoglich Sachsen-Gothaischen Hofschauspieldirektor Ekhof zu übergeben, das ganze aber einer unmittelbaren Theater-Intendanz unterzuordnen. Der letzte Punkt dieses Vorschlags wurde angenommen, im übrigen setzte es aber Marchand durch seine Bekanntschaften und Verbindungen im Vorzimmer des Churfürsten und bey dem Minister durch, und wurde mit seiner Truppe angenommen. Indessen behielt die deutsche Gesellschaft doch immer einigen Einfluß, und ich schrieb nachher das Tagebuch der Mannheimer deutschen Schaubühne in den Rhein. Beiträgen. Da inzwischen die Hofkammern durch Übernahme der Baukosten wieder hatten vor den Riß stehen müßen, so nahm Minister Hompesch auch wieder Antheil an der Sache, und nun beschloß er, den bekannten Leßing nach Mannheim zu ziehen. L. wurde eingeladen und kam. Hompesch wandte alles an, diesem Gelehrten Deutschlands erster Größe einen würdigen Empfang und einen angenehmen Aufenthalt vorzubereiten. Ich erhielt den Auftrag, die Bedingniße mit ihm richtig zu machen. L., von vielem Weihrauche, der ihm von allen Seiten entgegendampfte, betaumelt, machte den Spröden; die Direktion der Nationalbühne zu übernehmen, schlug er rund ab, nur dazu wollte er sich noch verstehen, von Zeit zu Zeit seine Meinung zu sagen, seinen Rath zu geben. Hompesch war in Verlegenheit, Leßingen konnte er so nicht fortgehen laßen, und ihn so zu behalten, schien ihm zu theuer. Jezt fiel er auf den Gedanken, ihm die oberste Leitung der Heidelberger Universität und der Studien überhaupt zu geben. L. nahm es an, und ließ sich in einem Hofwagen nach Heidelberg führen, um den ersten Überblick seiner künftigen Würde zu nehmen. Aber nun brach das Wetter los: die Oberkuratel der Universität und die Direktion der Studien standen unter dem Departement des Ministers Oberndorf, der diesen unvorhergesehenen Eingriff seines Herrn Kollegen unmöglich dulden konnte. Pater Frank wurde benutzt, und da mußte die Sache von der gefährlichsten Seite gepackt werden, daß es darauf abgesehen seye, die ganze National-Erziehung einem Protestanten in die Hände zu spielen, und dadurch der katholischen Religion

den tödtlichsten Streich zu versetzen. Da der Gedanke wirklich sonderbar und abentheuerlich, und gewiß von dem ersten Berufe L.s nach Mannheim sehr verschieden war, so war wohl vorzusehen, daß Oberndorfs und Franks Bewegungen dawider bei dem Churfürsten Eingang finden würden. Als ich daher einige Tage nachher zum Churfürsten kam, erhielt ich den Auftrag, die Sache einzuleiten, daß L. (doch mit guter Art) sich so bald als möglich zu seiner Nachhausreise bequemen möchte. Hompesch mußte nun gleichwohl in einen sauern Apfel beißen, und seinen Mißgriff, so gut er konnte, mit Gold bedecken. Ich mußte L. sehr viel Verbindliches vom Churfürsten sagen, ihm eine mit Dukaten gefüllte goldene Dose, dann die Folge der Churfürsten von der Pfalz von Otto dem Erlauchten an bis auf Karl Theodor in goldenen Medaillen überbringen, dann wurden ihm seine Reisekosten besonders vergütet und sein Wirth bezahlt, und L. verschwand, wie er gekommen war. Dieß geschah im Frühjahr 1777."

III. Der theologische Feldzug.

Ich beschränke mich auf die wichtigste Litteratur und übergehe Unbedeutendes wie Schiller, L. im Fragmentenstreite 1865. Die theologischen Encyclopädien. Schwarz, L. als Theologe 1854 oberflächlich. Ultraliberal Lang, Religiöse Charaktere 2. A. 1872 S. 215. Dorner, Gesch. der protest. Theologie in Deutschland S. 721. Ausgezeichnete klare Entwicklung giebt Zeller, Vorträge u. Abhandlungen 1877 II 283 (aus der Histor. Zs. 23, 343). Dilthey, zu dessen Verdiensten auch die bündige Formulirung der Ergebnisse Semlers (AdB; böse Ode Herders 29, 531) gehört. Hebler. Zur Vorgeschichte: Tholuck, Verm. Schriften großentheils apologet. Inhalts 1839; Lechler, Gesch. des engl. Deismus 1841 (vgl. auch Herder 24, 91). — **Berengar**: Reuter, Gesch. der religiösen Aufklärung im Mittelalter 1, 91; Harnack, Dogmengeschichte 3, 333; Schönbach, Sitzungsberichte der Wiener Akademie CXL (1899) 4, 36. — **Reimarus**: für das Persönliche und überhaupt für L.s letzte Jahre sind eine Hauptquelle die Briefe von Elise Reimarus an Hennings, die Wattenbach, Hennings' Enkel, 1861 im Neuen Lausitz. Magazin 38, 193 auszüglich herausgegeben hat (S.-A. 39 S.). Durch seine collegiale Freundlichkeit war mir Weiteres im Manuscript (Original in Hamburg) zu lesen gestattet. Die Echtheit hat Boden 1863 ganz thöricht bestritten: ein einziges falsches Datum sprang heraus. AdB 27, 702. Gaedeke, De Arminii Reimari philosophumenis specimen, Königsberg 1881. Dessoir, Gesch. der neueren deutschen Psychologie 1894 S. 81, 193. R. u. Kant, Voss. Ztg. 24. Dec. 93. Möncheberg, H. S. R. (u. J. C. Edelmann) 1867. Apologie: Klose, Niedners Zs. für histor. Theologie 1850 f.; Strauß, H. S. R. u. seine Schutzschrift 1862 (Ges. Schr. 5, 229, vgl. 2, 1 „Brockes u. R.") Die von L. abgedruckten Stücke hat Groß in die Hempelsche Ausg. 15 nach Gebühr aufgenommen, eben so Muncker 12 f.; „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Herausgegeben von G. E. L." 5. Aufl. Berlin 1895. — S. 219 **Neuser**: Häusser, Gesch. der rhein. Pfalz II; Kluckhohn, Friedrich d. Fromme 1877—79; Taylor-Hausraths Roman „Klytia". — **Goeze**: Röpe, J. M. G. eine Rettung 1860, vom streng-orthodoxen Standpunkt, gründlich nach den Quellen (schal dagegen Boden, L. u. G. 1862); Bertheau, AdB 9, 524 (großer Brief 23. Sept. 77, Zs. des Harzvereins 11, 355); liberal Cropp, Deutsche Zeit- u. Streitfragen Heft 115; Händel der Frankfurter gel. Anzeigen s. Scherers Einleitung und Dechent, Goethe-Jahrbuch 10, 169. Erklärung Gödingks über das Epigramm:

Deutsches Museum 1780 I 167. Voß über Goeze: Briefe 1, 315—321. Die Goeziana minora waren mir theils in Hamburg, theils hier auf der Kgl. Bibliothek gut zugänglich Von seinen Heften gegen L. hab' ich seither einen Neudruck mit Beilagen 1893 gegeben: DlD Nr. 43 ff. Unnützer Wust bei Braun 2. — S. 287 Jerusalem an Michaelis 27. Aug. 87, VJS 4, 279. S. 299 Querini: Zimmermann, Braunschweig. Zeitung 29. Juni 89 (dazu S.-A. aus der Zs. des Harzvereins 1891). Über Druckverbot u. Censur schreibt Eschenburg Bekanntes an Nicolai, 31. Aug. („Er wird diesem freilich sehr harten Befehle nicht folgen; u. dann fürcht' ich sehr, daß wir ihn hier verlieren") u. 12. Oct. 78. — S. 319 f. Holtzmanns Einleitung in das neue Testament 1885 war mir sehr lehrreich, nun die S. 320 citirte von Zahn; dazu kamen freundliche Winke A. Harnacks. — Pascal wird von L. einmal ganz nebenher unter „Leibniz" genannt: Hempel 18, 338.

L.s letzte Periode behandelt R. Mayr, Beiträge zur Beurtheilung G. E. L.s 1880; eine geistreiche, paradoxe Schrift, die vielerorten den Satz bestätigt, das Allzuscharf schartig macht, die aber keineswegs, wie Boxberger im Neudruck des Danzel-Guhrauer für gut fand, als Pamphlet abzuthun ist. Nichts lästiger und überflüssiger als solche Ritter und Retter unserer Großen.

Ist die Mittheilung einer L.schen Parodie neben Basedows Eintrag in einem Stammbuch 1779 zuverlässig, Morgenblatt 1811 Nr. 61 (unterzeichnet „L—g. D. R.": Schüddekopf)?

B. Der Geist der Wahrheit beſſ're bald
Die Kirchen jedes Ortes,
Ohn alle zwingende Gewalt,
Durch Kraft des wahren Wortes!

L. Des Geist's der Wahrheit rühmt sich bald
Die Kirche jedes Ortes,
Und alles zwingende Gewalt
Wird Kraft des wahren Wortes.

IV. Nathan der Weise.

Prachtdruck von C. R. Lessing zum 100sten Todestag 1881 verschenkt. Vgl. Voss. Zeitung 6. Febr. 81 über die rechtmäßigen ersten Drucke. Riesige, meist werthlose Litteratur. Naumann, Litteratur über L.s N. (Annen-Realschule Dresden) 1867 dürftig; Mayr S. 7. Pabst, Vorlesungen über L.s N. 1881. — S. 324, 377 Döring: L. Geiger, Frankf. Zeitung 20. Nov. 90. — Kreuzzüge: Reuter II; Scherer, Vorträge u. Aufsätze S. 328. De tribus impostoribus ed. Weller 1876. Gaston Paris, La légende de Saladin, Journal des Savants Mai—August 1893. Parabel: auf das Schebet Jehuda wies zuerst Dunlop hin; Landau, Die Quellen des Decameron 2. A. 1884 S. 183; an Toblers Ausgabe Li dis dou vrai aniel (2. A. 1884) knüpfte Schuchardt eine kleine feine Besprechung, Im neuen Reich 1877 II 481 (Romanisches u. Keltisches 1886); G. Paris, La parabole des trois anneaux 1885 (Extrait de la revue des études juives 11, jetzt wieder abgedruckt: La poésie du moyen âge 2. série 1895 S. 131); auf Mannis Istoria del Decamerone 1742 S. 155 wies mich Erdmannsdörffer hin (der ungeschickte M. bricht gerade da ab, wo der mir jetzt in einer Abschrift Albrechts vorliegende Dubliner Druck zur eigentlichen Parabel rückt); Boccaccio 1, 3 gereimt von Ramler, Berliner Monatsschrift April 1794; Jördens 6, 490 verweist unnütz auf eine Nacherzählung des Paganutius (Opera der Olympia Fulvia Morata S. 580) als Quelle L.s; Des Ormeaux schrieb 1760 den Schluß zu Du Port du Tertre, Histoire générale des conjurations, conspirations et révolutions célèbres, die Parabel 9, 479 (nach Carvacchi, Zs. für vaterländ. Gesch. u. Alterthumskunde Westfalens 1855 S. 305

wäre das L.s Quelle, was natürlich unrichtig ist, obwohl L. den Du Port kannte); Wackernagel, Kl. Schriften 2, 452 mit schiefen Bemerkungen über L.s Rangordnung der Religionen; rabbinerhaft Bloch, Quellen u. Parallelen zu L.s N. 1880 (ultrajüdisch auch das Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch 1879); Gesta Romanorum ed. Österley 1872 (ablenkend R. M. Meyers These 9 im Anhang seiner Neidhart-Dissertation Berlin 1883); Meistergesang: Hampe, VJS 6, 102; Rinckart: Hallische Neudrucke 53 (schon von Gottsched mit Swifts Tale verbunden; Parabel vom Wettschießen s. auch Herder 20, 401). — S. 337 Voß, Schubart, „Vademecum für lustige Leute", älteres Flugblatt: R. Köhler, Aufsätze 1894 S. 75. Vgl auch Boies Gedicht „Der Himmel", Weinhold S. 371; Kotzebue, Der Eremit auf Formentera, Schluß: „Juden, Türken, Christen, Heiden Wandeln ohne sich zu neiden Hand in Hand ins Himmelreich." Voß, Briefe 1, 206 f. — S. 349 Auf Decameron 10, 3 wies zuerst kurz Gosche, Jahrbuch für Litteraturgesch. 1865 S. 199; Genaueres gab Caro, Lessing u. Swift 1869, leider mit sehr spitzfindigen Combinationen aus Swifts Leben (seine scharfe Abwehr wiederholt Kuno Fischer, Kl. Schriften 4, 291). — Zur Geschichte bisher nur etliche Einzelheiten, z. B. Zacher und Boxberger, Zacher 5, 443 u. 6, 304; schwache Rettung Marins: Ricard, Une victime de Beaumarchais 1885. — Voltaire: Mayr S. 102 will den Nathanplan nicht vor den Guèbres zulassen. An N. erinnert flüchtig Waetzoldt vor seiner Schulausgabe der „Zaïre" 1880. — Das Gedicht: D. F. Strauß 1864 (Ges. Schr. 2, 43) ist auffallend schwach, was ich trotz Th. Zieglers Rüge aufrecht erhalten muß, da man eben von Strauß mehr erwartet; s. übrigens Briefe S. 463: „sehr in usum Delphini gemacht". Kuno Fischer 1864 u. s. w. (L. als Reformator II); sagt viel Geistreiches und Anregendes über die Charaktere, construirt diese jedoch zu sehr aus der „Idee" der Selbstverläugnung heraus. Gegen Vischers „Ästhetik" (vgl. aber auch die schöne Trias: Nathan Iphigenie Carlos, Auch einer 2, 121) und Strauß, gegen Schiller u. s. w. polemisirt glücklich Werder, Sonntagsbeil. der Voss. Zeitung Juni u. Juli 90 (s. jetzt den vollständigen Abdruck seiner nur gar zu enthusiastischen und rhetorischen Berliner Vorlesungen 1892). Ich lege Werth, nicht auf die Priorität, die ich hier nirgends geltend machen möchte, weil sie gleichgiltig ist, aber auf das mehrfache freie Zusammentreffen mit Werder; das Capitel schrieb ich 1889 bei meiner Mutter in Jena. Das Anregendste hat neuerdings Kettner, zu scharf in manchen Punkten, gesagt: Über den religiösen Gehalt von L.s N. d. W., Naumburg 1898. Von Dichtern haben sich zuletzt Spielhagen, Faust u. N. 1867, und Auerbach, Die Genesis des N. 1881 (vgl. auch Briefe an J. Auerbach 1884 passim) geäußert. Von hervorragenden Theologen (S. 345 Marheinekes Abdruck aus Daubs „Judas Ischarioth": Urtheil eines christl. Gottesgelehrten über N. d. W. 1818) u. a. Beyschlag, N. u. das positive Christenthum 1863. Unmittelbare Beziehungen des Patriarchen auf Goeze hätten nie geläugnet werden sollen; richtig urtheilt Redlich. — Der erste Entwurf (Danzel, Maltzahn, Hempel, Muncker; alle mit kleinen Versehen, vgl. Anz. 17, 141) separat ed. Boxberger 1876 (aus Hempel 11). — Erlebtes: „Ein Brief von Frau von Grothuis an Goethe . . aus dem Riemerschen Nachlaß", Europa ed. Kühne 3. Apr. 1840. — S. 382 Quoties inter homines fui, minor homo redii (Thomas a Kempis nach Seneca Ep. 7); beifällige Reflexionen Schopenhauers, Gespräche ed. Grisebach S. 107. — Vers: Zarncke, Über den fünffüß. Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch L., Schiller u. Goethe 1865 (wiederholt Kl. Schriften I 1897; vgl. Ausgewählte Briefe von u. an Chr. A. Lobeck u. K. Lehrs ed. Ludwich 1894 II 723); unselbständig Belling, Die Metrik L.s 1887;

Ekhof an Weiße 23. Juni 66, VJS 4, 274. — S. 408 Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit 1885. S. 409 Pfeffels „Goldstück“ auch in Schobelts „Noten mit Text über die Erziehung des Menschengeschlechts von L.“ Stendal 1780 S. 69: „Mir fällt hierbei die Fabel ein, welche sich in den Neuesten Mannigfaltigkeiten 3. Jahrg. 1. Quartal S. 191 befindet“; hier also wohl der erste Druck, der mir nicht zur Hand ist. — S. 411 Pfranger: Albrecht, Wismarer Progr. 1894. — Theater: zerstreute Nachrichten; Uhde, F. L. Schmidt 1, 340; Der Freimüthige 1803 Nr. 198; Costenobles Tagebücher 1889 passim ergänzen Laubes Gesch. des Burgtheaters reichlich (Speidel, Neue freie Presse 20. Jan. 95; Kalbeck, Neues Wiener Tagblatt 15. Jan. 95). Über Döbbelin hsl. Notizen von Preuß; Berliner Litt. u. Th.-Zeitung 1783 I 285; Euphorion 2, 345. Schiller: nun vortrefflich Köster, Sch. als Dramaturg 1891 S. 129 u. 308 (Wartenberg, VJS 2, 394); Hist. krit. Ausg. 15², 85. England: Herzfeld, W. Taylor, Halle 1897 S. 8, 22.

V. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Guhrauer s. u. 1841. Ritter, Über L.s philosoph. u. religiöse Grundsätze 1847 (bedeutsam recensirt von Danzel, Neue Jenaer Litteratur-Zeitung 1848 Nr. 172—174, von Haym in der Hallischen Litt. Ztg). Hebler, L.-Studien 1862 (vgl. Philos. Aufsätze 1869 S. 79); Dilthey, Preuß. Jahrbücher 19, 271; Zeller s. o. Vorträge 2, 283, Gesch. der deutschen Philosophie seit Leibniz 1879 S. 284. Jacoby, G. E. L. der Philosoph 1863 (in Stahrs Buch übergegangen und von Frau Fanny ungebührlich genug behandelt), fährt in der Hempelschen Ausgabe denn doch zu schlecht, wie viele Blößen das Jung-Hegelsche Schriftchen auch bietet. Unergiebig ist Witte, Die Philosophie unserer Dichterheroen 1880 I 25. Sorgsam in der Materialsammlung, doch vielfach unklar, Hauptfragen verkennend, manche Probleme fördernd Spicker, L.s Weltanschauung 1883. Rehorn, L.s Stellung zur Philosophie des Spinoza 1877; wie kann man aber auf den Gegensatz des Temperaments so viel Gewicht legen? Zimmermann, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1855 S. 377. Schaarschmidt, L. u. Kant, Philos. Monatshefte 1881 Heft 4 (vgl. ebenda H. Fischer 85 S. 29, 169 u. mehr). Kants Vertrautheit mit L.s Theologie hat endlich Arnoldt, Altpreuß. Monatschrift 26, 385 klar auseinandergesetzt. Tertullian: Bergmann, Hermäa 1883. Mayr. Kuno Fischer. Hettner. Julian Schmidt (Spinoza zu sehr abwehrend). Windelband, Die Gesch. der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur u. den besonderen Wissenschaften 1878 I 524. O. Pfleiderer, Gesch. der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart 1883 S. 132. A. Riehl, G. E. L. Rede, Graz 1881. Dessoir, Gesch. der neuern deutschen Psychologie 1894 (2. A. 1897) passim, besonders S. 175 ff., 300 (s. auch seine Rec. von Sommers Grundzügen einer Gesch. der d. Ps. u. Ästhetik 1892 in der Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philos. 18, 256). G. Bruno: Nieten, L.'s religionsphilos. Ansichten bis zum Jahr 1770 rc. 1896 (vgl. Spitzer, Deutsche Litteraturzeitung 1898 Nr. 45), eine gute Arbeit. Arnsperger, L.'s Beschäftigung mit der Leibniz. Philosophie 1897 (aus den neuen Heidelb. Jahrbüchern; dagegen Spitzer, Deutsche Litt. Ztg. 1898 Nr. 24).

F. H. Jacobi. Werke IV 1 (vgl. Hempel 18, 17). Suphan, Goethe u. Spinoza 1783—86, Festschrift zur 2. Säcularfeier des Friedrichs-Werderschen. Gymn. Berlin 1881; Goethe-Jahrbuch 12, 3 (Dilthey, Archiv für Gesch. der Philosophie 1894); Hering, Sp. im jungen Goethe 1897 (s. Spitzer, Deutsche Litteratur-

zeitung 1898 Nr. 29). In der Heranziehung Goethischer Urtheile mußte ich mich beschränken; Briefe 7, 58 (Salto mortale Jacobis), 92 (Prometheus), 95, 110, 131, 173, 212, mit v. d. Hellens Anm. 321 ff., 328. Auch die weitere Polemik Jacobis gegen Mendelssohn wurde nicht verfolgt. Kant (Oct. 89, Hartenstein 8, 763) dankt J. für die 2. Aufl. und bemerkt: „Den Synkretismus des Spinozismus mit dem Deismus in Herders Gott haben Sie aufs gründlichste widerlegt". Die Inschrift ἓν καὶ πᾶν bestritt gegen Jacobis u. Herders Augenzeugnis mit Unrecht Pröhle, Friedrich d. Gr. u. die deutsche Litteratur S. 288 u. 296 (vgl. Suphan, Zacher 5, 242; L. Wieland Heinse S. 50); sie ist nur vor Pröhles Localinspection verschwunden. Ein Stammbuchblatt „Εν εγω [undeutlich εχω] και παντα! Gotthold Ephraim Lessing. Hamburg den 14 Octbr 1780" besitzt mein Freund Köster und hat es mir im Facsimile mitgetheilt. — Karl L. an Mendelssohn 24. Oct. 85: „Nun, bester Freund, habe ich Jacobis Briefe über die Lehre des Spinoza ganz gelesen und bis S. 162 gereut es mich auch nicht. Aber von da an wird er einem Lavater ziemlich ähnlich, den er auch fleißig anführet. Und da er sich von da an auf seinen inneren Sinn, auf sein individuelles Gefühl, auf sein θειον λογον, das die Griechen Dämon genannt, so lavaterisch beruft, so ströme ich mit meinem innern Gefühl auch herum und sage: o lavaterscher Jacobi! so zu saalbadern hättest du gegen meinen Bruder dich nicht getraut! Daß du ihn zum Spinozisten gemacht, weil du seine Schraubereyen nicht recht verstanden, ist kein großes Unglück; aber daß er dein vertrauter Freund vor der Welt gewesen zu seyn scheinen muß, Schade!" u. s. w. gegen den „Tollhäusler" und „Schwärmer", gegen die Unvernunft Lavaters und — Herders. Bloße „Schrauberei" von L.s Seite behauptet noch spät auch Kästner mit einem Wortwitz: Spinoza spina. Jacobi verweigert 1793 die Mittheilung der L.schen Briefe, die Reimarer hätten sich 1789 zu ihm eben so ablehnend geäußert (Dorow, Denkschriften 1838 III 59). — F. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen 2c. des Herrn F. H. Jacobi u. der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus" 1812 S. 45. Schelling über L.s „Erziehung", Vorlesungen über die Methode des academ. Studium 1803 S. 184. Die Note über L.s „Meisterhaftigkeit gänzlicher Subjectivität" steht noch nicht im ersten Druck Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur 1807, wohl aber findet sie sich mit andern Anmerkungen in den Philos. Schriften 1809 I 388.

Ernst u. Falk: Muncker 13, 340. Herder 15, 57 u. 626; 24, 598. Baumgarten, War L. ein eifriger Patriot? Rede von 1867, Histor. u. polit. Aufsätze 1894 S. 217. Die meisten freimaurerischen Darsteller scheuen sich, bei L. Esoterisch und Exoterisch klar zu sichten. Ich begnüge mich jetzt, das ausgezeichnete Buch von Boos, Gesch. der Freimaurerei, Aarau 1894 zu citiren (Cap. 9 S. 206), wo man S. 208 Litteraturangaben findet.

Erziehung speciell: Historisches bei Mayr; Bonnet (Tholuck, Verm. Schr. 1,271) zuerst von Dilthey stärker für L. herangezogen; Seelenwanderung s. Rößler, Preuß. Jahrbücher 20, 268, dagegen Dilthey ebenda S. 439); Arnsperger, L.s Seelenwanderungsgedanke 1893, zu getrost periodisirend. (Erinnert sei auch an das geistreiche Gespräch: „Wir sind alle Revenants" in Immermanns „Epigonen" Buch 4 Cap. 3.) Herder Bd 15 u. s. w. Guhrauer, L.s E. d. M. kritisch u. philosophisch erörtert 1841. Auf die längst abgethane Fabel von Thaers Urheberschaft braucht nicht mehr eingegangen zu werden (nach Guhrauer Groß, Hempel 18, 188). F. W. Robertsons Vorrede zur Übersetzung The education of the human

race, deutsch in Charlotte Broichers Bearbeitung des Brookeschen Werks über R. Gotha 1894.

VI. Sprache.

Zum 2. Motto s. auch Schopenhauers Nachlaß 4 (Reclam), 295. Eine Darstellung fehlt, denn A. Lehmann, Forschungen über L.s Sprache 1875 kann wahrlich nicht dafür gelten (vgl. Anz. 2, 38; Zacher 8, 118). Burdachs verheißene Geschichte der nhd. Schriftsprache steht leider immer noch aus. F. Kluge, Von Luther bis L. 1887 (3. A. 1897), führt nur ausschließlich bis zu L. Ich sage hier „Schriftsprache“ sowohl im engeren grammatischen als im weiten stilistischen Sinn, obgleich ich recht gut weiß, welche Verwirrung namentlich die Frage nach Luthers Stellung in der Geschichte des Nhd. dadurch betroffen hat, daß man die Probleme durch einander warf (Rückert u. s. w.). Solche Gefahr droht hier nicht. — Gerstenberg an Nicolai 1767, Zacher 23, 48. Einzelne Beobachtungen von Boxberger, Sanders, Grosse (über L.s Interpunction: Wissenschaftl. Monatsblätter, Königsberg 1879 VII 194 — s. auch ebenda 5, 40 — vgl. Archiv 11, 370), Goldstein (Festschrift für O. Schade 1896 S. 51 Lexikalisches; Bedeutungswechsel, Erneuerungen, Schwund) sind hier nicht aufzuzählen. Gottsched (s. jetzt Waniek), Richey, Adelung, Heynatz hab' ich natürlich durchgenommen, aus Antons zahlreichen den Wortschatz der Lausitz behandelnden Görlitzer Programmen, auch aus Albrechts Leipziger Mundart 1881 (mit Vorwort des feinsinnigsten Kenners Hildebrand), aus Weinholds musterhafter Skizze des Schlesischen, Über deutsche Dialektforschung 1853, gelernt. Brandstäter, Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache 1874 behandelt eine Menge Worte und Wendungen aus falschem Gesichtspunkt; andrer Sprachreiniger zu geschweigen. Eine historisch-philologische Monographie über L.s Laut- und Flexionsgebrauch, Wortschatz u. s. w., Syntax, mit Rücksicht auf die verschiedenen Lesarten, bleibt wie gesagt zu wünschen. Ich habe viel dazu liegen. Tyrol, L.s sprachl. Revision seiner Jugendbramen, Berlin 1893. Erwähnt sei auch Längins sorgsame Freiburger Dissertation, Die Sprache des jungen Herder, Tauberbischofsheim 1891. — Steinhausen, Gesch. des deutschen Briefes 1889—91. — Lehrreich das Verzeichnis von Kanzleiworten, Deutsches Museum 1779 I 208 (2, 528) und Gedikes Gedanken über Purismus u. Sprachbereicherung ebenda 2, 385 gegen Adelung. Cosack, Bild u. Gleichnis in ihrer Bedeutung für L.s Stil, Progr. der Realschule Danzig 1869 giebt eine kleine äußerliche Sammlung. Gutes bei Immisch, Beiträge zur Beurtheilung der stilist. Kunst in L.s Prosa, Fleckeisens Jahrbücher 1887 S. 331 u. 393. Withalm, Über eine stilist. Eigenthümlichkeit (Wiederholung) in L.s Dramen, Graz 1880. v. Waldberg in seiner Erstlingsarbeit „Studien zu L.s Stil in der Hamb. Dramaturgie“ 1882 beschränkt sich zu sehr und sieht zu viele Absichten und Eigenheiten; um so fördernder sind seine stilgeschichtlichen Beobachtungen für das 17. und 18. Jahrhundert: Die galante Lyrik 1885, Die deutsche Renaissance-Lyrik 1888. Hehn, Beil. zur Allg. Ztg 15. Oct. 92. R. Hirzel, Der Dialog 2, 429.

VII. Lebensausgang.

S. o. die zum 1. Braunschweiger Capitel verzeichnete Litteratur. Redlichs Noten, Hempel 20. Besonders wichtig sind Leisewitzens Tagebücher (bei Heinemann 1870; vgl. Kutschera, J. A. L. 1876); sein Bericht an Lichtenberg, Sämmtl. Schriften von J. A. L. 1838 S. 113. Die Briefe der Reimarer und der Jacobi.

Elisens Brief S. 606 hatte mir M. Bernays freundschaftlich aus der Hs. mitgetheilt; s. jetzt Redlich, Neue Nachträge S. 29. S. 602 f. Jerusalem an Bertuch 12. Oct. 78, Beil. zur Allg. Zeitung 10. Juli 81; Friederike J., BJS 2, 472. Schiller, Über G. E. L.s Persönlichkeit, Herrigs Archiv 3, 317 (abgedruckt Deutsche Reichszeitung, Braunschweig 30. Sept. 53) schöpft aus mündlicher Mittheilung der 86jährigen Amalie Henneberg-König u. Friedrich Königs; werthvoll, doch nur mit Kritik zu benutzen. Döring an Göckingk, Frankf. Zeitung 20. Nov. 90. Daveson-Lange, Der Freimüthige 1804 Nr. 21, 25, 29 (vgl. Nicolai an Eschenburg 7. Febr. 1804, mir von Schüddekopf mitgetheilt), vgl. auch Euphorion 2, 344. Rahbeks anekdotenhafter Bericht über Klingers Zusammentreffen mit L. (Minor, Aus dem Schillerarchiv 1890 S. 36) ist unglaublich; kurze Erwähnung im Brief an Schleiermacher vom 15. Apr. 77 „Ich soll L. eben sehen“, Rieger 1, 408. — S. 605 Das Nichtträumen L.s bezeichnet Schelling, an Waitz 19. Mai 46, als „falsches Vorgeben“, sich auf F. L. W. Meyers Mittheilung stützend: „Mir ist ein höchst merkwürdiger Traum bekannt, den er geträumt. Auch Herder wußte davon“; die versprochene briefliche Nachricht sei ausgeblieben. Ein Nichtträumer war F. A. Wolf (Riemer 1, 268, Goethe-Jahrb. 15, 95); Kant läugnet aber völlige Traumlosigkeit mit Recht, Anthropologie 1798 S. 81. — De la littérature allemande (Geiger, DlD 16): Scherer, Litteraturgesch. S. 756; Pröhle, Friedr. d. Gr. u. die deutsche Litteratur 1872 bietet kaum etwas zur Sache; das Beste an neuem Material und Erläuterungen giebt Suphan, Friedrichs d. Gr. Schrift über die deutsche Litteratur 1888. Grillparzer, Friedrich d. Gr. u. Lessing. Ein Gespräch im Elysium (1841) 11, 197. — Jülich-Cleve: ich durfte mich an Schlözer halten; J. G. Jacobi s. Redlich, Nachträge S. 64. Tod: Daß L. am 3. Febr. tödlich erkrankte (so auch Redlich), schien mir schlechterdings nicht mit Leisewitzens Tagebuch, wo der 13. angegeben ist, zu vereinigen, wie Scherer, Kl. Schriften 2, 72 triftig bemerkt; doch die Überlieferung ist älter und besser, als Scherer meint, der nur von einem Druckfehler — 3 statt 13 — bei K. G. Lessing 1, 426 spricht. Leisewitzens eigener Bericht an Lichtenberg bietet den 3. (Schriften S. 116; Guhrauer 1. A. citirt: 13), dasselbe Datum Betty Jacobi (Zöppritz 2, 181). Leisewitz, Betty, Elise, Malchen erzählen so, daß man trotz den nicht recht präcisen Angaben keinen bloß dreitägigen Verlauf der Todeskrankheit herauslesen kann. Aber das Tagebuch! In meiner Verlegenheit wandte ich mich nach Wolfenbüttel: die Collation ergab, daß bei Heinemann S. 141 statt 13. 14. 15 zu lesen ist 3. 4. 5. — Eschenburg an Nicolai, 16. Apr. 83: „Sie erhalten hier etwas über das Geschmier im Kirchenboten [5. St.], unsern guten L. betreffend. Ich wollte umständlicher darüber schreiben, aber vor Ekel konnt' ichs nicht; auch hieße das nur nugis addere pondus“; Beide argwöhnten Lavaters Einwirkung trotz seinem Protest. Spätere Mittheilungen über L.s Nachlaß sind belanglos (3. Mai 92: E. hält L. für den Verf. der Zürcher „Dunciade“). Todtenfeier: Berlin Schwedt Ellrich, Berliner Litteratur- u. Theaterzeitung 1781 I 237, gleich Gothaer Taschenbuch für die Schaubühne 1782 S. 78, danach Weimarisches Jahrbuch 5, 210; Heinzmanns bloßer Wiederholung vor seinem Nachdruck der Hamburg. Dramaturgie 1786 folgt mit charakteristischen Zuthaten Suphan, Voss. Zeitung 18. Juli 86; nochmaliger Abdruck der Berichte durch Braun war unnütz. Hamburg: Wattenbach S. 29; Leyser, J. H. Campe 2, 35; Litzmann, Schröder 2, 313 (237) — ich nenne gegen ihn, der Schütze S. 498 folgt, nicht d'Arien, sondern Unzer als Verfasser des Nachrufs, wie E. Reimarus es thut. — Großmann, L.s Denkmal 1791 (Archiv 3, 129; Akadem. Blätter 1884

S. 16; schöner Brief Webers über eine Composition zur geplanten Theaterfeier an Gr. 22. Juli 91, Nationalzeitung 21. April 81). Graf Soden setzte 1796 ein seit 1802 in der Wolfenbüttler Bibliothek verwahrtes Denkmal durch. — Lichtenberg an Becker (Briefe 1, 39): „Was sagen Sie zu L.s Tod? Mich schmerzt nur, daß Goeze glauben wird, der Engel habe ihn geschlagen, der Sanheribs Heer schlug. Leisewitz hat mir etwas über seinen Tod versprochen.“ Wieland an den Hofprediger Gräf, 23. Febr. 81 (Weimar. Sonntagsblatt 1857 Nr. 37): „L. ist nun auch dahin gegangen, woher er nicht zurück kommen wird. So verschwindet einer nach dem andern und seine Stelle bleibt leer, wie der Platz eines Ritters von der Tafelrunde — wer wird uns jemals wieder einen Nathan den Weisen machen?“ Herder 15, 33 (ihm zuerst von Haym glücklich zugewiesen) u. 486; vgl. 29, 59. Suphans Ausgabe, die uns den ganzen Herder schenkt, während der Arbeit Band für Band zu empfangen, war mir so förderlich wie genußreich.

Register.*)

*) Es bezieht sich nur auf den Text; ausgeschlossen sind die spärlichen Anführungen Lebender.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05064 2977

